



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

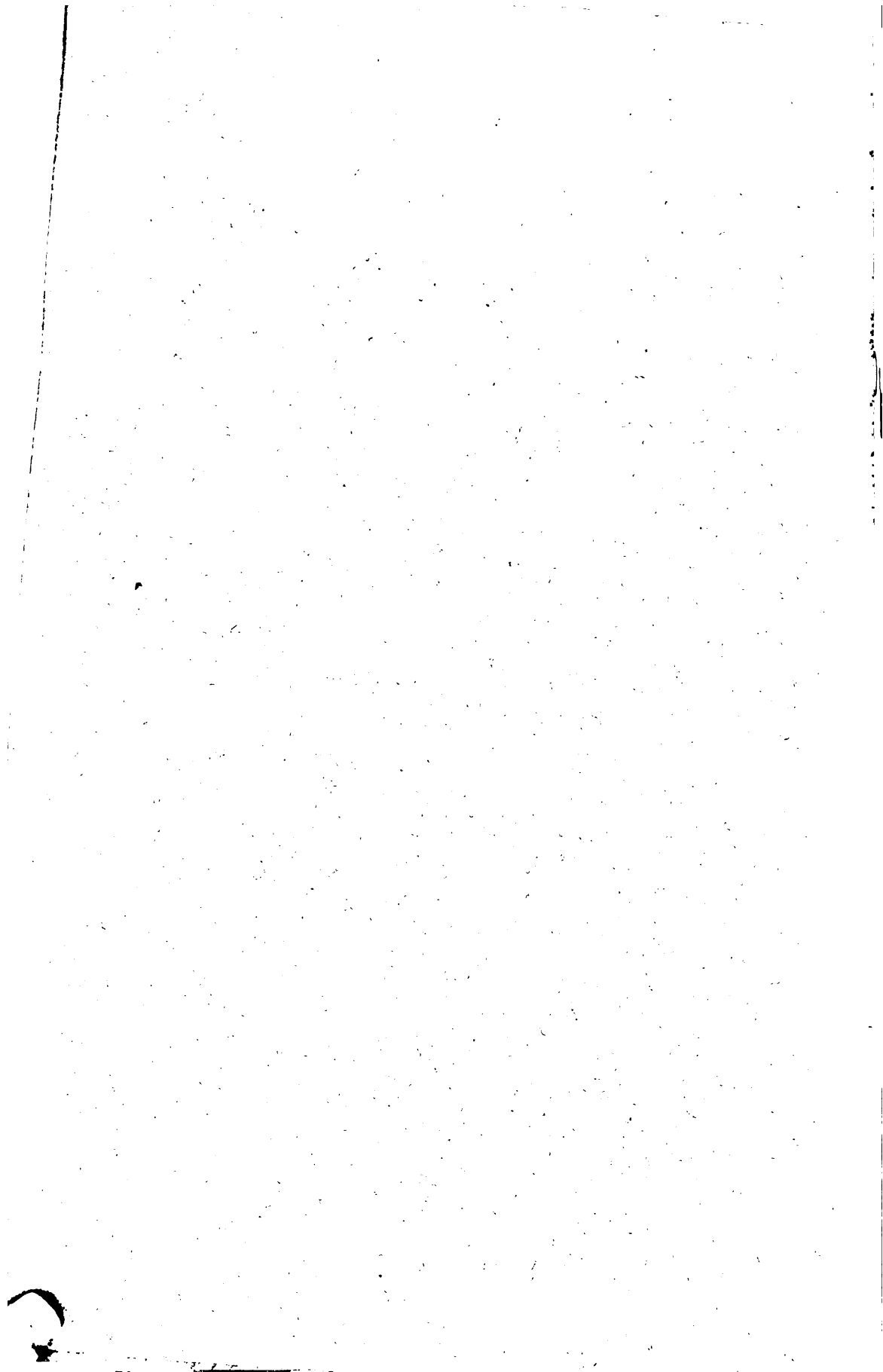
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

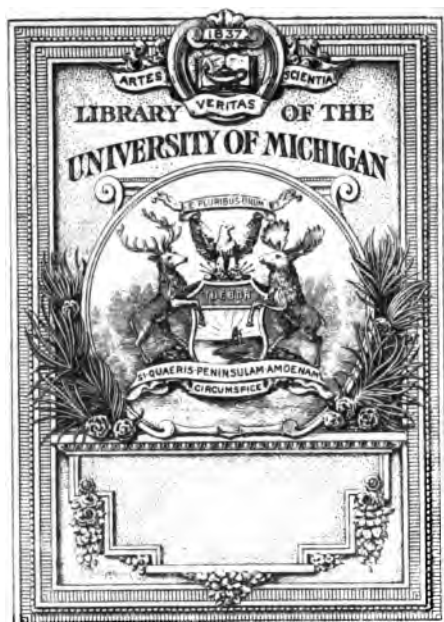
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

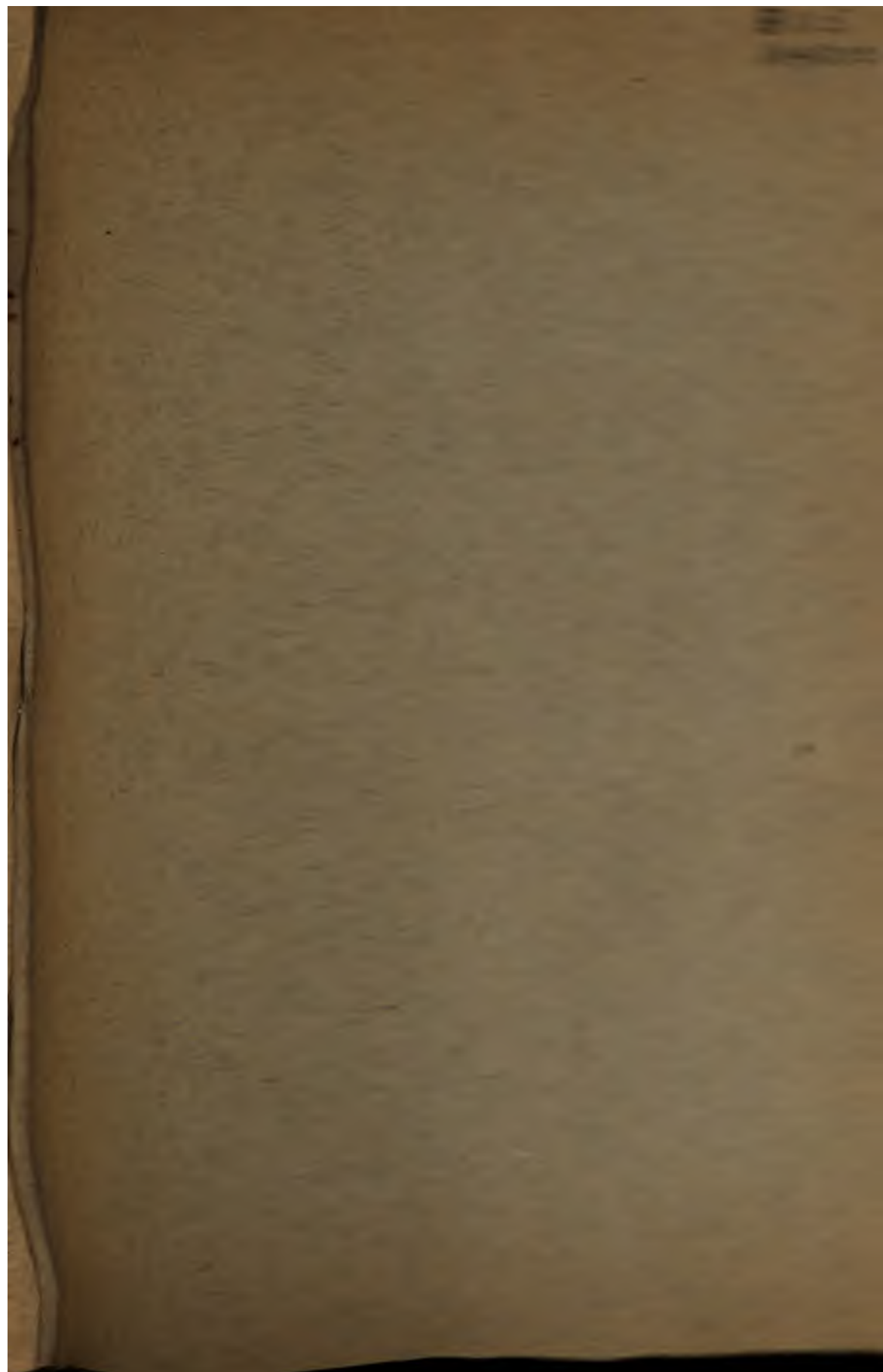
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

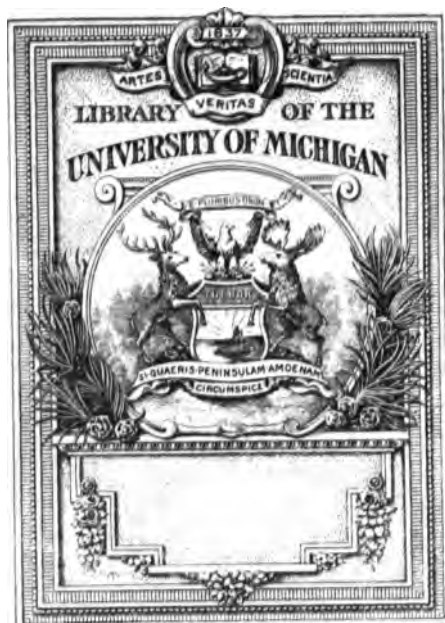
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

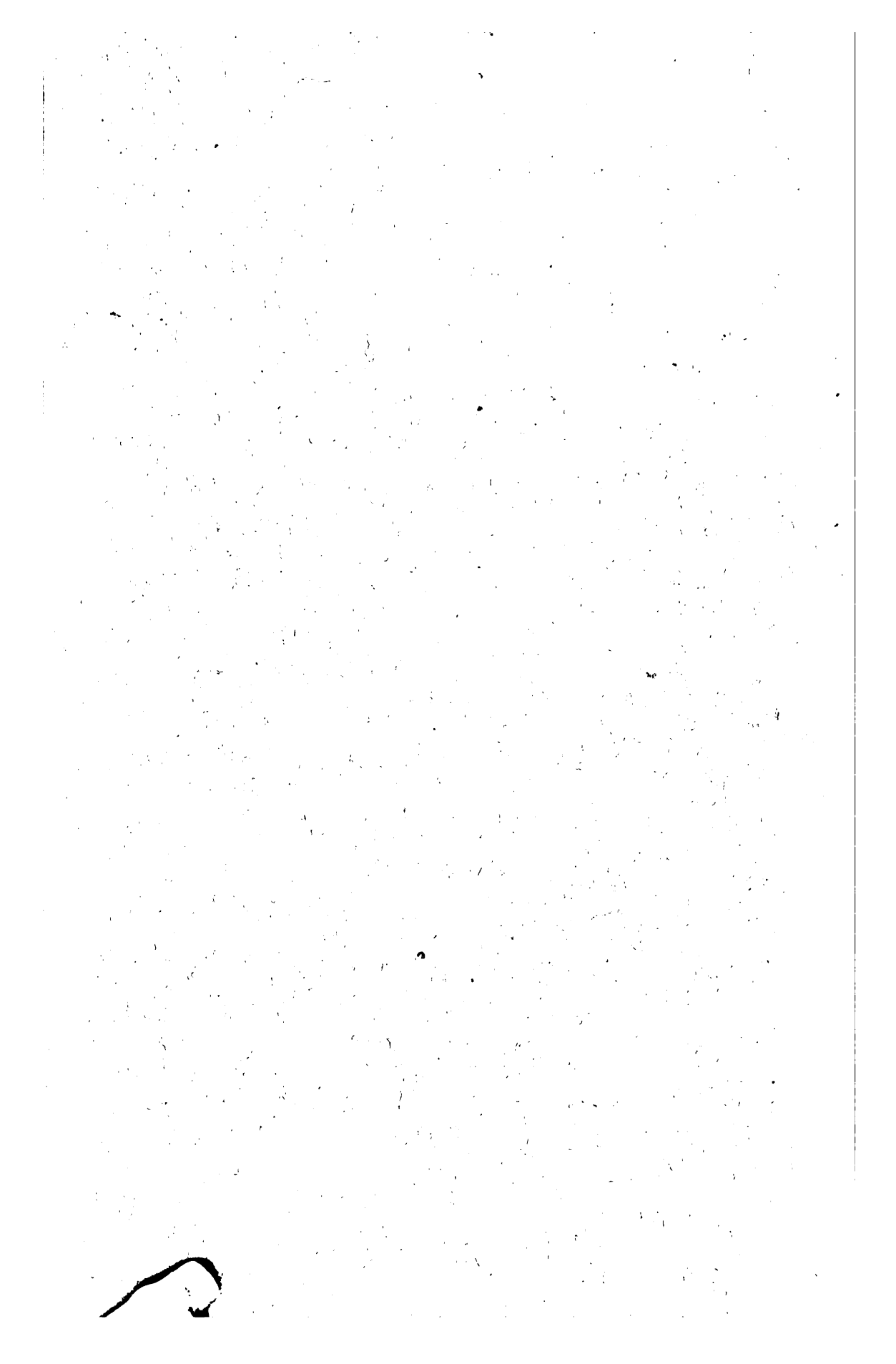


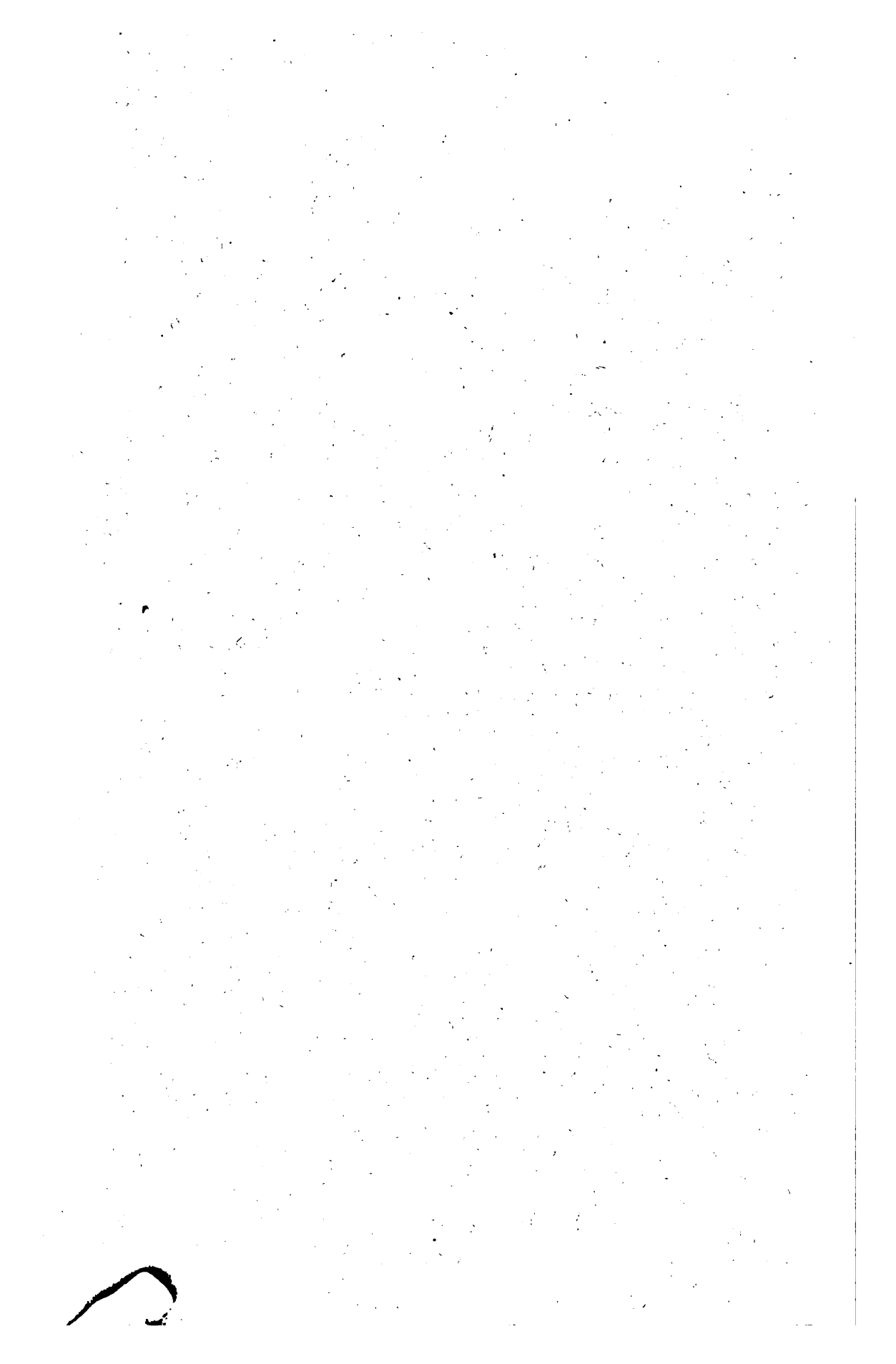






805
N4805





Neue
Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in

Bremen.

Jahrgang 1903.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes

Aktiengesellschaft.

1903.



Register zur „Neuen Philologischen Rundschau“

Jahrgang 1903.

A. Originalartikel:

- I. Verwendbarkeit und Form einsprachig kommentierter Schulausgaben für den französischen und englischen Unterricht (K. Beckmann) p. 1.
- II. Zu Agrippa d'Aubignés Tragiques aus Anlaß neuerer Ausgaben (Carl Friesland) p. 145.
- III. Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112 sup. (J. May) p. 241.
- IV. Zu Platons Apologie, p. 26 D (Edm. Fritze) p. 433.
- V. Taciteum (Gust. Wörpel) p. 553.

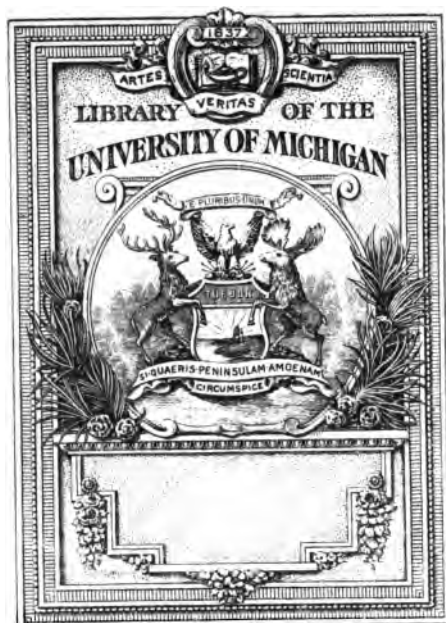
B. Rezensionen:

- Ackerknecht, Julius**, Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Französischen? (M. Krüger) p. 326.
- Aigar, Alfred Brofsmer, Aigar et Maurin**, Bruchstücke einer Chanson de geste nach der einzigen Handschrift in Gent neu herausgegeben (M. Goldschmidt) p. 280.
- Altman, Walter**, Architektur und Ornamentik der antiken Sarkophage (L. Koch) p. 155.
- Aly, Friedrich**, Humanismus oder Historismus (Edm. Fritze) p. 232.
- Amrith, Wilhelm Freiherr v. Landau**, Beiträge zur Altertumskunde des Orients. III. Die Stele von Amrith. Die neuen phönizischen Inschriften (R. Hansen) p. 253.
- L'Année linguistique** publiée sous les auspices de la Société de Philologie. Tome I. 1901—1902, p. 523.
- Aorelius, Hilma**, Etude sur l'emploi des pronoms personnels sujets en ancien français (B. Röttgers) p. 501.
- Appel, Ludwig**, Auswahl französischer Gedichte p. 208.
- Aristophanis Aves cum prolegomenis et commentariis** edidit J. van Leeuwen (Pongratz) p. 335.

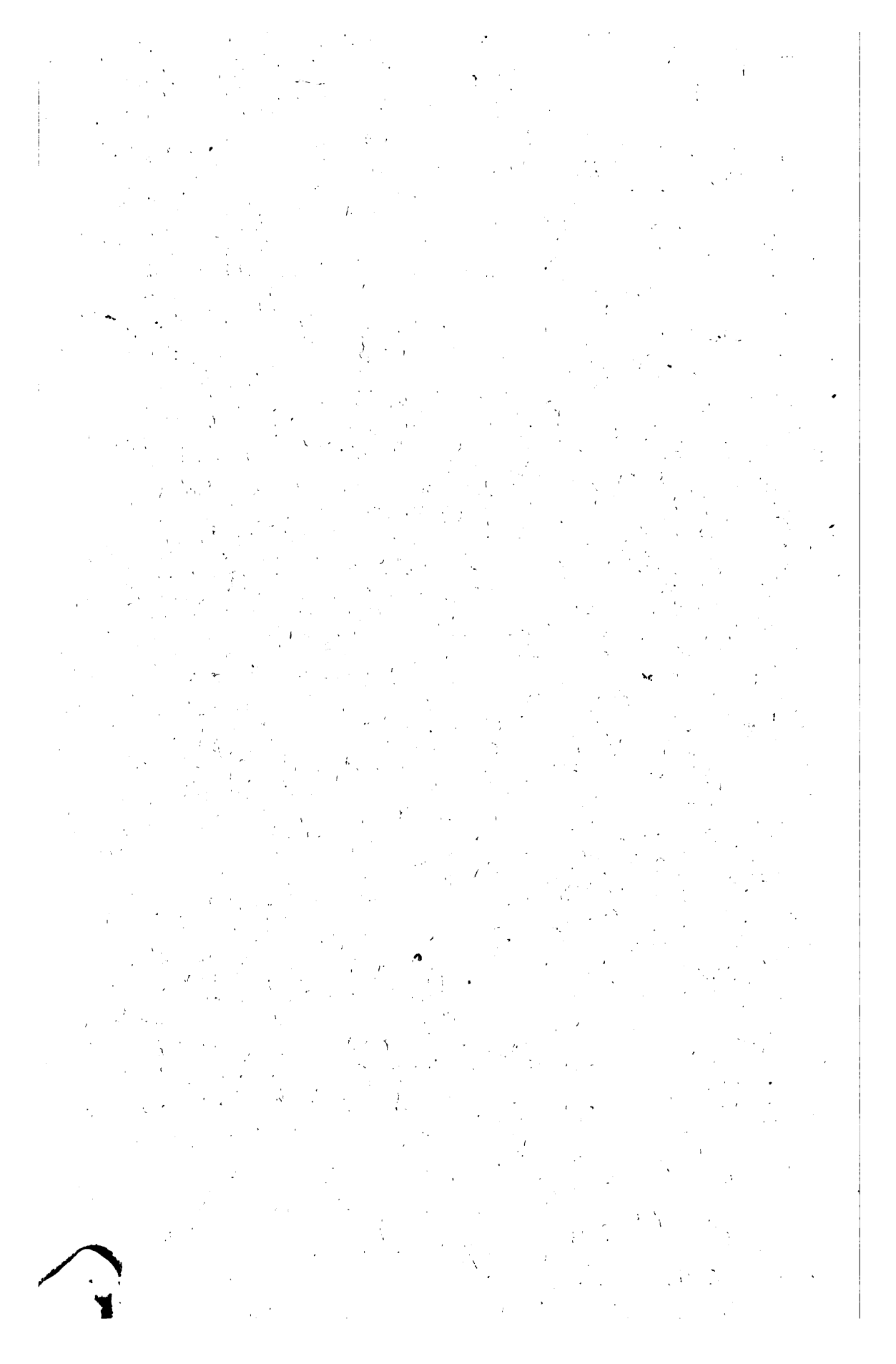
- Aristophanes, Fredericus H. M. Blaydes**, Spicilegium Aristophaneum (Pongratz) p. 268.
- **Charles William Peppler**, Comic Terminations in Aristophanes and the Comic Fragments. Part I: Diminutives, Character Names, Patronymics (Ph. Weber) p. 265.
- Aristoteles, M. E. Gaus**, Psychologische Untersuchung zu der von Aristoteles als platonisch überlieferten Lehre von den Idealzahlen aus dem Gesichtspunkte der platonischen Dialektik und Ästhetik (K. Linde) p. 101.
- Asbach, J.**, Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande (O. Wackermann) p. 180.
- Asher, David**, Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. 8. Auflage. Herausgegeben von Ph. Hangen (H. Hoffschulte) p. 21.
- Asmus, M.**, Cours abrégé de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours (Carl Friesland) p. 591.
- Asmann, B.**, vgl. K. Meier.
- Assumptio, E. Hackauf**, Die älteste mittenglische Version der Assumptio Mariae (-tz-) p. 351.
- Aubanel, Nikolaus Welter, Theodor** Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit (M. Ewert) p. 19.
- Augier, Erich Meyer, Emile Augier**, Le Gendre de Monsieur Poirier (P. Leja) p. 306.
- Bachof, E.**, vgl. Xenophon.
- Baldwin, James Mark**, Dictionary of Philosophy and Psychology. Vol. I, II (F. Pabst) p. 565.
- Ball, A. P.**, vgl. Seneca.
- Bardenhewer, Otto**, Geschichte der altkirchlichen Literatur. Erster Band: Vom Ende des zweiten Jahrhunderts bis zum Beginn des vierten Jahrhunderts (Eb. Nestle) p. 613.

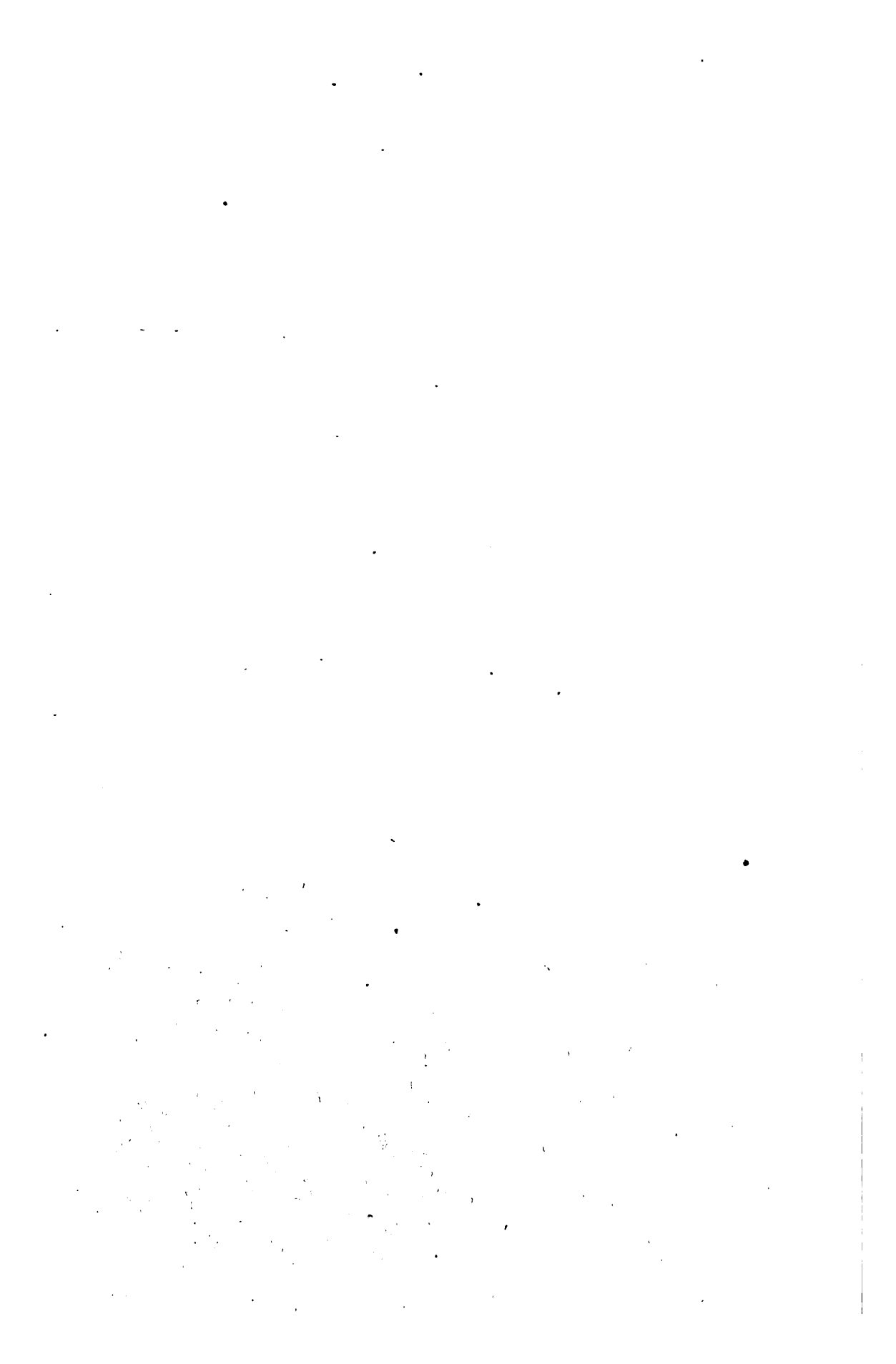
- Bardt, C., Römische Komödien (H. Klammer) p. 458.
- Bartolotto, B., vgl. Demosthenes.
- Baumann, Friedrich, Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht (Fries) p. 71.
- Baumann, Ida, Die Sprache der Urkunden aus Yorkshire im 15. Jahrhundert (-tz) p. 526.
- Bayet, C., C. Pfister, A. Kleinclausz, Le Christianisme, les Barbares. Mérovingiens et Carolingiens (J. Jung) p. 523.
- Bechtel, F., Die attischen Frauennamen nach ihrem System dargestellt (Meltzer) p. 12.
- vgl. Robert.
- Becké, Louis, Helen Adair (Teichmann) p. 380.
- Beiträge zur klassischen Philologie, Alfred Schöne dargebracht (ß) p. 299.
- Bethge, Richard, Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert (H. Spies) p. 142.
- Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen (C. D.) p. 454.
- Birt, Th., Der Hiat bei Plautus und die lateinische Aspiration bis zum 10. Jahrhundert n. Chr. (W.) p. 313.
- Blaydes, Fred. H. M., vgl. Aristophanes.
- Blümner, Hugo, vgl. Ovid.
- Boetius, E. Krämer, Die altenglischen Metren des Boetius (-tz-) p. 619.
- Böhmi, Karl, vgl. Seneca.
- Boissonnas, B., H. Scherer, Une Famille pendant la Guerre 1870/71 (E. Werner), p. 258.
- Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von M. Trautmann. Heft VII: Trautmann, Finn und Hildebrand. Zwei Beiträge zur Kenntnis der altgermanischen Heldenepik. Heft VIII: E. Krämer, Die altenglischen Metren des Boetius. Herausgegeben und mit vollständigem Wörterbuch versehen. Heft XII: Sammelheft (-tz-) p. 610.
- Boor, C. de, Excerpta de legationibus (J. Sitzler) p. 603.
- Bovet, P., vgl. Plato.
- Boxler, Abbé A., Précis des Institutions publiques de la Grèce et de Rome anciennes (J. Wackermann) p. 555.
- Brandt, Jonas und Loeber, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. I. Teil: Quarta von Karl Brandt, III. Teil: Untersekunda von Richard Jonas (E. Köhler) p. 520.
- Brandt, P., vgl. Ovid.
- Broßmer, Alfr., vgl. Aigar.
- Brugsch, H., vgl. Herodotos.
- Bruhn, E., Hilfsbuch für den griechischen Unterricht nach dem Frankfurter Lehrplan (F. Adami) p. 518.
- Brunnemann, Anna, Marcel Hébert et Rosmann, L'Écho littéraire, Journal bi-mensuel, destinée à l'étude de la langue française (Bahrs) p. 471.
- Buchetmann, Edm., vgl. Rotrou.
- Budde, D. Karl, Das Alte Testament und die Ausgrabungen (G. Fr.) p. 549.
- Bürger, Ric., vgl. Ovid.
- Bürgels, Th. C., vgl. Studies.
- Burnet, Jannes, vgl. Plato.
- Burnett, Frances Hodgson, Sara Crewe. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen von F. Merzmann (Joh. Jent) p. 70.
- Caselius, Fr. Koldewey, Jugendgedichte des Humanisten Johannes Caselius (K. Löschhorn) p. 230.
- Cauer, Paul, Palæstra vitæ. Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes (Edm. Fritze) p. 207.
- Caesar, Max Hodermann, Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung (Bruncke) p. 252.
- A. Polaschek, Studien zur grammatischen Topik im corpus Caesarianum (P. Menge) p. 122.
- Robert Schneider, Text und Übersetzung zum gallischen Kriege des C. Julius Caesar. I. Buch (R. Menge) p. 56.
- Charton, Grätien, Die Schwierigkeiten der französischen Sprache. Gebrauchsanweisung von: „en, ne, y und Subjonctif“ (K. Holtermann) p. 140.
- Chaucer, John Koch, Geoffrey Chaucer, The Pardoner's Prologue and Tale (H. Jantzen) p. 260.
- Chrysostomus, Seth G. Gifford, Pauli Epistolæ quæ forma legerit Johannes Chrysostomus (Eb. Nestle) p. 172.
- Ciceronis oratio pro P. Cornelio Sulla. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Thümen (O. Wackermann) p. 605.
- A. Führer, Übungsstoff zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Ciceros Reden für S. Roscius, über den Oberbefehl des Cn. Pompejus und für den Dichter Archias (E. Krause) p. 229.
- Hammelrath u. Stephan, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Sekunda und Prima im Anschluß an Cicero (E. Krause) p. 402.
- H. de la Ville de Mirmont, Ciceron (L. Reinhardt) p. 588.

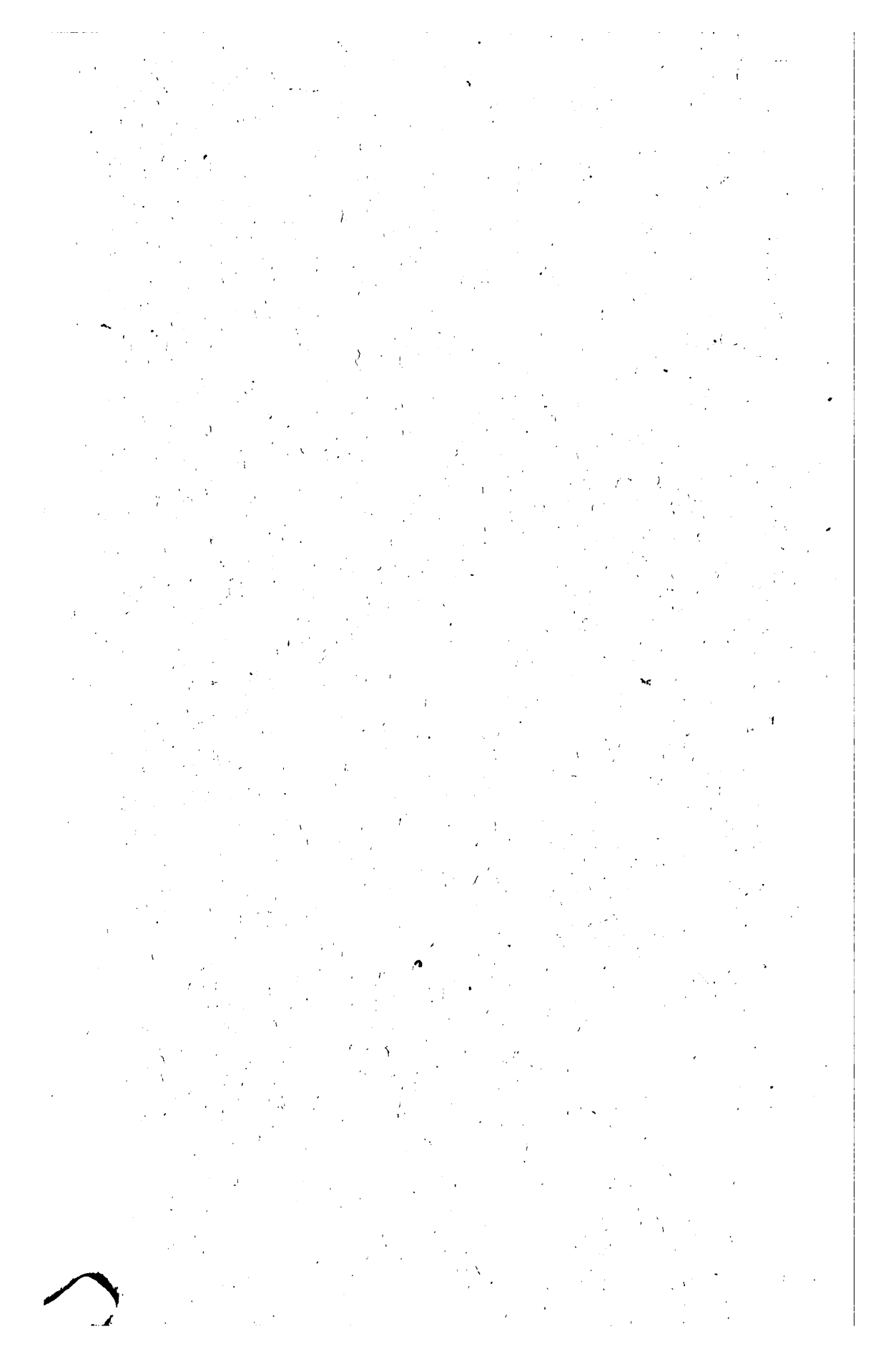
- Cleeve, Lucas, *The Man in the Street* (Teichmann) p. 380.
- Columella, Wilhelm Lundström, *L. Iuni Moderati Columellae opera quae exstant. Fasciculus sextus rei rusticae librum decimum continens* (O. Weise) p. 554.
- Corneille, *Le Cid*, herausgegeben von Ernst Dannheifer (Drees) p. 113.
— J. B. Segall, *Corneille and the Spanish Drama* (Goerling) p. 233.
- Crump, W. H., *English as it is spoken* (Fr. Blume) p. 501.
- Cserwinka, Julius, vgl. Shakespeare.
- Curtius - v. Hartel, *Griechische Schulgrammatik*. 24. Aufl. ge bearbeitet von Fl. Weizel (ß) p. 589.
- Dam, Bastiaan van, and Corn. Stoffel, *Chapters on English Printing, Prosody, and Pronunciation (-tz-)* p. 405.
- Dannheifer, E., vgl. Corneille.
- Delahaye, Victor, *Dictionnaire de la Prononciation moderne* (G. Rolin) p. 472.
- Despréaux, E., *Histoire abrégée de la littérature française à l'usage des étrangers* (R. Mollweide) p. 209.
- Dessau, Herm., *Inscriptiones Latinae selectae*, vol. II, pars 1 (O. Hey) p. 363.
- Deiter, H., *Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Livius I und II* (E. Krause) p. 63.
— *Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Livius XXI* (E. Krause) p. 63.
— vgl. Freund.
- Demetrius, W. (F. H. Roberts), *Demetrius on style. The Greek text of Demetrius de elocutione edited after the Paris manuscript with introduction, translation, facsimiles etc.* (Ph. Weber) p. 389.
- Demostene. *Le tre orazione contro Filippo illustrate da G. Bartolotto* (May) p. 361.
— W. W. Goodwin, *Demosthenes on the crown with critical and explanatory notes and historical sketches and essays* p. 602.
— Engelbert Drerup, *Vorläufiger Bericht über eine Studienreise zur Erforschung der Demosthenes-Überlieferung. Mit Beiträgen zur Textgeschichte des Isokrates, Äschines, der Epistolographen und des Gorgias* (May) p. 50.
- Dienel, Rich., vgl. Tacitus.
- Dörpfeld, W., vgl. Homer.
- Dörwald, Paul, *Griechischer Wortschatz* (F. Adami) p. 431.
- Drerup, Engelbert, vgl. Demosthenes.
- Dressler, Ferdin., vgl. V. Thumser.
- Dubray, G., *Le Roman des Mots* (K. Engelke) p. 404.
- Dubuo, P., *De Sussionum civitate* (Ed. Wolff) p. 557.
- Duruy, Ludwig Klinger, Victor Duruy: *Règne de Louis XIV* (K. Holtermann) p. 495.
- Eckels, William Alexander, *Notes as an index of style in the orators* (Ph. Weber) p. 294.
- Eliot, George, by Leslie Stephen (H. Hoffschulte) p. 351.
- Engelke, K., *Le petit Vocabulaire* (W. Röhrs) p. 46.
— *Cahier de Notes. Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen für Schüler der Oberklassen* (W. Röhrs) p. 236.
— vgl. Sandeau, Jules.
- Englert, A., *Anthologie des poètes français modernes* p. 88.
- English Men of Letters. George Eliot by Leslie Stephen (H. Hoffschulte) p. 351.
- Ennecegerus, M., *Versbau und gesanglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes. Ein Beitrag zur Lehre vom rhythmischen Verse* (B. Röttgers) p. 115.
- Erckmann-Chatrian, Karl Wimmer, *Histoire d'un Conscrit de 1813 par Erckmann-Chatrian* (K. Holtermann) p. 85.
- Euripides, N. Wecklein, *Die kyklische Thebais, die Ödipode und der Ödipus des Euripides* (W. Richter) p. 97.
- Fabricius, Ernst, *Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland* (O. Wackermann) p. 179.
- Faulhaber, Michael, *Hohelied-, Proverbien- und Prediger-Katenen* (Eb. Nestle) p. 172.
- Fay, Edwin W., vgl. Plantus.
- Fecht, K. und J. Sitzler, *Griechisches Übungsbuch für Untertertia* (F. Neuburger) p. 205.
- Feichtinger, Emanuel, vgl. V. Thumser.
- Fick, Aug., vgl. Homer.
- Fischer, Hermann, *Der Neuhumanismus in der deutschen Literatur* (T) p. 288.
- Fiske, John, *Essays Historical and Literary*. Vol. I (Wilkens) p. 550.
- Flickinger, Roy C., *The meaning of ἐν τῇ ἀρχῇ in writers of the fourth century* (K. Weissmann) p. 605.
- Freund, Wilhelm, *Wie studiert man klassische Philologie? Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von H. Deiter* (M. Hodermann) p. 615.

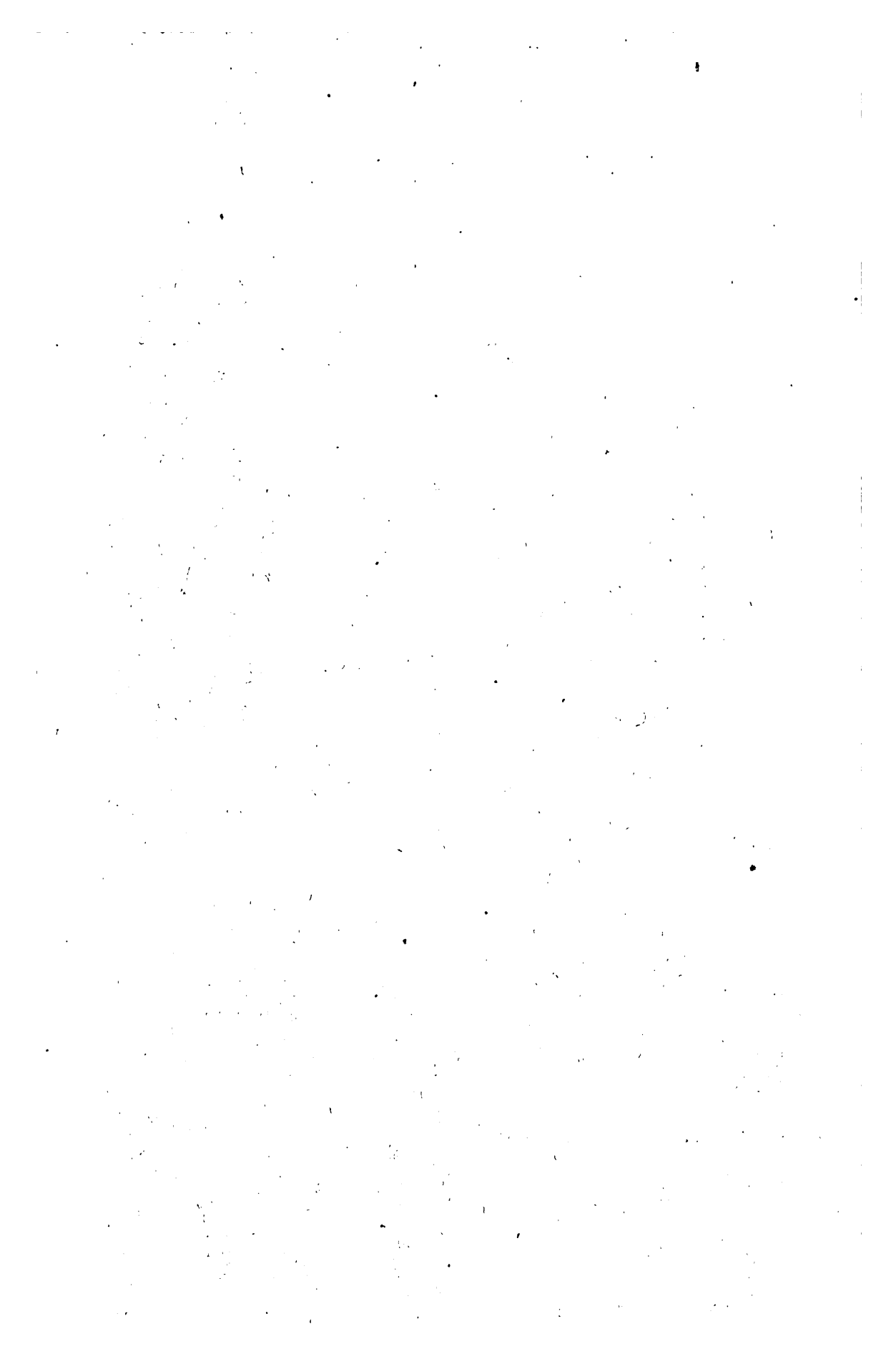


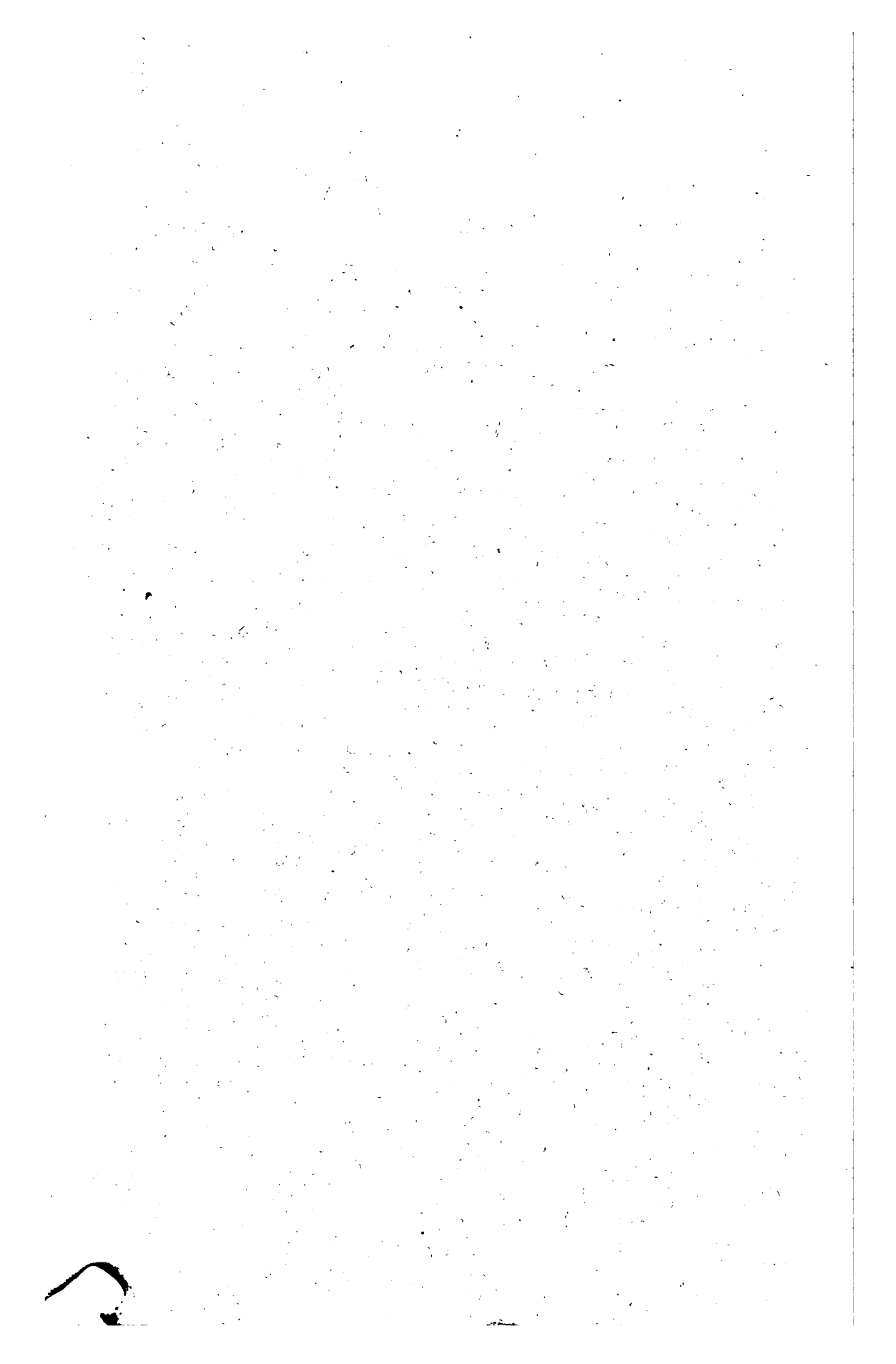
805
N4805











Neue
Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in

Bremen.

Jahrgang 1903.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes
Aktiengesellschaft.
1903.

Gotha, 10. Januar.

Nr. 1, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Verwendbarkeit und Form einsprachig kommentierter Schulausgaben für den französischen und englischen Unterricht (K. Beckmann).

Recensionen: 1) D. B. Monro, *Homer's Odyssey* (H. Kluge) p. 7. — 2) H. Blümner, *Ovids Kunst zu lieben* (G. Schüller) p. 11. — 3) F. Bechtel, *Die attischen Frauennamen* (Meltzer) p. 12. — 4) Ed. Hailer, *Beiträge zur Erklärung des poetischen Plurals bei den römischen Elegikern* (O. Weise) p. 14. — 5) Th. Lindner, *Weltgeschichte seit der Völkerwanderung* (A. Pintschovius) p. 15. — 6) H. Knauth, *Lat. Übungsbuch für Sekunda* (E. Krause) p. 16. — 7) Nikolaus Welter, *Theodor Aubanel* (Max Ewert) p. 19. — 8) G. Schmedding, *Matière Grammaticale* (Max Krüger) p. 20. — 9) David Asher-P. Hangen, *Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache* (H. Hoffschulte) p. 21. — 10) R. Kron, *A Vocabulary with Explanations* (R.) p. 22. — 11) S. Gräfenberg und Antonio Paz y Méliá, *Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der Spanischen Sprache* (W. Röhrs) p. 23. — Anzeigen.

Verwendbarkeit und Form einsprachig kommentierter Schulausgaben

für den französischen und englischen Unterricht.

Von K. Beckmann, Osnabrück.

Während bisher unsere Schulausgaben französischer und englischer Lektüre für Einleitung, Erklärungen und etwaige Anhänge sich der deutschen Sprache bedienten und nur in ganz vereinzelt Fällen die fremde Sprache zu diesem Zwecke heranzogen, treten solche einsprachig kommentierte Ausgaben in letzter Zeit plötzlich zahlreicher auf. Teils sind es die alten Sammlungen, welche zu dieser neuen Form der Schulausgaben wenigstens zum Teil übergehen, teils sind ad hoc neue Unternehmungen ins Leben gerufen (Rofsberg, Teubner). Auch aus Holland liegt mir eine derartige Ausgabe vor (Guy de Maupassant ed. Lacomblé, Groningen 1901 bei Noordhoff) und ebenso eine schwedische (*Le Livre de mon ami* par

A. France, herausgegeben von Privatdozent E. Rodhe. Stockholm o. J. [1900]). Indem ich mir eine Vergleichung der verschiedenen deutschen Ausgaben für eine andere Gelegenheit vorbehalte, bemerke ich nur kurz hier, daß die Maupassant-Ausgabe, das 5. Bändchen einer „Conteurs modernes“ betitelten kleinen Sammlung, eine gute Auswahl von Novellen bietet mit kurzen Anmerkungen größtenteils formeller Art als Fußnoten; letzterer Umstand ist wohl in einsprachigen Ausgaben noch weniger angebracht als sonst. Die schwedische Ausgabe rührt von einem Herausgeber her, der scheinbar keine Fühlung mit den Bedürfnissen der Schule hat; wenigstens sind seine Einleitung und besonders sein Kommentar — die sachlichen wie die sprachlichen Erklärungen — pädagogisch ungeeignet.

An fachmännischen Urteilen sind nur wenige vorhanden, die eingehend sich mit der Frage einsprachiger Ausgaben befassen. So hielt Prof. Kaphengst (O. R. Elberfeld) im Juli 1901 einen Vortrag über diesen Gegenstand, in dem er zu dem Schluß kommt: „Aus diesem Grunde also werde ich für die oberen Klassen praktische Sacherklärung, einfache und geschickte Worterklärung durch das fremdsprachliche Idiom für zweckmäßig halten, nicht aber Satz- und Konstruktionserklärung. Für die mittleren Klassen aber halte ich die Benutzung der fremden Sprache für verfrüht“ (Neuphil. Centralbl. XV, S. 297). Prof. K. A. Martin Hartmann (G. Leipzig), der für den mündlichen Gebrauch der fremden Sprache im Unterricht selbst auf den Gymnasien lebhaft eintritt, ist doch Gegner solcher gedruckter fremdsprachlicher Belehrung der Schüler (vgl. ebd. XVI, S. 224 ff.). Ohne jede Einschränkung empfiehlt einsprachige Ausgaben der ausführliche Prospekt der Teubnerschen Sammlung, der aber in seiner Motivierung nicht ganz glücklich ist, da er mehrfach die Bedenken derjenigen, welche nicht a priori dafür sind, eher wachruft als beseitigt. — Dr. Paul Lange, einer der Herausgeber der Rösbergschen Sammlung, hat im gleichen Verlage eine Broschüre „Zur Reform unserer neu sprachlichen Schulausgaben“ erscheinen lassen, welche einsprachige Kommentare als förderlich für die Erreichung des fremdsprachlichen Unterrichtszieles empfiehlt. Das Ziel ist ihm aber selbständige und geläufige Handhabung der fremden Sprache. Als Weg zu diesem Ziele gibt er an: Festlegung des Sinnes der Lektüre unter Leitung des Lehrers und Durcharbeitung des fremdsprachlichen Kommentars zu Hause für die nächstfolgende Stunde. Beides, ganz besonders aber ersteres, wird selbst von seiten der Freunde einsprachiger Ausgaben nicht unbestritten bleiben.

Da praktische Erfahrungen über einsprachige Kommentare auch noch nicht einmal in halbwegs genügender Zahl gemacht worden sind, so ist es vorläufig ein wesentlich auf theoretischer Schlußfolgerung beruhender Gedanke, ebenso wie auch die Einwendungen dagegen nach Richtung und Maß noch nicht endgültig sein können. Hoffnungen wie Befürchtungen, die sich daran knüpfen, werden durch die kommenden Erfahrungen beeinflusst werden, und wenn auch letztere wirklich gehoben werden sollten, so würde doch bis zur allseitigen Fixierung der Angelegenheit zweifellos noch manche Wandlung durchgemacht werden. Denn wenn wir auch von der Frage absehen, ob überhaupt fremdsprachliche Kommentare gebraucht werden sollen, und uns auf den Boden der Tatsache stellen, daß sie vorhanden sind, sich demnächst noch stark vermehren werden und zweifelsohne noch an vielen Schulen Eingang finden werden, so bleiben doch noch andere Fragen zu beantworten übrig: Welche Schulen können einsprachige Ausgaben gebrauchen? Welche Klassen? Kann jeder Lektürestoff fremdsprachlich kommentiert werden? Wie soll kommentiert werden (sprachliche, sachliche, Konstruktions-Erläuterungen)? Soll ein zweisprachiges Wörterbuch daneben gebraucht werden? Wie soll der Unterricht dabei gehandhabt werden? soll die Übersetzung ganz oder in der Hauptsache fortfallen? Das sind, mit Ausnahme der letzten, neu auftauchende Fragen, über die auch bei prinzipieller Annahme der einsprachigen Ausgaben noch eine Entscheidung herbeigeführt werden muß.

Um nun meine eigene Anschauung kurz darzulegen, so glaube ich allerdings, daß es eine ganz natürliche Konsequenz des sogen. Reformgedankens ist, einsprachige Kommentare zu schaffen und zu versuchen. Das bleibt richtig, wenn man — wie es wohl die meisten Kollegen tun — Langes Ansicht von dem Ziel des neusprachlichen Unterrichts nicht anerkennt und sein Ziel als ein nur in sehr geringem Umfange erreichbares Nebenziel betrachtet. Wo, wie die preussischen Lehrpläne es ja gestatten, in der Hauptsache nur die fremde Sprache im Unterrichte zur Verwendung kommt, kann ein fremdsprachlicher Kommentar wohl Nutzen bringen, jedoch halte ich einen solchen Unterricht nur dann für wirklich ersprießlich in allen seinen Verzweigungen, wenn eine gut und einheitlich vorgebildete Klasse einen pädagogisch tüchtigen, bis zur wirklichen Beherrschung der fremden Sprache vorgedrungenen Lehrer hat. Das drücken auch die genannten Lehrpläne aus, wenn sie hinzu-

fügen, daß die Versuche, das fremde Idiom im Unterricht zu gebrauchen, nur soweit zugelassen werden sollen, „als die Sicherheit des Lehrers und die Entwicklung der Schüler auch bei diesem Verfahren die völlige Erschließung des Gedankeninhaltes gewährleisten“.

Wenn wir uns den Schluß des obigen Satzes betrachten und ferner uns erinnern, daß dieselben Lehrpläne als „allgemeines Lehrziel“ für sämtliche Schulgattungen an erster Stelle „Verständnis der ... Schriftwerke“ hinstellen und in den „Methodischen Bemerkungen für das Französische und Englische“ für die Lektüre, „das vornehmste Gebiet des Unterrichts“, „wenigstens in der zweiten Hälfte der Unterrichtszeit wertvollen Inhalt in edler Form“ verlangen und vor einer „dienenden Rolle“ derselben warnen, so ergibt sich daraus der Gedanke — und wer wollte seine Richtigkeit bezweifeln —, daß die Lektüre nicht wesentlich als eine Gelegenheit zu Sprechübungen betrachtet, sondern ihres Inhaltes wegen getrieben werden soll. Das macht aber die fremdsprachliche Besprechung des Textes, mithin auch den Gebrauch fremdsprachlicher Kommentare allüberall da bedenklich, wo schon mit Hilfe der eigenen Muttersprache das volle Verständnis eines Lesestückes und seines künstlerischen Wertes den Schülern nur mühsam beizubringen ist. Es scheiden demnach für die vorliegende Frage alle diejenigen Klassenstufen aus, in denen die Schüler teils infolge ihrer Jugend noch nicht die nötige geistige Entwicklung besitzen, teils noch zu geringe Wort- und Phrasenkenntnis und Übung in der fremden Sprache haben. Es wird sich darüber streiten lassen, welche Klassen dazu zu rechnen sind, auch kann sich die Grenze im Laufe der Zeit verschieben. Meines Erachtens zählen bei dem jetzigen Stande der Dinge dazu die unteren und mittleren Klassen aller Schulgattungen und wahrscheinlich auch die oberen Klassen der Gymnasien.

Für die übrigbleibenden Stufen scheiden aber auch ferner alle solche Schriftwerke aus, die deshalb als Primanerlektüre betrachtet werden, weil sie für jüngere Jahrgänge inhaltlich als zu schwer erscheinen. Wenn wir bedenken, ein wie großes pädagogisches Geschick es erfordert, dem Verständnis der kleinen Schüler in den untersten Klassen einen neuen schwierigeren Gedanken oder gar eine Gedankenfolge in der eigenen Muttersprache klar zu machen; wenn wir uns erinnern, wie wir Ausländern ein Gleiches in deutscher Sprache nur mit größter Vorsicht, unter Anwendung kurzer Sätze in einfachstem Deutsch und unter ängstlicher Vermeidung

aller selteneren Ausdrücke näher bringen zu können hoffen und glaubten, so werden wir überzeugt sein, daß ein ganz ähnliches Verfahren auch gegenüber unseren größeren Schülern erforderlich ist, wenn wir der Gesamtheit, auch dem schwachen Schüler, wichtige Dinge mitteilen in einer fremden Sprache, die ihnen doch nicht weniger Mühe bereitet, als den Sextanern oder den mitten im deutschen Sprachgebiet lebenden Ausländern das Deutsche. Wollen wir also auf Übersetzung ganz oder zum größten Teil verzichten und mit fremdsprachlichem Kommentar arbeiten, so kann nur leichte Lektüre mit unbedeutenden Schwierigkeiten in Betracht kommen. Hierzu rechne ich in erster Linie die in den mittleren Klassen zur Verwendung kommenden Historiker sowie die meisten in Sekunda gelesenen Dramen, nicht aber in Bausch und Bogen die neueste Novellistik. Nur so können wir hoffen, die Schwierigkeiten des Stoffes durch den Kommentar zu heben: die geringere Zahl der Erklärungen einerseits, die größere Übung und der reichere Wortschatz des Primaners anderseits werden vor der Gefahr schützen, daß der Kommentar wiederum einer Kommentierung bedarf, oder ins Ungemessene anschwillt, oder an innerem Gehalte verliert.

Die Lektüre muß, wie schon gesagt, wesentlich ihrer selbst wegen getrieben werden. Der Kommentar darf also auch nur die Aufgabe haben, diesen Selbstzweck derselben zu fördern, denn nur dann ist er eine wünschenswerte und natürliche Begleiterscheinung des auf die Übersetzung verzichtenden Unterrichts. Wer den fremdsprachlichen Kommentar hauptsächlich deshalb willkommen heißt, weil sich mit seiner Hilfe bequemer Sprechübungen veranstalten lassen, weicht vom Hauptwege ab und läuft Gefahr, sich auf Holzwegen festzurennen. Diese Erwägung sowie die Forderung, nur leichten Lektürestoff hierzu zu verwenden, lassen es angebracht erscheinen, daß in der Regel nur sachliche Erklärungen in den Kommentar aufgenommen werden. Bisher und auch fernerhin hat der Kommentar die Aufgabe, die Erfassung des Inhaltes der Lektüre zu fördern. Schüler aber, denen fremdsprachliche Noten nicht eine Erschwerung, sondern eine wirkliche Hilfe für das Verständnis eines Schriftwerkes sind, werden nur in Ausnahmefällen einer sprachlichen Erklärung bedürfen. Wo letztere in größerer Menge nötig erscheinen, ist diese Unterrichtsweise eben noch nicht am Platze, denn sie würde das Fortschreiten der Lektüre hemmen und die Präparationsschwierigkeiten unserer Schüler unter Umständen bis zur Überbürdung steigern.

Während nun bei der nach Art und Maß außerordentlich verschiedenen Vorbildung unserer Knaben der fremdsprachliche Kommentar ohne die obigen Beschränkungen leicht geistig arm bleibt und doch überaus umfangreich wird, ist es anderseits schwer, Lücken zu vermeiden und auch dem schwächsten Schüler genug zu bringen. Was aber geschieht in diesem Falle? Notgedrungen greift der Schüler zum zweisprachigen Wörterbuch. Ich zögere nicht hinzuzufügen, daß viele, ja, recht viele Schüler das auch ohne Not tun werden, und zwar immer dann, wenn sie die Präparationsarbeit dadurch zu erleichtern und zu kürzen glauben. Damit ist eigentlich schon die Frage entschieden, ob bei einsprachigen Ausgaben zweisprachige Wörterbücher gestattet sein sollen. Was wir nicht hindern können, sollen wir auch nicht verbieten. Von diesem Gesichtspunkte aus empfahl sogar Prof. Jonas auf der letzten Versammlung des Pommerschen Provinzialvereins (Päd. Wochenbl. XII, 10), gute Übersetzungen geradezu als Unterrichtsmittel zu verwenden, „da 98 % sie doch schon benutzten, und dann das Gewissen der Schüler erleichtert würde“. Abgesehen davon aber halte ich es auch gar nicht für bedenklich, wenn zu Hause ein zweisprachiges Wörterbuch gebraucht wird. Wenn wirklich dadurch die Förderung im praktischen Gebrauch der fremden Sprache ein wenig gehemmt wird, was mir aber nicht sicher zu sein scheint, so vermeiden wir anderseits dadurch eine Vermehrung der häuslichen Arbeitszeit unserer Schüler. Das aber ist wohl ein kleines Opfer wert, denn eine weitere Steigerung würde im Durchschnitt nur auf Kosten der Gesundheit oder der Gewissenhaftigkeit der Schüler möglich sein.

Durch einsprachige Wörterbücher wie Larousse wird ebenso wie durch die Worterklärungen im einsprachigen Kommentar die Gefahr heraufbeschwoen, die synonymischen Kenntnisse der Schüler zu hemmen und zu verwirren, die doch für die Vertiefung der Sprachkenntnisse sowie für die völlige Erfassung des geistigen Ideengehaltes der Lektüre von so hervorragender Bedeutung sind. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man der Jugend auf diesem ihr selbst fürs Deutsche noch schwierigen Gebiete klare Begriffe beibringen kann mit Hilfe derjenigen Sprache, die eben gelernt werden soll. Wer daran zweifelt, lasse sich einmal aus einem einsprachigen Kommentar eine Reihe von Worterklärungen ohne das Stichwort vorlesen und suche letzteres zu erraten. Schon beim ersten Dutzend wird er erkennen, wie schwer solches selbst für ihn noch ist.

Es kommen oft genug Dinge vor, bei deren Erklärung wir der ganzen Geläufigkeit und Gewandtheit bedürfen, mit der im Gegensatz zur fremden Sprache unsere Muttersprache von uns selbst angewandt und von unseren Zöglingen aufgefaßt wird. Deshalb hüten wir uns, einem Prinzip zuliebe uns Fesseln anzulegen; überlassen wir die Worterklärungen nach wie vor einem zweisprachigen allgemeinen Wörterbuch oder dem Sonderwörterverzeichnis. Und wo ein Wort oder eine Konstruktion der Erklärung bedürftig erscheint, steht im Kommentar oft besser die deutsche Übersetzung als ein sinnverwandtes Wort, welches der Schüler hernach für völlig gleichbedeutend hält, wenn er überhaupt etwas damit anfangen kann.

Die preussischen Lehrpläne, bei all ihren Zugeständnissen an die „Reform“ immer wieder einschränkend und warnend, sagen über die Wahl der Unterrichtssprache: „Daß sich die Lehrer bei dem Unterrichte wesentlich der fremden Sprache bedienen, kann — sofern sie dies in gedeihlicher Weise zu tun vermögen — als wünschenswert betrachtet werden; Gründlichkeit und Ernst darf der Unterricht aber darüber nicht einbüßen. Für schwierige und tiefergehende Erklärungen, namentlich auch bei der grammatischen Unterweisung, wird überall mit Recht auf die Muttersprache zurückgegriffen werden. Dagegen empfiehlt sich die Anwendung der Fremdsprache ganz besonders für literatur- und kulturgeschichtliche Belehrungen.“ Zur grammatischen Unterweisung rechne ich auch Synonymisches, und was von der Anwendung der Fremdsprache im allgemeinen gesagt wird, gilt auch für die Verwendung einsprachiger Kommentare, besonders in Bezug auf die Einschränkungen. Meines Erachtens aber sind die Lehrpläne nicht nur offizielle Richtschnur für die preussischen Kollegen, sondern ein Produkt klarer Erkenntnis der Sachlage: sie bewegen sich im ganzen auf der Linie, auf welcher „Feinde und Freunde der Reform“ früher oder später sich begegnen und die Hand reichen werden.

-
- 1) **D. B. Monro, Homer's Odyssey books XIII—XXIV.** Oxford, Clarendon Press, 1901. XII u. 512 S. 8. 16 s. (M 16).

Der vorliegende Kommentar zur Odyssee ist die Fortsetzung zu einer von Riddell begonnenen und von Merry bis zum zwölften Buche fortgeführten, im Jahre 1875 herausgegebenen Ausgabe der Odyssee. Text und Anmerkungen bieten mir keinen besonderen Anlaß, abweichende Ansichten zu äußern; wo ich die Anmerkungen geprüft habe, mußte ich

sie als zweckmäßig und, vielleicht geringe Einzelheiten ausgenommen, zutreffend anerkennen. — Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Anhänge, die einen großen Raum einnehmen (von S. 286—502). Es sind nicht weniger als sechs, deren erster die Komposition der Odyssee, der zweite das Verhältnis der Odyssee zur Ilias, der dritte Homer und die kyklischen Dichter, der vierte die Geschichte der homerischen Gedichte, der fünfte Zeit und Ort Homers, d. h. der Entstehung der homerischen Gedichte und endlich der sechste das homerische Haus behandelt. Den Abschluß bilden zwei Indices, einer der homerischen Wörter und ein Sachregister. Der Inhalt der einzelnen Anhänge ist sehr reichhaltig und erstreckt sich so ziemlich auf alle Fragen, die mit den homerischen Gedichten zusammenhängen. Zweck dieser Besprechung kann es natürlich nicht sein, in alle Einzelheiten dieser Darstellungen einzudringen, deshalb begnügt sich Ref. mit einigen Hervorhebungen. Die beiden ersten Anhänge betreffen die Odyssee im besonderen. Der Herr Verf. will von denjenigen Hypothesen nicht viel wissen, die ein Zusammenwachsen mehrerer Epen, etwa der Telemachie, des Nostos, des Freiermordes zu dem uns unter dem Namen der Odyssee bekannten Epos annehmen; seiner Ansicht nach ist die ganze Dichtung — natürlich bis auf nicht unbeträchtliche Interpolationen — so, wie sie vorliegt, als ein Ganzes gedacht. Besonders sprechen ihm die Beziehungen der angeblichen Bestandteile aufeinander für die einheitliche Auffassung, die das Ganze durchzieht. Man kann dagegen sagen, daß allerdings die Odyssee, wie sie vorliegt, als Ganzes entworfen sein kann, daß aber dennoch mehrere ältere Epen den Stoff dazu hergegeben haben und dabei auch auf die Darstellung in mehr als einer Hinsicht Einfluß geübt haben können.

Die Beziehungen der Odyssee zur Ilias sind sehr sorgfältig nach den verschiedensten Richtungen mit Benutzung der einschlägigen Literatur verfolgt und der erhebliche Zeitunterschied zwischen der Entstehung der beiden Dichtungen nachdrücklich und mit Recht betont. Von den hervorgehobenen Unterschieden wollen dem Ref. zwei nicht einleuchten. Erstens wird auf S. 338 mit Ridgeway behauptet, daß in der Ilias noch deutliche Spuren des Gemeinlandsystems zu finden seien, während die Odyssee den Sonderbesitz an Land kenne. Ref. muß gestehen, daß ihm dieser Unterschied in die beiden Epen hineininterpretiert erscheint. Zweitens wird S. 339 als unterscheidend betont, daß wilde Tiere in der Odyssee viel seltener erwähnt werden als in der Ilias; daß dieser Unter-

schied auf der durch die fortschreitende Kultur in Griechenland bedingte Ausrottung dieser Tiere in der Zwischenzeit zwischen Ilias und Odyssee beruhe, wie von Monro behauptet wird, ist keineswegs ein auch nur einigermaßen zwingender Schluss; man kann — falls man die Erscheinung nicht als zufällig ansieht — ebensowohl auf die verschiedene Gegend schließen, in der die beiden Epen entstanden. — In dem dritten Anhang wird ein recht guter Überblick über die kyklischen Epen, ihren Inhalt und ihre mutmaßliche Entstehung gegeben. Der vierte Anhang behandelt, zum Teil sehr eingehend, Homer, Homeriden, Rhapsoden; dann vor allem die Textfrage, also die frühen Interpolationen, die angebliche Rezension des Peisistratos — die der Herr Verf. in sehr eingehender Erörterung als ganz späte, eigentlich auf nichts beruhende und haltlose Erfindung erweist —, ferner die Frage der Vulgata und die Frage der Homerkritik der Alexandriner, alles mit Heranziehung der einschlägigen Literatur. — Zeit und Ort der Entstehung der homerischen Gedichte, worüber der fünfte Anhang handelt, wird im wesentlichen aus der homerischen Sprache erschlossen, und zwar gelangt Monro zu der Hypothese, daß diese Epen nicht ursprünglich äolisch, sondern ionisch seien, aber einem altionischen Dialekt angehörig, der viele unterscheidenden Merkmale des späteren Ionisch noch nicht besaß. Die homerische Sprache, wie sie uns jetzt vorliegt, sei zwar durch die späteren Dialekte bedeutend beeinflusst worden, aber sie stelle keineswegs in der Hauptsache ein Gemisch aus äolischem und ionischem Dialekt dar, wie man gewöhnlich annimmt, sondern der Grundstock der epischen Sprache, dieses scheinbare Gemisch, zeige eben die eigentliche Gestalt dieses alten Ionisch. Die Aufstellung dieser Hypothese bedingt eine Auseinandersetzung mit der Theorie Ficks, der ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, und in welcher die schwachen Punkte der Annahme eines ursprünglich äolischen Epos und dessen vorausgesetzter Umschreibung in den ionischen Dialekt sehr einleuchtend aufgedeckt werden. Auch mit Ridgeway, der die Entstehung der homerischen Epen mit einer keltisch-achäischen Eroberung des griechischen Bodens in Zusammenhang bringt, setzt sich Monro in einem besonderen Abschnitt auseinander, indem er auch hier die schwachen Seiten der Hypothese sehr sicher trifft. Wie steht es nun aber mit seiner eigenen Annahme? Nun, auch diese hat einen sehr anfechtbaren Punkt, und zwar, was für die ganze Theorie bedenklich ist, gleich in dem Fundament der ganzen Darlegung. Es ist dies der schwankende und gar nicht festzulegende

Begriff des ursprünglichen homerischen Dialekts, wie der Herr Verf. ihn sich vorstellt. Wenn Monro selber zugiebt, daß später beträchtliche Veränderungen durch die jüngeren Dialekte hervorgerufen sind, und daß eine Rekonstruktion der ursprünglichen Form unmöglich ist, so bleibt der eigentlich homerische Dialekt eben eine unbekannte Größe, und nur vermutungsweise kann man die Grenze zwischen dem Ursprünglichen und dem durch spätere Dialekte Hinzugekommenen ziehen. Die ganze Schöpfung eines altionisch-homerischen Dialekts ist daher mehr oder minder ein Phantasiegebilde, worauf die Hypothese, daß Homer ein Ionier gewesen sei, sich nicht gründen läßt. — Zu besprechen bleibt nun noch der sechste Anhang, der über das homerische Haus handelt. Die sämtlichen Schwierigkeiten, die hier in Frage kommen, sind in der Abhandlung berührt, auch die Lösung einiger ungelöster Rätsel versucht, aber — wenigstens nach der Ansicht des Ref. — nicht überzeugend. Von allen Fragen sei nur eine herausgehoben: ist das homerische Haus dem jüngeren griechischen Hause — also einem Bau von zusammenhängenden Räumen — ähnlich, oder ist das Gehöft den bei Hissarlik gefundenen gleichzustellen, bei denen jeder größere Raum eigentlich ein abgesondertes Haus für sich bildet? Der Herr Verf. entscheidet sich für letztere Ansicht, indem er sich auch auf die mykenischen Bauten von Mykenae und Tiryns beruft. Die tiryntischen Bauten sind tatsächlich für diese Ansicht insofern nicht beweisend, als bei diesen doch immerhin eine Verbindung der eng nebeneinander gebauten Räume durch Gänge und dergleichen vorliegt, was allerdings in dem von Monro beigegebenen Grundriß des Palastes von Tiryns nicht ersichtlich ist. Auch die aus der Odyssee selbst beigebrachten Beweise können zum Teil eher für das Gegenteil angeführt werden. Denn wenn die Mägde der Penelope genau hören und sehen können, was in dem Männersaale vor sich geht, so schließt Ref. daraus eher, daß der Aufenthaltsort der Mägde durch eine Tür mit dem Männersaal in Verbindung steht, durch die, wenn sie offen steht, die Vorgänge im Männersaal beobachtet werden können, als daß der Arbeitsraum ein besonderes Gebäude bildet. Und wenn auch hinsichtlich der Tür, die Telemach versehentlich offen läßt, so daß Melanthios den Freiern auf diesem Wege Waffen zutragen kann, manches rätselhaft sein mag, so ist doch das eine sicher, daß dieselbe nur in innere, nicht in mit dem Hofe verbundene Räume führen kann, wie es Monro annehmen muß, der meint, daß der Vorratsraum abgesondert vom Männer-

saal liegt. Führt sie auf den Hof, so könnten ebensogut wie der Ziegenhirt auch die Freier durch sie nicht nur in die *λαύρη*, sondern auch in den Hof gelangen, wonach sie ja so eifrig streben.

Aus den vorstehenden Ausführungen geht hervor, daß das besprochene Buch interessant ist durch eine Fülle von Fragen, die sich an die homerischen Gedichte knüpfen. Das eingehendere Studium desselben wird jeden Leser überzeugen, daß Literatur- und Sachkenntnis und scharfer Verstand die Darstellung auszeichnet, die auch da, wo man dem Herrn Verf. nicht folgen kann, Interesse einflößt.

Zerbst.

H. Kluge.

2) **Hugo Blümner, Ovids Kunst zu lieben** in freier metrischer Übertragung. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, 1902.

XIX u. 137 S. 8.

M 8.—.

Um auch Ovids drei Bücher von der „Liebeskunst“ einem größeren Leserkreise zugänglich und genießbar zu machen, hat sich B. bei der Übersetzung dieses ebenso berühmten wie berühmten Lehrgedichtes der gereimten fünffüßigen Jamben bedient. Nur drei Formen des Reimes: aabb, abab und abba, sind verwendet worden, damit der halb ernsthafte, halb spöttische Ton der Urschrift nach Möglichkeit auch äußerlich zur Wiedergabe gelange. Bei der Wahl eines derartigen Versmaßes konnte Ovids Hauptstärke im Schmieden von Distichen natürlich nicht zum Ausdruck gebracht werden: Gedanken nämlich, die Ovid mit Meisterschaft in ein Distichon zusammenfaßt, muß B. gewöhnlich auf drei bis vier Verse verteilen, zuweilen ist er sogar genötigt, noch einen Teil des fünften Verses mit hinzuzunehmen. B.s Verse sind im allgemeinen recht fließend, nur die Unterbringung der Eigennamen hat mancherlei Schwierigkeiten verursacht. Die Reime machen nur selten den Eindruck des Gesuchten. Die Sprache trifft fast durchweg den Ton des Urtextes, doch hätte eine große Anzahl von Fremdwörtern und ein Teil von ziemlich entlegenen Ausdrücken wohl vermieden werden können.

Möglichst genießbar ist ferner die Übertragung für Leser der Jetztzeit dadurch gestaltet worden, daß das umfangreiche mythologische Beiwerk Ovids entweder ganz beseitigt oder für das Verständnis tunlichst vereinfacht worden ist. An den übrigen Stellen suchen kurze Fußnoten, die eher zu knapp als zu reichlich bemessen sind, den Bedürfnissen des Durchschnittslesers Rechnung zu tragen.

Wenn nun auch B. das Schlüpfrige und Anstößige in der Urschrift nicht noch mehr in die Augen springen läßt, es vielmehr oft abzuschwächen sucht und die gar zu derb sinnlichen Ausführungen II 703 bis 732 (nicht 729!) und III 769—808 ganz ausgeschieden hat, so bleiben doch noch „Delikatessen“ genug, die für jugendliche Leser und Leserinnen „ein süßes, tief eindringendes Gift“ sind. Jedem Erwachsenen aber werden namentlich die fesselnden Schilderungen von dem Leben und Treiben der römischen Jugend zur Zeit des ersten Kaisers manche genussreiche Stunde bereiten.

Zur bequemerer Verwendung der Übertragung neben dem Urtexte hat B. die herkömmliche Zählung der Verse beibehalten, nur II 669—674 hat er nach L. Müllers Vorgange hinter II 702 gestellt und die Schlufsverse des zweiten Buches nicht ganz folgerichtig weitergezählt (statt 710, 715, 720 lies 735, 740, 745).

Alles in allem kann B.s Übertragung als ganz gelungen bezeichnet werden. Sie ist vollauf imstande, zur Erweiterung des Verständnisses für das römische Altertum beizutragen.

Wilhelmshaven

G. Schüler.

3) **F. Bechtel, Die attischen Frauennamen** nach ihrem Systeme dargestellt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1902.

VII u. 144 S. 8.

N 5. —.

Was die Wissenschaft der indogermanischen und im besonderen griechischen Namenerklärung Fick und nach ihm Bechtel verdankt, ist allbekannt. Ihre großen Erfolge haben sie u. a. durch die Vereinigung sprachwissenschaftlicher mit philologisch-statistischer Methode gewonnen. Diese letztere überwiegt, wie in der gleichfalls von Bechtel besorgten zweiten Auflage der „Griech. Personennamen“, so in dem vorliegenden Buche, einem der verschiedenen Nachträge zu dem letztgenannten Werke, und sie verbindet sich mit einer seltenen Kunst den scheinbar so tabellenartig trockenen Stoff durch psychologische Ausdeutung zum Reden zu bringen und ihm die lehrreichsten und anziehendsten Aufschlüsse über die soziale und gesellschaftliche Bedeutung der Frauennamen im Attischen abzulocken. Dabei ergibt sich für diese Mundart folgendes: der Name der Bürgerlichen ist auch den Nichtbürgerlichen zugänglich, nicht aber umgekehrt. — An namenbildenden Bestandteilen finden sich fast keine neuen, sondern die weibliche Bezeichnung ist nur die Abwandlung der

männlichen, indem z. B. *φόδον* ganz selten, dagegen *ἀγορά*, *ἀρετή*, *ἀρχή*, *ἵππος*, *κλέος*, *κράτος*, *μάχη*, *νίκη*, *στρατός* sehr häufig begegnen. — Im 4. Jahrhundert v. Chr. sind die Vollformen noch viel häufiger als die Koseformen. — Zwar werden Damen der Halbwelt nicht selten mit denselben Namen bezeichnet wie ehrbare Frauen und Mädchen, aber von den an Adjektive angelehnten früher nur die mit *ῥδύς σμικρός*, *σμῶς*, *φίλος*, die übrigen entweder früher meist nur für Nichtbürgerliche oder für bürgerliche häufiger erst in der Kaiserzeit, wobei meist das Femininum, weniger oft das (von Adjektiven auf *-ιος* ausgegangene, ursprünglich im verkleinernden Sinne gebrauchte) Neutrum steht. Vor den Kaisern sind bei Freien nur ganz wenige Ethnika nachzuweisen, wogegen die als Sachen nicht individualisierten Sklaven solche mit Vorliebe führen. Okeaniden und Nereiden werden mehr in den unteren als in den oberen Schichten zum Vorbild genommen. Nach einer Hauptgottheit heißen vor der Kaiserzeit weder Freie noch Unfreie, daher nicht *Ἄρτεμις* zu lesen ist, sondern *Ἄρτεμις* als Fem. zu dem neben *Ἄρτεμιδώρος* als Kurzform stehenden Mask. *Ἄρτεμιδης*. Heroinen erlangen erst vom 4. Jahrhundert v. Chr. ab eine gewisse Bedeutung und diese nicht in gutbürgerlichen Kreisen, sondern vornehmlich bei Hetären. An Tieren werden bei jenen nur zugelassen 5, bei diesen überdies noch 18; Pflanzen erscheinen dort erst in der Kaiserzeit, hier schon früher; Hausgeräte traten fast nur in den niederen Bevölkerungsschichten auf; Abstrakta finden sich bei Bürgerlichen 18 (wovon 8 erst in der Kaiserzeit), bei Nichtbürgerlichen aber 45.

So scheint der Nachweis, daß auch die attischen Frauennamen besonders des 4. vorchristlichen Jahrhunderts dem, der ihnen ihre Geheimnisse abzusehen vermag, ein Spiegelbild der Kultur und Mode entgegenhalten, sehr gut gelungen. Auf's höchste gesteigert ist bei Bechtel das Gefühl für das, was im Griechischen als Name möglich ist und was nicht. Eine ganze Reihe feiner Beobachtungen und Bemerkungen, die nebenher abfallen, zeigt, wie der Meister selbst aus sprödem Gestein Funken zu schlagen imstande ist, mag auch bei der Fülle der Möglichkeiten manches unsicher bleiben. Die Arbeit ist ein schönes Beispiel epigraphisch-philologischer Induktion. — S. 17 Anm. 2 dürfte statt *βίον* zu lesen sein *βίον*.

Cannstatt.

Meltzer.

4) **Eduard Hailer, Beiträge zur Erklärung des poetischen Plurals bei den römischen Elegikern.** Programm des Gymnasiums zu Freising. Freising 1902. 20 S. 8°.

Bekanntlich verwenden die römischen Dichter häufig den Plural, wo die Prosaiker den Singular setzen. Doch ist diese Erscheinung nicht auf die poetische Literatur der Römer beschränkt, sondern findet sich auch bei den Griechen, Germanen und anderen Völkern, und überdies hat sich die lateinische Prosa vielfach dem Sprachgebrauche der Dichter angeschlossen. Wer daher ein klares Urteil über die in Frage kommenden Formen erhalten will, muß zunächst die entsprechenden Gebilde des griechischen Schrifttums untersuchen und ihren Einfluß auf die lateinischen nachweisen, sodann aber die Ausbildung und Entwicklung des poetischen Plurals auf italischem Boden gewissenhaft verfolgen. Beides unterläßt Hailer, da er sich mit der Behandlung des Catull, Tibull, Propertius, Ovid und einiger anderer begnügt.

Doch sieht man von diesem prinzipiellen Mangel ab, so verdient die Schrift entschieden gelobt zu werden. Denn einmal verzeichnet der Verf. die einzelnen Stellen, an denen der betreffende Plural vorkommt, so genau, daß man den Zusammenhang richtig verstehen kann, und sodann sucht er überall die Gründe zu ermitteln, die den Dichter zur Wahl des Plurals veranlaßt haben. Nach seiner Ansicht geschieht dies bald um des Metrums willen, bald um die Größe und Ausbreitung des Gegenstandes hervorzuheben, bald um die Sprache erhabener und feierlicher zu machen u. s. w. Ferner scheidet H. überall zwischen Konkretis und Abstraktis und gliedert jene wieder in: a) Naturerzeugnisse; b) Naturerscheinungen; c) Körperteile; d) Gerätschaften; e, res sacrae; f) Ortsbestimmungen. Endlich ist er darauf bedacht festzustellen, inwiefern die einzelnen Elegiker im Gebrauche des poetischen Plurals voneinander abweichen, und kommt unter anderem zu dem Ergebnis, daß ihn Catull bei konkreten Substantiven noch ziemlich selten verwendet, häufiger Tibull und noch häufiger Propertius.

Wohl wird man im einzelnen hie und da anderer Meinung sein, namentlich betreffs der Gründe, aus denen sich der Dichter für den Plural entschieden hat, doch in der Hauptsache muß man sich einverstanden erklären. So kann die Schrift als wertvolle Ergänzung zu der lateinischen Syntax von Dräger angesehen und auch neben der neuesten, viel um-

fassenderen Arbeit von P. Maas über den poetischen Plural bei den Römern (Archiv f. Lexikographie XII, 479—549) noch mit Vorteil benutzt werden.

Eisenberg (S.-A.).

O. Welso.

- 5) **Theodor Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung.** In neun Bänden. I. Band: Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen Kultur. Stuttgart und Berlin, Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., 1901. XX u. 479 S. 8. M 5.50.

Für den Beginn mit der Völkerwanderung, durch den diese Weltgeschichte schon in der Entstehung als Bruchstück einer vollständigen gekennzeichnet wird, nimmt Lindner ausdrücklich dem unter der Direktion von Lavissee und Rambaud erscheinenden Werk gegenüber die geistige Urheberschaft in Anspruch. Zurückzuweisen ist seine Begründung mit dem „verhängnisvollen Riß“ durch die Völkerwanderung (S. x. 112 f.), den Ranke, auch Breysig und Schiller nicht kennen und den auch seine eigene Darstellung S. 105 f. 110 f. 264 ff. 271 ff. 287 ff. 371 f. nicht zeigt. S. 116 schließt er seine Erörterung über die Ergebnisse der Völkerwanderung: „Christentum, Römertum und Germanentum bildeten die Mischung. Von diesen Bestandteilen war das letztere das schwächste und vielfach zerteilt.“ Das Christentum ist ihm aber auch für die Übermittlung des Erbes aus dem Altertum von großer Bedeutung (vgl. z. B. S. 67) ¹⁾. Lindner liebt es eben nicht, sich in die Anfänge der Entwicklung zu vertiefen; auch wurzelt seine Stärke in späteren Zeiten. — Tatsächlich setzt seine eigentliche Darstellung mit dem Ende des 5. Jahrhunderts (Chlodowech), bzw. der Zeit Justinians ein und führt uns bis zum Verfall des karolingischen Reiches, mit dem erst seine „Geschichte des deutschen Volkes“ ausführlicher wird. Es ist im wesentlichen der Stoff, den Ranke in den Teilen IV (2. Abteil.), V u. VI (1. Abteil. u. 2. z. T.) seiner Weltgeschichte bearbeitet hat. Die Abschnitte, in denen Lindner hier außerdem China und Indien berücksichtigt, können auch dem, der die ganze Entwicklung der Kulturvölker im Auge hat, nicht als organisch mit jenen Stoffen des Zeitraumes zusammenhängend erscheinen.

Diese behandelt Verf. auf engerem Raume als Ranke, indem es ihm

1) Vgl. auch S. 122 ff. u. 252 über das Weiterbestehen der alten Kultur im byzantinischen Reiche.

weniger auf die einzelnen Begebenheiten, als auf den geschichtlichen Verlauf in seinen Hauptzügen ankommt. Wer aber Lindner, dessen Weltgeschichte in erster Linie als „Entwicklungsgeschichte“ gedacht ist, aufmerksam folgt, wird gern zugeben, daß er „die wichtigen Momente und die maßgebenden Kräfte der Entwicklung“ klar heraushebt ¹⁾ und, indem er den inneren Zusammenhang des Persönlichen mit dem Allgemeinen im Auge behält, ohne einem Kollektivismus ergeben zu sein, doch auch die „Masse“, welche die Ideen vorbereitet, zu ihrem Rechte kommen läßt. Anzuerkennen ist nicht minder, daß er die Zustände des Verfassungs-, des wirtschaftlichen und des geistigen Lebens in besonderem Grade berücksichtigt, wie vor anderen die Abschnitte über die inneren Zustände des byzantinischen, des Khalifen- und des fränkisch-merowingischen Reiches zeigen. Recht gut finde ich auch die Parteen vom karolingischen Reiche und von Britannien und den Normannen. — Auch die Einleitung, die in frühere Zeiten zurückgreift, bietet eine recht ansprechende Zusammenfassung besonders über die inneren Verhältnisse und das geistige Leben im römischen Reiche, über die älteren Zustände bei den Germanen aber zu wenig. Zu beanstanden ist dort auch die etwas einseitige Auffassung, daß West-Rom hauptsächlich nur durch seine elende Regierung erlag.

Erscheint der vorliegende Band im ganzen fast mehr wie eine Einleitung zu einer eingehenderen Behandlung der späteren Zeiten — in dem vierten Bande soll der Übergang in die neuere Zeit erfolgen —, so zeichnet er sich doch nicht nur durch die philosophische Durcharbeitung des Stoffes, die wiederholt auf des Verf. „Geschichtsphilosophie“ hindeutet, sondern auch durch schöne Darstellung aus. Begründungen fügt Lindner dieser nicht hinzu; die Literaturangaben sind, wie die Inhaltsübersicht und das Personen- und Ortsverzeichnis, sehr sorgfältig zusammengestellt.

Hadersleben.

Aem. Pintschovius.

- 6) **H. Knauth, Lateinisches Übungsbuch für Sekunda** im Anschluß an die Lektüre. I. Abteilung: Für Unter-Sekunda. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. VIII u. 94 S. 8. geb. M. 1.20.

Das vorliegende hübsch ausgestattete Bändchen, das die Fortsetzung der bewährten lateinischen Übungsbücher von Busch-Fries bildet, enthält

1) Auf den großen Einfluß der byzantinischen Kultur auf das slavische Ost-Europa konnte etwas deutlicher hingewiesen werden.

60 Übungsstücke, die teils an Livius Buch I u. II, teils an Ciceros Reden über den Oberbefehl und gegen Katilina angeschlossen sind. Hinzugefügt ist eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Phrasensammlung und ein sehr reichhaltiges Wörterverzeichnis, das selbst den Bedürfnissen der schwächsten Schüler Rechnung trägt.

Die Stücke sind mit großem Geschick gearbeitet: sie bieten reichlich Gelegenheit zur Einübung der wichtigsten grammatischen und stilistischen Regeln, sind sorgfältig im deutschen Ausdruck und ergeben nach der Übertragung ein mustergültiges Latein. Lobenswert ist das Bestreben, die Übungen inhaltlich so zu gestalten, daß durch sie das Verständnis der behandelten Autoren vertieft wird. In allen diesen Beziehungen ist die Arbeit ein würdiges Seitenstück zu den Büchern von Busch-Fries.

Nur in einem Punkte weicht das Verfahren des Verf. wesentlich von dem seiner Vorgänger ab. Während diese in der Anwendung von Fußnoten mit Recht sehr sparsam sind, legt sich Knauth diese Zurückhaltung nicht auf. Er betont zwar in dem Vorworte sehr richtig die Notwendigkeit, „den jugendlichen Geist zur Selbständigkeit zu führen“, aber trotzdem hindert er selbst durch „fortwährendes Eingreifen und Helfen“ den Schüler an jeder freien Bewegung.

Dabei traut er vieles dem Untersekundaner nicht zu, was Busch in seinem Buche ohne weiteres bei dem Obertertianer als bekannt voraussetzt. (Vgl. die Anmerkungen 7, 8; 20, 1; 22, 16; 24, 12; 24, 23; 27, 2; 28, 1; 29, 16; 32, 7; 33, 9; 40, 8 u. s. w.) So wird der Schüler nicht selten der Möglichkeit beraubt, das Wissen, das er in der vorigen Klasse erworben, zu betätigen, ja es muß in ihm die Vorstellung erweckt werden, daß früher von ihm zu viel verlangt worden ist. Hielt Kn. an solchen Stellen überhaupt einen Fingerzeig für angebracht, so war es jedenfalls richtiger, den Paragraphen der Grammatik anzuführen und den Schüler so zu nötigen, sich die Regel im Zusammenhange anzusehen.

Auch sonst würde ich eine Verringerung der Fußnoten für wünschenswert halten. Manches Lexikalische, das jetzt in den Anmerkungen steht, könnte dem Wörterverzeichnis zugewiesen werden, wieder anderes würde besser in einem grammatisch-stilistischen Anhang zusammengestellt, wie solcher von Busch gegeben ist. Damit würden lästige Wiederholungen erspart (z. B. 14, 3; 14, 11; 16, 3; 42, 24; 59, 9. — 27, 10; 28, 7; 30, 8. — 9, 1; 12, 2; 19, 5. — 15, 17; 35, 17; 37, 1). Ganz über-

flüssig sind die Anmerkungen 48, 13 und 52, 15, da die hier angegebenen stilistischen Regeln in den Vorübungen 2 und 3 behandelt sind.

Kann sich aber der Verf. zu einer erheblichen Einschränkung der Fußnoten nicht entschließen, so möchte ich raten, wenigstens die Anmerkungen nicht unter die Textseiten zu setzen, sondern sie am Schlusse des Ganzen zu bringen. Denn bei der jetzigen Einrichtung ist das sonst so treffliche Buch besonders zu häuslichen Präparationen, die im Vorworte mit Recht empfohlen werden, wenig brauchbar. Kann es doch kaum kontrolliert werden, ob der Schüler das in den Fußnoten Angegebene wirklich gelernt hat oder es nur aus seinem Buche während des Übersetzens abliest.

Abgesehen von diesem methodischen Bedenken bleibt nur wenig zu erinnern. Im Wörterverzeichnis stehen versehentlich auf S. 87 die Phrasen „zum Spotte“ und „Staatsrat“ zweimal, auch in 24, 22; 28, 16; 34, 13 sind Druckfehler zu berichtigen. Inhaltlich bedürfen einige Stellen einer etwas anderen Fassung. Zu St. 8: Die Stimme des Silvanus ertönt nicht während des Kampfes, sondern in der Stille der Nacht, also als der Kampf schon vorbei ist. Zu St. 10: Scävola fürchtete nicht bei der Rückkehr nach Rom für einen Überläufer gehalten zu werden, sondern beim Verlassen Roms. Zu St. 12: Koriolan erhebt nicht Einspruch dagegen, daß das Volk einen Anteil an dem Getreide empfängt, sondern dagegen, daß es zu dem gewöhnlichen billigen Preise verkauft wird. Auch entspricht es nicht der Darstellung des Livius, wenn behauptet wird, die Patrizier hätten Koriolan keinen genügenden Beistand geleistet. Zu St. 13: Die Bürger waren nicht durch die gemeinsame Gefahr geeinigt, auch halten nicht die Bürger Rat, sondern die Plebs zwingt den Senat, Gesandte an Koriolan zu senden.

Diese kleinen Schönheitsfehler, die naturgemäß jedem neuen Buche anhaften, können leicht in einer neuen Auflage beseitigt werden, und so sind die zahlreichen Anstalten, in denen die Bücher von Busch-Fries eingeführt sind, dem Verf. für seine Gabe zu großem Danke verpflichtet. Hoffentlich findet Kn. bald Zeit, auch für Obersekunda und Prima ebenso wertvolle Lehrmittel zu schaffen.

Potsdam.

E. Krause.

- 7) **Nikolaus Welter, Theodor Aubanel**, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. Mit Aubanels Bildnis. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1902. 223 S. 8.

ℳ 8. —; geb. ℳ 4. —.

Die neuprovenzalische Dichtung ist in Deutschland noch immer verhältnismäßig sehr wenig bekannt. Sieht man von den Fachgelehrten ab, so wird man nicht viele Deutsche finden, die außer Mistral noch einen anderen neuprovenzalischen Dichter kennen. Und doch gibt es unter den „Felibern“ eine ganze Reihe, die es wohl verdienten, auch von weiteren Kreisen gewürdigt zu werden. Schon deshalb ist jeder Versuch, uns einen von ihnen näherzubringen, willkommen zu heißen — doppelt willkommen, wenn er einen so hervorragenden Dichter betrifft, wie Theodor Aubanel, den Sänger der Schönheit, der Liebe und seiner provenzalischen Heimat, und von einem so gediegenen Kenner dieser ganzen Literatur herrührt, wie Nikolaus Welter, dessen „Mistral“ hüben und drüben die lebhafteste Anerkennung gefunden hat.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Teile. Der erste enthält ein anziehendes Lebensbild, wobei Welter nicht nur die vorhandenen Quellen, besonders das Buch von Aubanels Freunde Legré, benutzt, sondern auch andere noch lebende Freunde und Verwandte des Dichters zu Rate gezogen und von ihnen manche wertvolle Mitteilung erhalten hat, ja auch einige interessante Briefe, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden. Auch in der Schilderung der Örtlichkeiten und der Verhältnisse, in denen Aubanel aufgewachsen ist, sowie der Personen, zu denen er in irgendwelchen Beziehungen gestanden hat, ist Welter der geschickte Biograph und kenntnisreiche Literarhistoriker, den wir schon aus seinem „Mistral“ kennen. Der zweite, weit umfangreichere Teil des Buches enthält eindringende, feinsinnige Analysen der Werke Aubanels, belebt und erläutert durch zahlreiche, größtenteils eigene Übertragungen der letzteren. Bei der Auswahl dieser Proben bleiben hie und da noch einige Wünsche unerfüllt, und die löbliche Absicht, möglichst wortgetreu der Vorlage zu folgen, führt zuweilen zu harten, unschönen Wendungen; im allgemeinen aber sind diese Übersetzungen sehr gewandt, formvollendet und wohlklingend, und nicht wenige von ihnen muten uns wie Originaldichtungen an. Die Anordnung des Werkes erscheint mir insofern nicht glücklich, als der Verf. bei den Betrachtungen der Dichtungen immer wieder auf die im ersten Teile erörterten Lebensverhältnisse Aubanels und seine

Beziehungen zu geliebten Frauen und Freunden hinweisen muß, was zu mehrfachen Wiederholungen Veranlassung gibt und einer künstlerischen Abrundung des Ganzen im Wege steht. Trotzdem ist das Eduard Koschwitz gewidmete Buch von nicht geringem Werte und sollte von jedem Freunde französischer Literatur gelesen werden.

Hannover.

Max Ewert.

- 8) **G. Schmeding, Matière Grammaticale** pour servir à l'enseignement des classes supérieures. Dresde et Leipsic, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1902. 48 S. 8. *N* 1. 20.

Dafs das vorliegende Büchlein seine Eigenart hat, glaubt Verf. in einem Begleitwort besonders betonen zu müssen: es ist die, dafs die Regeln der Grammatik, auf ein Minimum reduziert, aus dem Druck und der Orthographie sich anschaulich ablesen lassen. „Es ist deshalb“, heifst es in dem Begleitwort, „erstens die Zusammengehörigkeit engverbundener Wörter hervorgehoben und der Satzakzent besonders bezeichnet; es ist zweitens zum Verständnis des Satzbaues die Verschiedenheit der Interpunktion durch Fettdruck zur Anschauung gebracht; es ist endlich drittens, damit die blofse Anschaulichkeit nicht zur Oberflächlichkeit verleite, die Wortkunde in mehr wie bisher üblicher Weise vermittelt durch wörtliche Wiedergabe der ursprünglichen Bedeutung, und zwar so, dafs sie auch dem Nichtlateiner verständlich wird.“ Mit diesen Grundsätzen kann man sich schon einverstanden erklären, nur scheint mir in dem Büchlein bei ihrer Durchführung doch des Guten ein wenig zu viel getan zu sein. Für ein Lehrbuch — und das soll das Werkchen nach dem Titel doch sein — ist die Beschränkung auf eine Sammlung von Musterbeispielen, und mögen sie noch so anschaulich gedruckt sein, meines Erachtens nicht angebracht, eher könnte man dergleichen für eine nur zur Repetition dienende Übersicht gelten lassen. Verf. hat sich ja denn auch veranlaßt gesehen, einer erheblichen Anzahl von Beispielen erläuternde Anmerkungen hinzuzufügen. Mit deren Art, die eine Erklärung der grammatischen Erscheinungen aus dem Satzakzent zur Regel macht, und der ich ein gewisses Hinausgehen über die in Schulbüchern übliche Erläuterung nach der sprachphilosophischen Seite hin nicht absprechen will, kann ich mich aber nicht einverstanden erklären: wenn man etwas gewagte Behauptungen noch so oft mit einem „on comprend“ einleitet oder mit einem „naturellement“ versieht, so werden sie dadurch noch nicht einleuchtender. Ich möchte

die Erläuterungen durchweg als sehr eigenartig, oder mit dem Modewort als sehr subjektiv bezeichnen, aber zur guten Hälfte auch für sehr anfechtbar. Beispiele für diese meine Behauptung zu geben, verbietet der Raum. Was die Heranziehung der Wortkunde betrifft, so scheinen mir doch, um nur je ein lateinisches und deutsches Beispiel zu nennen, Wendungen wie *quas habeo vedutas* auch für Nichtlateiner (erst recht aber für Lateiner) und frankreichherwärts in einem Schulbuche sehr bedenklich. — Was der Verf. am Schluss seines Begleitwortes über die vermittelnde Methode sagt, daß sie nämlich „in Wirklichkeit viel mehr Anhänger zählt, wenigstens in sehr viel ausgedehnterem Maße geübt wird, als die Radikalen glauben“, ist mir angenehm zu hören; ihm wie mir scheint diese Methode die Zukunft für sich zu haben. Daß er die „Simplification“ an den einschlägigen Stellen nur erwähnt, die von ihr „tolerierten“ Verstöße nicht zu Regeln erhebt, ist durchaus richtig. — Eine erhebliche Anzahl Druckfehler ist mir aufgefallen, die ich nicht einzeln aufzählen will. Die fast durchweg beliebte Schreibung von *parceque* (auch *tandisque* *afinque* u. a.) in einem Worte ist doch wohl nicht Absicht?

Erfurt.

Max Krüger.

9) **David Asher, Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache.** 8. Auflage.

Herausgegeben von Ph. Hangen. Dresden, Ehlermann, 1902.

75 S. 8.

M 1. —.

Asher's Werkchen erschien 1864 in erster Auflage. Bald wurde sein Wert als „Ergänzung jeder englischen Grammatik, als praktisches Hilfsmittel zur Wiederholung, zur Vorbereitung fürs Examen, zum Privat- und Selbstunterricht“ erkannt, und nach und nach ist die achte Auflage nötig geworden.

In etwa 1000 Beispielen, die in 72 Gruppen eingeteilt sind, wird „ziemlich die Gesamtmasse der englischen Spracherscheinungen“ berücksichtigt. Die Übungssätze — also keine zusammenhängende Stücke — sollen die gebildete Umgangssprache bieten. Asher zeigt sich bei der Zusammenstellung des gegebenen Stoffes als praktischer Schulmann, der sein Büchelchen während des Unterrichtes allmählich entstehen liefs. Die Übungssätze sind in gutem, an einzelnen Stellen allerdings unnötigerweise ans Englische anklingendem Deutsch gegeben und beziehen sich in weiser Einschränkung in erster Linie nur auf die Erscheinungen aus der Gram-

matik, der Synonymik und dem Sprachgebrauch, gegen die erfahrungsgemäÙ allgemein von Englisch lernenden Deutschen stets wieder gefehlt wird.

Das Büchelchen erfüllt aber für sich allein nicht den Zweck, zu dem es zusammengestellt ist. Die Absicht, ein Wiederholungshilfsmittel zu schaffen, wird erst dadurch erreicht, daß die gegebenen Übungssätze in einem zweiten Bändchen: *Exercises on the Habitual Mistakes of Germans in English Conversation*, in guter, idiomatisch richtiger englischer Übersetzung gegeben werden, jedoch so, daß darin für einzelne Worte oder Redewendungen, auf die es gerade ankommt, durch Striche angedeutete Lücken gelassen sind. Der Wiederholende wird dadurch zum Nachdenken gezwungen. Hat er dann die Lücken ausgefüllt, so wird ihm sein Lehrer sagen müssen, ob er die Regel richtig zur Anwendung gebracht hat. Wiederholt er aber ohne Lehrer, so kann er sich in einem dritten Bändchen: *Key to the Exercises etc.* Gewißheit darüber verschaffen, ob die Schwierigkeit von ihm glücklich überwunden ist oder nicht. Diese drei Bändchen gehören demnach für den von ernstem Streben erfüllten Benutzer naturgemäÙ zusammen.

Nachdem Asher schon 13 Jahre lang diese „Fehler der Deutschen u. s. w.“ beim Unterrichte benutzt hatte, entschloß er sich endlich auf wiederholte Aufforderung hin in einem vierten Bändchen, das zur Benutzung seines Büchelchens anleiten soll, „die wichtigsten Regeln der englischen Syntax“ knapp und bestimmt zu geben.

Münster i. W.

H. Hoffschulte.

- 10) **R. Kron, A Vocabulary with Explanations** in Simple English of Words in the Text of *The Little Londoner* and *English Daily Life*. Karlsruhe (Baden), J. Bielefeld, 1902. 77 S. 8. geb. *N* 1. —.

In dem Werkchen liegt ein kleines Wörterbuch in englischer Sprache vor. In demselben werden auf zirka 70 Seiten alle die Wörter des *Little Londoner* und des *English Daily Life* erklärt, von denen anzunehmen ist, daß sie Schülern, welche 2—3 Jahre Englisch getrieben haben, nicht bekannt sind. Die Erklärungen sind kurz gefaßt und bieten meistens ein schlichtes, leicht verständliches Englisch. Inhaltlich sind sie mit einigen Ausnahmen geeignet, dem Schüler den richtigen Begriff von dem betreffenden Worte zu geben. Zweifelhaft scheint mir, ob Erklärungen wie die folgenden diesen Zweck erfüllen werden:

„poppy [Latin *papaver rhœas*] flower growing in cornfields, etc.“

„onion [Latin *allium cepa*] plant spreading a strong odour, and used in cookery.“

Die Aussprache ist in den meisten Fällen, wo der Schüler über dieselbe in Zweifel sein könnte, nur durch Angabe der Länge resp. Kürze der Silben sowie des Akzentes bezeichnet. Häufig ist ein entsprechendes Reimwort zu Hilfe genommen. Bei *mow* heisst es z. B.: „rhymes with so“, bei *rye*: „rhymes with my“.

Bei gaol wäre die Bezeichnung der Aussprache wohl am Platze gewesen. Dafs die Silbe *re* in Wörtern wie *restore*, *return*, *respect* etc. und *u* in *Scripture* als lang, *o* in *harrow* als kurz bezeichnet sind, dürfte nicht allgemein gebilligt werden.

Der Gebrauch des Buches wird den Unterricht nach dem *Little Londoner* oder dem *English Daily Life* bedeutend erleichtern und dessen Erfolge sichern.

H.

R.

- 11) **S. Gräfenberg und Antonio Paz y Mélia, Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der Spanischen Sprache.** 2 Kurse zu je 18 Briefen. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1902.

Die rühmlichst bekannte Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung hat sich endlich auch entschlossen, zu den bereits existierenden französischen und englischen Unterrichtsbriefen ein spanisches Unterrichtswerk hinzuzufügen, wovon der erste Brief jetzt vorliegt. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man behauptet, dafs damit vielen Lerneifrigen ein wesentlicher Dient geleistet ist, denn ganz auf derselben bewährten Grundlage wie die schon erschienenen Werke sind die neuen von Dr. S. Gräfenberg verfaßten Unterrichtsbriefe angelegt, die sich ihren Vorgängern damit würdig anschliessen.

Der erste Brief enthält aufer Vorwort und allgemeinem Arbeitsplan eine sehr gediegene Darstellung der spanischen Aussprache, und von der zweiten Lektion an wird der Lernende im Anschluß an eine Novelle von P. Valdés mit den Haupterscheinungen der spanischen Sprache allmählich bekannt gemacht. Über die Art der Durchführung dieses gewifs recht gangbaren Weges läfst sich ein abschliessendes Urteil natürlich erst fällen, wenn das ganze Werk fertig vorliegt. Von seiten des Verf. ist durch

sehr ausführliche Darstellung alles getan worden, um auch bei dem sprachlich nicht Vorgebildeten ein volles Verständnis zu erzielen. Auch die mündliche Beherrschung der Sprache ist nicht außer acht gelassen, indem an das durchgearbeitete Stück eine Konversation angeschlossen ist, und indem ferner in besonderen Gesprächen der Lernende noch mit den wichtigsten Redensarten des gewöhnlichen Lebens bekannt gemacht wird. Hoffentlich lassen die übrigen Briefe nicht zu lange auf sich warten!

Bremen.

W. Röhrs.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Cornelii Taciti

Historiarum libri qui supersunt.

Für den Schulgebrauch erklärt von

Prof. Dr. K. Knaut,

Direktor des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg.

I. Bändchen: Buch I.

Preis: M 1.30.

M. Tulli Ciceronis

pro

Cn. Plancio oratio.

Für den Schulgebrauch

erklärt

von

Prof. Dr. L. Reinhardt,

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Wohlau.

Preis: M 1.

Platons Phädon.

Für den Schulgebrauch

erklärt

von

Dr. Karl Linde,

Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Preis: M 1.20.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von Dr. Adolf Lange.

1. Heft: Buch I—V. Preis: M 4.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 24. Januar.

Nr. 2, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an,
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 12) A. Fick, Das alte Lied vom Zorne Achills (O. Dingeldein) p. 25. — 13) H. Stein, Herodot, Buch II (J. Sitzler) p. 26. — 14) E. Wüst, Beiträge zur Textkritik und Exegese der Platonischen Politeia (K. Linde) p. 28. — 15) A. Thiel, Iuvenalis graecissans (G. Eskuche) p. 29. — 16) Fred. Hellemis, Lex de imperio Vespasiani (A. Chambabu) p. 30. — 17) H. Winckler, Alt-orientalische Forschungen (R. Hansen) p. 32. — 18) R. Methner, Untersuchungen zur lateinischen Tempus- und Moduslehre (A. Dittmar) p. 33. — 19) Fr. Holzweissig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Untersekunda (E. Krause) p. 40. — 20) Jules Verne, Les Frères Kip (Bahle) p. 42. — 21) K. Engelke, Mademoiselle de la Seiglière, comédie par Jules Sandeau (K. Beckmann) p. 42. — 22) O. Schulze, Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie par Ad. Thiers (K. Beckmann) p. 43. — 23) J. Cserwinka, Shakespeare und die Bühne (Gerh. Hellmers) p. 44. — 24) K. Engelke, Le petit Vocabulaire (W. Röhrs) p. 46. — Vakanzen. — Anzeigen.

12) August Fick, Das alte Lied vom Zorne Achills (Urmenis)
aus der Ilias ausgeschieden und metrisch übersetzt. Göttingen,
Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. VIII u. 130 S. 8. M 3.—.

Die schwierige Frage nach dem ursprünglichen Kern der Ilias wird von dem Verf. ebenso leicht wie verblüffend gelöst. Fick erkennt bei seinen Vorgängern in der Homerkritik an, daß „in ihren Bemühungen ein gutes Stück redlicher deutscher Arbeit steckt, aber es fehlte ihnen ein festes durchschlagendes Prinzip“. Dieses Prinzip hat F. in der Zahl gefunden; er hat nämlich entdeckt, daß die „Urmenis“ nach einem bestimmten Zahlenschema aufgebaut war, das auf elfzeiligen Strophen und deren regelmäßiger Vermehrung beruht (S. 85). Eine Kapitelüberschrift sieht bei ihm so aus:

Viertes Buch: Achilleus Rache.

47 × 11 Verse.

Siebenter Gesang: Achilleus Rache an den Troern.

25 \times 11 Verse.

1. Ausführung.

3 \times 11 Verse.

Besonderes Lob erntet der „prächtige Aufbau“ des ersten Gesanges, dem zu Liebe der Umfang aller übrigen Gesänge eine Abänderung vom regelmäßigen Schema ($2 \times 11 \times 11 = 242$ Verse) erfahren mußte. Seine Glieder stellen nämlich „eine durchgeführte Pyramide“ dar, insofern er aus $(9 + 7 + 5 + 3 + 1) \cdot 11 = 275$ Versen besteht. F. vergleicht damit den pyramidalen Aufbau des Sockels zum goldenen Löwen, den Krösus zu Delphi stiftete. Und solche Künsteleien traut man im Ernste dem naivsten aller Dichter zu! F. hat seiner Schrift ein stolzes Motto in Goethes Worten vorgesetzt: „Warum sucht' ich den Weg so sehn-suchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?“ Ich fürchte oder vielmehr ich hoffe, daß F. auf diesem Wege wenig Nachtreter finden wird.

Den größten Teil des Buches nimmt eine metrische Übertragung der „Urmenis“ ein, doch ist es dem Verf. ebensowenig wie irgend einem seiner Vorgänger gelungen, eine Übersetzung Homers in deutschen Hexametern zu schaffen, die einen des Originals Unkundigen dessen Schönheiten auch nur ahnen läßt.

Büdingen (Hessen).

O. Dingeldein.

13) **Herodotos** erklärt von **H. Stein**. I. Band. 2. Heft: Buch II.

Mit erklärenden Beiträgen von **H. Brugsch** und einem Kärtchen von **H. Klepert**. 5. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann, 1902. 205 S. 8. M 2.20.

Die 4. Auflage der Steinschen Ausgabe des 2. Buches von Herodot erschien im Jahre 1881. Seit dieser Zeit machte nicht nur die ägyptische Forschung im allgemeinen weitere Fortschritte, sondern es wurde auch A. Wiedemanns Bearbeitung von Herodot II veröffentlicht, welche die Sacherklärung dieses Buches bedeutend förderte. H. Stein benutzte bei der Herstellung der neuen Auflage diese Arbeiten, ohne ihre Ergebnisse jedoch in vollem Umfange für die Erklärung zu verwerten; man vergleiche z. B., was Kap. 4 zu ζφα, Kap. 7 zu Ἡλίου πόλις, Kap. 96 zu den Lastschiffen, Kap. 149 zu dem Möris-See, Kap. 180 zu αὐτόματος gesagt ist.

Den Text hat der Herausgeber einer gründlichen Durchsicht unter-

worfen und an vielen Stellen abgeändert, teils im Anschluß an die Handschriften, teils auf Grund von Konjekturen, fremder sowohl als eigener. Dafs dabei die Lesarten der Handschriftenklasse α über Gebühr bevorzugt werden, brauche ich kaum zu erwähnen; dies bringt die Stellung des Herausgebers zu den Handschriften mit sich. Von den neu aufgenommenen handschriftlichen Lesarten billige ich: 12, 9 *Σύριοι* mit allen Handschriften, 62, 2 *τῆσι θυσίῃσι* mit allen Handschriften; ferner mit der Handschriftenklasse α : 122, 5 *χειρώμακτρον* (vgl. Hoffmann, griech. Dial. 3, 365), 139, 6 *δοκέειν*, aber *ὡς πρόφανσιν* „als Anlaß“ ist nicht anzutasten; der Herausgeber schlägt freilich [*ὡς*] *πρόφανσιν* vor; mit der Handschriftenklasse β : 2, 32 *παιδίων*, 28, 18 *οὔτος*, 97, 9 *ἔστι δὲ οὐκ οὔτος*; danach ist aber keine Lücke anzunehmen, sondern zu erklären: „es existiert aber nicht diese“, d. h. sie ist aber nicht hier, geht aber nicht hier vorbei; 144, 4 *οἰκόντας*; dazu kommt noch 53, 1 *ἐγένετο*, das von B C, nicht auch von A, wie der Herausgeber angibt, überliefert wird. Natürlich sehe ich bei dieser Aufzählung von den Stellen ab, wo α und β an sich brauchbare Lesungen haben und die Entscheidung über die Aufnahme der einen oder anderen von dem Urteil, das man über die Handschriftenklassen hat, abhängt.

Die Zahl der neu aufgenommenen Konjekturen anderer Gelehrten ist nach Steins Angabe 12; dazu kommen aber noch 4, die er unter den eigenen Vermutungen aufführt, nämlich 8, 20 [*τὸ . . . ἐστὶ*] von Puntoui, 65, 4 [*δέ*] von Herold, 76, 7 *<ἦδε> ψιλῇ* von Schweighäuser und 126, 8 [*ἐν τοῖσι ἔργοισι*] von Valckenaer. Diese Änderungen sind durchweg Verbesserungen; nur hätte Stein 4, 7 *ἐμβόλιμον* neben Cobets *<μῆνα>* nicht ausschliessen sollen. Die Worte *ἐν τοῖσι ἔργοισι* 126, 8 scheinen infolge anfänglicher Auslassung und späterer Beifügung an ihre jetzige Stelle gekommen zu sein; sie gehören zu *μνημῖον καταλιπέσθαι ἐν τοῖσι ἔργοισι*: „ein Andenken an sich unter den Bauwerken hinterlassen“. Auch 65, 4 ist Bekkers *ή* st. [*δέ*] möglich.

Neue eigene Vermutungen hat der Herausgeber an 28 Stellen in den Text gesetzt. Von diesen halte ich für gelungen: 20, 7 [*τὸν Νεῖλον*], 122, 7 *οἰκτὴν Ἀθήνῃ* st. *δή*, 127, 12 [*ἐχομένην τῆς μεγάλης*], 135, 23 *<ἄλλη>* st. des früher vorgeschlagenen *<ἐτέρῃ>*, 142, 6 *ἀρχιερέας <τε>*, 152, 25 *τε τὰ* st. *μετ'*, 161, 15 *ταῦτα δὴ* st. *δέ* und 176, 6 *δύο <ἄλλοι> κολοσσοί*; auch 129, 9 *ἐπιμεμφομένῃ <τι> ἐκ τῆς δίκης* ist beachtenswert, da so *ἐκ τῆς δ.* verständlich wird. An anderen Stellen erscheint mir die vorgeschlagene Änderung nicht befriedigend, so 10, 5 *ὥσπερ [γε]*,

wo καί st. γε am Platze wäre, 13, 7 *μεγάλως* [*κακῶς*] st. *μεγάλης κακῶς*; richtiger *παρὰ Διὸς κακῶς*, damit *ψευσθέντας κοτὲ ἐλπίδος* seine Ergänzung erhält, 99, 13 *ὡς ἀπεργμένος* [*ῥέει*] st. des früher vermuteten *ῥέη*; aber das nächstliegende *δς ἀπ. ῥέει* ist schon längst gefunden, 100, 11 *καινοὺν τῷ λόγῳ* [*νόῳ δὲ ἄλλα μηχανᾶσθαι*]· *καλέσασαν δὲ κτλ.*, weil der Gegensatz zu *λόγῳ* nicht *νόῳ*, sondern *ἔργῳ* wäre; aber vgl. Hom. Od. 18, 282 *θέλγε δὲ θυμον μειλιχίοις ἐπέεσσι*, *νόος δὲ οἱ ἄλλα μενοίνα*. Soph. O. C. 935 *ταῦτά σοι τῷ νῷ θ' ὁμοίως κἀπὸ τῆς γλώσσης λέγω*; st. *καλέσασαν δέ* ist *γάρ* zu lesen, was Stein selbst früher vorschlug, 108, 17 Lücke nach *ποταμός*, wo doch die Abänderung von *ὅπως τε* in *γε*, das hier ganz an seiner Stelle ist, genügt, 143, 11 [*ἕως . . . αὐτὰς*] wegen *ἕως οὗ*, einer Glosse zu dem ursprünglichen *ἐς ὅ*, 178, 4 Lücke zwischen *αὐτοῦ* und *δὲ ναυτιλλομένοις*, wo der Sinn bei der sonst aufgenommenen Interpunktion *οἰκέειν, αὐτοῦ δὲ ν.* vollständig ist. Die übrigen Änderungen des Herausgebers halte ich für unnötig, auch 11, 4 [*ὡς ἔρχομαι φράσων*], trotzdem ein solcher Zusatz nach *οὕτω δὴ τι* sonst bei Herodot nicht vorkommt.

Tauberbischofsheim.

J. Sitzler.

14) **Ernst Wüst, Beiträge zur Textkritik und Exegese der Platonischen Politeia.** Dillingen, Programm, 1902. 34 S. 8.

In der Einleitung wendet sich Verf. gegen die unberechtigte und leichtfertige Annahme von Interpolationen im Platontexte und sucht eine Anzahl von Stellen der *Politeia* durch passende Erklärung gegen derartige Versuche der Athetese und gegen Konjekturen zu schützen. Man wird sich mit diesem Grundsatz des Verf. im allgemeinen einverstanden erklären können; denn, wenn es auch als erwiesen gelten kann, daß unser Text des Platon vielfach durch Interpolationen entstellt ist, so darf doch von diesem Mittel der Heilung nur ein vorsichtiger Gebrauch gemacht werden. An anderen Stellen liefert Verf. Beiträge zur Erklärung gewisser Stellen, die man dankbar hinnehmen wird, wenn auch nicht überall das Richtige gesagt ist, z. B. 424 a ist für *αὐξανόμενη* die Bedeutung „zunehmen“ durch die folgende Stelle (*ἔτι βελτίους τῶν προτέρων φέρονται*) genügend begründet; 515 b ist *τὰ ὄντα αὐτοὺς νομίζειν* bzw. *ὀνομάζειν* die richtige Lesart, wie die indirekte Überlieferung (Jamblichus, Proklus), auf die Verf. zu wenig Gewicht legt, und das folgende (*οὐκ ἔν ἄλλο τι*

νομίζομεν τὸ ἀληθές) deutlich zeigen; gut dagegen ist, was 492 e über *παρὰ τὴν τούτων παιδείαν* bemerkt wirkt (*παρά* = gegen). Bei einer dritten Gruppe von Stellen sucht Verf. trotz seines konservativen Standpunktes doch auch den Text, „wo er offenbar falsch überliefert ist, mit selbst erdachten Konjekturen zu „verbessern“ (!), wird aber damit kaum auf Beifall rechnen können: 359 d ist an *προγόνῳ*, was schon Proklus gelesen hat, nicht zu rühren, der offenbare Fehler der Stelle muß anderswo stecken; 456 d ist an *παραλαβοῦσα* festzuhalten (*παραλ.* in der bekannten Bedeutung „zur Erziehung übernehmen“); 600 d ist *ὄνῃσαι* zu lesen, wie jetzt auch Burnet schreibt, mit dem ich ebenfalls 521 c an der Lesart der besseren Handschriften festhalten möchte; 473 c ist *κυμάτων γέλασμα* aus Äschyl. Prom. 90 doch zu sehr bekannt, als daß man an dem *ἐκγελῶν* ändern sollte.

Helmstedt.

K. Lindo.

- 15) **Augustus Thiel, Iuvenalis graecissans** sive de vocibus graecis apud Iuvenalem. Scripsit. Breslau, Preuß & Juenger, 1901. 152 S. gr. 8.

Diese Arbeit Thiels über die Griechische Fremd- und Lehnwörter bei Juvenal ist für Grammatik und Lexikon wertvoll, sie bildet auch einen zuverlässigen Beitrag zu dem noch zu malenden Kulturbilde „Griechenland in Rom“. Was Thiel hierzu bietet, ist durch die selbst-gezogene Grenze beschränkt und nur ein kleiner Ausschnitt, wird aber hoffentlich, wie der genaue Vergleich mit Horaz und Persius (Kap. III, Abschnitt 2) vermuten läßt, bald erweitert werden. Der spröde Stoff ist fein, manchmal überfein gegliedert, z. B. S. 76—79, sodaß dann durch zu viel Unterabteilungen die Übersicht leidet. Bei der Besprechung der Vorarbeiten Anderer wird der nimmermüde Wortführer des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Günther A. Saalfeld, gebührend anerkannt, der das Verdienst hat, über griechische Fremd- und Lehnwörter im Latein zuerst gründlich zusammenfassend geschrieben zu haben 1874, 1877, 1884 (und zuletzt auf einem Sondergebiet über die Vulgata 1891); die Juvenalischen Fremdwörter behandelte bisher nur L. Kiaer (1875, S. 227 f.), dessen Beobachtungen man gern schon in Friedlaenders großer Juvenalausgabe (S. 56) näher ausgeführt sähe. Thiel stellt nun S. 8—16 die festzuhaltenden Grundsätze für seine Untersuchung auf und behandelt denen gemäß S. 17—79 einzelne Fremdwörter des genaueren, z. B. ob sie in der griechischen Literatur zu belegen sind oder fehlen, von Juvenal allein ge-

braucht oder eingeführt oder gar selbst gebildet sind. Es folgt im ersten Kapitel stoffliche Sichtung der Fremdwörtermasse: Dingnamen (appellativa) S. 62—69 von Natur und Menschheit (Leib, Seele, leibliches, geistiges, öffentliches Leben) und Eigennamen (propria), geographische, mythologische, menschliche. Zweites Kapitel: Der Gebrauch. Juvenal folgt entweder absichtslos der Umgangssprache oder wählt sie mit bewusster Absicht, z. B. parodistisch. Zu dem Abschnitt über die griechischen Endungen (S. 101 ff. u. 141 ff.) wäre wohl ein vergleichender Überblick über lateinische Deklination griechischer Wörter lehrreich, um zu zeigen, wieweit das Fremdwort zum Lehnwort sich wandelte, wie z. B. 14, 279 das spanische Vorgebirge *Καλλπη* höchstwahrscheinlich zu Calpis. Drittes Kapitel: Menge und Zahlenverhältnis. In 3837 Versen stehen 1194 Fremdwörter. Bei dieser Statistik müßten freilich die durch den griechischen Stoff (Geographie, Geschichte u. a.) veranlaßten Fremdwörter ausgeschieden oder noch einmal gesondert betrachtet werden, da sonst der lehrreiche Vergleich mit Horaz und Persius manchen Zufälligkeiten unterliegt. Denn Thiel will doch vor allem die Beeinflussung des römischen Geistes durch den griechischen in seinem Buche zeigen. — Der hohe Wert der Thielschen Abhandlung wird sich erst völlig zeigen, wenn sie sich als Glied einfügen kann in eine Kette von ebenso genauen Untersuchungen über die Fremd- und Lehnwörter bei den anderen Schriftstellern Roms.

Siegen i. W.

Gustav Esakueh.

16) **Fred B. R. Hellems, Lex de imperio Vespasiani.**

Chicago, Scott, Foresman and company (Leipzig, Gustav Fock),
1902. 24 S. 8 [englisch]. 50 Cents.

Von dem Gesetz, durch das Senat und Volk dem Vespasian die Regierungsgewalt übertrugen, sind nur die letzten neun Bestimmungen erhalten (CIL VI, 930). Der Schluß (die sanctio) hebt alle entgegenstehenden Gesetze auf. Der vorletzte Absatz erklärt die bisherigen Handlungen Vespasians für gesetzlich. Die sieben anderen Abschnitte übertragen dem Kaiser einzelne Befugnisse, wie sie zum Teil schon frühere Herrscher besessen haben. Von den früheren Kaisern erwähnen die Bestimmungen 1 (Krieg und Frieden), 2 (Senatsleitung), 6 (allgemeine Verwaltung) und 7 (Stellung des Kaisers über dem Gesetz) nur August, Tiber und Klaudius; natürlich, denn Nero war gesetzlich, Gajus tatsächlich damnatae memoriae (S. 7 Anm. 1), Galba, Otho und Vitellius aber waren

im Aufstand emporgekommen und zu grunde gegangen. Abschnitt 5 (Vorschieben des Pomöriums) führt nur den Klandius an, der im Jahre 49 die altgeheiligte Stadtgrenze vorschob. Mit Recht erklärt daher Mommsen die Nachricht bei Tacitus u. a., daß August das Pomörium vorgeschoben aus einer Verwechslung mit der Regioneneinteilung des August. Wenn nun die Bestimmungen 3 (*consilium principis*) und 4 (*candidati Caesaris*) überhaupt keinen Herrscher nennen, so können Staatsrat und kaiserliche Beamtenernennung erst dem Vespasian (durch unser Gesetz) ausdrücklich zugestanden worden sein. Nun aber hat schon Augustus sich einen Staatsrat ernannt (S. 13) und Konsulernennung bezeugt Tacitus (hist. I, 77; II, 71) wenigstens für Nero und die folgenden Kaiser. Aber beide Rechte können vor Vespasian nur aus der allgemeinen Kaisergewalt, der *tribunicia potestas*, hergeleitet worden sein. Die beiden Grundgewalten des Kaisers, das militärische *imperium proconsulare* und die bürgerliche *tribunicia potestas* waren so dehnbar, daß sich daraus alles herleiten ließe. War ein neues Recht lange tatsächlich geübt worden, so wurde es durch Sondergesetz übertragen, natürlich im Zusammenhang mit den Grundrechten. Die Bestimmungen unseres Gesetzes sind Sonderrechte (Cantarelli, Bull. comm. XVIII, 1890, S. 242 ff.), aber sie sind hergeleitet aus dem *imperium proconsulare* (Best. 1, S. 7. 8) und der *tribunicia potestas* (Best. 2—7, S. 8 ff.). Die beiden Grundrechte (und etwaige andere Sonderrechte) müssen also in dem verlorenen Teile unseres Gesetzes übertragen worden sein (S. 20). — Die vorstehende Auffassung findet sich bei H. nur zum Teil (besonders S. 20—22). H. sucht mit Pelhams (Journ. of philology XVII, 1880, 27 ff.) Gründen die anderen Forscher zu widerlegen, er merkt aber nicht, daß die anscheinend widerstreitenden Ansichten sich zu der oben dargelegten Auffassung ergänzen. Die Frage nach der *lex de imperio* von August bis in die späteste Zeit muß in größerem Zusammenhang behandelt werden. Dazu ist allerdings H. mit seiner Übersetzung (S. 5, 6) und Erklärung (S. 6—18) der *lex Vespasiani* und seinen allgemeinen Ausführungen (S. 20—22) eine wertvolle Vorarbeit.

H.s Arbeit ist eine Doktordissertation von Chicago. Sie eröffnet die altklassische Abteilung der von Scott, Foresman and company unter Leitung von Universitätslehrern herausgegebenen Doktordissertationen amerikanischer philosophischer Fakultäten (*Dissertationes Americanae*). Von den folgenden wünschen wir, daß sie der vorliegenden an Brauchbarkeit gleichkommen.

Cöln.

August Chambala.

- 17) **Hugo Winckler, Altorientalische Forschungen.** (Dritte Reihe. Bd. I, Heft 2 und Bd. II, Heft 1. Leipzig, Eduard Pfeiffer, 1902. S. 97—184 u. S. 185—248. 8. *M* 5.20 u. *M* 3.60.

Die vorliegenden Arbeiten des sehr fruchtbaren Verf. enthalten folgende Artikel: Die Juden und Rom. — Die Zeit der Ezechielprophetie. — Philokles-Tabnit und der erste syrische Krieg. — Der Gebrauch der Keilschrift bei den Juden. — Zu semitischen Inschriften. — Zwei Könige von Sidon aus der Tel-Amarna-Zeit. — Astronomisch-Mythologisches. — Zum alten Testament (Kritisches und Hermeneutisches). — Bruchstücke von Keilschrifttexten.

Dunkle Perioden der Geschichte, für die es nur notdürftige und dazu schwer verständliche Quellen gibt, reizen zu Hypothesen, und daran ist bei Winckler kein Mangel; ob sie annähernd das Richtige treffen, ist trotz der geschickten Begründung, die er vielfach gibt, doch fraglich. Ich erwähne vor allem das, was die Leser der „Rundschau“ interessiert. Den Brief in 2 Makk. 1, 14 ff. verlegt er in die Zeit nach Crassus, der im Jahre 54 den Tempel zu Jerusalem beraubte; das Jahr 88 sei zu rechnen von der Erlangung der Hohenpriesterwürde durch Simon, die nach 1 Makk. 14, 27 im 172. Jahr der seleucidischen Ära = 140 v. Chr. stattgefunden habe. — Die Angaben jüdischer Autoren über ein näheres Verhältnis zwischen Juden und Rom zur Zeit der Seleuciden verwirft Winckler und hält sie für spätere Fälschung; der alte Bericht, den das erste Makkabäerbuch bietet, ist durch Überarbeitung und Einschiebsel entstellt.

Die Ezechielprophetieen, die voller Schwierigkeit sind, benutzt W. zur Aufklärung der Geschichte des 6. Jahrhunderts nach der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar. Die Kämpfe um Jerusalem bei Ezechiel beziehen sich nicht auf diese Zerstörung, sondern auf Scheschbasar, der sich um 560 zuerst wieder in der zerstörten Stadt festgesetzt hatte (den „Knecht Jahvehs“ im Deuterjessaias nach W.).

Die meisten übrigen Artikel behandeln Detailfragen aus der orientalischen Geschichte.

Oldesloe.

R. Hansen.

- 18) **Rudolf Methner, Untersuchungen zur lateinischen Tempus- und Moduslehre** mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichts. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901. VIII u. 313 S. 8.

Dem Verfasser dieser neuesten Darstellung der lateinischen Tempus- und Moduslehre war es ergangen, wie es mir auch ergangen war, und wie es eigentlich jedem, der sich mit der lateinischen Sprache beschäftigt, ergehen sollte: er hatte sich durchaus unbefriedigt gefühlt von den Regeln unserer grammatischen Lehrbücher und er war zu der Erkenntnis gekommen, daß sie vielfach überaus verworren und unklar, somit wenig geeignet sind, die vielgerühmte sprachlich-logische Schulung zu fördern. So unterschreibe ich denn z. B. Wort für Wort, was Verf. auf S. 208—212 von den landläufigen Regeln über die Zeitpartikeln sagt, und dies um so mehr, als ich selbst eine ganz ähnliche Darstellung in der Einleitung zu meinen Studien zur lateinischen Moduslehre gegeben habe. Es wäre in der Tat sehr zu wünschen, daß man sich allmählich darüber klar würde, daß die üblichen Regeln über die Anwendung der Modi und Tempora im Lateinischen (und Griechischen!) mit ganz wenigen Ausnahmen nichts tangen.

Aber auch die positiven Aufstellungen Methners stimmen öfter mit den meinigen vollkommen überein. So z. B. die Erklärung des Konjunktivs in dem Satze Cic. Man. 21, 61: *quid tam praeter consuetudinem, quam homini peradulescenti, cuius aetas a senatorio gradu longe abesset, imperium atque exercitum dari?* Hier sagt Methner (S. 282): „Der Satz (scil. der konjunktivische Relativsatz) erläutert den Begriff *peradulescens* und gibt zugleich die Umstände an, unter denen jene Maßregel ganz besonders auffallend erscheinen mußte“, während ich zu diesem Beispiel S. 126 bemerke: „Also eine ganz außerordentliche Maßregel“ und auf S. 220 verweise, wo es heißt: „Der Relativsatz ist in den Hauptsatz eingeschoben; er erläutert ein Nomen appellativum oder Adjektivum und steht außerdem in kausalem (bzw. adversativem) Verhältnis zum Hauptsatze.“ — In dem Beispiel Livius I 17, 9: *hodie quoque in legibus magistratibusque rogandis usurpatur idem ius vi adempta: priusquam populus suffragium ineat, in incertum comitiorum eventum patres auctores fiunt* setzt Livius nach Methner (S. 243) den Konjunktiv, weil er sagen will, „daß jenes Bestätigungsrecht, welches damals der Senat beanspruchte, auch heute noch besteht, aber

unter ganz eigentümlichen Umständen ausgeübt wird“. Hierzu wolle man meine Bemerkung vergleichen (S. 155): „Bereits ehe. Also ein höchst eigentümliches Verfahren.“ — Ferner sei erwähnt Caes. B. G. III. 26. 3: prius in hostium castris constiterunt, quam plane ab his videri aut, quid rei gereretur, cognosci posset. Hier erläutert Methner den Konjunktiv nach priusquam mit den Worten (S. 238): „Der Satz mit priusquam hat nur den Zweck, die Schnelligkeit zu veranschaulichen, mit der die Römer vorgingen“, während ich dieses Beispiel (S. 157) mit dem Zusatz versehe: „Auffallende Geschwindigkeit“ und noch gegen dreißig andere anführe, wo es sich überall um eine auffallende Geschwindigkeit handelt. — Vgl. ferner Liv. XXII 39, 7: hic (C. Terentius Varro) priusquam peteret consulatum, deinde in petendo consulatu, nunc quoque consul, priusquam castra videat aut hostem, insanit. Hier bilden Methners Worte (S. 241): „noch hat er den Feind nicht vor sich und geberdet sich schon wie toll“ einen Kommentar zu meiner Anmerkung (S. 155): „Es ist kaum glaublich.“ — S. 152 führt Methner das Beispiel Caes. B. G. I, 4, 3 an: cum civitas ob eam rem incitata armis ius suum exequi conaretur multitudinemque hominum ex agris magistratus cogere, Orgetorix mortuus est und bemerkt hierzu (S. 153): „Cäsar will die eigentümlichen Umstände schildern, unter welchen der Tod des Orgetorix erfolgte. Dies wird ganz klar, wenn wir mit dem Satze eine Umwandlung vornehmen: iam civitas conabatur multitudinemque magistratus cogebant, cum Orgetorix mortuus est.“ In vollständiger Übereinstimmung heißt es bei mir (S. 142) mit Beziehung auch auf dieses Beispiel: „(Der Schriftsteller) will das Zusammentreffen der Ereignisse, der Verhältnisse als etwas nicht Alltägliches darstellen; cum leitet einen wichtigen vorbereitenden Umstand ein“, und in vollster Übereinstimmung mit Methner handle ich eingehend (S. 269) darüber, daß sich ein Satz mit dem sogen. Cum inversum immer in einen konjunktivischen Cum-Satz verwandeln läßt.

Andere Stellen, die ich in meinem Buche nicht anführe, sind bei Methner so erklärt, daß ich kaum etwas zu ändern hätte. Vgl. Liv. XXVI 41, 3: nemo ante me novus imperator militibus suis, priusquam opera eorum usus esset, gratias agere iure ac merito potuit = „Noch nie ist es vorgekommen, daß ein Feldherr unter so eigentümlichen Umständen bei seinen Soldaten sich bedankt, wie ich jetzt tue, das heißt daß er sich bedankt, ohne daß jene schon ihre Tüchtig-

keit bewiesen haben; ich aber befinde mich in dieser eigentümlichen Lage: ich kenne euch noch gar nicht und dabei habe ich euch schon zu danken“ (S. 243). — Ferner S. 244: „Wenn es Sen. ep. II 12, 16 heisst *ante autem videmus fulgurationem, quam sonum audiamus*, so will der Redende auf die bei der gleichzeitigen Entstehung von Blitz und Donner eigentümliche Erscheinung hinweisen, daß wir den Blitz sehen, ohne zugleich den Donner zu hören.“ — S. 281: Cic. rep. VI 10 *deinde ut cubitum discessimus, me et de via fessum, et qui ad multam noctem vigilassem, artior quam solebat somnus complexus est*. „Wie die Worte *de via*, so enthält auch der Relativsatz einen näheren Umstand: Ich war weit gegangen und ungewöhnlich lange wach geblieben; unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß ich ungewöhnlich fest schlief.“ — S. 298: Liv. XXI 27, 5: *ratesque fabricatae (sunt), in quibus equi virique et alia onera traicerentur* „die Flöße mußten, da sie auch die Pferde befördern sollten, besonders groß und stark sein.

Aber freilich diese schöne Übereinstimmung zwischen Methner und mir ist — so sonderbar es klingen mag — nur mehr zufällig und äußerlich, in Wirklichkeit besteht eine ziemlich breite Kluft zwischen unseren Anschauungen, von der ich jedoch trotz alledem hoffe, daß sie nicht unüberbrückbar sein wird. Was mir nämlich bei all diesen erklärenden Umschreibungen als die Hauptsache erscheint, faßt Methner als Nebensache auf und umgekehrt. Ich lege den Hauptwert auf die Ausdrücke „eigentümlich, ungewohnt, sonderbar, wunderbar, auffallend, schwer verständlich“, Methner dagegen auf den Ausdruck „Umstand“. Ich behaupte, daß die Ausdrücke „Umstand“ oder „begleitender Umstand“ gar nichts mit dem Wesen des Konjunktivs zu tun haben, Methner legt so wenig Wert auf die Ausdrücke „eigentümlich“ u. s. w., daß er sie bei den Erklärungen in der Regel wegläßt.

Wer hat nun recht? — Methners Regel über die Modi nach Cum lautet: „Cum verbindet sich mit dem Indikativ, wenn der Redende die Absicht hat, die Zeit des im Hauptsatze genannten Geschehnisses dadurch zu bestimmen oder hervorzuheben, daß er ein anderes gleichzeitiges Geschehnis anführt; oft steht der Inhalt des Nebensatzes, wie im Deutschen, zugleich in kausaler Beziehung zu dem Inhalte des Hauptsatzes (S. 219).“ „Cum verbindet sich mit dem Konjunktiv, wenn der Nebensatz die die Haupthandlung begleitenden Umstände anführt.“ „Der indikativische Satz beantwortet die Frage: Wann geschah es?

der konjunktivische die Frage: Unter welchen Umständen geschah es?“ (S. 225).

Hiermit wolle man die von Hale bereits vor mehr als zehn Jahren aufgestellte Regel vergleichen: „Der konjunktivische Cum-Satz drückt die Situation aus, welche zu der Zeit herrscht, wo die Haupthandlung eintritt, mit oder ohne kausale und adversative Beziehung auf diese Handlung. Der indikativische Cum-Satz bestimmt die Zeit, zu welcher die Haupthandlung eintritt (das Datum), mit oder ohne kausale oder adversative Beziehung auf diese Handlung. Der konjunktivische Cum-Satz antwortet also auf die Frage: Wie standen die Dinge zu der Zeit, wo die Haupthandlung eintrat? Der indikativische Cum-Satz antwortet auf die Frage: Welches war die Zeit, zu welcher die Handlung eintrat?“

Es leuchtet ein, daß die Definitionen beider Gelehrten sich ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Nachdem ich nun auf einigen siebenzig Druckseiten gezeigt habe, und zwar mit Zustimmung aller Rezensenten, daß die Halesche Theorie nicht haltbar ist, begnüge ich mich auf jene Besprechung hinzuweisen, um festzustellen, daß auch Methners Theorie hinfällig ist, daß man also mit den Ausdrücken „Zeitangabe“ und „Situationsangabe“ (= Umstandsangabe) nicht einen Schritt weiter kommt. Jedenfalls hätte Methner meine Bedenken eingehend prüfen und nicht bloß hie und da den Versuch machen sollen, mir etwas am Zeuge zu flicken.

Wenn nun Methners Theorie falsch ist, so folgt daraus natürlich nicht ohne weiteres, daß die meinige richtig ist. Aber manches läßt mich hoffen, daß ich Methner noch gewinnen werde. Obwohl nämlich M. in der Theorie Anhänger der Haleschen Situations- und Datumslehre ist, so kommt er doch in praxi ganz nahe an meine Auffassung heran. Er braucht nur an allen Stellen, nicht nur an einigen, das Wort „Umstand“ mit einem Beiwort wie „eigentümlich, sonderbar, wunderbar, auffallend“ zu versehen und unsere Übereinstimmung wird beinahe vollkommen sein. Vgl. z. B. Caes. Bell. Gall. I, 26, 4 *diu cum esset pugnatum, impedimentis castrisque nostri potiti sunt*: „So hat auch der Satz *diu cum esset pugnatum* den Zweck, die [eigentümlichen, sonderbaren] Umstände anzugeben, unter denen die Eroberung stattfand: nicht mit leichter Mühe, sondern erst nach heißem Kampfe gelang sie“ (S. 221). Oder Caes. Bell. Gall. I, 26, 1: *diutius cum sustinere nostrorum impetum non possent, alteri se in montem receperunt, alteri ad impedimenta se contulerunt*:

„Der Zweck des Schriftstellers ist aber nicht, die Tatsache des Rückzuges zu erklären, sondern die [eigentümlichen, sonderbaren] Umstände, unter denen sie erfolgte“ (S. 222). Oder *Caes. Bell. Gall. I, 25, 3: cum ferrum se inflexisset, neque evellere (pilum) neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant*: „Nicht die Zeit wird angegeben, wann immer das Herausziehen unmöglich war, sondern die [eigentümlichen, auffallenden] Umstände, unter denen es unmöglich war“ (S. 223). Vgl. ferner den von M. selbst gebildeten Satz in *arce Troiana, priusquam everteretur, nuptiae celebrabantur*: „Der Zweck des Redenden ist es nicht, dieses Zeitverhältnis hervorzuheben, sondern auf den Inhalt der Haupt-handlung im Verhältnis zu dem Inhalt der Nebenhandlung aufmerksam zu machen, d. h. auf die [eigentümlichen, auffallenden] Umstände hinzuweisen.“

Ich glaube, Methner wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ich hier und an vielen anderen Stellen diese Wörter „auffallend, wunderbar“ u. s. w. einschiebe, und er wird zugestehen, daß dadurch seine eigene Meinung nur noch deutlicher zum Ausdruck kommt. Ja, ich meine, er ist sogar dazu genötigt, wenn er sich mit seiner Lehre über die Bedeutung des Indikativus Imperfekti abfinden will. Durch den Indikativ Imperfekti veranlaßt nämlich, nach Methner, „der Sprechende den Hörer mit seiner Vorstellungstätigkeit bei einer Handlung zu verweilen, die Vorstellung von der betreffenden Handlung festzuhalten, um sich ein deutliches Bild von dem Vorgang zu machen“ (S. 79). Demnach ist auch schon der Indikativ vollständig befähigt, einen die Haupthandlung begleitenden Umstand zum Ausdruck zu bringen, und in einem Satze wie *Agasilas cum ex Aegypto revertebatur, in morbum implicitus decessit* würde der Schriftsteller den Leser auffordern, mit seiner Vorstellungstätigkeit bei dem *reverti* zu verweilen, um sich ein deutliches Bild von dem Vorgang machen zu können. Wenn also Nepos nicht sagt *revertebatur*, sondern *reverteretur*, so tut er ein *opus operatum*, jedenfalls ist mir unklar, wie M. behaupten kann, Nepos setze den Konjunktiv, „damit der Leser ein deutliches, anschauliches Bild von den Umständen vor sich habe, unter denen die Erkrankung und der Tod des Agasilas erfolgte“ (S. 211).

Es genügt also nicht, daß wir sagen, „der konjunktivische Cum-Satz antwortet auf die Frage ‚unter welchen Umständen geschah die Haupthandlung‘ oder „Cum verbindet sich mit dem Konjunktiv, wenn der

einem Zeitpunkt, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen, starb, und Nepos will diese Verwunderung auch auf den Hörer übertragen, auch dieser soll denken: „Nein, es geht doch manchmal zu merkwürdig zu in der Welt: gerade als Agesilaos aus Ägypten zurückkehrte (steigender Ton), fiel er in eine Krankheit und — starb.“

Nun aber gehört die Verwunderung, ebenso wie der Zweifel, die Furcht, die Ungewißheit, die Spannung zu den Seelenzuständen, die man Nebensatz die die Haupthandlung begleitenden Umstände anführt“ — denn diese Fähigkeit hat auch der Indikativ —, sondern es muß noch etwas hinzukommen, und dieses Etwas liegt eben in den Ausdrücken „merkwürdig, sonderbar, auffallend, wunderbar“ beschlossen. Nepos will nicht nur sagen „unter den und den Umständen starb Agesilaos“, sondern er will sagen „unter den und den merkwürdigen, sonderbaren Umständen starb Agesilaos“. Nepos also ist verwundert über dieses merkwürdige Zusammentreffen der Ereignisse, über diese merkwürdige Verkettung von Tatsachen, daß nämlich der ruhm- und sieggekrönte Agesilaos gerade zu deprimierende Affekte zu nennen pflegt. Ferner läßt sich leicht zeigen, daß es sich in allen Fällen und Satzarten, wo echter Konjunktiv vorliegt, um einen solchen deprimierenden Affekt handelt. Darum habe ich die These aufgestellt, daß diese seelische Depression überhaupt die Ursache gewesen ist, weshalb die Indogermanen dem Verbalstamm die Form gaben, die wir Konjunktiv nennen, und darum habe ich diesem Modus den Namen Depressivus gegeben.

Damit sind aber die beiden wichtigen Fragen erledigt, welche zu beantworten Methner sich vergeblich bemüht, die Frage nämlich, in welcher Weise sich der Konjunktiv vom Indikativ unterscheidet und die Frage, welches das Verhältnis dieses der lateinischen Sprache eigentümlichen Konjunktivs (in Konsekutiv-, Kausaul-, Konzessiv- und Fragesätzen) ist zu den anderen, auch im Griechischen und Indischen vorliegenden Gebrauchsweisen des echten Konjunktivs.

Was Methner über die erste Frage vorbringt, ist mehr als spitzfindig. An Stelle des berüchtigten „inneren“ Zusammenhanges, dessen Schwäche M. selbst erkannt hat, setzt er nämlich einfach den „engeren“ Zusammenhang. Bei den konjunktivischen Perioden hätten sich nämlich in der Seele des Redenden je zwei Vorstellungen innig miteinander verbunden, und diese innige Verbindung wolle der Sprecher nun auch in der Seele des Lesenden oder Hörenden herbeiführen. In den indikativischen Perioden

(z. B. mit Quod) sei dagegen eine Assoziation zwischen den beiden Vorstellungen nicht möglich: der Zusammenhang werde nicht durch Intuition, sondern durch Reflexion gewonnen! In dem Satze *Caes. Bell. Gall. I, 2, 3 id hoc facilius eis persuasit, quod undique loci natura Helvetii continentur* führe der Quod-Satz etwas an, was der Redende erst mit dem Verstande herbeigesucht habe, um dem Leser den nicht selbstverständlichen Grund anzugeben, weshalb es dem Orgetorix gelang, seine Landsleute zu überreden! Wenn also die Tochter auf die Frage des Vaters, warum sie Herrn N. N. nicht heiraten wolle, prompt antwortet: *quia non amo* — so führt sie etwas an, was sie erst mit dem Verstande herbeigesucht hat! Die Sache liegt vielmehr so: Während dem Konjunktiv irgend etwas Wunderbares, Unerklärliches, Befremdendes zu grunde liegt, weist der Indikativ, der Modus der souveränen Ataraxie, auf selbstverständliche, sofort einleuchtende, nicht von der gewöhnlichen Norm abweichende Dinge hin. Gerade weil die Tatsache, daß die Helvetier in einem Gebirge wohnen, allbekannt und wenig aufregend ist, und gerade weil in dieser Tatsache ein sofort einleuchtender, selbstverständlicher Grund dafür beschlossen ist, daß die Helvetier den Reden des Orgetorix Gehör schenkten, gerade deshalb wählte Cäsar die Indikativ-Periode, deren Inhalt sich auf den allgemeinen, sofort einleuchtenden Gedanken zurückführen läßt, daß ein kriegerisches Volk, wenn es in einem engen Gebirge wohnt, leicht durch einen geschickten Redner zum Auswandern in ein fruchtbares Gebiet angefeuert werden kann. — Es geht doch wirklich nicht an, zu behaupten, in dem Satze *Cic. Brut. 34, 130: C. Sextius etsi, cum remiserant dolores pedum, non deerat in causis, tamen id non saepe faciebat* stehe der Indikativ, weil sich in Ciceros Seele mit der Vorstellung des plädierenden Sextius nicht unwillkürlich der Gedanke an sein Podagra verband. Ich wenigstens vermag mir nicht vorzustellen, wie Cicero überhaupt dazu hätte kommen sollen, den Gedanken auszusprechen, wenn sich nicht in seiner Seele unwillkürlich die Vorstellung des plädierenden Sextius und der Gedanke an sein Podagra verbunden gehabt hätte.

Was haben aber ferner diese Begriffe „engerer Zusammenhang“ und „äußerer Umstand“, „Intuition“ und „Reflexion“ mit dem Wesen des Konjunktivs und Indikativs überhaupt zu tun? Ist der Satz *veni, vidi, vici* oder die Frage: *Quid agis, dulcissime rerum?* auch nur die Folge einer verstandesmäßigen Reflexion? Und was gewinnen wir mit dem Ausdruck „Intuition“ für die Erklärung der Konjunktive in quid

faciam? (= *τί ποιήσω*) oder eamus (= *ἔωμεν*) oder ne dixeris (= *μή εἴπῃς*)? — —

Auch dem gegenüber, was M. über die Bedeutung der Tempora im Lateinischen beibringt (S. 1—207 handeln von den Tempora, S. 208—313 von den Modi), muß ich mich in der Hauptsache ablehnend verhalten: es ist ihm auch hier nicht gelungen, den eigentlichen Kern blofszulegen. Es würde jedoch zu weit führen, im Rahmen einer Besprechung die Schwächen aufzudecken und meine abweichende Ansicht näher zu begründen.

Wenn sich M. mehr mit der Literatur über die lateinische Tempus- und Moduslehre vertraut gemacht und wenn er seine Theorie an den anderen indogermanischen Sprachen geprüft hätte, so würde, glaube ich, sein Buch wesentlich dünner geworden sein.

Grimma.

A. Dittmar.

- 19) **Fr. Holzweissig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Untersekunda.** Ausgabe B. Hannover, Norrddutsche Verlagsanstalt O. Goedel, 1902. VIII u. 203 S. 8.

geb. M 2. 40.

Das Buch ist die Fortsetzung von dem bekannten lateinischen Unterrichtswerke des Verf. und nach denselben Grundsätzen wie die vorausgehenden Teile gearbeitet. Es beginnt mit Einzelsätzen, die zur Einübung der Modus- und Tempuslehre bestimmt sind. Sehr zweckmässig sind sie meist den lateinischen Schriftwerken, besonders solchen Reden Ciceros, die in Untersekunda gelesen werden, entnommen und daher für den Schüler nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich lehrreich.

Den Einzelsätzen folgen zusammenhängende Übungsstücke: 26 Stücke über die Verschwörung Katilinas, 7 über die erste Katilinarische Rede, 30 über Ciceros Leben und 12 über die Anfänge der römischen Geschichte bis zur Vertreibung der Könige. Wie diese Übersicht schon zeigt, stehen die Stücke in Beziehung zum Lektürestoffe der Klasse, und zwar liefern sie eine Art von sachlichem Kommentar dazu, der sehr geeignet ist, dem Schüler ein gründlicheres Verständnis der Schriftsteller, mit denen er sich beschäftigt, zu ermöglichen.

Dies Verfahren verdient uneingeschränktes Lob. Denn hierdurch wird ein enger Zusammenhang zwischen Lektüre- und Grammatikbetrieb her-

gestellt, ohne daß zu dem Notbehelfe saft- und kraftlooser Paraphrasen der Schriftstellertexte gegriffen wird, die dem Schüler keinerlei Anregung bieten und sein Interesse für die Lektüre, anstatt zu steigern, abschwächen. Zu bedauern ist nur, daß die viel gelesene Rede de imperio nicht eingehender berücksichtigt ist. Der Verf. hat davon offenbar deshalb Abstand genommen, weil er diesen Stoff in der Ausgabe A ausführlich behandelt hat. Dies hätte ihn aber nicht davon abhalten sollen, wenigstens einige Stücke über Pompejus, Lukullus und Mithridates einzuschalten. Ebenso entbehre ich nur ungern Abschnitte über das zweite Buch des Livius und über das Leben und das Werk des großen Historikers. Für diese Ausführungen hätte sich leicht Raum schaffen lassen, wenn das Leben Ciceros nur bis zu seinem Konsulate behandelt worden wäre. Diese Beschränkung halte ich für wünschenswert. Denn alles, was über das Jahr 63 hinausliegt, berührt nicht mehr den Lektürekreis eines Untersekundaners, ja wird kaum recht von ihm verstanden werden, da er nur ganz oberflächliche Kenntnisse von der römischen Geschichte besitzt. Viel besser würden sich diese Stücke (89—119) für eine Unterprima eignen, wo sie eine treffliche Ergänzung und Erläuterung zur Lektüre der Briefe Ciceros bilden würden.

In der zweiten Abteilung des Buches werden Beispiele zur Ableitung grammatischer Regeln und eine Zusammenstellung grammatisch-stilistischer Eigentümlichkeiten gegeben. Beide Sammlungen zeichnen sich durch übersichtliche Anordnung aus und werden mit großem Nutzen im Unterrichte verwendet werden. Die dritte Abteilung besteht aus einem Wörterverzeichnis, in dem der Schüler die nötigen Übersetzungshilfen für die einzelnen Stücke findet. Durch diese Einrichtung sind Anmerkungen unter dem Texte, die der Verf. mit Recht für unmethodisch hält, entbehrlich gemacht.

Im einzelnen sind mir folgende Versehen aufgefallen: S. 75 Z. 27 muß es heißen *L. Cornelius Chrysogonus*, S. 113 Z. 18 *Qu. Pedius*. Cicero tat im Alter von 17 Jahren seine ersten Kriegsdienste (S. 74) und bewarb sich 30 Jahre alt um die Quästur (S. 78). Der Spruch des Gerichtes in der Sache des Quinctius ist nicht bekannt (S. 75 Z. 22). Dejotarus war Tetrarch von Galatien (S. 105 Z. 17) und ist nicht persönlich zu seinem Prozesse nach Rom gekommen (S. 105 Z. 19). Marius hat das erste Konsulat nicht wegen des Cimbrischen Schreckens erhalten (S. 87 Z. 30) und Lukullus ist nicht bis Artaxata vorgedrungen (S. 86 Z. 5).

Ciceros militärische Leistungen in Cilicien waren recht unbedeutend (S. 100 Z. 9), und es war trotz Plutarch schwerlich ein Ausdruck der Hochachtung, wenn Cäsar Cicero mit Theramenes (*Κόρορανος*!) verglich (S. 105 Z. 32). S. 92 Z. 29 f. ist unverständlich, das Richtige ergibt sich aus ad Attic. 1, 16, 10 und Plut. Cic. 29. S. 106 Z. 26 steht „zunächst“ an falscher Stelle, es gehört zu „vereinigten“. S. 105 Z. 36 muß es heißen: „Cäsar habe durch Wiederaufstellung der Bildsäulen des Pompejus sich selbst eigene errichtet.“ S. 101 Z. 14 ist für „gefährlicher“ unseliger zu setzen (*miserius* ad fam. 16, 12, 2). In einem Mustersatze halte ich das unklassische *inceperis* (S. 138) für bedenklich, ebenso die Konstruktion von *valere* mit dem Infinitiv (S. 144). S. 164, 28 muß es Hamilcar statt Hasdrubal heißen, S. 162, 11 *tribunorum militum* statt *militum*. Druckfehler sind Grachus S. 17, 15 und *accurit* S. 147, 32.

Potsdam.

E. Krause.

- 20) **Les Frères Kip** par Jules Verne. Illustrations par George Roux. I^{re} partie. Collection Hetzel. 3^e Edition. 3 fr.

Der Verf. schildert uns in der vorliegenden Erzählung die Südsee mit ihrer Inselwelt und ihrer reichen Natur; das Klima, die Bewohner mit ihren politischen und Handelsinteressen, Fauna, Flora, kurz, alles wird uns bei Gelegenheit der Reise eines Kauffahrers in der interessantesten Weise vorgeführt. Der Titel stammt her von zwei Schiffbrüchigen, die vom Schiffe aufgenommen werden, und von denen der eine, ein Seemann, nach Ermordung des Kapitäns durch zwei seiner Leute, das Schiff aus großer Gefahr befreit, in die es diese absichtlich stürzten, um sich desselben zu bemächtigen und damit Seeraub zu treiben.

Wilmersdorf (Berlin).

W. Buhle.

- 21) **Mademoiselle de la Seiglière.** Comédie par Jules Sandeau. Édition précédée de notices biographiques et historiques et accompagnée de notes par K. Engelke. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. 121 S. 8. geb. M 1. 60.

Wörterbuch dazu M —. 20.

Über den Wert dieses Lustspiels als Schullektüre ist kein beurteilendes Wort nötig, da derselbe unbestritten ist, und Sandeaus Stück in immer steigendem Maße für die Schule verwertet wird, ja, ohne Nebenbuhler aus der neueren Zeit dasteht. Es ist deshalb im hohen Maße zu

bedauern, daß gerade dieses Lustspiel zum Objekt gewählt worden ist, um eine prinzipielle Streitfrage in Bezug auf das Urheberrecht zwischen deutschen und französischen Verlegern zu entscheiden. Die dadurch notwendig gewordenen Kürzungen schädigen das Kunstwerk auf jeden Fall, und es ist nun die schwere Aufgabe der Herausgeber, diese Schäden nach Möglichkeit zu verdecken und auf das geringste Maß zu beschränken. Ich denke, diese Aufgabe hat Engelke in einer allen billigen Anforderungen durchaus genügenden Weise gelöst. — Weiterhin unterscheidet sich seine Ausgabe von den bisherigen dadurch, daß Einleitung, Biographie des Dichters und mit verschwindenden Ausnahmen auch die Anmerkungen französisch gehalten sind. Zur Einführung in die dem Stücke zu Grunde liegenden politischen Verhältnisse ist obendrein eine längere Notiz über die Emigranten, ebenfalls in französischer Sprache, vorausgeschickt. Die Anmerkungen (24 Seiten bei 98 Seiten Text) sind teils Sach-, teils Wort-erklärungen; auch war es nötig, gelegentlich Redensarten umzureden und Konstruktionshilfe zu erteilen. Worterklärungen sind in der Hauptsache da gegeben, wo eine ungewöhnliche Bedeutung vorlag oder sonst eine Notiz hinzugefügt werden sollte; im übrigen hilft ein französisch-deutsches Wörterbuch aus.

Korrektheit des Druckes und der Anmerkungen lassen nichts zu wünschen übrig, und auch der Verleger hat das Buch in gewohnter Güte ausgestattet. Über Verwendbarkeit und Form einsprachiger Kommentare ist ausführlicher in dem ersten Artikel der vorigen Nummer gesprochen.

Osnabrück.

K. Beckmann.

22) **Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie par Adolphe Thiers.** Annotée par O. Schulze. Leipzig, Rofsberg-sche Verlagsbuchhandlung, 1902. 78 u. 82 S. 8. geb. M 1.80.

Nach wie vor zählt die ägyptische Expedition zu denjenigen Geschichtswerken, welche für unsere Schulen am meisten verwendet werden. Die aus dem großen Werke des Verfassers getroffene Auswahl ist dabei nur in unbedeutenden Punkten verschieden, jedoch bringt ein Teil der Ausgaben die ganze Expedition bis zum Schluß, während andere mit der Landung Bonapartes in Frankreich schließen. Zu letzteren gehört die vorliegende Ausgabe. Wie es auch schon in der vom Unterzeichneten besorgten Ausgabe (Perthes) geschehen ist, gibt Schulze hernach noch eine Skizze der zweiten Hälfte der Expedition (nach Maréchal). Auf eine Stelle im

Texte möchte ich hier die Aufmerksamkeit richten: S. 20, Z. 5—18. Ich habe sie in meiner Ausgabe fortgelassen, da sie eine ganze Reihe von besonders meteorologischen Irrtümern teilweise der schlimmsten Art enthält, die in „Neuere Sprachen“ VII, S. 378 ff. von mir ausführlich dargelegt sind. Diese Stelle muß in den Schulausgaben entweder berichtigt oder besser aus ihnen entfernt werden. Im übrigen gibt der Text keinen Anlaß zu Bemerkungen. Die Anmerkungen, Sachkenntnis und pädagogischen Takt zeigend, sind ebenso wie Einleitung, Biographie und Anhang in französischer Sprache geschrieben und sehr reichlich bemessen (82 S. bei 78 S. Text). Schulze hat weit mehr Worterklärungen als Engelke, greift auch häufiger zu dem Mittel, das deutsche Wort neben der französischen Umredung anzugeben. Ein Wörterbuch ist nicht beigefügt, da die zahlreichen Anmerkungen dasselbe ersetzen sollen. (Es liegen bei Engelke und Schulze also für die verschiedene Behandlung der Noten augenscheinlich verschiedene methodische Anschauungen zu Grunde. Näheres darüber im Leitartikel der vorigen Nummer.) Als Anhang sind folgende Skizzen beigegeben: *Campagne de Desaix contre Mourad Bey; Bataille d'Aboukir; Vie de Bonaparte jusqu'à l'Expédition d'Égypte; Le Calendrier républicain*. Zwei saubere Kartenblätter sorgen für die erforderliche geographische Anschauung. Besondere Druckfehler und Irrtümer sind mir nicht aufgestoßen; die Anmerkungen, in denen ebenso wie in der Einleitung manche kleine Berichtigungen enthalten sind, sind für sich gebunden.

Osnabrück.

K. Beckmann.

23) Julius Cserwinka, Shakespeare und die Bühne. Wiesbaden, Heinr. Stadt, 1902. 90 S. 8.

Von diesen zehn, im Umfang je eines längeren Feuilletonartikels gehaltenen Abhandlungen über die dramatische Bewertung einzelner Szenen und Charaktere aus Shakespeares in Deutschland meist gegebenen Dramen sind Nr. 3, 4, 7 und 9 (die Apothekerszene im *Romeo*, *Signor Antonio* im *Kaufmann*, die Schauspieler im *Hamlet* und die Erscheinungen in *Richard III.* betreffend) schon früher in den Jahrbüchern der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1899—1901) veröffentlicht worden. Unter gelegentlichen Polemiken gegen Brandes (*Julius Cäsar*) und den um den deutschen Shakespeare und seine Bühneninterpretation so verdienten, freilich meist von der traditionellen Bühnenschablone ausgehenden Oechel-

häuser wendet sich auch Cserwinka nicht an die Shakespeare-Forscher, sondern an die dramaturgischen Bühnenästhetiker, an das deutsche Theaterpublikum, an die Schauspieler und Regisseure. Seine Abhandlungen haben insgesamt drei nicht geringzuschätzende Vorzüge: einmal kennt der Verf. seinen Shakespeare (wenigstens die behandelten Stücke) in- und auswendig, dann sind seine Gedanken darüber selbständig gedacht und zum Teil wirklich neu, und endlich ist die Form, in die er sie kleidet, lebendig, farbenreich und — selbstbewusst. Jeder dieser Vorzüge hat aber seine Komplementärfehler. Cserwinka kennt seinen Shakespeare so gut, daß er ihn für unfehlbar hält. Alles was von Shakespeares Genie her stammt, ist für ihn inspirierte Offenbarung, an der jede Kritik abprallen muß. Das drängt sich in seiner Charakterauslegung des Kaufmanns von Venedig auf. Daß hier ethische und ästhetische Ehren auf die Person des Antonio gehäuft werden, die dieser in seiner gespreizt melancholischen Blasiertheit und ganz unrenaissancehaften Passivität und unkaufmännischen Kurzsichtigkeit weder moralisch (als unchristlicher Christ) noch dramatisch (dazu ist er eben zu passiv) verdient, ist von unserer modernen Empfindung aus nicht zu leugnen. Cserwinka will durchaus einen tragischen Helden aus ihm machen, der von unklugem Hochmut zu christlicher Erkenntnis durchgeläutert wird. Er verkennt aber ganz, daß Shakespeare hier zwei dramatisch ganz heterogene Stoffe, ein Lustspiel (Portia und die Freier) und eine Tragödie (Antonio und Shylock) in genialer Sorglosigkeit zu verschmelzen suchte, und daß die Verschmelzung eben nicht restlos gelang.

Daß Cserwinka selbständig denkt, schließt nicht aus, daß er sich auch irrt. Denn ist selbst Shakespeare ein Mensch, wie viel mehr Cserwinka und wir. Und doch ist gerade die Selbständigkeit und die frische, individuelle Farbe der Ansichten das Beste an seinem Buch. Auch wer ihm nicht immer zustimmt, wie ich ihm auch nicht in seiner Ansicht von der inneren Einheit der *Cäsar*-Tragödie zustimme, wird durch den selbständigen Gedankengang der Cserwinkaschen Ausführungen lebhaft angeregt werden. Mit Recht sagt ja Stuart Mill: „Truth gains more by the errors of one who thinks for himself, than by the true opinions of those who do not suffer themselves to think.“

Der dritte Vorzug der farbenreichen, selbstbewussten und überzeugten Darstellung erzeugt als Schatten leicht die Anmaßung des aphoristischen Prophetentones à la Nietzsche, und dem ist der Verf. nicht immer ent-

gangen. Damit scheint auch in etwas die reklamehafte Umschlagdecke der Broschüre in Zusammenhang zu stehen, obgleich wir diese lieber dem spekulativen Verlagsinstinkt zuschieben, weil sie dort eher verzeihlich ist. Auf dem Umschlag sind die Bruchstücke einer altmodischen großen Brille dargestellt, durch deren zerschmetterte Glasstücke man noch alles verkehrt und entstellt sieht. Es ist die gefärbte Brille der alten traditionellen Shakespeare-Auslegung, die durch Herrn Cserwinkas Abhandlung von neunzig Feuilletonseiten zerschlagen wird, so daß die Wahrheit nunmehr ungeschminkt erschaut werden kann. Trotzdem kann man jedem, der Shakespeare liebt und kennt, raten, sich durch diese ungeschickte Reklame nicht abschrecken zu lassen. Das Buch enthält viel glückliche und frisch geformte Bemerkungen, einige wertvolle Gedanken, von denen die besten, vor allem die über die Hinauskehrung der Geschäftsinteressen aus dem Tempel der Kunst, in dem geistvollen und begeisterten Epilog: „Die Leitung des Prospero-Theaters an das Publikum“ zusammengedrängt sind, und es legt Zeugnis ab von einer ehrlichen Hingabe an die große Kunstwelt Shakespeares.

Bremen.

Gerh. Hellmers.

- 24) **K. Engelke, Le petit Vocabulaire.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. 59 S. 8. kart. M —. 70.

Es ist ein Übelstand der meisten Lehrbücher, daß sie auf die Pflege des Wortschatzes zu wenig Wert legen; und doch ist dies eine sehr wichtige Seite des Sprachunterrichtes! Weitaus die meisten Menschen werden nur durch den Umstand, daß sie einen zu geringen Wortschatz der Fremdsprache in sich aufgenommen haben und so fortwährend auf die Benutzung eines Wörterbuches angewiesen sind, davon abgehalten, nach Ablauf ihrer Schulzeit jemals ein französisches Buch wieder in die Hand zu nehmen. Es ist dieses Ergebnis langjähriger Arbeit jedenfalls beklagenswert, und viel wäre meines Erachtens schon erreicht, wenn der angeführte Hinderungsgrund fortfiel. Diesem Übelstande will das Büchlein von Engelke abhelfen, indem es für die Klassen VI bis VII eine Zusammenstellung der wichtigsten französischen Wörter (etwa 1500), nach Begriffskreisen geordnet, dem Schüler an die Hand gibt. Dabei bietet sein Vocabulaire nicht eine ermüdende Sammlung von Substantiven, Adjektiven und Verben in langer Reihe, sondern zusammengehörige Wörter sind so zusammengestellt, daß sich leicht kleine Sätze daraus formen

lassen. Einige Beispiele mögen dies erläutern: Bei *l'éponge* fehlt nicht *mouiller*, zu *la dent* sind gestellt: *perdre*, *mordre*, *nettoyer*, zu *le puits*: *puiser dans*, *le seau* u. s. w. Der Verf. stellt seine Sammlung also gleichzeitig in den Dienst der Sprechübungen, wozu sie sich namentlich auch deswegen gut eignen, weil die Begriffe der nächsten Lebenssphäre entnommen sind. Der Schüler lernt so von VI bis II seine Umgebung allmählich in französischer Benennung kennen. Schule, Haus, Familie, Garten, Körper, Kleidung, Dorf, Stadt, Verkehrswesen, Wetter und Gesundheit, also durchaus konkrete, naheliegende Verhältnisse, sind die wichtigsten Gebiete, die von dem Verf. berücksichtigt worden sind. Wie die Erfahrung lehrt, gibt es keine dankbareren Gesprächsstoffe für Schulzwecke als die gewöhnlichen Dinge des täglichen Lebens, und die neuen preussischen Lehrpläne schreiben daher solche Sprechübungen mit Recht vor. Dahin gehören namentlich auch die kleinen Vorkommnisse des Klassenlebens, die von dem Verf. gleich in VI gebührend herangezogen werden.

Mancher Lehrer wird ja auch schon ohne Zugrundelegung einer gedruckten Sammlung solche Übungen veranstaltet haben, aber bei Übernahme fremder Klassen oder zurückbleibender Schüler wird man doch häufig das Fehlen einer sicheren Grundlage und eines festen Rückhaltes für Wiederholungen schmerzlich empfinden, und nur ein jahrelanges Üben und Wiederholen dieser Wendungen, wie es allein bei Zugrundelegung einer gedruckten, für die ganze Anstalt verbindlichen Sammlung möglich ist, gewährleistet jenes Hineinleben in den fremden Ausdruck, welches das ursprünglich Fremde allmählich zur zweiten Natur werden läßt. Soll daher nicht alles in der Luft schweben, und soll das von dem einzelnen Lehrer Erarbeitete im weiteren Gange des Unterrichts nicht wieder verloren gehen, so ist ein Vocabulaire notwendig, und das Buch von Engelke muß daher als eine schätzenswerte Unterstützung des fremdsprachlichen Unterrichts begrüßt werden.

Der Anhang, der die Stammformen der unregelmäßigen Verben enthält, gehört zwar nicht notwendig dazu, ist aber doch gut brauchbar, weil man auch bei Sprechübungen häufig genötigt sein wird, auf unregelmäßige Verbalformen zurückzukommen. Vielleicht wäre es ganz praktisch, bei einer Neuauflage diesem Anhang noch eine Zusammenstellung der gewöhnlichsten idiomatischen Wendungen der unregelmäßigen Verben nebst denen ihrer Composita hinzuzufügen. Die unregelmäßigen Verben bieten in ihrer phraseologischen Verwendung und in ihren grammatischen

Konstruktionen so viel Eigentümlichkeiten und, entsprechend ihrer großen Wichtigkeit, so viel unbedingt Wissenswertes, daß zu ihrer gründlichen Erlernung ein besonderes Hilfsmittel gerechtfertigt erscheint.

Ich wünsche dem Buche einen guten Erfolg.

Bremen.

W. Böhrs.

Vakanzen.

Barmen, H.M.S. Obl. Deutsch u. Nat. Dir. Armbrust. **Bergedorf**, R.S. u. Prog. Obl. klass. Ph. Bürgermeister. **Brandenburg**, R.G. (v. Saldern). Obl. Math. Magistrat. **Danzig**, H.T.S. Obl. N. Spr. Magistrat. **Dortmund**, O.R. Obl. Gesch. Städt. Schulkuratorium. **Essen**, O.R. Obl. Deutsch u. Gesch. Dir. Dr. Welter. **Frankfurt a. M.**, Elisabeth-Sch. Obl. N. Spr. Kuratorium d. höh. Sch. Geestemünde, R.S. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Eilker. **Gladbach**, O.R. Obl. N. Spr. Direktor. **Groß-Lichterfelde**, O.R. Obl. N. Spr. Kuratorium. **Herford**, R.S. Obl. Gesch. Deutsch. Dir. Dr. Droysen. **Heide i. Holstein**, R.S. Obl. Magistrat. **Höchst**, G. u. R.S. Obl. N. Spr. Kuratorium. **Iserlohn**, H.M.S. Dir. Kuratorium. **Kattowitz**, H.M.S. Dir. Magistrat. **Königsberg i. Pr.**, G. Obl. klass. Phil. Magistrat. **Krefeld**, R.G. Obl. Deutsch und Lat. Dir. Dr. Schwabe. **Langendreer**, R.S. Obl. N. Spr. Amtmann Schüler. **Liegnitz**, H.M.S. Dir. (Gesch., Geogr., Deutsch). **Rixdorf**, R.G. Obl. N. Spr. Magistrat. **Rättingen**, Prg. Obl. Math. Dir. Petry. **Schwerte**, Prg. Obl. klass. Phil. Kuratorium. **Steglitz**, O.R. Obl. N. Spr. — Desgl. Math. Bürgermeister Buhrow. **Wilhelmshaven**, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat. **Wilmersdorf**, Victoria-S. Obl. N. Spr. Gemeindevorstand.

Paul Neff Verlag (Carl Büchle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Grieb

Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie
neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröder

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln
weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.
160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8^o.

I. Band:

Englisch-Deutsch
eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch
eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Durch seine Rücksichtnahme auf die phonetischen und sprachgeschichtlichen Forschungen der Gegenwart hat das Werk ein ganz eigenartiges Verdienst gewonnen. Es bedeutet eine Popularisierung der heutigen englischen Sprachwissenschaft im besten Sinne.
Dr. A. Brandl, ord. Professor der engl. Philologie an der Universität Berlin.

 **Zu haben in allen Buchhandlungen** 

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Göttingen.

Hierzu als Beilage: Prospekt der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin, betreffend **Antike Schlachtfelder in Griechenland** von Johannes Kromayer.

Buch.
FEB 21 1903

Gotha, 7. Februar.

Nr. 3, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an,
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 25) V. Tommasini, *Xenophontis de re publica libellus* (M. Wiesenthal) p. 49. — 26) Eng. Drerup, Bericht über eine Studienreise zur Erforschung der Demosthenes-Überlieferung (May) p. 50. — 27) W. Gebhardi, Ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz (E. Rosenberg) p. 54. — 28) R. Bürger, *De Ovidi carminum amatorum inventionem et arte* (G. Schüller) p. 55. — 29) R. Schneider, Text und Übersetzung zum gallischen Kriege, I. Buch (R. Menge) p. 55. — 30) L. Valmagg, *Dialogo degli oratori* (Ed. Wolff) p. 56. — 31) M. Voigt, Röm. Rechtsgeschichte, 3. Bd. (O. Schultheß) p. 58. — 32) St. Gsell, *Les monuments antiques de l'Algérie* (W. Jung) p. 59. — 33) *Scritti Vari di Filologia* (W.) p. 60. — 34) H. Schiller, Weltgeschichte, 2. Bd. (W. Stern) p. 62. — 35) A. Zimmermann, Entwicklung der altrömischen Personennamen (Meltzer) p. 62. — 36) J. Gustav Schulz, Attische Verbalformen (Bruncke) p. 63. — 37/38) H. Deiter, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Livius I und II; Derselbe, Übungsstücke im Anschluß an Livius XXI (E. Krause) p. 63. — 39) Émile Rodhe, *Essais de Philologie Moderne* (H. Knobloch) p. 64. — 40) F. Hémon, *Cours de Littérature* [J.-J. Rousseau] (M. Ewert) p. 67. — 41) C. Marmier, Geschichte und Sprache der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf am Taunus (B. Röttgers) p. 67. — 42) Wershoven, *Conversations françaises* (K. Engelke) p. 69. — 43) Frances Hodgson Burnett, Sara Crewe, herausgegeben von F. Merzmann (Joh. Jent) p. 70. — 44) Fr. Baumann, Reform und Antireform im neu-sprachlichen Unterricht (Fries) p. 71. — 45) H. Winckler, Die babylonische Kultur (R. Hansen) p. 71. — Vakanten. — Anzeigen.

25) Vincentius Tommasini, *Xenophontis de re equestri libellus* rec. (V. T.). Berlin, Weidmann, 1902. V u. 71 S. 8
N 2. —.

Die vorliegende Ausgabe ist der Zwilling zu P. Cerocchis *Hipparchicus*, der in Nr. 4, Jahrgang 1902 dieser Zeitschrift besprochen wurde; was Anlage und Ausstattung des Büchleins betrifft, genügt es also auf jene Anzeige zu verweisen. Auch diese Arbeit ist unter den Auspizien von Diels entstanden; es scheint, als ob eine deutsch-italienische Philologenschule sich bilde. Ihre Erstlingsgaben sind gar nicht schlecht; wünschen wir, daß auch aus ihr meri duces hervorgehen mögen!

Der Herausg. macht — und mit guten Gründen — zur Grundlage seiner Rezension einen Wiener codex A. Aber wenn auch unter Blinden der Einäugige König ist, so ist mit einem chartaceus s. XVI doch nicht so viel Staat zu machen, daß die sonstige Überlieferung vernachlässigt werden dürfte. Daß schon der anzunehmende Archetypus minderwertig war, zeigen die allen Handschr. gemeinsamen Fehler, und die schönen Lesarten von A sehen öfters mehr nach humanistischer Konjekture oder Korrektur als nach genuina lectio aus, z. B. VIII, 6 *μαθέτωσαν* oder VIII, 8 *καλόν*, das wohl einem *ἰεμένον* [οὐ] *κακόν* seinen Ursprung verdankt. Im allgemeinen hat der Herausg. denn auch die übrige Überlieferung methodisch und geschickt benutzt, so daß er einen wesentlich gebesserten Text bietet. An einigen Stellen ist er aus Liebe zu A wohl allzu vorsichtig gewesen: des Stephanus *δινεύματα* III, 11 z. B. ist gegenüber dem *δὴ νέυματα* oder *δινεύματα* der libri kaum eine Konjekture zu nennen und gehört in den Text (Dindorf), so gut wie VII, 7 sein *σφάλλοιοτο*. III, 12 ist *εὐπους* als Gegensatz zu *πρᾶος* unmöglich, auch folgt unmittelbar *ποδώκης*; Weiskes *εὐπινους* trifft das Richtige vgl. I, 10.

Druckfehler: S. 19 Z. 1 u. d. T. *μηδεμὸς*, S. 34 Z. 14 *βουλεθῆ*.
Barmen. M. Wiesenthal.

26) **Engelbert Drerup, Vorläufiger Bericht über eine Studienreise zur Erforschung der Demosthenes-Überlieferung.**

Mit Beiträgen zur Textgeschichte des Isokrates, Äschines, der Epistolographen und des Gorgias. München, Verlag der königl. Akademie (G. Franz), 1902. S. 287—323. 8.

Drerup, der schon in der Schrift „Antike Demosthenes-Ausgaben“ viel handschriftliches Material besprochen und klassifiziert, machte mit Unterstützung der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften eine Studienreise nach Belgien, London, Oxford, Paris zur Erforschung der Demosthenes-Überlieferung, ferner nach Marseille und Italien (Modena, Florenz und Rom), um seine Isokrates- und Äschines-Studien zum Abschluß zu bringen. Er hat auf seiner neunmonatlichen Reise, die ihn am Schluß zur Erholung auch nach Griechenland und Kleinasien führte, 200 Handschriften teils verglichen, teils untersucht und konnte, obwohl er seine Arbeiten in Italien nicht zum Abschluß gebracht hat, doch die wesentlichsten Ergebnisse in der oben genannten Schrift zusammenfassen.

Der Hauptzweck der Reise diente, obwohl Isokrates und Äschines

nicht zu kurz kamen, der Erforschung der Demosthenes-Überlieferung, die durch Drerups Studien und die zu erwartende Ausgabe eine bedeutende Förderung erfahren wird. Sehr interessant und wertvoll ist, was er über Σ , den Führer der gesamten Demosthenes-Überlieferung, sagt, der, obwohl er in einer photographischen Reproduktion vorliegt (ed. Omont 1892), merkwürdigerweise bisher doch noch nicht ausreichend kollationiert worden war. Vömel hat zwar manche aus Korrektur entstandene Lesart angegeben, daß in Σ aber zehn verschiedene Hände tätig waren, ist neu. Wenn nun die Korrekturen bis ins 15. Jahrhundert sich erstrecken, dann erklären sich freilich die nicht wenigen minderwertigen Lesarten, die seither promiscue verzeichnet waren. Es ist natürlich von der größten Wichtigkeit, hier eine reinliche Scheidung vorzunehmen und namentlich festzustellen, was der *ἀρχαία ἔκδοσις* angehört. Ebenso wichtig ist die Scheidung der, wie Drerup angibt, fünf Korrektoren- und Scholienhände in Y, einer Handschrift, die mit FQD auf gleicher Rangstufe steht und deren Lesarten bisher auch in den Ausgaben die gebührende Berücksichtigung gefunden haben. Namentlich beachtenswert scheint Y in den Proömien, wo die Handschrift nach Drerups Bemerkung sich sehr eng mit Q berührt. Drerups Bedauern, daß Urb. 113 und Laur. 59^o bisher noch nicht genügend untersucht sind, teile ich vollständig, und das ist eine der nächsten, jedenfalls vor einer Gesamtausgabe noch zu lösenden Aufgaben. A betrachtet Drerup als „einen Vertreter des verwilderten alexandrinischen Vulgattextes“. Ich würde dies unterschreiben, wenn das Beiwort „alexandrinisch“ wegblicke. Σ FQDY in ihrer Grundlage auf alexandrinische Zeit zurückzuführen, möchte angehen, aber den Ursprung von cod. A, obgleich er aus der gleichen Zeit wie jener stammt, so früh anzusetzen, ist doch sehr zweifelhaft. Es bleibt bezüglich der Entstehung von A noch ein weiter Spielraum für Hypothesen, denn die Klassikerüberlieferung war noch bis ins 10. und 11. Jahrhundert, namentlich in Kleinasien und auf einzelnen Inseln, lebendig und reich. Sehr richtig ist, was Drerup über die seitherige Vernachlässigung einzelner Sonderhandschriften sagt. So lange nicht die Überlieferung bis auf das letzte Stückchen erforscht ist, so lange steht auch die diplomatische Grundlage nicht fest. Wie man bisher in der Regel nur die philippischen Reden und diese bis zum Überdruß herausgegeben hat, so hat man auch nur die wichtigeren Handschriften berücksichtigt. Demgemäß untersucht Drerup eine Reihe von Handschriften, die zum Teil noch interessanten Aufschluß versprechen. Dahin scheint

besonders r = cod. Paris 2936 zu gehören, der bekanntlich für die Proömien teilweise vortreffliche Lesarten hat, nur kann ich nicht glauben, daß der die Proömien enthaltende Teil der Handschrift „aus dem verlorenen Teile von A“ stammen soll. Mir scheint vielmehr r, soweit ich bemerken konnte, auch in diesem Punkt auf Y und Vind. hinzuweisen. Wenn das aber der Fall, so ist fraglich, ob r Vind. 105 und Marc. 420 eine eigene Überlieferungsklasse darstellen und ob sie nicht vielmehr zu der geschlossenen Tradition ΣΥΦQD gehören. Das wird die nähere Untersuchung ergeben, und Drerup wird hoffentlich diesem Punkte seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden oder bereits zugewendet haben.

Was die Scholien betrifft, so ist allerdings sonderbar, daß Dindorf trotz besserer Erkenntnis den cod. Par. 2946 (C) statt T seiner Ausgabe zu grunde gelegt hat. Im allgemeinen aber ist das Urteil über Dindorf S. 302 etwas hart, da meiner Wahrnehmung nach die Kollationen Dindorfs, soweit ich sie in den Reden verglichen, doch ziemlich genau sind. Drerup ist es nun erfreulicherweise gelungen, „die verwickelten Überlieferungsverhältnisse“ der Demosthenes-Scholien klar zu legen. Danach ist T allein maßgebend, wozu ergänzend cod. s, namentlich aber für die in T verstümmelten Prolegomena Ulpian's noch cod. Paris. 2995 = β und cod. Paris 3012 = Kk hinzutreten. Dann behandelt Drerup S. 305 die Scholien der alten Demosthenes-Handschriften, die ganz oder teilweise selbständig, aber sehr ungleichmäßig über den Rand der einzelnen Reden verteilt sind. QD enthalten gar keine Scholien. Vorzüglich ist die alte Scholienüberlieferung in A. Dagegen erhebt sich besonders bei cod. Y und Σ bezüglich der Scheidung der verschiedenen Hände dieselbe Schwierigkeit wie im Text der Reden. Die Scholien in cod. II und Urb. sind noch nicht genügend erforscht. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß die Scholien der alten Handschriften, wenn alles klar gelegt sein wird, ein besseres Material repräsentieren, als das ganze corpus T. Aus dem, was Drerup über die Demosthenes-Papyri in Kürze berichtet, ohne näher auf die einzelnen Stücke einzugehen, erhellt 1) daß cod. A, wenn der Pap. der Timocratea wirklich im schärfsten Gegensatz zu diesem steht und einen Zweig der ἀρχαία ἔκδοσις (ΣΥΦ) repräsentiert, von der alexandrinischen Zeit weit abzurücken ist und daß dies mit dem übereinstimmt, was ich oben über die Entstehungszeit von A gemeint habe. Mir scheint A gar nicht zur alexandrinischen Überlieferung im engeren Sinne zu gehören, sondern außerhalb derselben zu stehen und auf Grund verschiedener Texte, die zum

Teil Gutes enthielten, eine kontaminierte Gestalt erhalten zu haben, 2) daß die bisher entdeckten Papyri auf keine ältere Quelle zurückgehen als uns in ΣΥΓ vorliegt und daß die vorhandenen Handschriften der ἀρχαία ἔκδοσις, die alle im 10./11. Jahrhundert geschrieben sind, in ihrer Entstehung auf das 2. Jahrhundert n. Chr. zurückweisen und nicht auf frühere Zeit, was auch mit der darin hervortretenden Kontaminierung stimmt.

Reichen Ertrag lieferte für Isokrates die schwierige Nachvergleichen des großen Londoner Papyrus der Friedensrede, die Drerup mit Hilfe des gesamten Handschriftenmaterials unternahm. Damit ist die Untersuchung der Isokrates-Handschriften zum Abschluß gebracht, und Drerup wird nächsten auf Grund von 100 Handschriften eine „Textgeschichte des Isokrates“ veröffentlichen und darin die gesamte direkte und indirekte Überlieferung einer kritischen Würdigung unterziehen. In London fand Drerup noch im cod. Burn. 75 (saec. XV) eine wichtige Quelle für die Demonicea, welche mit cod. 2010 und Laur. 557 eine neue selbständige Überlieferungsklasse darstellt. Cod. Burn. lieferte denn auch eine große Zahl selbständiger und bemerkenswerter Lesarten. Wichtiger noch war in Paris die Entdeckung von cod. Par. suppl. gr. 690, der umfangreiche Excerpte von Isokr. or. I/II enthält.

Die Aufsuchung von Äschines-Handschriften (cod. Coisl. 249 = F saec. X) führte Drerup auf die Handschriften der Äschines-Briefe, die er herausgeben wird und wozu er 48 Handschriften verglichen hat. Diese sondern sich in zwei große Familien, von denen die zweite, eine durchaus selbständige Überlieferung der Epistolographen, nur epist. 1, 6, 7, 3 bietet. Diese ist vertreten durch den Archetypus der ganzen Klasse cod. Harl. 5610 (bombyc.) saec. XIII/XIV = cod. A Taylori, der aber nur im letzten Teil von fol. 185—217 mit 33 Blättern in 4° erhalten ist und wozu es Abschriften und Familienangehörige gibt. Dieser Archetypus ist geeignet zu einer Kontrolle des Redetextes.

In dem genannten cod. Coisl. 249 entdeckte Drerup noch eine neue Überlieferung von Gorgias' Helene, die sich als Zwillingstüberlieferung zu dem Heidelberger cod. Pal. X darstellt, was Drerup am Schluß durch eine Kollation mit dem Blafsschen Texte beweist.

Durlach.

May.

- 27) **Walther Gebhardi, Ein ästhetischer Kommentar zu den Lyrischen Dichtungen des Horaz.** 2. Auflage besorgt von A. Scheffler. Paderborn, Schöningh, 1902. 336 S. 8.

N 4. —.

Eigentlich ist es wunderbar, daß sechzehn Jahre dahin gehen mußten, ehe das bekannte und beliebte Buch W. Gebhardis eine Neuauflage erlebte. Es haben wohl alle, als es 1885 zuerst in so hübscher Ausstattung erschien, erkannt und zugegeben, daß es durchaus geeignet sei, dem Dichter neue Freunde in Fülle zuzuführen. Das Buch war ja nicht eigentlich für den kleinen Kreis der Gelehrten, welche neue Resultate in ihm weder erhofften noch fanden, sondern für den großen der Schüler und der Freunde des Dichters bestimmt, die ihn in einer begeisterten, lebendigen Sprache erklärt und behandelt wissen wollten. Ich habe damals äußerst anerkennende Anzeigen gelesen und auch selbst dem mir so befreundeten, für Kunst so empfänglichen, überaus scharfsinnigen Verf., der noch lange vor der Fülle der Jahre aus dem Leben scheiden mußte, meine Freude an dem nach jeder Richtung geschmackvollen Buche nicht verhehlt. Freilich hat es in der Zwischenzeit nicht an großartigen, auch ähnlichen Leistungen und Bestrebungen gefehlt, und freilich gab es auch damals schon manche, denen die ganze in allem etwas suchende, zuweilen gezwungen geistreiche Art des Verf. nicht zusagte. So brachte diese Zeitschrift 1886 Nr. 17 eine lange, gehaltvolle Besprechung des Buches durch den nun auch schon lange verstorbenen Friedrich Curschmann in Darmstadt, der gegen die von der Sache abführenden ästhetischen Spekulationen, gegen „die Plüß-Gebhardische Methode: Kleinigkeiten zu bedeutsamen Fragen aufzubauschen, große Schwierigkeiten zu finden, die für den einfach denkenden Menschen nicht vorhanden sind, und diese künstlichen Schwierigkeiten mit großem Aufwand von Scharfsinn und ästhetischer Feinfühligkeit zu überwinden“ Verwahrung einlegte. Ich kann Curschmann nicht so ganz Unrecht geben. Es ist in dem Buche oft ein Hinwegreden über die wirklichen Schwierigkeiten, ein zu wenig begründetes Aufjubeln, ein Anbringen wollen moderner Stimmungen und Wendungen zu beklagen. Der neue Herausgeber, Dr. A. Scheffler in Lyck, der leider in dem viel zu allgemeinen Vorwort nichts Spezielles über die von ihm vorgenommenen Veränderungen angibt, hat nun entschieden diesen Mängeln gegenüber sich Verdienste um das Buch erworben. Wo ich auch verglich, fand ich seine bessernde, umstellende Hand, und an zahlreichen Stellen die Spuren, daß

neuere Ansichten an die Stelle der alten getreten und die modernen Leistungen der besonders durch Kieffling beeinflussten Horazforschung berücksichtigt sind. Das alles ist mit Urteil geschehen. Selbst ein großer Name hat ihn nicht bestimmt, Unbewiesenes z. B. bei der Erklärung von III, 5 aufzunehmen. Aber doch hat das Buch seinen Charakter bewahrt, und Gebhardi ist, wie er leibt und lebt, noch überall zu erkennen. Freilich möchte ich wünschen, daß der Herausgeber bei den folgenden Auflagen noch mehr von dem tönenden Pathos und dem übertriebenen Superlativ änderte (s. z. B. den Schlufs von III, 5, S. 221).

Hirschberg i. Schl.

Emil Rosenberg.

- 28) **Ricardus Bürger, De Ovidi carminum amatorium inventione et arte.** Guelferbyti, apud Iulium Zwissler, MDCCCL. 131 S. 8. N 1. 50.

In einem recht flüssigen und beinahe klassischen Latein weist der Verf. die große Abhängigkeit Ovids in der Liebespoesie von seinen Vorgängern, namentlich den griechischen Elegikern und Epigrammatikern, nach. Zugleich zeigt er, mit welchem Geschick der Meister auf dem Gebiete der Liebeslyrik die bereits vorhandenen Stoffe für seine Zwecke verwertet hat. Auch an kritischen Bemerkungen fehlt es nicht. Vollständigkeit jedoch scheint nicht erstrebt zu sein. So vermissen wir die Berücksichtigung der „Verschönerungsmittel“, der „Heilmittel der Liebe“ und des dritten Buches der „Kunst zu lieben“. — Kein Ovidforscher wird die Abhandlung außer acht lassen dürfen.

Wilhelmshaven.

G. Schöler.

- 29) **Robert Schneider, Text und Übersetzung zum gallischen Kriege des C. Julius Cäsar.** I. Buch. Halberstadt, Schimmelburg, 1902. 65 S. kl. 8.

Mit der vorliegenden Übersetzung müßte ich eigentlich sehr einverstanden sein; denn sie ist im wesentlichen so, wie sie bei gewissenhafter Benutzung meines Cäsarkommentars ausfallen konnte. Der Übersetzer macht auch kein Hehl daraus, daß er besonders meinen Kommentar benutzt hat. Die Übersetzung gleicht denn auch im wesentlichen derjenigen, die ich mir selbst gemacht habe, um die Brauchbarkeit meines Kommentars zu prüfen. Aber ich habe diese nicht veröffentlicht, weil ich nicht wufste, wem sie dienlich sein könnte, außer etwa — Schülern.

Und so weiß ich auch nicht, wem die Übersetzung Schneiders dienen soll. Denn das Ziel, das er sich gesetzt hat: „im engsten Anschluß an den lateinischen Text eine Übersetzung zu geben, die sich wie ein deutsches Original liest“ hat er nicht erreicht. Ich hatte auch bei Abfassung meines Kommentars ein viel bescheideneres Ziel vor Augen gehabt.

Mißverständnisse finden sich nur selten: aber der Ausdruck läßt, wenn man den vom Übersetzer an die Hand gegebenen Maßstab anlegt, noch viel zu wünschen übrig. Man lese nur den Anfang des dritten Kapitels: „Von diesen Gründen verleitet und durch den Einfluß des Orgetorix bestimmt, beschlossen sie das vorzubereiten, was zum Auszuge gehörte, eine möglichst große Anzahl von Lasttieren und Karren aufzukaufen, möglichst viele Aussaaten zu bestellen, damit der Vorrat an Getreide auf dem Marsche ausreiche u. s. w.“ So schreibt kein deutscher Schriftsteller.

Oldenburg i. Gr.

Rud. Mengo.

30) **Luigi Valmaggi**, *Nuovi appunti sulla critica recentissima del Dialogo degli oratori*. Torino, Ermanno Loescher, 1902. 23 S. 8.

In dieser Abhandlung (Sonderabdruck aus der Riv. di Filol. XXX, f. 1), die sich an frühere Artikel V.s ergänzend anschließt, werden zuerst die jüngsten Arbeiten über den Dialogus: L. Constans' und A. Gudemans (kleinere) Ausgabe sowie Andresens textkritische Beiträge kurz besprochen, dann die Kontroverse über Chronologie und Urheberchaft des Werkes. C. Giussani, Verfasser einer „Letteratura romana“, steht ganz auf dem, vom Ref. geteilten, Standpunkt, daß der Dial. recht wohl von Tacitus in den ersten Jahren der Regierung Domitians verfaßt sein könne. Freilich nimmt er die Worte Kap. 1 ut nostris temporibus viel zu eng, = per i tempi che corrono, während V. leicht nachweist, daß damit in unserer Schrift das ganze moderne, kaiserliche Zeitalter im Gegensatz zum republikanischen gemeint ist. Dagegen läßt sich mit der Annahme, der Dial. sei erst 98 n. Chr. geschrieben worden, die Erinnerung an des Maternus Rezitation des „Cato“ (D. 2, 1) meines Erachtens nicht vereinigen, sofern überhaupt eine vernünftige oder nur erträgliche Fiktion aufrecht erhalten werden soll. Darüber hilft uns auch der Hinweis auf die feststehende „Tradition“ und auf Ciceros Beispiel (de or., Laelius, Cato m.) nicht hinweg, weil eben dort die Umstände wesentlich andere sind. — Die auch von V. in den Worten „iuvenis admodum“ und „ardor iuvenilis“ gefundene

Schwierigkeit ist in der Tat nicht groß. S. Gudeman, gr. Ausg. Einl. S. xxix ff. — Von L. Schwabes Artikel „Tacitus“ bei Pauly-Wissowa ist V. nicht so befriedigt wie viele deutsche Rezensenten; in den bibliographischen Angaben findet er einige auffallende Lücken. — M. Schanz (Gesch. d. r. Lit.) stimmt in der chronologischen Frage mit Leo und Norden überein, erklärt die stilistische Verschiedenheit des Dial. ähnlich wie sie, und zum Beweise, daß die Schrift erst nach 98 erschienen sei, stützt er sich u. a. auf das von Wutk vorgebrachte verfehlte Argument: Dial. 19, 9 müsse, wegen der inhaltlichen Beziehung, vor Plin. ep. 1, 20 geschrieben sein! — Norden gibt, ohne gerade sachlich viel Neues über die Dialogusfrage zu bringen, eine genauere Auseinandersetzung der von Leo u. a. aufgestellten Theorie und nimmt den älteren, aussichtslosen Versuch, *statio* als „Regierungszeit“ zu deuten, wieder auf. Mit bedingter Anerkennung erwähnt V. noch H. Bornecque, *La prose métrique et le dialogue des orateurs*, ferner Wölfflins gegen Leo gerichteten Artikel: Die Nachahmung in der lateinischen Prosa.

Schließlich kommt der Verf. auf die handschriftliche Bestätigung der Authentie des Dial. zu sprechen, eine Frage, die, wie er glaubt, auf Grund der neuesten Forschungen, insbesondere Sabbadinis, einer definitiven Lösung nähergeführt werden könne, wenigstens einer negativen, auf die V. schon vor 12 Jahren (in s. Ausg. des Dial.) hingewiesen hatte. — In der Korrespondenz der Humanisten Poggio, Beccadelli, Guarino aus den Jahren 1425 und 1426 wird eine durch einen Hersfelder Mönch in Italien bekannt gewordene Sammelhandschrift erwähnt, enthaltend außer Sueton, de gramm. et rhet., des Tacitus Germania, Agricola und Dialogus; vom letzteren freilich schreibt Beccadelli so: *Inventus est quidam dialogus de oratoribus et est, ut coniectamus, Cor. Taciti*. Diese Handschr. nun identifizierte Sabbadini, wie es nahe lag, mit den 30 Jahre später von Henoch „wieder aufgespürten“ und in Kopie aus Deutschland mitgebrachten Schriften; zugleich folgerte er aus jenem Zusatz des „Palermitaners“, daß dem Dialog in der Originalhandschr. der Name des Tacitus nicht beigeschrieben war. Eine neuere Entdeckung hat indessen Sabbadini von dieser Ansicht zurückgebracht; er fand nämlich in einem ambrosianischen Kodex des 15. Jahrhunderts eine Notiz des P. C. Decembrio: *Cornelii taciti liber reperitur Rome visus 1455* mit kurzer Beschreibung der Handschrift und Inhaltsverzeichnis: *Germ., Agr., Dial. de or., Suet. de gramm. et rhet.* Nun war nach Decembrios Angabe der Kodex in Ko-

lunnen geschrieben, ein Umstand, aus dem Sabbadini, wohl etwas vor-
eilig, schließt; daß es sich um den 1455 von Henoch nach Rom ge-
brachten Originalkodex handeln müsse. — Gegen die Identifizierung
jener von Beccadelli und seinen Korrespondenten erwähnten Sammel-
handschr. mit der des Henoch, die Decembrio gesehen, scheint zu sprechen:
die Bemerkung des Pontanus (1460) auf seiner Abschrift (cod. Perizonianus),
sowie Briefe des Carlo de' Medici, die unter den von Henoch entdeckten und
nach Italien gebrachten Schriften den Agricola nicht mit anführen. Doch
erklärt sich dies nach V.s Meinung hinlänglich daraus, daß Cosimos Sohn,
der ohnehin nur den Sueton nennt, überhaupt nicht die Handschr. selbst,
sondern nur ein Verzeichnis zu Gesicht bekommen haben wird. Und bei
Pontanus liege die Möglichkeit vor, daß er eine Abschrift des Hersfelder
Originals vor sich hatte, in der bereits, wie in den meisten, der Agricola
fehlte. — Anderseits aber sieht V. in der oben zitierten Bemerkung
Beccadellis mit Recht einen Beweis dafür, daß der Dialog, wenn nicht
im Hersfelder Original oder seiner von Henoch mitgebrachten Kopie,
doch jedenfalls in irgend einer älteren Handschr. ursprünglich anonym
überliefert sei. — Vielleicht bringt die Zeit noch weitere Aufschlüsse aus der
Menge noch unbenutzten Materials, das in Archiven und Bibliotheken Italiens
aufgeschichtet liegt, und erleichtert uns das Urteil über die Bedeutung
auch des letzten Fundes Sabbadinis und der daraus gezogenen Folgerungen.
Bis jetzt komme ich wenigstens über ein „nondum liquet“ nicht hinaus.

Frankfurt a. M.

Ed. Wolf.

31) **Moritz Voigt, Römische Rechtsgeschichte.** 3. Bd. Stutt-
gart und Berlin, J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1902.

VI u. 373 S. 8.

M 12. —

Der zweite Band von Moritz Voigts Römischer Rechtsgeschichte, den
ich in dieser Rundschau 1900, Nr. 18, S. 422 f., angezeigt habe, reicht
bis zur Reichsteilung im Jahre 305 n. Chr. Der vorliegende dritte Band
bringt durch die Darstellung der Rechtsentwicklung bis auf Justinian
(565) das verdienstvolle Werk zum Abschluss. Nachdem ich schon in
früheren Besprechungen die Eigenart dieser Bearbeitung des großen und
schwierigen Stoffes charakterisiert habe, darf ich mich auf wenige Be-
merkungen beschränken. Auch dieser Schlussband weist dieselben Vor-
züge gründlicher und selbständiger Forschung auf, wie die früheren,
einer Forschung, die nicht bei der bloßen Feststellung der Tatsachen

stehen bleibt, sondern im Sinne Rankes „die Erforschung der wirksamen Momente der Begebenheiten und Wahrnehmung ihres allgemeinen Zusammenhanges“ sich zum Ziele gesetzt hat. Dadurch war ein Aufgeben der achronistischen, antiquarischen Zusammenfassung nach dogmatischen Gesichtspunkten veranlaßt; an ihre Stelle ist die chronologische, d. h. historisch-genetische Darstellung getreten. Der dadurch hervorgerufene Nachteil, daß die Darstellung des einzelnen Rechtsinstitutes zerrissen wird, ist reichlich aufgewogen durch den Vorteil, daß so die ganze Rechtsentwicklung klarer hervortritt. Wer die Entwicklung eines einzelnen Rechtsinstitutes verfolgen will, wird, da die Disposition für alle drei Perioden genau dieselbe ist, die entsprechenden Partien leicht finden. Überdies hilft ein knappes, auf alle drei Bände sich erstreckendes Sachregister zu rascher Orientierung.

Frauenfeld (Schweiz).

Otto Schulthess.

- 32) **St. Gsell, Les monuments antiques de l'Algérie.** Ouvrage publié sous les auspices du gouvernement général de l'Algérie. Tome I contenant 72 planches hors texte et 85 illustrations dans le texte. Tome II contenant 34 planches hors texte et 89 illustrations dans le texte. Paris, ancienne librairie Thorin et fils, Albert Fontemoing, éditeur, 1901. VIII u. 290 S. 8. — XX u. 447 Sp. 8. Je frs. 20.

Der Verf. hat seine Notizen über die antiken Überreste in Algerien, soweit sie als historische Denkmäler in Betracht kommen, zur Herstellung eines archäologischen Handbuches verwertet. Dasselbe ist nicht geographisch, sondern nach Materien geordnet; doch ist am Schlusse ein Index geographicus beigegeben, nach dem man sich orientieren kann. Die bibliographischen Daten wurden mit möglichster Vollständigkeit bearbeitet, einmal weil die über die einzelnen Objekte erhaltenen Nachrichten sehr zerstreut sind, anderseits weil im Laufe der in Betracht kommenden 70 Jahre viele Veränderungen vorfielen. Mag auch manche der älteren Notizen nicht von sachverständiger Seite herrühren, so verdankt man doch mitunter denselben die Kenntnis recht wertvoller Einzelheiten. Übrigens erklärt Gsell, den wir als tüchtigen Eleven der französischen archäologischen Schule in Rom von seinen „Fouilles dans la Nécropole de Vulci“ her kennen, daß sein Werk über Algier eigentlich verfrüht erscheint; es war ihm noch nicht möglich, alle Gegen-

den, wo Denkmäler sich vorfinden, aber keine genügende Kunde darüber vorliegt, zu bereisen. Als professeur à l'école supérieur des lettres et directeur de Musée d'Alger hat er sich dieses Forschungsgebietes angenommen.

Das Werk bespricht zunächst die Monumente der Eingeborenen, namentlich die Dolmen und die an Felsen eingeritzten Bildereien, die auch Ch. Tissot in seiner „Province Romaine d'Afrique“ behandelt hat. Dann die punischen und Libyphönizischen Monumente, darunter S. 62 ein griechisch-punisches Mausoleum, das mit anderen Bauten dieser Art in Vergleich gesetzt wird; man findet dabei Benndorf-Niemanns Reisen in Lykien zitiert, wo ja auch der enchorischen Bauart eingehende Beachtung geschenkt ist. Es folgen die Monumente der Römerzeit: die militärischen Bauten, das Legionslager von Lambäsis und die kleineren Kastelle (mit Verweisungen auf Cagnats l'armée Romaine d'Afrique); die städtischen Bauwerke, von denen in Thamugadi, Lambäsis, Theveste u. a. O. beträchtliche Überreste erhalten sind: Fora, Tempel, Ehrenbogen, Theater, Amphitheater, Thermen, Aquädukte, Zisternen, Brunnen u. s. w., welche Kategorien einzeln behandelt werden. Hierauf die Bauten außerhalb der Städte: die Straßenanlagen, die Brücken, die Häfen; der Hausbau, der hier weniger von römischer als von griechischer Art beeinflusst erscheint; die technischen Anlagen: für Bewässerung, Ölgewinnung u. s. w., ein für diese Landschaften charakteristisches Kapitel. Ebenso werden die Gräbertypen aus verschiedener Zeit, die christlichen Bauwerke, darunter einige ziemlich gut erhaltene Basiliken, die Defensionsbauten der byzantinischen Periode, über die wir durch das Werk von Ch. Diehl in weiterem Umfange unterrichtet sind, eingehend beschrieben. Zahlreiche Phototypieen und Pläne, wie wir sie an den französischen Publikationen über das römische Afrika gewohnt sind, stanno auch diese in glänzender Weise aus.

Prag.

J. Jung.

33) **Scritti Vari di Filologia.** Roma, Ermanno Loescher & Co. (Bretschneider e Regenberg), 1902. 590 S. gr. 8. L. 20. —.

Der stattliche Band, der die Widmung trägt 'A Ernesto Monaci per l'anno .XXV. del suo insegnamento gli scolari', enthält nicht weniger als 38 Beiträge größeren oder geringeren Umfanges. Von der Mannigfaltigkeit des Inhaltes mag folgendes Verzeichnis ein Bild gewähren. A. Parisotti, Idee religiose e sociali di un filosofo greco del medio evo [Georgios Gemistos Plethon]. — L. Biadene, Il collegamento delle due

parti principali della stanza per mezzo della rima nella canzone italiana dei secoli XIII e XIV. — P. Egidi, *Relazioni delle croniche Viterbesi del secolo XV tra di loro e con le fonti.* — L. Gauchat, *Sono avuto.* — F. Pometti, *Il ruolo dei lettori del MDLXVIII—MDLXX ed altre notizie sull' Università di Roma.* — C. Manfroni, *Il figlio di Lamba d'Oria.* — M. Pelaez, *Un 'Detto di Passione'.* — C. A. Garufi, *Sulla curia stratigoziale di Messina nel tempo normanno-suevo.* — C. Avogaro, *Appunti di toponomastica Veronese.* — E. Maurice, *Di alcuni carmi sacri di Paolino d'Aquileia.* — F. Guerri, *Intorno a una epigrafe di S. M. di Castello in Corneto Tarquinia.* — C. Trabalza, *Una laude umbra e un libro di prestanze.* — G. Predieri, *Serafino Aquilano nei manoscritti dell' Antinori.* — V. De Bartholomaeis, *Un frammento Pergamasco e una novella del Decamerone.* — G. S. Ramundo, *Commodiano e la reazione pagana dio Giuliano l'Apostata* [Commodian wird — in Übereinstimmung mit Brewer, *Zeitschr. f. kathol. Theol.* 1899, 759 ff. — ins 4. Jahrhundert gesetzt; R. bringt eine Anzahl Stellen der *Instructiones* in Beziehung zu Julians Versuch, das Heidentum wieder herzustellen]. — A. Colasanti, *L'epitaffio di Benedetto VII.* — E. Bovet, *Ancora il problema 'andare' [auf latein. 'ambulare'] sind doch wohl die romanischen Verben 'aller', 'andare', 'andar', 'anar' u. s. w. zurückzuführen].* — P. Tacchi Venturi, *Corrispondenza inedita di L. A. Muratori con i pp. Contucci, Lagomarsini e Orosz della Compagnia di Gesù.* — G. Grimaldi, *Una lettera di Bernardo Dovizi di Bibbiena a Giulio de' Medici.* — G. Cappuccini, *L'eteroclesia in 'are' e 'ire'.* — O. Antognoni, *L'epigrafe incisa sul sepolcro di Dante.* — G. Mazzatinti, *La biblioteca di S. Francesco (tempio Malatestiano) in Rimini.* — C. De Lollis, *Quel di Lemosì.* — V. Tommasini, *Sulle laudi greche conservate nel 'Liber politicus' del canonico Benedetto.* — C. Segrè, *Chi accusò il Petrarca di magia.* — V. Rocchi, *Una lettera inedita di papa Urbano VI [mit Faksimile].* — F. Egidi, *Per la datazione del codice Casanatense A. I. 8 (233) [Französ. Weltgeschichte; die Handschrift gehört in die Jahre 1404 bis 1419].* — A. Silvagni, *Un ignoto poema latino del secolo XIII sulla Creazione.* — G. Crocioni, *Il dialetto di Canistro.* — F. Hermanin, *Il miniatore del codice di F. Giorgio nell' archivio Capitolare di S. Pietro in Vaticano.* — G. Salvadori e V. Federici, *Di Remigio Girolami fiorentino [mit Faksimile].* — E. Carusi, *L'indizione nella datazione delle carte private romane dei secoli VIII—XI.* — T. Morino,

Note ed appunti sulla letteratura romanesca. — P. Spezi, Di alcuni giudizi sul Belli. — A. Tenneroni, Di due antiche laude a san Francesco d'Assisi. — P. Fedele, Un documento fondano in volgare del secolo XII. — P. Tommasini Mattiucci, Antiche poesie religiose dell' Umbria. — E. Modigliani, Intorno alle origini dell' epopea d'Aspremont. **W.**

- 34) **Hermann Schiller, Weltgeschichte.** 2. Band: Geschichte des Mittelalters. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1901. VII, 656 u. 74 S. 8.

Auch der zweite Band weist die bei Besprechung des ersten (vgl. Jahrgang 1900, Nr. 19, S. 446 f.) hervorgehobenen Vorzüge auf: in der Darstellung befreit sich der Verf. bei aller Eigenart der Auffassung einer anerkennenswerten Sachlichkeit. Dies zeigt besonders die Behandlung des weltgeschichtlichen Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum. Die Heroengestalten unter den Deutschen Kaisern führt er uns in einer Reihe packender Charakteristiken vor. Den für die Entwicklung der Staaten so bedeutungsvollen und darum seit Nitsche in der Darstellung immer mehr in den Vordergrund tretenden kulturgeschichtlichen Verhältnissen widmet er seine besondere Aufmerksamkeit, ohne jedoch selbst bei großer Ausführlichkeit beim Leser den Eindruck zu hinterlassen, daß er sich zu sehr ins einzelne verliere.

In der äußeren Ausstattung entspricht der zweite Band in jeder Hinsicht seinem Vorgänger.

Offenburg (Baden).

Wilhelm Stern.

- 35) **A. Zimmermann, Zur Entstehung bzw. Entwicklung der altrömischen Personennamen.** Breslau, Programm des Wilhelmgymnasiums 1901/2. 20 S. 4.

In Anlehnung an den besonders von Fick gelieferten und seitdem vielfach gestützten Beweis, daß die idg. Namengebung in der Hauptsache auf Zweistämmigkeit beruht, sucht der Verf., der sich schon früher durch verwandte Untersuchungen bekannt gemacht hat, zu erhärten, daß auch das Lateinische einstmals dieselbe Bildungsweise besessen und gar nicht so wenig Spuren und Reste davon bewahrt hat, Außerdem findet er in den sogen. Lallwörtern eine reichlich fließende Quelle römischer Namensschöpfung.

Zimmermann beherrscht das Material selbständig und ist in der Literatur darüber wohl zu Hause, auch verfügt er über einen gewissen Tastsinn, der in diesen Dingen der Methode beigesellt sein muß. Die Arbeit ist zweifellos eine schätzbare Förderung der Frage und nicht bloß für den Sprachforscher lehrreich, sondern auch nicht ohne Ertrag für die Völkerpsychologie, insofern aus den römischen Namen eine einleuchtende Bestätigung gewonnen wird für das tiefe Familiengefühl der meist nur vom staatlichen Gesichtspunkt aus gewürdigten weltbeherrschenden Nation. So muß das Programm als entschieden lesenswert bezeichnet werden.

Cannstatt.

Meltzer.

36) **J. Gustav Schulz, Attische Verbalformen. 2. Auflage.**

Prag, A. Storch Sohn, 1902. X u. 123 S. 8. geb. M 1, 60.

Das Buch hat sehr angenehmes Format, ist außerordentlich sorgfältig gearbeitet und sauber gedruckt. Die Schüler werden bei der Benutzung kaum eine Form vergeblich suchen. Ja der Verf. hat zum Überfluß eine Reihe von Verben aufgenommen, die füglich fortbleiben konnten, z. B. *κοιβάω*, *καθίζω*, *δυναίω*.

Auf einige Versehen sei kurz hingewiesen. Bei den Verben unter α sind die Formen mit spiritus asper bevorzugt, z. B. *αβαίνω*, *ἀνύω*. Ein Druckfehler ist *ἡμυνάμην* statt *ἡ* . . . Der Stamm von *αἰνέτομοι* möchte richtiger *αἰνύ* lauten statt *αἰνν*. S. 19 *βλέπω* *zeidele*, ist der Bedeutung nach zu erklären. S. 22 *γράφω* ist besser mit *grunse* zu übersetzen. S. 31 unter *εἰμί*, der ganze Ind. bis auf *αἰ* enklitisch, das Wort ganze muß fehlen. S. 36 unter *ἐννυμι* ist einmal statt *ἀμυμι* fälschlich *ἐπι* gesetzt.

Ich fürchte, daß der hohe Preis der Verbreitung des Buches hinderlich sein wird.

Wolfenbüttel.

Bruncke.

37/38) **H. Deiter, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische**

im Anschluß an Livius I und II. Essen, Baedeker, 1902. 32 S. 8. M —. 50.

Derselbe, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische

im Anschluß an Livius XXI. Essen, Baedeker, 1902. 24 S. 8. M —. 50.

Die vorliegenden Übungsstücke sind sehr leicht gehalten. Der Satzbau ist überall einfach, und nur selten kommen Ausdrücke oder Regeln zur Verwendung, die sich nicht aus den zu grunde gelegten Liviuskapiteln

gewinnen ließen. Dabei ist der Anschluß aber doch kein so enger, daß der Schüler des eigenen Nachdenkens überhoben wäre. Er findet immer noch genügend Gelegenheit, seine grammatischen Kenntnisse zu betätigen und zu üben. Nur in dem für Obersekunda bestimmten Heftchen wünschte ich die Anforderungen etwas heraufgesetzt zu sehen. Denn es entspricht doch wohl kaum dem Standpunkte dieser Klasse, wenn Wendungen wie *aegre ferre*, *magni aestimare*, *suscipere* u. ä. in den Anmerkungen angegeben werden. Auch wäre es nützlich, wenn in diesen Abschnitten mehr Gelegenheit zur Übung im Periodenbau geboten würde. Uneingeschränktes Lob verdient in sämtlichen Stücken die Form des deutschen Ausdrucks. Sie sind nicht nur fließend und gewandt geschrieben, sondern enthalten auch eine Fülle treffender Verdeutschungen livianischer Redewendungen und geben hierdurch dem Schüler nebenbei eine Anleitung zu geschmackvoller Übersetzung lateinischer Texte.

Potsdam.

E. Krause.

- 39) **Émile Rodhe, Essais de Philologie Moderne. I. Les Grammairiens et le Français parlé.** Lund (Suède), Librairie Gleerup (Hjalmar Möller, Libraire de l'Université), o. J. [1901]. 183 S. 8.

„Ein höchst lehrreiches und beachtenswertes Buch, eine vortreffliche Ergänzung zu jeglicher französischen Grammatik, die für Nichtfranzosen bestimmt ist“, so möchte ich kurz Rodhes Buch charakterisieren. Der Titel: *Les Grammairiens et le Français parlé* deutet schon an, um was es sich für den Verf. handelt. Er stellt den großen Unterschied, um nicht zu sagen Gegensatz, fest, der zwischen dem gesprochenen Französisch unserer Tage und den Regeln besteht, die noch immer in den französischen Grammatiken Schwedens, Deutschlands und anderer Länder aufgetischt und als unbedingt beachtenswert hingestellt werden. Er weist nach, daß viele Regeln der landläufigen Grammatiken gar keine Gültigkeit mehr haben und von der lebenden Sprache längst nicht mehr beachtet werden. Zugleich hebt er mit Recht hervor, daß die Beispiele, die sich in den französischen Grammatiken finden, ein buntes Gemisch von Sätzen aus allen Stadien der französischen Sprache darstellen. „Une phrase empruntée à Racine ou à Voltaire y voisine avec un exemple tiré de la langue familière de nos jours, parfois même de l'argot; des mots grands seigneurs y coudoient sans vergogne des expressions roturières.“ (S. 5 f.)

Indem Rodhe die so gekennzeichnete Buntscheckigkeit der Beispiele und Mustersätze verwirft, verlangt er, daß alles Veraltete ausgeschieden und die moderne Sprache ganz besonders berücksichtigt werde. Nicht die Sprache Racines oder Voltaires, auch nicht die eines Pariser Gassenjungen dürfe in den Schulen gelehrt werden, sondern die der „moyenne des Français de nos jours“. Diese müßten aber natürlich in erster Instanz die Lehrer des Französischen selbst erst sprechen können; sie dürften sich nicht, wie es leider meist der Fall sei, einer „langue mixte“, wie Rodhe sie nennt, bedienen, die gewissermaßen ein Kompromiß zwischen der alltäglichen Umgangssprache und der Schriftsprache darstelle.

Die Schriftsprache nämlich, die naturgemäß konservativer ist, als die Umgangssprache, enthält mancherlei aus alter Zeit überkommenes Erbgut, allerhand Ausdrucksweisen und Wendungen, die das Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu einer älteren Epoche an der Stirn tragen. Diese dürfen aber nicht ohne bestimmten Zweck in die Sprache des täglichen Verkehrs aufgenommen werden, wenn man sich nicht der Gefahr sich lächerlich zu machen aussetzen will. Rodhe sagt von jenen altertümlichen Wendungen S. 35 f.: „On rit de leur vieillesse comme nous rions des crinolines de nos grand'mères.“ Die Verfasser französischer Grammatiken sollten also nach Rodhe in viel höherem Maße, als es bisher geschehen ist, die heutige Umgangssprache berücksichtigen. Von ihr sollte überhaupt jeder Unterricht ausgehen und somit im Grunde denselben Weg einschlagen, den die Franzosen selbst wählen. So wie die Kinder der Franzosen die Umgangssprache zuerst von ihrer Umgebung erlernen und dann in der Schule und im späteren Leben zum Verständnis der Schriftsprache und gegebenenfalls sogar älterer Stufen ihrer Muttersprache fortschreiten, so sollten auch die Ausländer beim französischen Unterricht verfahren. Rodhe will durchaus nicht das Studium der klassischen Werke der Franzosen aus den Schulen verbannt wissen, er ist auch nicht dagegen, daß in den Grammatiken Sätze aus den Klassikern zitiert werden, doch wünscht er, daß, wenn diese Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch enthalten, darauf ganz besonders aufmerksam gemacht werde. Er sagt S. 13: „... et s'il est juste que nous devons continuer à faire expliquer dans nos classes des chefs-d'œuvre littéraires contenant des archaïsmes, il n'en est pas moins vrai que les grammaires et les livres du premier enseignement doivent se restreindre à la langue actuelle sous sa forme la plus simple. Rien ne sera plus facile si les grammaires se décident d'abord à faire le triage

que nous réclamons, et si on se sert d'éditions vraiment pratiques, c'est-à-dire indiquant toujours en note les différences entre l'usage moderne et l'usage ancien."

Wie sehr die meisten im Gebrauch befindlichen französischen Grammatiken in dieser Beziehung zu wünschen übrig lassen, weist Rodhe an der in Schweden gebrauchten französischen Sprachlehre von Widholm nach. (Widholm, *Fransk Språklära i sammandrag*, 3: me éd., Stockholm 1892.) Er hebt aus dieser Grammatik den Abschnitt über die Fürwörter heraus und unterzieht ihn auf den Seiten 17—53 von seinem oben gekennzeichneten Standpunkte aus einer scharfen Kritik. Seinen Tadel würzt er oft durch Humor und leisen Spott. So sagt er z. B. S. 20 im Anschluß an das von Widholm gewählte Beispiel: „Il est d'un honnête homme de payer ses dettes“ folgendes: „Maxime excellente sans doute et que les élèves suédois feront bien de graver dans leur mémoire, mais nous lui préférons une autre forme plus moderne, par exemple: „C'est le devoir d'un honnête homme de payer ses dettes.“

In den meisten Fällen hat Rodhe mit seiner Kritik entschieden recht, jedoch gibt es auch Punkte, in denen er bei seinem Kampfe gegen das Veraltete und Triviale zu weit geht und Dinge verwirft, die mancher gebildete und kompetente Franzose noch gelten lassen würde. Er selbst ist ehrlich genug, auf S. 136—139 seines Buches die von ihm beanstandeten Wendungen anzuführen, die ein ihm befreundeter französischer Philologe weniger streng beurteilt.

Der zweite Abschnitt des Rodheschen Buches von S. 54—83 ist eine Berichtigung und gewissermaßen eine Vervollständigung des 21. Kapitels von Krons „*Petit Parisien*“ (8. Aufl.) und enthält treffende Bemerkungen über das, was man in Frankreich „argot“ nennt. Rodhe weist nach, daß viele Ausdrücke, die Kron dem Argot zurechnet, bereits in die Sprache des täglichen Lebens übergegangen sind und dort nicht mehr als Argot empfunden werden.

Der dritte Teil von S. 84—134 hat den Titel: *Examen critique de quelques chapitres de la grammaire française de M. Plattner* und enthält eine sehr lehrreiche Kritik dieser Grammatik, die ebenso besprochen wird, wie im ersten Teile die von Widholm.

Breslau.

Heinrich Knobloch.

- 40) **Félix Hémon, Cours de Littérature. XVIII. J.-J. Rousseau.** Paris, Librairie Ch. Delavigne, o. J. 99 u. 88 S. kl. 8.

Das für Unterrichtszwecke bestimmte Büchlein zerfällt in zwei Teile. Der erste verbindet mit einer knappen Darstellung von Rousseaus Leben die Geschichte und Würdigung seiner Werke, sowie eine eingehende Charakteristik des Menschen und des Schriftstellers. Der ganze zweite Teil ist dem „Émile“ gewidmet, dessen einzelne Bücher ausführlich und eindringlich zergliedert und beurteilt werden. Einige Kapitel über die Vorläufer dieses Werkes, über seine Entstehung im Geiste des Verfassers und über den Einfluß, den es ausgeübt hat, lassen seine literarische und pädagogische Bedeutung klar erkennen. Beide Teile haben einen ziemlich umfangreichen Anhang, der bibliographische Angaben — unter auffälliger Vernachlässigung der einschlägigen deutschen Literatur — enthält, Urteile älterer und neuerer Schriftsteller über Rousseau und den „Émile“, sowie eine sehr große Reihe von Prüfungsaufgaben (über Rousseaus Person und Charakter, über den Inhalt und die Bedeutung seiner Werke, besonders des „Émile“, über Sinn und Wert ausgewählter Zitate aus diesen Werken) die in den letzten 15 — 20 Jahren an zahlreichen Orten Frankreichs den verschiedenartigsten Kandidaten und Examinanden vorgelegt worden sind. So bildet das Büchlein einen schätzenswerten Führer für alle, die sich eine gründliche Kenntnis Rousseaus und seiner Werke verschaffen wollen. Die Ausstattung ist leider ungemein anspruchslos.

Hannover.

Max Ewert.

- 41) **C. Marmier, Geschichte und Sprache der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf am Taunus.** Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1901. IV u. 136 S. 8.

N 2. 40.

Die Schrift behandelt zunächst die geographische Lage und die Geschichte der Kolonie und gibt dann die Lautlehre, Formenlehre und Syntax, sowie ein Wörterverzeichnis des dort gesprochenen Französisch, das aus einer Vermengung der verschiedenen Dialekte entstanden ist, die von den Kolonisten mitgebracht wurden. Die Aussprache steht zum Teil noch auf dem Standpunkt des 17. Jahrhunderts, zeigt außerdem viele provinzielle Eigentümlichkeiten, besonders pikardische und champagnische, die der Schriftsprache unbekannt sind. Die Formenlehre bringt mancherlei

interessante Analogiebildungen in der Konjugation und eigenartige Pronominalformen. Die Syntax ist im wesentlichen die des 17. Jahrhunderts, mit der aber auch die Syntax der heutigen Volkssprache große Ähnlichkeit hat. Da von einer Beeinflussung der Friedrichsdorfer Sprache durch die französische Volkssprache keine Rede sein kann, so beweist diese Übereinstimmung, wie konservativ die Volkssprachen in der Syntax sind. Der Wortschatz enthält noch mancherlei alte Wörter, die in der heutigen Schriftsprache geschwunden sind, ferner solche, die nur in den am stärksten in Friedrichsdorf vertretenen Dialekten vorkommen; manche Wörter haben eine eigenartige Bedeutungsentwicklung durchgemacht. Von besonderem Interesse sind auch Form und Betonung der aus dem Deutschen aufgenommenen Bestandteile des Wortschatzes bzw. französische Wendungen, die den entsprechenden deutschen nachgebildet sind (vgl. S. 11—14).

Die Arbeit zeigt von Beherrschung der einschlägigen Literatur, guter philologischer Schulung und vortrefflicher Beobachtungsgabe. Sie bringt mancherlei Material, das nicht bloß für den französischen Dialektforscher, sondern auch für die Sprachwissenschaft im allgemeinen von Interesse ist.

Im einzelnen wäre u. a. folgendes zu bemerken: S. 33 Nr. 3 spricht der Verf. vom Laute *ə* im Wortinnern, infolge von Metathese, zwischen Muta und Liquida; dabei meint er im vorletzten Absatze, in den Fällen, wo sie auslautendes *ə* betreffen, sei sie wohl durch Einfluß des Deutschen veranlaßt, fügt aber im letzten Absatz hinzu, daß in Wörtern wie *tabel*, *bukel* etc. das *ə* in dieser Stellung im 17. Jahrhundert in Frankreich gesprochen worden sei. Die Friedrichsdorfer Aussprache kann also doch ebensogut die Eigentümlichkeit des Französischen des 17. Jahrhunderts bewahrt haben; das Deutsche hätte sie dann lediglich gefördert. — S. 26 unten heißt es: „Prothese des *e* findet sich in *estomākāl* = hfr. *stomacal*. Die volkstümliche Tendenz, *e* vor anlautendem *st* in diesem Wort zu setzen, war schon im 17. Jahrhundert vorhanden, vgl. Richelet etc.“ Die Eigentümlichkeit ist in der Volkssprache seit dem Volkslateinischen vorhanden, ist aber in rein gelehrten Wörtern (vgl. auch *estatue* statt *statue*) im Hfr. nicht üblich. — Wenn die Angabe der Aussprache von hfr. *aiguiser* = *ägize* (S. 24 Z. 4/5) richtig ist, so hätte wohl S. 30 unten bzw. S. 31 eine Bemerkung über *ɪ* statt *üi* gemacht werden können. — Von allgemeinem Interesse sind die Bemerkungen über die Nasalvokale; sollte sich die intensivere Nasalisierung nicht auch unter dem Einfluß der örtlichen deutschen Umgebung, die bekanntlich ebenfalls Nasalvokale kennt, um so eher er-

halten haben. — Die Angaben über *çê* (S. 45, 1 u. 2) stehen nicht im Einklang mit der Behauptung (S. 61), daß die Gleichheit von *Mask.* und *Fem.* des betonten Possessivpronomens *mien*, *mienne* etc. (beide = *mîê:n* etc.) darauf zurückzuführen sei, daß in alter Zeit pikardisch *-îên* für heutiges *-iê* üblich gewesen sei; denn S. 45 wird *âsîê* (1), von *âsîê:n* (2), wo übrigens *i* statt *î* steht, geschieden.

Da es zu weit führen würde, bei der Fülle des Stoffes noch auf weitere Einzelheiten einzugehen, so sei hiermit nur die interessante Schrift nochmals bestens empfohlen.

Berlin.

B. Röttgers.

- 42) **Wershoven, Conversations françaises.** Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. Cöthen, O. Schulze, 1902. I u. 92 S. 12. M 1. 10.

Bei Veröffentlichungen dieser Art erhebt sich immer wieder die grundsätzliche Frage, welche Form denjenigen Schulbüchern zu geben ist, welche für die Sprechübungen über die Vorgänge und Verhältnisse des täglichen Lebens bestimmt sind. Sollen sie wie Kron, Stier u. a. zusammenhängende Stücke bieten oder sich damit begnügen, die zur Konversation nötigen Wörter, das zur Satzbildung notwendige Material (Substantive, Adjektive, Verben u. s. w.) zusammenzustellen? Ich möchte dem letzteren Verfahren den Vorzug geben. Es hat den Vorteil freier Bewegung und regt mehr zur Selbsttätigkeit an; es kostet weniger Zeit — denn die Stücke müssen doch gelesen, übersetzt, erklärt werden — und beugt dem mechanischen Auswendiglernen des Textes vor. Allerdings setzt diese Methode bei dem Unterrichtenden eine größere Beherrschung der Sprache voraus. Vielleicht bewahrt sie auch vor dem Fehler allzu breiter Ausführlichkeit. Diese Sprechübungen sollen doch nur nebenher gehen und dem pädagogisch wichtigeren Unterricht in der eigentlichen Lektüre und Grammatik möglichst viel Licht und Luft lassen; sie haben daher alle Ursache, sich auf das Notwendigste, ohne viel Sacherklärung Verständliche zu beschränken. Auch Wershoven gerät in manchen seiner Stücke zu sehr in Einzelheiten, die erst eine technisch-wissenschaftliche Erläuterung erheischen. Was fängt der Schüler, vor allem der unteren und mittleren Stufe, mit Wörtern an wie: Hornhaut, Iris, Kristalllinse, Glasfeuchtigkeit; Stabeisen, Walzwerk; Kaolin, Steinsalz, Konverter; Bettungsmaterial u. s. w.? Welche weitläufigen Auseinandersetzungen sind

nicht nötig, um ihnen den Unterschied zwischen Zylinder-, Anker-, Repeater-, Remontoiruhr klar zu machen? Und hat die französische Stunde dafür Zeit übrig?

Dieses Schulbuch ist ausserdem durch eine Reihe von Druckfehlern entstellt, die dem Lehrer bei dem Gebrauche desselben grosse Vorsicht zur Pflicht machen. S. 59: *la ressort*, S. 64: *le mâchoire*, S. 67: *le pantoufle*, S. 68: *le boucle d'oreille*, S. 79: *la cime*, S. 79: *la courant*, S. 81: *le râseau* die Hacke (?), S. 81: *la moissonneuse*, S. 87: *le traffic*, S. 90: *le droft*. Auch ist es ein entschiedener Mangel, daß bei den vokalisches anlautenden oder pluralisch gebrauchten Hauptwörtern nie das Geschlecht angegeben ist.

Flensburg.

K. Engelke.

- 43) **Frances Hodgson Burnett, Sara Crewe.** Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen von F. Mersmann. Berlin-Carlshorst, Hans Friedrich. 63 S. 8. *N* — 80.

Wörterbuch 23 S. 8 und Anmerkungen 19 S. 8 je *N* — 20.

Ein reicher Kapitän bringt sein Töchterchen aus Indien nach London in eine vornehme Pensionsanstalt, verarmt und stirbt. Das Mädchen wird jetzt in dem Hause von jedermann schlecht behandelt, erhält aber plötzlich ihr anscheinend verlorenes Vermögen zurück und wird von dem reichen Freunde ihres verstorbenen Vaters adoptiert. Diese kleine Geschichte mit ihren wundersamen Begebnissen ist eine Erzählung für acht- bis zehnjährige Mädchen. Aber auf welcher Lernstufe diese Kinder stehen sollen, ist schwer zu erraten. Einerseits wird ihnen z. B. gesagt, daß *received* das Imperf. und Part. von *receive*, daß *hotter* der Komp. von *hot* ist u. dgl. m., anderseits sollen sie ohne Beihilfe mit Schwierigkeiten fertig werden, wie z. B. *I never answer when I can help it*, oder *the delightful sense of romance and mystery lifted her above the cook's temper and malice*, oder *and to think how I used to pretend, and pretend, and wish there were fairies!* Das „Wörterbuch“ läßt viele Wörter vermissen, und die Übersetzung in den „Anmerkungen“ ist manchmal unbrauchbar, z. B. *I used to pretend* = ich pflegte zu tun als ob! Die Trennung der Anmerkungen vom Wörterbuch ist unpraktisch und zeitraubend. Der Wortton ist gar nicht, die Aussprache ungenügend bezeichnet, z. B. *salaam* (ā), welches von den drei *a* ist gemeint? Bearbeiter solcher Lektüre täten am besten, die Lautschrift der Association phoné-

tique internationale zu gebrauchen, da diese trotz mancher Mängel am weitesten verbreitet zu sein scheint und allmählich zu dem ersehnten einheitlichen Lautsystem führen dürfte.

Würzburg.

Johannes Jent.

- 44) **Friedrich Baumann, Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht.** (Separatabdr. a. d. Zeitschr. f. d. Gw. und durch Zusätze erheblich erweitert.) Berlin, Weidmann, 1902. 44 S. 8. N 1. —.

Die kleine Schrift verdient wegen ihres gediegenen Inhalts und ihres gemäßigten Tones alles Lob, wenn auch im Interesse der guten Sache es sich empfohlen hätte, hier und da einen etwas schroffen Ausdruck durch einen milderen zu ersetzen. Im Anschluß an eine Broschüre Walters über die Entwicklung und die Ziele der Reformbewegung u. s. w., das Nachwort von Viotor und die Besprechung durch Klinghardt und Stimming spricht der Verf. klar und überzeugend aus, was er von der „Reform“ hält, die nach seiner Meinung jetzt vor einem entscheidenden Wendepunkt steht, da ihre bedeutendsten Anhänger und ersten Verfechter nicht mehr einig sind. Er ist der „neuen Methode“ nicht absolut fremd, findet aber sehr viel gegen sie zu sagen und weiß unserer Schulverwaltung Dank, daß sie sich durch die Agitation der Reformer nicht hat irre machen lassen. Von besonderem Interesse sind am Schluß die Urteile einer Anzahl von Männern, deren Namen und Stellungen die größte Beachtung ihrer Ansichten beanspruchen. — Das Schriftchen verdient von jedem Fachgenossen gelesen zu werden und wird viele Freunde finden; hoffentlich trägt es auch an seinem Teile dazu bei, die extremen Forderungen der Reformer zurückzudämmen und die Unruhe zu bannen, in welche der neusprachliche Unterricht bei uns leider gekommen ist.

Nanen.

Fries.

- 45) **Hugo Winckler, Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen.** (Ein Vortrag.) Mit 8 Abbildungen. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. 54 S. 8. N —. 80.

Dieser Vortrag behandelt die vielen Anklänge, die sich zwischen der modernen Kultur und der uralten babylonischen finden und sich nicht durch die Gleichartigkeit der Völkerseele, die Völkeridee, erklären lassen. Wir haben ohne Frage vieles in unserer Kultur, was sich aus dem Baby-

lonischen mit Sicherheit ableiten läßt; an manchen Stellen geht aber die lebhafteste Phantasie und Kombinationsfähigkeit des Verfassers doch wohl mit ihm durch; ein so weitgehender Einfluß der babylonischen Astronomie und Mythologie auf die Völker des Okzidents, wie er ihn annimmt, muß viel strenger bewiesen und die Einzelforschung noch lange betrieben werden, ehe man ein einigermaßen sicheres Allgemeinbild schaffen kann. Sollten z. B. wirklich Schwert und Netz, die Waffen der Gladiatoren, von den Waffen des Gottes Marduk entlehnt sein? oder 753 als Gründungsjahr Roms mit der Ära Nabonassars, dem Beginn des Zeitalters des Widders, zusammenhängen? Der sehr belesene Verf. kombiniert ungemein viel, aber Behauptungen sind keine Beweise. Daß übrigens viel Anregendes in der Schrift enthalten ist, will ich nicht in Abrede stellen.

Oldesloe.

R. Hansen.

Vakanzen.

Aschersleben, Obl. N. Spr. Magistrat.
 Bochum, G. Obl. Gesch. u. klass. Phil. Kuratorium.
 Danzig, H.T.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
 Dortmund, G. Obl. Math.; Obl. Französ. u. Lat. Bgmstr. Schmieding.
 Düsseldorf, R.S. Obl. Gesch. Oberbürgermeister Marx.
 Essen, O.R. Obl. Deutsch u. Gesch. Dir. Dr. Welter.
 Frankfurt a. M., Klinger-O.R. Obl. 1) Nat. 2) Rel. u. Deutsch.
 3) N. Spr. Kuratorium.
 Groß-Lichterfelde, O.R. Obl. N. Spr. Kuratorium.
 Hannover, H.T.S. Obl. (Engl.) Dir. Dr. Wespy.
 Minden, M.S. Obl. Gesch. u. Deutsch. Dir. Dr. Schlüter.
 Steglitz, G. u. O.R. Drei Obl., N. Spr., Math., klass. Phil. Bürgermstr. Buhrow.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Cornelii Taciti

Historiarum libri qui supersunt.

Für den Schulgebrauch erklärt von

Prof. Dr. K. Knaut,

Direktor des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg.

I. Bändchen: Buch I.

Preis: **ℳ 1.30.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, betr. *Inscriptiones latinae selectae* von Hermannus Dessau.

MAR 7 1903

Gotha, 21. Februar.

Nr. 4. Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an,
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 46) C. O. Zuretti, Omero, L'Iliade, vol. IV, libri XIII—XVI (H. Kluge) p. 73. — 47) W. Pfitzner, Taciti Annales, I. Band (E. Wolff) p. 74. — 48) A. L. Graham, Roman Africa (J. Jung) p. 77. — 49) Ed. Schwyzer, Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung (O. Weise) p. 78. — 50) H. van Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum (Th. Weber) p. 79. — 51) K. Wimmer, Histoire d'un Conscriit de 1818 par Erckmann-Chatrian (K. Holtermann) p. 85. — 52/54) G. Steinmüller, Auswahl von fünfzig französischen Gedichten; E. Wasserzieher, Sammlung französischer Gedichte; A. Englert, Anthologie des poètes français modernes p. 87. — 55) O. Ganzmann, Lehrbuch der französischen Sprache (H. Schmidt) p. 90. — 56) F. Koldewey, Französische Synonymik für Schulen (L. Fries) p. 91. — 57) Webster's International dictionary of the English language (H. Spies) p. 92. — Vakanzen. — Anzeigen.

46) **C. O. Zuretti, Omero, L'Iliade.** Vol. IV. Libri XIII—XVI.
Torino, Erm. Loescher, 1902 (Leipzig, F. A. Brockhaus). XII u.
214 S. 8. Lire 2.20 (M 1.70).

Das empfehlende Urteil, welches Ref. in Nr. 16, Jahrg. 1900 und Nr. 19, Jahrg. 1901 dieser Zeitschrift über die Iliasanagabe von Zuretti ausgesprochen hat, gilt auch in vollem Maße für den jetzt vorliegenden vierten Band. Die diesem Bande vorausgeschickte Abhandlung beschäftigt sich mit den Versuchen Roberts, aus der Art der an den einzelnen einschlägigen Stellen der Ilias erwähnten oder vorauszusetzenden Waffen in Verbindung mit der sprachlichen Form dieser Stellen deren Zugehörigkeit zu einer älteren äolischen oder zu einer jüngeren ionischen Ilias zu erweisen. (Robert, Studien zur Ilias, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901). Zuretti erkennt den Scharfsinn und die interessante Beweisführung Roberts an, ist aber doch keineswegs der Ansicht, daß sich auf dem von Robert eingeschlagenen Wege eine Lösung der homerischen Frage erzielen lasse. Seine Gründe für dies ablehnende Urteil beruhen vorzüglich darauf

daß er der Ansicht ist, daß der epische Dichter es im allgemeinen nicht auf die Beschreibung der einzelnen Gegenstände, sondern auf eine Schilderung des Eindruckes abgesehen habe, den die Dinge machen. Je nachdem er nun den Eindruck so oder anders wollte, habe er also auch die Wirkung der Waffen geschildert, und wo nicht ausdrücklich die Gestalt oder die Art der Waffen angegeben sei, dürfe man aus der bloßen Schilderung der Waffenwirkungen nicht auf die ältere oder jüngere Art derselben schließen. Als unterstützende Beispiele führt er das dichterische Verfahren von Virgil und Ariost an, wie die italienischen Homeriker ja so gern die römischen und italienischen Dichter zitieren, wo es sich um Erklärung von Erscheinungen der altgriechischen Epik handelt. Man darf aber nie vergessen, daß es sich bei Virgil, Ariost und anderen Epikern der jüngeren Zeit um Dichter von Kunststepen handelt, die mit bewusster Absicht auf bestimmte Wirkungen hinarbeiten. Der naive alte Epiker benutzt als Mittel der Erzeugung eines bestimmten Eindruckes eben gerade die möglichst getreue Schilderung der Einzeldinge, so daß der von den Kunststepen hergenommene Einwand gegen Robert nicht stichhaltig ist. In dem ablehnenden Urteil den Robertschen Konstruktionen der äolischen und ionischen Ilias gegenüber stimme ich allerdings mit Zuretti überein; doch gründet sich meine Ansicht auf die, bei rechtem Lichte betrachtet, ganz willkürliche Abgrenzung und Behandlung der angeblich ursprünglich äolischen Abschnitte der Ilias, wie sie sich in den Darlegungen Roberts finden.

Zerbst.

H. Kluge.

- 47) **Cornelii Taciti Annales.** Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von **W. Pfitzner.** I. Bändchen. Buch I u. II. Erste Abteilung: Text. Zweite Abteilung: Kommentar. Vierte, umgearbeitete Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1903. 71 u. 74 S. 8. M 1.20.

Das verhältnismäßig rasch eingetretene Bedürfnis einer neuen Auflage des ersten Bändchens spricht dafür, daß Pfitznerns Annalenausgabe, trotz mancher anfechtbaren oder etwas künstlichen Auslegung des Textes, sich im ganzen in der Praxis als ein tüchtiges Hilfsmittel bewährt, wohl geeignet, den Schüler in die Besonderheiten des Tacitus einzuführen. Auch diese vierte Auflage ist eine vielfach umgearbeitete und selbstverständlich verbesserte. Auf jeder Seite des Kommentars finden sich neben zweck-

mäßigen Streichungen, neue oder vervollständigte Erklärungen und Übersetzungshilfen, für die manche Winke G. Andresens und des Ref. verwertet worden sind. Von den prägnanten Eingangssätzen der Annalen hat, nebenbei bemerkt, C. Bardt im Hermes, Bd. 29, S. 451—457, eine gründliche Analyse gegeben, die Beachtung verdient.

Die Einleitung bei Pf. ist bis auf eine Stelle (S. 4) unverändert geblieben; im lateinischen Text hätte ich gern mehr Abweichungen von der dritten Ausgabe gesehen. Noch steht I 4, 14 *exulem egerit*, dem doch *specie secessus* widerspricht, 32, 14 *neque disiecti, nil* (statt *neque — nec*), wie in der ersten und dritten Auflage, 41, 6 *et externae fidei* (dieses sei Dativ der Ortsbestimmung, nach Analogie von Verg. Aen. 4, 451 *it clamor caelo*), 57, 4 *rebus commotis*, 58, 20 *Vetera in provincia*; zu 28, 12 und 76, 9 *in vulgum* (*M vulgus*) bemerkt Pf. „diese Form des Akkusativs wählt Tac. stets, wenn keine nähere Bestimmung beigelegt ist“. Gegen die Überlieferung liest er 77, 13 *sectarentur* nach Wölfflin und Halm), II 8, 12 *Ampsivariorum*; die handschriftl. Tradition ist wieder aufgenommen II 56, 3 *sed saepius discordes* und 57, 10 *opertis odiis*, was einen Rückschritt bedeutet, umgekehrt steht es mit I 28, 4 *qua pergerent* „auf dem Wege, den sie gingen“. Gegen *adepto principatu* (I 7, 16) hegt Novák nicht unbegründete Bedenken. Beachtenswert ist desselben Gelehrten Emendation 28, 12 *et si qui alii*; vgl. 32, 12 *et si qua alia*.

Von Abänderungen und Zusätzen im Kommentar hebe ich folgende beispielsweise hervor: I 17, 13 ist der Inhalt eines ägyptischen Papyrus (s. Mommsen im Hermes 35, 443 ff.) angeführt betr. Löhnung und Verpflegung des römischen Militärs; 23, 16 wird *cognomentum* jetzt richtig = *nomen* erklärt, zu 36, 7 *periculosa severitas* sq. die Kunst der taciteischen Dramatik deutlich gemacht, ebenso zu 41, 3 ff. *quis ... sonus*? Verbessert ist die Erklärung von 59, 12 *Germanos ... excusaturos*, 65, 15 *simul haec* übersetzt mit „riefs und durchbrach den Zug“; 65, 24 findet sich eine nützliche Bemerkung allgemeiner Art zu *per quae egeritur*, 73, 2 zu *quanta arte*; 73 a. E. *inter alios e. artis* übersetzt. Gut geändert sind die Anmerkungen zu II 10, 1 *diversi* und 11, 10 *adstrepere*. — Unrichtig gedeutet ist meines Erachtens I 33, 5 *acriores* (nach Zöschbauers Vorgang), 55, 13 *inimicus* als passiv = „angefeindet“, mit Hinweis auf Verg. Aen. 1, 67 *gens inimica mihi*, wo jedoch der Zusammenhang die aktive Bedeutung erheischt. 56, 10 *iuventus transmiserat — arcebant* ist

ein durchaus nicht auffälliger Wechsel des Numerus; übrigens läßt sich als Subjekt von *arcebant* leicht *iuentus* + *natu maiores* ergänzen. — 64, 6 *proelia*, Plural „weil kein regelrechtes Treffen in dem Sumpfe möglich, sondern Einzelkämpfe“. Aber gegen den generellen Plural ist überhaupt nichts einzuwenden. — *circumvenire* ist weder 13, 11 noch 65, 12 mit „hinraffen“ wiederzugeben; vgl. übrigens 68, 1, wo Pf. ebenfalls auf 13, 11 exemplifiziert. — Zöschbauers von Pf. gebilligte Erklärung von 68, 6 *proruunt fossas* „sie stürzen vorwärts nach den Gräben“ bleibt nach wie vor unwahrscheinlich. 68, 7 *prensant* — *haesere* „sie packen mit den Händen den oberen Rand des Walles, um sich hinaufzuschwingen, und hängen förmlich in der Luft“ (?). Vgl. 65, 11 *haesere caeno*. — 69, 14 *a muliere* steht innerhalb desselben Zusammenhanges (Z. 10, was Pf. übersieht) wohl lediglich zur Abwechslung mit *femina*. Zu K. 70 ist zutreffend bemerkt, daß Tac. bei Schilderung der Sturmflut (auch II 23) „die aus der Rhetorenschule geläufigen Farben“ aufgetragen habe. 70, 15 deckt sich *utensilia* nicht ganz mit „Lebensmitteln“; natürlich sind nicht nur Gerätschaften gemeint. 75, 1 erfordert der Ausdruck *in cornu tribunalis* wohl eine sachliche Anmerkung; vgl. Liv. 25, 3, 17. — *qui aderat* mit Bitterkeit (?) „gerade“. Diese Wiederholung der 61, 2 gebrauchten Wendung wird von Nipperdey-Andresen richtiger mit Rücksichten des Rhythmus begründet. Auch die Voranstellung des Wortes *Romanus* dürfte kaum den von Pf. vermuteten Zweck haben, zu betonen, „daß nach dem Völkerrecht den Germanen als Siegern die Pflicht der Beerdigung zukam.“ In den Schilderungen der Germanicuszüge mit ihrer bald elegischen bald dramatisch bewegten Darstellungsform befinden wir uns überhaupt auf einem Gebiet, wo je nach subjektivem Empfinden und Geschmack die Urteile über des Autors Absichten meistens ziemlich weit auseinandergehen. Hier findet Pf. häufiger als sonstwo Anlaß, auf die wunderbare Darstellungskunst des Tacitus hinzuweisen und den Leser zu einer tieferen Auffassung anzuleiten, auch da, „wo der Flug und die Fülle der Gedanken des Autors dem äußeren Wort, der Diktion, voraneilt und für den rein grammatischen Verstand der Inhalt dunkel erscheint“. — Auch im zweiten Buch weist der Kommentar zahlreiche Neuerungen auf, namentlich in den Kapiteln 5, 26, 31, 49, 57, 77, 88. — Kap. 46, 5 ist leider die verkehrte Deutung *vacuas* „menschenleer“ stehen geblieben; 17, 5 *campis* „Ablativ der Ortsruhe“ verstehe ich; was aber soll *adstiterant* „zunächst standen“? — Noch habe ich einige Druckfehler zu

vermerken: Komm. I 56, 10 lies Eder statt Weser; 65, 20 *circumventi* statt *circumdati*; II 13, 5 lies „das immer gleiche Wesen“; 57, 10 lies „offensichtlich“.

Die Nützlichkeit des Kommentars für die Zwecke des Unterrichts ist jedenfalls durch die beträchtlichen Umgestaltungen vermehrt worden, die zugleich beweisen, wie sehr dem Herausgeber die Vervollkommnung seiner Arbeit am Herzen liegt. Möge er noch zu mancher Neubearbeitung die erfreuliche Veranlassung haben!

Frankfurt a. M.

E. Wolf.

- 48) **Alexander Graham, Roman Africa.** An outline of the history of the roman occupation of north Africa, based chiefly upon inscriptions and monumental remains in that country. With thirty reproductions of original drawings by the author and two maps. London, New York and Bombay 1902, Longmans, Green and Co. XVI u. 325 S. 8. geb. 16 s.

Der Verf. behandelt sein Thema, indem er es in zeitliche Abschnitte einteilt: Rom und Karthago von 201—46 v. Chr., Afrika unter den Kaisern bis 96 n. Chr., Afrika unter Trajan, unter Hadrian u. s. w. bis Afrika unter den Kaisern von Gordianus bis 454 n. Chr. Es werden die unter den betreffenden Regierungen vorgefallenen Ereignisse mit besonderer Beziehung auf Afrika besprochen, also z. B. die Fürsorge für die Annona, die Einrichtung der Flottenstationen, der stadtrömischen Häfen, die Zufälligkeiten, welchen die Verpflegung der Reichshauptstadt z. B. unter Kaiser Commodus ausgesetzt war, die Städtegründungen der einzelnen Kaiser, ihre Straßenbauten, Hafenanlagen und Wohlfahrtseinrichtungen; die Statthalter der Provinz und ihre Legaten, der Repetundenprozeß gegen den gewesenen Prokonsul Marius Priscus, der mit seinem Legaten Hostilius Firminus von Plinius d. J. und Cornelius Tacitus in Anklage versetzt und daraufhin verurteilt wurde u. s. w. Alles unter fleissiger Benutzung der literarischen und der inschriftlichen Quellen, mit vornehmlicher Berücksichtigung der Schriften englischer Reisender, unter Beigabe von Abbildungen eigener Zeichnung der römischen Ruinen, Denkmäler, Städteveduten in Afrika, sonst mehr für ein größeres Publikum berechnet als für wissenschaftlich interessierte Kreise.

Prag.

J. Jung.

49) **Ed. Schwyzer, Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung.** Berlin, Weidmann, 1902. 38 S. 8.

ℳ 1. —.

Die kleine Schrift, mit der der Verf. seine akademische Antrittsvorlesung an der Universität Zürich der Öffentlichkeit übergibt, bietet uns einen vortrefflichen Überblick über die allmähliche Ausbreitung der babylonischen, griechischen und lateinischen Sprache. Sie ist nur zur ersten Orientierung bestimmt, setzt aber jeden Leser in den Stand, sich über die einschlägigen Fragen weiter zu unterrichten; denn sie verzeichnet in den Anmerkungen eine große Zahl von Büchern und Abhandlungen, in denen die betreffenden Erscheinungen ausführlicher behandelt worden sind. Wir erfahren nicht nur, wie weit die in Rede stehenden Sprachen vordringen, sondern auch, warum es ihnen nicht gelingt, dieses oder jenes Gebiet zu erobern, oder warum sie bereits erobertes Land später wieder aufgeben müssen. Da die Lehnwörter bei der gegenseitigen Beeinflussung verschiedener Völker eine große Rolle spielen, so wird auf diese mehrfach die Aufmerksamkeit hingelenkt, z. B. S. 12 Anm., wo die Niederschläge verzeichnet sind, sie sich aus thracisch-phrygischem Sprachgebrauch im Griechischen nachweisen lassen (*σάβην*, Kampfwagen, *βαλός*, gefleckt, *βάσκαρος*, behexend u. a.); ebenso wird auf lautliche Übereinstimmung zwischen bestimmten Gegenden Rücksicht genommen, z. B. S. 25 Anm., wo hervorgehoben ist, daß das Umbrisch-Samnitische im Gegensatz zum Latein mit dem Gallischen in der Behandlung der ursprünglichen q-Laute gleich verfährt.

Mitunter vermißt man eine Angabe. Mit Recht wird S. 23 betont, daß es hauptsächlich stammesverwandte Sprachen sind, die dem Latein erliegen, indogermanische, die sich nach ihrem ganzen geistigen Habitus von der sieghaften römischen nicht allzusehr unterscheiden; doch bedurfte es eines Hinweises darauf, warum das völlig fremde etruskische Idiom so schnell aufgesogen wurde, während sich die orientalischen und afrikanischen im Munde des Volkes fort erhielten. Und wenn auf derselben Seite gesagt wird, daß in manchen Gegenden des römischen Reiches das Vorbild der Vornehmen, die gemeinhin die Sprache ihres Volkes zuerst aufgaben, für weitere Kreise maßgebend geworden sei, genau so wie beim deutschen Adel des 18. Jahrhunderts gegenüber dem Französischen, so hinkt dieser Vergleich stark. Denn einmal hat der deutsche Adel seine nationale Sprache nicht völlig aufgegeben und sodann hat er das niedere

Volk nicht zur Nachahmung gewinnen können sonst würden wir heutigen Tages nicht mehr Deutsch sprechen. Besser, aber auch nicht völlig, würde der Hinweis auf England passen, dessen Sprache unter dem Drucke der Normannenherrschaft, namentlich durch das Verhalten des Adels, stärker verwelste, als dies bei der deutschen je der Fall gewesen ist. Ferner läßt sich wohl kaum in Abrede stellen, daß der Latinisierungsprozeß hie und da im Volke, also von unten, begonnen hat, d. h. auf dem Wege des Handels und Verkehrs durch Krämer und Soldaten, z. B. bei einigen am Rhein wohnenden Germanenstämmen.

Eisenberg.

O. Weise.

50) **Henricus van Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum.** Lugduni Batavorum apud A. W. Sythoff, MDCCCXCII. X u. 973 S. 8.

Angesichts der seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in nie geahnter Zahl aufgefundenen Papyri und Inschriften und des Schalles von Literatur, die deren Verwertung für die verschiedenartigsten Disziplinen im Gefolge hatte, wird die Lückenhaftigkeit der griechischen Wörterbücher, den Thesaurus nicht ausgenommen, mit jedem Tage klaffender. Ist doch die Flut der aus aller Herren Ländern von mehr oder weniger berufenen Seiten fließenden Beiträge zu dieser Materie derart angeschwollen, daß der Forscher, zumal der angehende Gräcist, jene Lückenhaftigkeit aufs unliebsamste empfinden muß und nicht eben selten sozusagen auf uferlosem Strome zu schwimmen sich genötigt sieht. Kein Wunder also, wenn der Ruf nach einem Papyri und Inschriften mitumfassenden Thesaurus als unerläßlicher Grundlage zwecks weiterer ersprißlicher Arbeit stets lauter erschallt; wird ja die Altertumsforschung, wie unlängst ein Gelehrter sich ausgedrückt hat, „im 20. Jahrhundert unter dem Zeichen der Papyrus stehen“. Zwar haben einige auf Erstellung eines solchen Thesaurus abzielende Vorarbeiten unstreitig im einzelnen schon manche erfreuliche Ergebnisse gezeitigt, ich verweise nur auf Searles „A lexicographical study of the Greek inscriptions“, Chicago 1898, aber ein dem praktischen Bedürfnisse Rechnung tragendes Kompendium größeren Stils liefs nach wie vor auf sich warten. Wenn nun auch die Frage, ob eine gedeihliche Lösung der geforderten Aufgabe von der Arbeitskraft eines einzelnen sich erhoffen lasse, unter billiger Berücksichtigung des Umstandes, daß von den auf diesem Gebiete sich Tummelnden die einen

selbst als Entdecker tätig sind, die bei Veröffentlichung ihrer Funde die Forschungen anderer günstigenfalls genau nur so weit mitberücksichtigen, als sie dies zur Gewinnung eines geeigneten Maßstabes für unumgänglich notwendig erachten, während die anderen diesbezügliche Studien neben ihrem eigentlichen Berufe treiben, von allen ausnahmslos in verneinendem Sinne beantwortet werden dürfte, die allgemeine Ansicht vielmehr dahin geht, das gewünschte Ziel werde sich wohl nur in einer der Entstehung des thesaurus linguae latinae analogen Weise erreichen lassen, so liefert doch Herwerden mit der hier angegebenen äußerst gediegenen Arbeit den sprechendsten Beweis dafür, daß es für einen Mann, der das nötige Rüstzeug besitzt, nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, das in Betracht kommende gedruckte, jedoch weit zerstreute Material zweckentsprechend zu sichten und in knapp gefasster lexikographischer Bearbeitung innerhalb literarisch und zeitlich bestimmter Grenzen zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Das vorliegende Buch allerdings tut dies, wie wir sehen werden, nach keiner dieser beiden Richtungen und kann daher, so wertvoll im allgemeinen und so zutreffend in den einzelnen Artikeln es immerhin erscheinen mag, doch auch seinerseits nur auf den Namen einer allerdings besonders gehaltreichen, in gewissem Sinne sogar vorzüglichen Vorarbeit Anspruch erheben.

Wie der gewählte Titel zeigt, verfolgt der nicht bloß durch eine Reihe trefflicher Ausgaben, sondern auch durch kritische Studien zu den griechischen Inschriften rühmlichst bekannte Gelehrte mit dieser umfangreichen Veröffentlichung einen doppelten Zweck. Fürs erste sucht er die oben angedeuteten Lücken der Wörterbücher nach Tunlichkeit auszufüllen, fürs zweite will er das vergleichende Studium der griechischen Dialekte fördern. Da das Material fast mit jedem neuen Funde wächst, so nehme ich keinen Anstand zu erklären, der Herausgeber hätte selbst dann eine verdienstvolle Arbeit geliefert, wenn er sich nur den erstgenannten Zweck zur Aufgabe gesetzt und zu diesem Behufe auf genaue, wenn auch in gedrängtester Kürze abgefasste Angaben sich beschränkt hätte. Nun kann und soll gar nicht geleugnet werden, daß die Sammlung nach beiden Gesichtspunkten hin des Interessanten ungemein viel bietet, insofern nicht bloß neue Vokabeln, sondern auch neue Formen, wozu ich auch die Schreibung des Monatsnamens *Ἀλφιφός* (bisher *Ἀλφιφῶτος*) rechne, und Gebrauchsweisen berücksichtigt und nebenbei neue Belege für etwas seltenere Wörter, bzw. Bedeutungen, z. B. die wohl aus Halms Lesebuch

allgemein bekannt gewordene Verbindung *καλλιπαις ἀμητός* (Fabeln des Babrius 7, 7), in dankenswerter Weise dreingegeben werden. Dabei verdient das Buch, augenscheinlich die Frucht langjährigen Sammeleifers, auch hinsichtlich der Angaben im großen und ganzen volles Vertrauen, abgesehen allerdings von den „Druckfehlern der bösesten Sorte“, wie sie Blafs nennt, jenen falschen Zahlenangaben bei Zitaten, deren mir mehr als dreißig aufgestossen sind; so steht z. B. *ἐπιταδές* Theokr. 7, 42, nicht 8, 72. Und was soll das letzte Zitat unter *δύνομαι*? Bezüglich der Formen sodann gilt natürlich auch hier der Satz Thumbs¹⁾, daß es oft schwer fällt, zwischen den Übergangsformen, wie der von Dieterich eingeführte Kunstaussdruck lautet, und Textverderbnissen eine sichere Entscheidung zu treffen. Demgegenüber kann freilich anderseits nicht genug bedauert werden, daß durch das vorliegende Sammelwerk keines der bisherigen Hilfsmittel entbehrlich geworden ist. So dient z. B. der Artikel *κατάδουπος* einzig der Dialektforschung, während der naheliegende Hinweis auf die Nilstromschnellen an der äthiopischen Grenze unterblieben ist, wozu dann im Bedarfsfalle wieder anderweitiges Nachschlagen nicht umgangen werden kann. Was ferner die benutzte Literatur anlangt, so ist dieselbe im ganzen, wie dies für die Pap. Berol. ausdrücklich bemerkt ist, mit dem Jahre 1900 abgeschlossen, leider jedoch sind nicht alle bis dahin erschienenen Bücher benutzt worden. Zwar finden sich noch einige Nachträge, einmal S. 139—141 zu A und dann nochmals Addenda et Corrigenda, S. 927 (nicht 929!) bis 973; die hier aus Pap. nachgetragene Form *διαγέωχα* kommt auch auf einer späteren Inschrift der Insel Philä vor; Corrigenda nach Art von *Ἀμφιάραιος* indes gäbe es mehr als ein halbes Hundert. Dazu treten in der Fußnote S. VIII noch aus dem von der Hand Moritz Haupts mit Bemerkungen und Ergänzungen versehenen Exemplar des Thesaurus, das dessen nunmehriger Besitzer Otto Benndorf in Wien, bedauerlicherweise allerdings erst nach vollendeter Drucklegung, freundlichst zur Verfügung stellte, die drei Vokabeln *ἀρχικερδέμπορος* (vgl. dazu *κερδέμπορος* S. 957), *γαλλάζην* und *ἐμποδιάρχης* nebst Stellenangabe. Nun ist aber doch einleuchtend, daß der Wert des Lexikons eine unvergleichlich bedeutendere Tragweite hätte, wenn darin gleichwie in einem Magazin die Literaturergebnisse bis zum Abschluß irgend eines bestimmten Jahres vollständig verarbeitet und aufgespeichert wären. So aber hat

1) „Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus“, im folgenden mit Th. bezeichnet.

der hochbetagte Herr Verf. weder alle Sammlungen von Papyri und Inschriften verglichen oder überhaupt zu Rate gezogen, weil er, wie er selbst sagt „veritus, ne in media opera me mors opprimeret“ die Herausgabe nicht mehr länger aufschieben wollte, noch hat er, und dies ist rücksichtlich des zweiten Zweckes noch schlimmer, alles zur Dialektvergleichung nötige Material zusammengetragen, ja meist nicht einmal auf die maßgebenden Untersuchungsergebnisse verwiesen, zieht vielmehr den sogen. homerischen Dialekt ebenso wie den attischen bloß dann und wann heran und befindet zugleich die sogen. hellenistischen Wörter und Formen fast ausnahmslos nur, insofern sie, wie z. B. *γρόνθος*, auf Inschriften oder Papyri vorkommen, der Aufnahme wert. Der Attikisten und Kirchenschriftsteller vollends geschieht fast nirgends Erwähnung, und doch findet sich z. B. Philostr. Ap. 38, 22 *δικαιοῦν* in der anderweitig nirgends belegten Bedeutung „gerecht verwalten“: *δικαίῶσαι τὴν πόλιν*. Und hätten Deissmanns Bibelstudien nicht verdient, wenigstens zum Vergleiche herangezogen zu werden, z. B. *λογισία* und *λογεῖω*? Die bei Kumanudes aus späteren Schriftstellern gesammelten Worte blieben grundsätzlich ausgeschlossen, nicht aber die späten Wörter schlechtweg, wie z. B. *γαϊδάριον*. Die Sammlung von Collitz scheint bloß mittelbar benutzt zu sein; nur so läßt es sich erklären, daß von den dortigen Inschriften rein lakonischen Gepräges (n. 4498—4501), wie solche im Zeitalter der Antonine wieder auftauchen, einzig das auf den beiden ersten vorkommende *κασσηράτοριν* (nach H. = *καταθηρατορίδα*, nach Th., der das Wort paroxytoniert, = *καταθηρατόριον*) zu finden ist. (Über die Endung *ιν* s. Th. 36, ebenda über die von H. als arkadisch bezeichnete Form *παρκαθήκα*.) Obendrein ist, wie aus der Quellenangabe S. VIII-X zu sehen, von der so wichtigen Gramm. der att. Inschr. von Meisterhans nicht die neueste dritte Auflage, sondern die zweite (von 1888) zu grunde gelegt.

Mit diesen sachlichen Mängeln verbindet sich noch eine Anzahl formeller. Der praktische Nutzen des Lexikons wird dadurch beeinträchtigt, daß unregelmäßige Formen bald an der ihrem äußeren Wortbilde, bald an der ihrem Stammwort entsprechenden Stelle des Alphabets aufgeführt oder ganz und gar willkürlich an analoge Erscheinungen angehängt sind, wie z. B. die synkopierten Wörter wie *τριμίσχον*, ohne daß jedesmal an der betreffenden Stelle der nötige Hinweis sich findet. Auch der entgegengesetzte Fall kommt vor, daß Zusammengehöriges zerrissen ist, z. B. *ῥεῖ*

und ῥσῶ, wo indes die Zitate folgendermaßen richtig zu stellen sind: ῥσῶ 7, 78, ῥσῶ 1, 145. Gleicher Vorwurf trifft das mitunter auffällige Fehlen von Belegangaben oder ganzer Artikel. So ist z. B. bei *κοιρί* (Akzent?) auf *κῶρι*, bei *πῶρη* auf *πῖναι* verwiesen, Wörter, deren ersteres man vergebens sucht, auch unter den Addenda nicht findet (vgl. indes über beide Formen Th. 114), während man unter *πῖναι* über *πῶρη* gar nichts erfährt. Ich erlaube mir, die drei in Betracht kommenden Alkäusstellen hier anzugeben: 20. 52. 54. Ein weiterer Mangel an äußerer Akribie ist die Inkonsistenz bezüglich der lat. Orthographie, so z. B. der fortwährende Wechsel zwischen *litera* und *littera* oder von großen und kleinen Anfangsbuchstaben bei von Eigennamen abgeleiteten Adj. Sind derartige Inkonsistenzen oder die Bevorzugung der selteneren Form *torques* (S. 49 extr.) u. dgl. wohl auf die benutzten Quellen zurückzuführen, so dürften andere Erscheinungen ähnlicher Art vielleicht als Hollandismen zu bezeichnen sein. Dahin rechne ich vor allem die bei Anführung deutscher Literaturwerke regelmäßig wiederkehrenden Pluralformen „Texten“, „Dialekten“, die ausnahmslose Schreibung „Semonides“, „Chatzidaki“, „Fritzsche“ u. ä. (ebenso nur Trozene mit seiner ganzen Sippe), ferner „der Trapeziet“ (S. 81 Z. 17), „Weigeschenk“ (S. 544), „entrégeld“ (S. 247 Z. 5), „Gesellschaft“ (S. 9 Z. 32) und „die runde Festplatz“ (S. 47 Z. 17). Schließlich kann ich mich nach sorgfältiger Durcharbeitung des Buches des Eindruckes nicht erwehren, als ob Herwerdens persönliche Studieninteressen und Liebhabereien für seine Aufzeichnungen von Anfang an von bestimmendem Einfluß gewesen seien und infolgedessen der aufgenommene Stoff eine gewissermaßen stark vom Zufall beeinflusste Sammlung darstelle, die der Herausgeber vor der Drucklegung nochmals mit gutem Verständnis überarbeitet und in eine alphabetische Ordnung gebracht habe, welche in sonst nicht üblicher Weise Vokabeln und Sachen promiscue erscheinen läßt und, nebenbei bemerkt, nicht einmal immer streng eingehalten ist, vgl. z. B. die Anordnung von ἄγχος und ἀγχοῦ. Äußerst reichhaltig repräsentiert sich nämlich das unter gewissen Gesichtspunkten aufgenommene Material. Darunter fallen Eigennamen, welche den betreffenden Dialekt in ein recht helles Licht zu setzen geeignet sind, obwohl auch hier einerseits noch gar manches fehlt, wie z. B. aus Meister, „Die griechischen Dialekte“ II, 95, 224, 229 u. a. zu ersehen ist, anderseits der Dialekt, obwohl feststehend, oft nicht angegeben wird, z. B. *δεδοίκα* und *δεδοίκα* (Akzent? Fritzsche schreibt *δεδοίκα*), sodann die Namen von

Festen und Spielen und die Titel von Dramen, schließlich fremde Götternamen z. B. *Σελαμάνης*, die außerattischen Monatsnamen sowie Beinamen von Göttern und Heroen. Überhaupt scheinen alle in das Kapitel Altertümer zuständigen Wörter und Notizen auf den Herrn Verf. eine ganz besondere Anziehungskraft geübt zu haben. Beweis dessen sind neben dem herrlichen Verzeichnis der verschiedenen Eide (S. 594 ff.) die nahezu in Unzahl erscheinenden Bezeichnungen für Frauenschuhe und Kleidungsstücke. Desgleichen begegnen Benennungen von Münzen, Mäsen, Tänzen, Ämtern, Truppenabteilungen und anderen militärtechnischen Dingen verhältnismäßig häufig. Auch die Aufnahme der Artikel *ἀνάπανσις*, *ἀνδραποδωνίη*, *ἀκρωτήρια* u. ä. läßt sich unter diesem Gesichtswinkel besser verstehen, ja, so angesehen, kann dann das Buch sogar als eine glänzende Bestätigung des hesiodischen *πλέον ἤμισιν παντός* gelten.

Die allenthalben eingestreuten grammatischen Beobachtungen sind dankbarst zu begrüßen, wie denn auch noch manche andere gelegentliche Bemerkungen Anerkennung verdienen. Behält ein Wort, resp. eine Sippe in den Dialekten das *η*, so ist dies regelmäßig angemerkt, irrig allerdings bei *πῆρα*. Auch vereinzelte Erörterungen in das Gebiet der Kritik gehöriger Fragen erhöhen das Verdienst des Buches nicht unwesentlich, zumal Herwerden wiederholt der Wahrheit des Satzes dies diem docet die Ehre gibt; vgl. *ἀρτιγάλακτον*, *βρίζειν*, *πιαίων* p. und unter den Nachträgen *αἶρειν* und nicht zuletzt die von ihm früher prorsus inaudita genannte Form *ματεῖσα* (oder *μάτεισα*?). Wenn er jedoch die Meinung äußert, er hätte das Buch aus diesem Grunde ebensogut *lexicon criticum* benamen können, so darf man ihm Glück dazu wünschen, daß er der anderen Benennung den Vorzug gegeben hat.

Fassen wir die einzelnen Artikel mit Rücksicht auf die Autoren ins Auge, so erweisen sie sich am fruchtbarsten für Herodot, dem namentlich die fortwährenden Zusätze zu Schweighäusers Lexikon zu gute kommen, und Hippokrates, für Herondas, für Bacchylides und die Lyriker überhaupt und, doch etwas geringwertiger, für Theokrit.

Läßt sich somit auch in der von Herwerden beliebten Verarbeitung der benutzten Literaturquellen ein gewisser Eklektizismus kaum in Abrede stellen, so zeugt doch das Gebotene nach Quantität und Qualität von einer nicht gewöhnlichen Arbeitskraft, die das gesteckte Ziel wenigstens innerhalb des oben skizzierten engeren Rahmens nahezu vollständig erreicht und den für griechische Sprachforschung sich interessierenden Kreisen

ein Hilfsmittel geboten hat, dessen von jetzt ab keiner wird entraten können, der auf diesem problemreichen Felde mit Erfolg tätig sein will. Das ist in großen Zügen mein Urteil über das Lexikon. Wenn ich mir nun daran anknüpfend noch einige Bemerkungen und Hinweise auf andere Werke gestatte, so möge für deren buntscheckiges Durcheinander der Anschluß an den Gang des Buches zur Entschuldigung dienen.

(Schluß folgt.)

- 51) **Karl Wimmer, Histoire d'un Conscrit de 1813 par Erckmann-Chatrian.** Im Auszug und zum Schulgebrauch herausgegeben. Mit Wörterverzeichnis und 3 Karten. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1902. 87 S. 8. M —. 80.

In dieser neuen Ausgabe ist der Inhalt der „Histoire d'un Conscrit“ auf 62 Textseiten zusammengedrängt, wobei im ganzen der Zusammenhang der Erzählung gewahrt ist. Welche Parteen am besten auszulassen sind, darüber läßt sich gewiß streiten. Ich halte es aber für empfehlenswert, deutschen Schülern gerade die Teile vorzuenthalten, in denen die Kriegsfurcht Josephs besonders stark hervortritt. Wenigstens erinnere ich mich, daß diese übergroße Ängstlichkeit des Helden der Erzählung auf mich als Knaben einen recht unangenehmen Eindruck gemacht hat. Danach wären die Stellen Kap. V, S. 12, Z. 32 bis S. 20, Z. 4, sowie die Unterredung zwischen Joseph und Zébédé in Kap. VII wohl besser weggeblieben. Dagegen würde ich die Mitteilung Gouldens von dem Untergange der französischen Armee in Rußland in Kap. III beibehalten haben, denn gerade sie erklärt die große Angst Josephs vor der Aushebung. Die bloße Drohung Pinacles mit derselben würde ihm wahrscheinlich keine schlaflose Nacht verursacht haben. Die gemütvolle und rührende Episode im Bäckerhause zu Mainz vermissen ich ungern. An Kriegsszenen bietet der letzte Teil der Geschichte wahrlich genug, die Schlachten bei Großgörschen und Leipzig würden vollständig genügen, so daß das Gefecht bei Weissenfels wohl hätte entbehrt werden können. Doch die Auswahl ist, wie gesagt, schließlich Geschmacksache, ebenso wie die andere Frage, ob die Anmerkungen in deutscher oder französischer Sprache gegeben werden sollen. Ich würde mich für deutsche Anmerkungen entscheiden, während Wimmer hier die französische Sprache bevorzugt hat. An Klarheit gewinnen die Erklärungen in fremdem Gewande gewiß nicht für einen Schüler der mittleren Klassen; auch meine ich, daß man es getrost

jedem Lehrer überlassen darf, inwieweit er bei der Behandlung der Lektüre die Fremdsprache heranziehen will. Allzu freigebig ist der Herausg. mit den Anmerkungen nicht, sie umfassen nur fünf Seiten. Das ist ja an sich kein Fehler. Dann halte ich aber auch die Bemerkung S. 63, 1: *Bœuf-Rouge est un hôtel à Phalsbourg* für überflüssig; das würden die Schüler schon allein finden. Pfalzburg ist jetzt übrigens nicht mehr „une petite place forte“ (S. 63, 1), die Festungswerke wurden bald nach dem Kriege geschleift. S. 63, 3 würde ich statt *Saverne = ville en Alsace* setzen *ville d'Alsace*. S. 63, 4 finden wir die merkwürdige Zusammenstellung: *La victoire de la Moskowa a eu lieu le 7 septembre 1812. Cette victoire fut gagnée à la bataille de Borodino et Moshaisk.* S. 64, 11 bemerkt W. zu dem Satze: *Tu resteras là-bas: „P. fait allusion à la Russie, avec laquelle Napoléon était en guerre.“* Dieser Zusatz war überflüssig, da kurz vorher von der Schlacht bei Borodino und dem Einzug der Franzosen in Moskau die Rede ist. S. 64, 12 lesen wir: *Le roi de Rome était le fils de N., und Marie Louise était une fille de l'empereur François, statt était fils, était fille.* Ebenda ist conscription erklärt als *appel au service militaire par voie du tirage au sort des jeunes gens quand ils ont atteint un âge etc.* Es muß heißen *par la voie*, und statt *quand ils* ist zu setzen *qui*. — Die Grundbedeutung von *étape* soll sein *fourniture de vivres*. Das glaube ich nicht; *étape = Ration* ist doch gewiß die abgeleitete Bedeutung. — Vom franz. *sénat* heißt es: *Il se composait de 80 membres et avait le droit de nommer les membres du Corps législatif, les fonctionnaires supérieurs, les juges et en général, troupe de combattants.* Der Schluß des Satzes ist mir unverständlich geblieben. — S. 64, 13 heißt es: *tirage = action de faire sortir au sort.* Durch diese Erklärung wird der Schüler nicht klüger; *sortir* steht wohl für *tirer*. — S. 65, 15 wird *sous-préfet* erklärt als *fonctionnaire chargé d'administrer un arrondissement communal, sous la direction immédiate de préfet.* Zunächst weiß ich nicht, was ich mir unter *arrondissement communal* zu denken habe, dann müßte es doch heißen *du préfet*, und schließlich müßte doch erklärt werden, was ein *préfet* ist. — S. 65, 16 lesen wir *sur les dispenses de service militaire, statt du service*; das Ganze hätte sich zudem besser ausdrücken lassen. — S. 65, 16 findet sich: *les départements sont divisés par arrondissements etc. statt divisés en a. etc.* — S. 65, 23 wird *brigadier de gendarmerie* erklärt durch „*sous-officier qui commande un corps de gendarmerie (bri-*

gade)“. Diese Erklärung muß den Schüler irre führen. Es mußte doch hinzugefügt werden, daß hier *corps* oder *brigade* nicht in dem gewöhnlichen Sinne zu nehmen ist, sondern soviel heißt wie *escouade*, zumal da kurz nachher *brigade* als die Hälfte einer *Division* erwähnt wird. — S. 65, 27 wird zur Definition von „*glacis*“ der Ausdruck *chemin couvert* gebraucht; man vermißt hier eine Erklärung dieses Ausdrucks. — S. 65, 28 findet sich *bulletin* erklärt als *petit écrit par lequel on rend compte de l'état d'une chose qui intéresse le public, p. e. d'une opération militaire*. Viel besser gefällt mir die knappe Definition Larousses in seinem *Dictionnaire* als „*rapport officiel*“. S. 66, 40 wird *baron* erläutert als „*titre de noblesse conféré par le souverain*“. Diese Anmerkung konnte nach meiner Meinung wohl entbehrt werden. — S. 66, 41 findet sich: *maréchal des logis est le titre des officiers (sic!) chargés de faire préparer les logements*. Das ist unrichtig; ursprünglich hat der Ausdruck die angegebene Bedeutung gehabt, jetzt aber ist doch der *maréchal des logis* ein Sergeant bei der Kavallerie. — Zu der Erklärung von *une bouteille de rikevir* konnte füglich bemerkt werden, daß der Wein seinen Namen von der Stadt Reichenweier im Elsass erhalten hat. — Etwas sonderbar mutet der Satz auf Seite 66, 48 an: *Né en 1742 à Rostock, mort le 12 septembre 1819, il (Blucher) eut le commandement en chef de l'armée de Silésie en 1813*. — S. 67, 59 heißt es: *fourgon = longue voiture couverte ... pour porter les bagages, les provisions*. Statt *porter* würde ich lieber *transporter* setzen. — Das sind die wichtigsten Ausstellungen, die ich zu den Anmerkungen Wimmers zu machen habe. Von Druckfehlern sind mir aufgefallen S. 64, 13 *sortir* für *tirer*, S. 65, 34 *donner* für *donné*, S. 66, 48 *Waalstadt* für *Wahlstadt*, S. 67, 60 *pour* für *par*.

Münster i. W.

K. Holtermann.

52/54) **G. Steinmüller, Auswahl von fünfzig französischen Gedichten** für den Schulgebrauch. 2. Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg. 96 S. 8. M 1. 50.

Ernst Wasserzieher, Sammlung französischer Gedichte für deutsche Schulen. Teil I: Text. 65 S. 8. M. 1. —.
 II. Teil: Biographien, Anmerkungen, Wörterbuch. 65 S. 8. M —. 40.

A. Englert, Anthologie des poètes français modernes.

2. Auflage. München, C. A. Beck, 1902. XIV u. 246 S. 8.
N 2. 25.

Die Verfasser der beiden ersten Sammlungen gehen von dem Gesichtspunkte aus, daß neben der Lektüre von erzählenden prosaischen Werken und von Dramen eine Einführung des Schülers in die lyrische Dichtung (einschließlich der Fabeldichtung) eine unerläßliche Aufgabe des französischen Schulunterrichts sei; beide wissen aus der Praxis des Unterrichts, wie wenig Zeit für die Lösung dieser Aufgabe zur Verfügung steht, und wollen daher nur so viel bieten, wie für dies bescheidene Bedürfnis der Schule erforderlich ist. Die Schwierigkeit liegt darin, aus der überwältigenden Fülle die allerwertvollsten und zur Einführung in die französische Lyrik am meisten geeigneten Stücke zu wählen. Das Hauptmittel, das beide Verfasser angewandt haben, um diese Schwierigkeit zu beseitigen, ist die Beschränkung auf Lafontaine und Béranger, neben denen andere Dichter nur in untergeordnetem Maße zur Geltung kommen. Bei aller Wertschätzung der Werke dieser beiden Dichter und bei voller Anerkennung der eigenartig scharfen Ausprägung, die der französische Volkscharakter in ihren Gedichten findet, kann diese Beschränkung nicht als eine berechtigte anerkannt werden. Denn Bérangers Ruhm in Frankreich selbst ist stark verblichen, und wenn er auch wegen seiner persönlichen und nationalen Eigenart, wie als Träger der napoleonischen Legende in jeder französischen Gedichtsammlung zu Worte kommen muß, so gebührt doch die erste Stelle den Romantikern, vor allem Victor Hugo, und den Parnassiens.

Bei Steinmüller kommt neben Lafontaine und Béranger und den im ersten Teil enthaltenen Dichtungen kindlichen und patriotischen Charakters nur noch Hugo, Coppée und der etwas altmodische Millevoje (mit drei Nummern!) zu Worte. Die gewählten Gedichte selbst sind für den Schulgebrauch wohl geeignet; am entbehrlichsten erscheinen die Amusettes, Devinettes und die Übersetzungen aus dem Deutschen. Der Unterstufe wird mit l'Avare aux enfers von Lachambeaudie, der Marseillaise, Carcassonne von Nadaud und der Übersetzung les adieux d'Hector wohl zuviel zugemutet, während manches von Lafontaine sehr wohl schon hierher gepaßt hätte. In den biographischen Notizen des zweiten Teiles (in französischer Sprache) wäre etwas mehr biographischer Stoff erwünschter gewesen als die doch leicht irreleitenden allgemeinen Urteile. Bei V. Hugo z. B.

bleibt seine Verbannung unerwähnt, während das Urteil: *comme poète dramatique . . . il a obtenu l'approbation générale* recht anfechtbar ist, zumal wenn unter seinen besten Dramen auch *Cromwell* genannt wird. Die Anmerkungen sind, soweit sie Sachliches und Grammatisches betreffen, zweckmäßig; die Bemerkungen zu *la Grand'mère* „eine der bedeutendsten Schöpfungen Hugos“ gibt dem Schüler eine falsche Vorstellung von der Stellung, die dieses Jugendwerk in der gesamten dichterischen Tätigkeit Hugos einnimmt. Dieses Urteil des Herausgebers ist um so auffallender, als er in der biographischen Notiz die *Contemplations* und die *Légende des Siècles* gar nicht erwähnt. — Da die zweite Sammlung nur für die Mittel- und Oberstufe berechnet ist, so konnten statt der Kinderlieder Proben neuerer französischer Lyrik geboten werden; doch ist die Auswahl keine sonderlich glückliche. Die Übersetzungen von Goetheschen und Hoffmannschen Gedichten sind zu entbehren. Die drei Sonette von Cammont gehören sicher nicht in eine Sammlung der erlesensten französischen Dichtungen, in der V. Hugo mit vier, Sully Prud'homme mit einem Gedichte vertreten ist und Namen wie Leconte de Isle, Hérédia u. v. a. ganz fehlen. Die biographischen Notizen in französischer Sprache zählen unter den Dramen V. Hugos auch *Notre-dame* und *les Misérables* auf.

Die Anmerkungen sind im ganzen zweckmäßig; wunderlich klingt die Bemerkung zu *ce boulet invincible qui fracassa vingt trônes à la fois*: „boulet Eisenball; ein etwas sonderbares Bild für einen Menschen.“ Warum denn Eisenball? Der Vergleich mit der Kanonenkugel leuchtet dem Schüler ohne weiteres ein, zumal wenn er schon bei Schiller von „des Kanonballs fürchterlichem Pfad“ gehört hat.

In der vorliegenden Fassung dürften die beiden Sammlungen schwerlich der hohen Aufgabe genügen, auf kleinstem Raum das Notwendige zur Einführung in die französische Lyrik zu bieten.

Einem ganz anderen Zwecke dient die *Anthologie des poètes français modernes* von A. Englert. Sie will nur in die moderne französische Lyrik einführen und bietet daher Proben von möglichst zahlreichen Lyrikern des 19. Jahrhunderts. Sie will zwar der Schule dienen, wendet sich aber auch an einen weiteren Leserkreis. Da die Auswahl eine geschmackvolle ist und die Zugaben (Übersicht über die Entwicklung der französischen Lyrik im 19. Jahrhundert, biographische Notizen vor den Gedichten der einzelnen Dichter und Anmerkungen) klar und zweckmäßig sind, kann die Sammlung namentlich dem weiteren Leserkreise empfohlen werden. Für

A. Englert, Anthologie des poètes français modernes.

2. Auflage. München, C. A. Beck, 1902. XIV u. 246 S. 8.
N 2.25.

Die Verfasser der beiden ersten Sammlungen gehen von dem Gesichtspunkte aus, daß neben der Lektüre von erzählenden prosaischen Werken und von Dramen eine Einführung des Schülers in die lyrische Dichtung (einschließlich der Fabeldichtung) eine unerläßliche Aufgabe des französischen Schulunterrichts sei; beide wissen aus der Praxis des Unterrichts, wie wenig Zeit für die Lösung dieser Aufgabe zur Verfügung steht, und wollen daher nur so viel bieten, wie für dies bescheidene Bedürfnis der Schule erforderlich ist. Die Schwierigkeit liegt darin, aus der überwältigenden Fülle die allerwertvollsten und zur Einführung in die französische Lyrik am meisten geeigneten Stücke zu wählen. Das Hauptmittel, das beide Verfasser angewandt haben, um diese Schwierigkeit zu beseitigen, ist die Beschränkung auf Lafontaine und Béranger, neben denen andere Dichter nur in untergeordnetem Maße zur Geltung kommen. Bei aller Wertschätzung der Werke dieser beiden Dichter und bei voller Anerkennung der eigenartig scharfen Ausprägung, die der französische Volkscharakter in ihren Gedichten findet, kann diese Beschränkung nicht als eine berechtigte anerkannt werden. Denn Bérangers Ruhm in Frankreich selbst ist stark verblichen, und wenn er auch wegen seiner persönlichen und nationalen Eigenart, wie als Träger der napoleonischen Legende in jeder französischen Gedichtsammlung zu Worte kommen muß, so gebührt doch die erste Stelle den Romantikern, vor allem Victor Hugo, und den Parnassians.

Bei Steinmüller kommt neben Lafontaine und Béranger und den im ersten Teil enthaltenen Dichtungen kindlichen und patriotischen Charakters nur noch Hugo, Coppée und der etwas altmodische Millevoye (mit drei Nummern!) zu Worte. Die gewählten Gedichte selbst sind für den Schulgebrauch wohl geeignet; am entbehrlichsten erscheinen die Amusettes, Devinettes und die Übersetzungen aus dem Deutschen. Der Unterstufe wird mit l'Avare aux enfers von Lachambeaudie, der Marseillaise, Carcassonne von Nadaud und der Übersetzung les adieux d'Hector wohl zuviel zugemutet, während manches von Lafontaine sehr wohl schon hierher gepaßt hätte. In den biographischen Notizen des zweiten Teiles (in französischer Sprache) wäre etwas mehr biographischer Stoff erwünschter gewesen als die doch leicht irreleitenden allgemeinen Urteile. Bei V. Hugo z. B.

bleibt seine Verbannung unerwähnt, während das Urteil: *comme poète dramatique* ... il a obtenu l'approbation générale recht anfechtbar ist, zumal wenn unter seinen besten Dramen auch Cromwell genannt wird. Die Anmerkungen sind, soweit sie Sachliches und Grammatisches betreffen, zweckmäßig; die Bemerkungen zu *la Grand'mère* „eine der bedeutendsten Schöpfungen Hugos“ gibt dem Schüler einen falsche Vorstellung von der Stellung, die dieses Jugendwerk in der gesamten dichterischen Tätigkeit Hugos einnimmt. Dieses Urteil des Herausgebers ist um so auffallender, als er in der biographischen Notiz die *Contemplations* und die *Légende des Siècles* gar nicht erwähnt. — Da die zweite Sammlung nur für die Mittel- und Oberstufe berechnet ist, so konnten statt der Kinderlieder Proben neuerer französischer Lyrik geboten werden; doch ist die Auswahl keine sonderlich glückliche. Die Übersetzungen von Goetheschen und Hoffmannschen Gedichten sind zu entbehren. Die drei Sonette von Cammont gehören sicher nicht in eine Sammlung der erlesensten französischen Dichtungen, in der V. Hugo mit vier, Sully Prud'homme mit einem Gedichte vertreten ist und Namen wie Leconte de Isle, Hérédia u. v. a. ganz fehlen. Die biographischen Notizen in französischer Sprache zählen unter den Dramen V. Hugos auch *Notre-dame* und *les Misérables* auf.

Die Anmerkungen sind im ganzen zweckmäßig; wunderlich klingt die Bemerkung zu *ce boulet invincible qui fracassa vingt trônes à la fois*: „boulet Eisenball; ein etwas sonderbares Bild für einen Menschen.“ Warum denn Eisenball? Der Vergleich mit der Kanonenkugel leuchtet dem Schüler ohne weiteres ein, zumal wenn er schon bei Schiller von „des Kanonballs fürchterlichem Pfad“ gehört hat.

In der vorliegenden Fassung dürften die beiden Sammlungen schwerlich der hohen Aufgabe genügen, auf kleinstem Raum das Notwendige zur Einführung in die französische Lyrik zu bieten.

Einem ganz anderen Zwecke dient die *Anthologie des poètes français modernes* von A. Englert. Sie will nur in die moderne französische Lyrik einführen und bietet daher Proben von möglichst zahlreichen Lyrikern des 19. Jahrhunderts. Sie will zwar der Schule dienen, wendet sich aber auch an einen weiteren Leserkreis. Da die Auswahl eine geschmackvolle ist und die Zugaben (Übersicht über die Entwicklung der französischen Lyrik im 19. Jahrhundert, biographische Notizen vor den Gedichten der einzelnen Dichter und Anmerkungen) klar und zweckmäßig sind, kann die Sammlung namentlich dem weiteren Leserkreise empfohlen werden. Für

die Zwecke der Schule wäre eine schärfere Unterscheidung zwischen den großen und den kleineren Dichtern zu wünschen gewesen; doch das Buch in seiner Reichhaltigkeit auch für die Oberstufe sehr verwendbar. Einen besonderen Reiz erhalten die Anmerkungen und gelegentliche Hinweise auf französische und deutsche Dichtungen ähnliche Stoffe wie Gedichte der Sammlung behandeln.

55) O. Ganzmann, **Lehrbuch der französischen Sprache Grundlage der Handlung.** I. Stufe. Berlin, Reuther & Schard, 1902. X u. 161 S. 8. geb. M. 1.

Wie der Titel sagt, bildet die Handlung die Grundlage des Verfahrens, dem das vorliegende Buch angepaßt ist. Die Art und Weise, wie die verschiedenen Tätigkeiten einer Handlung sprachlich dargestellt werden, erinnert an die Reihenbildung des bekannten Franzosen Grammars.

Die einzelnen Lektionen bestehen aus fünf Teilen. Der erste enthält die Handlung in Form einer einfachen Erzählung. Die nächsten acht Lektionen sind auch in Lautschrift gegeben. Der folgende Abschnitt gibt in Frageform eine Erweiterung des in dem ersten vorgeführten Sprachstoffes. Durchweg ist der Wortvorrat der Sprachtätigkeiten des täglichen Lebens entnommen. Im dritten Teil findet sich eine Anleitung zur Verarbeitung der betr. Lesestücke. Als vierter Teil folgen grammatikalische Belehrungen, in deren Mittelpunkt das Verb steht. Mit Rücksicht hier (für die Unterstufe) verzichtet worden auf die Einführung des Konjunktivs, der in der einfachen Rede selten ist, und des *passé défini*, da die nordfranzösische Umgangssprache als gänzlich ausgestorben anzusehen ist; das Tempus der Unterhaltung, soweit sie sich nicht im Präsens bewegt, ist heute das Perfekt. Den fünften und letzten Teil bilden Lieder, Kinderreime, Rätsel, Gedichte und Erzählungen.

Einige Fehler und Ungenauigkeiten, die mir beim Durchlesen der Texte aufgefallen sind, mögen hier erwähnt werden. Falsch sind die Abkürzungen *Mlle.*, *p. e.* und *s. v. pl.* Der Franzose schreibt *Mlle.* (Punkt), *p. ex.* und *s. v. p.* Man sagt nicht *posez* des ordres, sondern *mettez*. Statt *la veste* (S. 17) ist *le veston* gebräuchlicher. Die Schulstunde ist fälschlich *leçon* genannt; *une leçon de français* ist eine französische Privatstunde; es muß *classe de français* u. s. w. heißen. Der Lehrer sollte nicht immer mit *maître* gegeben werden, weil an den öffentlichen Schulen keine *maîtres*, sondern *professeurs* unterrichten. Ein

Versehen findet sich S. 103 und S. 113: *poser l'échelle vers un arbre* statt *contre*. Zu tadeln ist auch, daß nicht immer die französischen Verhältnisse zu Grunde gelegt sind. So heißt es S. 57, daß die Hauptmahlzeiten le déjeuner, le dîner, le souper sind. Ein souper gibt es für den Franzosen nur in Ausnahmefällen; die regelmäßigen Mahlzeiten sind le petit déjeuner, le déjeuner, le dîner, und zwar wird das dîner nicht, wie es S. 60 heißt, à midi eingenommen, sondern um 6 oder 7 Uhr abends. Die Namen der Wochentage (S. 63) sind in unrichtiger Reihenfolge aufgeführt; nicht mit dimanche, sondern mit lundi beginnt die französische Woche.

Alles in allem genommen, muß das Buch eine tüchtige pädagogische Leistung genannt werden. Es wird sich im Unterricht ohne Zweifel gut bewähren. Für die Fortsetzung seines Unterrichtswerkes empfehle ich dem Verf. dringend, sich die Mitarbeit eines gebildeten Nationalfranzosen zu sichern.

Altona-Ottensen.

H. Schmidt.

56) F. Koldewey, Französische Synonymik für Schulen.

4. Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1902. IV u. 22 S. 8.

N 2. —.

Das sich so anspruchslos gebende Buch ist in seiner vierten Auflage mit aufrichtiger Freude zu begrüßen; neues Lob dem wohlverdienten alten hinzuzufügen erscheint zwecklos. Die neue Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden „nur durch einige unbedeutende Zusätze und Verbesserungen, ohne daß die Zahl der synonymischen Gruppen dadurch verändert worden wäre“. Diese 564 synonymischen Gruppen, die in der alphabetischen Folge der deutschen Wörter aufgeführt sind, bieten dem Schüler der oberen Klasse in übersichtlicher und zuverlässiger Weise alles, was er braucht, und werden auch dem Studierenden und dem Lehrer willkommen sein. Die etymologischen Zusätze sind sehr dankenswert, wenn sich vielleicht auch über die Zweckmäßigkeit, ungewisse und zweifelhafte Abstammungen anzugeben, streiten ließe. Das französische Register am Schluß ist gut und praktisch. Die Zahl der Druckfehler ist gering, die Anordnung und Ausstattung gut. Eins möchte ich aber in der nächsten Auflage abgestellt sehen: „... mit und ohne nähere Bestimmung“ (S. 52), „... mit, oder ... ohne den Namen...“ (S. 72) soll der Schüler vermeiden, also auch das Buch, das für ihn bestimmt ist.

Nauen.

L. Fries.

- 57) **Webster's International dictionary of the English language** being the authentic edition of Webster's unabridged dictionary, comprising the issues of 1864, 1879 and 1884 thoroughly revised and much enlarged under the supervision of **Noah Porter D. D. LLD.** With a voluminous appendix, and a supplement by **W. T. Harris, Ph. D. LLD.** **XCVIII u. 2249 S.** dreispaltig. London, George Bell & Sons and G. & C. Merriam & Co. Springfield, Mass. U. S. A., 1902. Cloth 31 sh.

Der „große Webster“, ein wahres Riesenwerk der Lexikographie, wurde zum erstenmal 1828 von der Hand des damals siebzigjährigen Dr. Noah Webster in der bescheidenen Form eines „*American dictionary of the English language*“ an die Öffentlichkeit gebracht — am Vorabend des 75jährigen Jubiläums tritt es in neuem, weit vollkommeneren Gewande vor ein Weltpublikum.

Die vielen ständig vermehrten und verbesserten Neuauflagen von 1840, 1843, 1847, 1859, 1864, 1879, 1884 (später 1890 und jetzt 1902) hatten dem Werk allmählich einen so hohen Grad der Vollkommenheit und eine solche Verbreitung gesichert, daß die 1890 vorgenommene Umtaufe des Wörterbuches in „*International dictionary of the English language*“ nicht bloß eine hohle Phrase oder ein schreiendes Aushängeschild war, vielmehr ein durch die Geschichte des Buches wohlberechtigter Titel. Der Webster hatte sich allmählich den Weltmarkt erobert. In der richtigen Überzeugung, daß ein solches Werk nur dann seinen vollen Zweck zu erfüllen im stande wäre, wenn es mit gleichem Nutzen in Großbritannien wie in Amerika, in Australien wie in Indien und Afrika herangezogen werden könnte, haben sich Verleger, Herausgeber und Mitarbeiter ihre Ziele so weit gesteckt wie nur möglich und aus praktischen Gründen zugänglich, und haben in ernstem, gewissenhaftem Streben den gesamten englischen Wortschatz in ihr Bereich gezogen. Der Londoner, der eine Geschichte von Bret Harte liest, und Aufklärung braucht über die Umgangssprache der kalifornischen Minenbezirke, sollte ebenso auf seine Rechnung kommen, wie der Kaufmann in Melbourne, der sich über die Usancen der New Yorker Effektenbörse orientieren will.

So war der Webster in erster Linie für die englischsprechende Welt bestimmt und geeignet. Aber bald erkannte man auch in anderen Ländern, vor allem in Deutschland, seinen Wert für rein praktische wie für wissenschaftliche Zwecke. Das Werk hat sich auch bei uns mit Recht

einer steigenden Benutzung zu erfreuen gehabt und sich als eine wertvolle, vielfach unentbehrliche Ergänzung zu einheimischen Wörterbüchern erwiesen und bewährt. Ich verweise nur auf die sachverständige Besprechung von Zupitza in Herrigs Archiv 86, 419.

Seine hervorragende Stellung unter den lexikalischen Werken der Gegenwart verdankt auch die jetzige „20. Jahrbundertausgabe“ einmal der Tatsache, daß man sich mit lobenswertem Eifer bemüht hat, alle neuen Errungenschaften der Sprachwissenschaft, mehr noch als bisher dafür nutzbar zu machen, und ferner dem Umstand, daß sie gleichen Schritt gehalten hat mit dem Wachstum der Sprache während des letzten Jahrzehnts. Zahl und Namen der fachmännischen Mitarbeiter bürgen des weiteren dafür, daß Verleger und Herausgeber kein Mittel unversucht gelassen haben, das Werk auf die Höhe der Forschung und der Vollständigkeit zu bringen. Wenn sich trotzdem das eine oder andere aussetzen läßt, so ist das bei einem Werke von solch gewaltigem Umfang schließlich nicht verwunderlich und kann auch kein ernster Tadel sein, und wenn ich im folgenden einige Verbesserungen beibringe, die sich mir bei der Vornahme von Stichproben aufgedrängt haben, so tue ich das in der Hoffnung, daß sie auf fruchtbaren Boden fallen mögen.

Der in der Einleitung enthaltene Abriss der Geschichte der englischen Sprache ist jetzt von Kittredge durchgesehen worden und hat dadurch entschieden an Wissenschaftlichkeit gewonnen. Trotzdem kommt nicht immer alles klar oder genau genug zum Ausdruck, wie z. B. bei der Behandlung der fremden Volkseinflüsse im Altenglischen. Nach der bahnbrechenden Untersuchung von Pogatscher (Zur Lautlehre der griech., lat. und roman. Lehnworte im ae., Straßburg 1888) sind wir jetzt ziemlich unterrichtet über die drei Schichten lateinischer Lehnwörter im ae., die auch in einer popularisierenden Darstellung wie im Webster deutlich auseinandergehalten werden können und müssen. Mac Gillivray's fleißige und methodische Arbeit „The influence of christianity on the vocabulary of Old English (Morsbachs Studien zur engl. Philologie VIII, Halle 1902), die sich mit der letzten Schicht lateinischer Lehnworte befaßt, wird auch in Zukunft nicht umgangen werden dürfen. Dagegen hätte Björkman's grundlegende Untersuchung der Scandinavian loan-words in Middle-English (Morsbachs Stud. z. engl. Phil. VIII, Halle 1900) verwertet werden sollen. Dann hätte das Publikum erfahren, daß auch bei den altnordischen Lehnwörtern mehrere Schichten zu unterscheiden sind, und es wäre nicht der

zum mindesten schiefe Satz stehen geblieben: „English words which are found in the Scandinavian idioms, and are not found in the earlier Anglo-Saxon or other low Germanic idioms, we may naturally suspect to have come in by this channel“, dem Björkman den methodisch präzisieren gegenüberstellt: „If a word in English has a form which cannot be explained by means of internal English sound-laws, but which is easily accounted for by assuming a Scandinavian origin, we are, for the most part, entitled to consider the word in question a Scandinavian loan-word.“ — Die alte Einteilung des Englischen bis etwa 1500 in angelsächsisch, halbsächsisch, altenglisch und mittenglisch sollte zu gunsten von altenglisch = ags., mittenglisch (frühme., zentralme., spätme.) jetzt endlich aufgegeben werden. — Bei der Textprobe aus dem Ormmulum erwartet auch der Laie eine knappe Erläuterung der eigentümlichen Schreibweise u. a. m.

Die Einleitung enthält weiter ein Kapitel über „Indo-germanic roots in English“, ausführliche Bemerkungen über die Aussprache, von denen schon früher die „Synopsis of words differently pronounced by different orthoëpists“ besonderen Beifall auch bei den Fachgelehrten gefunden hat, und schließendlich auch über die Orthographie. Die Schreibung o für oū (me. oū [ū]) in französischen Lehnwörtern wie honor, labor, favor, die Webster bekanntlich, ohne damit in England nennenswerten Beifall zu finden, eingeführt hat, ist auch in der neuen Auflage beibehalten. Die darin liegende völlige Verkennung des etymologischen Prinzips hat schon Storm, *Englische Philologie* 2 528, gerügt.

Der Kern des Werkes, das Wörterverzeichnis, das nicht weniger als 1681 dreispaltige Seiten füllt und durch ein ganz neues Supplement von 238 Seiten am Ende des Werkes noch um 25 000 Worte vervollständigt wird, hat gegen früher eine wesentliche Bereicherung erfahren, wissenschaftliche (besonders botanische und zoologische), technische, Dialekt-, Slang- und Fremdwörter sind in großer Zahl hinzugekommen. Aber manche sucht man trotzdem vergebens. Von deutschen Fremdwörtern im Englischen vermisste ich noch „*Festschrift*“ (z. B. *Academy* nr. 1448, 3 feb. 1900 und *An English Miscellany*, Oxford 1900, S. 494), „*Leitmotif*“ (z. B. *Kyd's works* ed. by Boas, Oxford 1901, S. XIII) und „*Kanzleistil*“ (z. B. *Freemann, Hist. of the Norman Conquest* 1867, Appendix, S. 602). — Ferner fehlt „*Ping Pong*“ und die Schreibung *Xmas* für „*Christmas*“¹⁾. — Wenn, was nur zu loben ist, auch me. Autoren wie Claucer

1) Nachträglich finde ich auf Grund meiner Notizen, daß auch folgende Wörter

und Gower mit ihrem Wortschatz herangezogen werden und z. B. *to lese* aus ihnen belegt wird, so kann man mit gleichem Recht auch andere Wörter verlangen. Wo ist da die Grenze? — Während von dialektischen Wörtern z. B. ne. dial. *soa, soe* = Eimer gegeben wird, fehlt ne. dial. *beace* (Yorkshire); ich finde nur *boose*, was dasselbe bedeutet „stall or crib for a horse or cow“. — Herr Dr. Gustav Krueger-Berlin hatte die Freundlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen, daß der Slangausdruck „*all-fired*“ z. B. in *they were some all-fired pretty girls* fehlt, sowie eine Bedeutung des Wortes „*gauntry*“, nämlich für einen Bauzaun, der erst senkrecht und dann schräg in die Höhe steigt, um die Passanten vor herabfallenden Steinen zu schützen. — Daß ein falsch angebrachtes Schamgefühl vielfach obszöne Wörter ausgeschlossen hat, vermag ich nicht als einen Vorteil anzusehen. Lexikalische Werke, die nicht der Jugend in die Hand gegeben werden, sollten darüber erhaben sein.

Die Erklärungen von Wörtern sind nicht immer treffend genug: wenn es von „*triplet*“ heißt „*three verses rhyming together*“, so ist damit das Wesen der Terzine nicht erklärt. — Die Etymologien haben wieder in der Neuauflage gewonnen. Sehr zweckmäßig würde es mir scheinen, wenn man späterhin bei altenglischen, dialektisch verschiedenen Formen diejenige kursiv drucken würde, auf die die neuenglische Form zurückgeht. — Mit den synonymischen Erklärungen wird ein Deutscher oft herzlich wenig anfangen können, man vergleiche z. B. das über *base* im Verhältnis zu *vile* und *mean* gesagte.

Von außerordentlichem Nutzen sind die durch das ganze Buch verstreuten 5000 Illustrationen, wenngleich auch manche besser sein könnten und man bisweilen noch mehr wünscht; während man z. B. auf den 80 Seiten, die nur mit Bildern ausgefüllt sind (1929—2009), an 25 Abbildungen von Segelbooten und Segelschiffen findet, ist kein einziges Bild eines Dampfer- oder Kriegsschiffstypes vorhanden.

Der Appendix zum Wörterbuch enthält noch ausführliche Verzeichnisse von Personen und Orten in der Literatur, wo der „*grand old man*“ vielleicht noch hinzuzufügen wäre, von biographischen, geographischen und Taufnamen, von griechischen, lateinischen und biblischen Eigennamen alle mit Angabe der Aussprache und schließlich noch ein Verzeichnis von

fehlen: „*newspaperism*“ z. B. Edinburgh Review 1900 jan. s. 77. Von deutschen Wörtern verwendet Thackeray in Vanity Fair s. 20 „*Sehnsucht nach der Liebe*“, Matth. Browne in Chaucer's England, Bd. I 144 „*The laws of Schwärmerei*“.

Zitaten, Sprichwörtern u. s. w. aus dem Griechischen, Lateinischen und aus modernen Sprachen u. a. m.

Alles in allem ist der Webster auch in seiner neuen Gestalt ein höchst nützliches und in Anbetracht der Fülle des Gebotenen auch ein recht billiges Buch.

Berlin.

Heinrich Spies.

Vakanzen.

Altena, Prg. Obl. Phil. Dir. Dr. Rebling.

Cöln, Städt. Handelssch. Dir. Oberbürgermstr.

Cottbus, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.

Dortmund, R.G. Obl. Klass. Phil. oder Gesch.; dsgl. N. Spr. Städt. Schulkuratorium.

Frankfurt a. M., Klinger-O.R. Obl. Rel. u. Deutsch; dsgl. N. Spr. Kuratorium.

Hagen i. W., G. u. R.G. Obl. Lat., Deutsch, Gesch. Dir. Dr. Braun.

Lemgo, G. Obl. Lat. oder Griechisch oder Deutsch. Dir. Naber.

Schwerte, Prg. Obl. N. Spr. Kuratorium.

Siegen, H.M.S. Obl. Deutsch. Magistrat.

Steglitz, G. Obl. Deutsch, Latein, Griechisch. Bürgermstr. Buhrow.

Paul Neff Verlag (Carl Bühle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebes

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie

neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröer

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln

weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Schröer hat ein gänzlich neues Werk geliefert und zwar ein Werk von wirklich hervorragender Bedeutung. Man staunt, wenn man in Erwägung zieht, daß es die Arbeit eines einzelnen ist. Dr. R. Kron Oberlehrer an der Kaiserl. Marineakademie in Kiel, im *Gymnasium*.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilagen:

- 1) Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, betr. H. Reich, Der Mimus, I. Band.
- 2) Prospekt der Verlagsbuchhandlung Carl Gerold's Sohn in Wien, betr. Jahrgang 1 bis 24 der „Wiener Studien“.

Gotha, 7. März.

Nr. 5, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 58) N. Wecklein, Die kyklische Thebais, die Ödipodee und der Ödipus des Euripides (W. Richter) p. 97. — 59) H. Smolka, Taciti Agricola (Ed. Wolff) p. 98. — 60) H. Weil, Etudes de littérature et de rythmique grecques (J. Sitzler) p. 99. — 61/62) M. E. Gans, Psychologische Untersuchung zu der von Aristoteles überlieferten Lehre von den Idealzahlen; P. Bovet, Le Dieu de Platon (K. Linde) p. 101. — 63) H. van Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum (Schluß) (Ph. Weber) p. 104. — 64) E. Dannheifer, Corneille, Le Cid (Drees) p. 113. — 65) G. Stier, Petites Causeries françaises (K. Engelke) p. 114. — 66) M. Enneccerus, Versbau und gesanglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes (B. Röttgers) p. 115. — 67) H. Gafner, W. Scott, Kenilworth (-i-) p. 118. — 68) Ed. Sokoll, Kipling, Three Mowgli-Stories (A. Herting) p. 118. — 69) Der alte Orient. 4. Jahrgang. Heft 2. (R. Hansen) p. 119. — Anzeigen.

58) N. Wecklein, Die kyklische Thebais, die Ödipodee und der Ödipus des Euripides. München, G. Franz. 8. Sep. A.

In den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der hist. Kl. der kgl. bayer. Ak. d. Wiss. 1901 Heft V veröffentlicht Wecklein eine Studie, die (S. 661—683) wertvolle Beiträge zur Rekonstruktion zweier Epen des thebischen Kyklus liefert. Derselbe kommt in seinen Untersuchungen zu dem Resultate, daß die Thebais das Schicksal des ganzen Labdakidengeschlechts von der Missetat des Laios, der Entführung des Chrysippos, an bis auf den Wechselmord des Eteokles und Polyneikes und insbesondere die sikyonische, also ältere Version der Ödipussage erzählt habe, während der Ödipodee die jüngere, die korinthisch-delphische Version dieses Mythos zufalle. Mag dies auch im großen ganzen richtig sein, so erheben sich doch gegen die Ausführungen und den Aufbau im einzelnen so schwere Bedenken, daß wir auf eine etwas nähere Besprechung dieser ganzen Frage an anderer Stelle eintreten müssen. In einem zweiten Abschnitte (S. 683—688) sucht Wecklein in ansprechendster Form den Ödipus als

A. Englert, Anthologie des poètes français modernes.

2. Auflage. München, C. A. Beck, 1902. XIV u. 246 S. 8.
 M 2.25.

Die Verfasser der beiden ersten Sammlungen gehen von dem Gesichtspunkte aus, daß neben der Lektüre von erzählenden prosaischen Werken und von Dramen eine Einführung des Schülers in die lyrische Dichtung (einschließlich der Fabeldichtung) eine unerläßliche Aufgabe des französischen Schulunterrichts sei; beide wissen aus der Praxis des Unterrichts, wie wenig Zeit für die Lösung dieser Aufgabe zur Verfügung steht, und wollen daher nur so viel bieten, wie für dies bescheidene Bedürfnis der Schule erforderlich ist. Die Schwierigkeit liegt darin, aus der überwältigenden Fülle die allerwertvollsten und zur Einführung in die französische Lyrik am meisten geeigneten Stücke zu wählen. Das Hauptmittel, das beide Verfasser angewandt haben, um diese Schwierigkeit zu beseitigen, ist die Beschränkung auf Lafontaine und Béranger, neben denen andere Dichter nur in untergeordnetem Maße zur Geltung kommen. Bei aller Wertschätzung der Werke dieser beiden Dichter und bei voller Anerkennung der eigenartig scharfen Ausprägung, die der französische Volkscharakter in ihren Gedichten findet, kann diese Beschränkung nicht als eine berechtigte anerkannt werden. Denn Bérangers Ruhm in Frankreich selbst ist stark verblichen, und wenn er auch wegen seiner persönlichen und nationalen Eigenart, wie als Träger der napoleonischen Legende in jeder französischen Gedichtsammlung zu Worte kommen muß, so gebührt doch die erste Stelle den Romantikern, vor allem Victor Hugo, und den Parnassiens.

Bei Steinmüller kommt neben Lafontaine und Béranger und den im ersten Teil enthaltenen Dichtungen kindlichen und patriotischen Charakters nur noch Hugo, Coppée und der etwas altmodische Millevoye (mit drei Nummern!) zu Worte. Die gewählten Gedichte selbst sind für den Schulgebrauch wohl geeignet; am entbehrlichsten erscheinen die Amusettes, Devinettes und die Übersetzungen aus dem Deutschen. Der Unterstufe wird mit l'Avare aux enfers von Lachambeaudie, der Marseillaise, Carcassonne von Nadaud und der Übersetzung les adieux d'Hector wohl zuviel zugemutet, während manches von Lafontaine sehr wohl schon hierher gepaßt hätte. In den biographischen Notizen des zweiten Teiles (in französischer Sprache) wäre etwas mehr biographischer Stoff erwünschter gewesen als die doch leicht irreleitenden allgemeinen Urteile. Bei V. Hugo z. B.

bleibt seine Verbannung unerwähnt, während das Urteil: *comme poète dramatique* . . . il a obtenu l'approbation générale recht anfechtbar ist, zumal wenn unter seinen besten Dramen auch *Cromwell* genannt wird. Die Anmerkungen sind, soweit sie Sachliches und Grammatisches betreffen, zweckmäßig; die Bemerkungen zu *la Grand'mère* „eine der bedeutendsten Schöpfungen Hugos“ gibt dem Schüler einen falsche Vorstellung von der Stellung, die dieses Jugendwerk in der gesamten dichterischen Tätigkeit Hugos einnimmt. Dieses Urteil des Herausgebers ist um so auffallender, als er in der biographischen Notiz die *Contemplations* und die *Légende des Siècles* gar nicht erwähnt. — Da die zweite Sammlung nur für die Mittel- und Oberstufe berechnet ist, so konnten statt der Kinderlieder Proben neuerer französischer Lyrik geboten werden; doch ist die Auswahl keine sonderlich glückliche. Die Übersetzungen von Goetheschen und Hoffmannschen Gedichten sind zu entbehren. Die drei Sonette von Cammont gehören sicher nicht in eine Sammlung der erlesensten französischen Dichtungen, in der V. Hugo mit vier, Sully Prud'homme mit einem Gedichte vertreten ist und Namen wie *Leconte de Isle*, *Hérédia* u. v. a. ganz fehlen. Die biographischen Notizen in französischer Sprache zählen unter den Dramen V. Hugos auch *Notre-dame* und *les Misérables* auf.

Die Anmerkungen sind im ganzen zweckmäßig; wunderlich klingt die Bemerkung zu *ce boulet invincible qui fracassa vingt trônes à la fois*: „boulet Eisenball; ein etwas sonderbares Bild für einen Menschen.“ Warum denn Eisenball? Der Vergleich mit der Kanonenkugel leuchtet dem Schüler ohne weiteres ein, zumal wenn er schon bei Schiller von „des Kanonballs fürchterlichem Pfad“ gehört hat.

In der vorliegenden Fassung dürften die beiden Sammlungen schwerlich der hohen Aufgabe genügen, auf kleinstem Raum das Notwendige zur Einführung in die französische Lyrik zu bieten.

Einem ganz anderen Zwecke dient die Anthologie des *poètes français modernes* von A. Englert. Sie will nur in die moderne französische Lyrik einführen und bietet daher Proben von möglichst zahlreichen Lyrikern des 19. Jahrhunderts. Sie will zwar der Schule dienen, wendet sich aber auch an einen weiteren Leserkreis. Da die Auswahl eine geschmackvolle ist und die Zugaben (Übersicht über die Entwicklung der französischen Lyrik im 19. Jahrhundert, biographische Notizen vor den Gedichten der einzelnen Dichter und Anmerkungen) klar und zweckmäßig sind, kann die Sammlung namentlich dem weiteren Leserkreise empfohlen werden. Für

die Zwecke der Schule wäre eine schärfere Unterscheidung zwischen den großen und den kleineren Dichtern zu wünschen gewesen; doch ist das Buch in seiner Reichhaltigkeit auch für die Oberstufe sehr wohl verwendbar. Einen besonderen Reiz erhalten die Anmerkungen durch gelegentliche Hinweise auf französische und deutsche Dichtungen, die ähnliche Stoffe wie Gedichte der Sammlung behandeln.

55) **O. Ganzmann, Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung.** I. Stufe. Berlin, Reuther & Reichard, 1902. X u. 161 S. 8. geb. M 1.70.

Wie der Titel sagt, bildet die Handlung die Grundlage des Lehrverfahrens, dem das vorliegende Buch angepaßt ist. Die Art und Weise, wie die verschiedenen Tätigkeiten einer Handlung sprachlich dargestellt werden, erinnert an die Reihenbildung des bekannten Franzosen Gouin.

Die einzelnen Lektionen bestehen aus fünf Teilen. Der erste Teil enthält die Handlung in Form einer einfachen Erzählung. Die Texte der ersten acht Lektionen sind auch in Lautschrift gegeben. Der folgende Abschnitt gibt in Frageform eine Erweiterung des in dem ersten Teil vorgeführten Sprachstoffes. Durchweg ist der Wortvorrat der Sprache des täglichen Lebens entnommen. Im dritten Teil findet sich eine Anleitung zur Verarbeitung der betr. Lesestücke. Als vierter Teil folgen grammatische Belehrungen, in deren Mittelpunkt das Verb steht. Mit Recht ist hier (für die Unterstufe) verzichtet worden auf die Einübung des Konjunktivs, der in der einfachen Rede selten ist, und des *passé défini*, das für die nordfranzösische Umgangssprache als gänzlich ausgestorben anzusehen ist; das Tempus der Unterhaltung, soweit sie sich nicht im Präsens bewegt, ist heute das Perfekt. Den fünften und letzten Teil bilden kleine Lieder, Kinderreime, Rätsel, Gedichte und Erzählungen.

Einige Fehler und Ungenauigkeiten, die mir beim Durchlesen der Texte aufgefallen sind, mögen hier erwähnt werden. Falsch sind die Abkürzungen *Mlle.*, *p. e.* und *s. v. pl.* Der Franzose schreibt *Mlle* (ohne Punkt), *p. ex.* und *s. v. p.* Man sagt nicht *posez* des ordres, sondern *donnez*. Statt *la veste* (S. 17) ist *le veston* gebräuchlicher. Die Schulstunde ist fälschlich *leçon* genannt; *une leçon de français* ist eine französische Privatstunde; es muß *classe de français* u. s. w. heißen. Der Lehrer sollte nicht immer mit *maître* gegeben werden, weil an den höheren Schulen keine *maîtres*, sondern *professeurs* unterrichten. Ein größeres

Versehen findet sich S. 103 und S. 113: *poser l'échelle vers un arbre* statt *contre*. Zu tadeln ist auch, daß nicht immer die französischen Verhältnisse zu Grunde gelegt sind. So heißt es S. 57, daß die Hauptmahlzeiten *le déjeuner, le dîner, le souper* sind. Ein *souper* gibt es für den Franzosen nur in Ausnahmefällen; die regelmäßigen Mahlzeiten sind *le petit déjeuner, le déjeuner, le dîner*, und zwar wird das *dîner* nicht, wie es S. 60 heißt, *à midi* eingenommen, sondern um 6 oder 7 Uhr abends. Die Namen der Wochentage (S. 63) sind in unrichtiger Reihenfolge aufgeführt; nicht mit *dimanche*, sondern mit *lundi* beginnt die französische Woche.

Alles in allem genommen, muß das Buch eine tüchtige pädagogische Leistung genannt werden. Es wird sich im Unterricht ohne Zweifel gut bewähren. Für die Fortsetzung seines Unterrichtswerkes empfehle ich dem Verf. dringend, sich die Mitarbeit eines gebildeten Nationalfranzosen zu sichern.

Altona-Ottensen.

H. Schmidt.

56) **F. Koldewey, Französische Synonymik für Schulen.**

4. Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1902. IV u. 22 S. 8.

N 2. —.

Das sich so anspruchslos gebende Buch ist in seiner vierten Auflage mit aufrichtiger Freude zu begrüßen; neues Lob dem wohlverdienten alten hinzuzufügen erscheint zwecklos. Die neue Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden „nur durch einige unbedeutende Zusätze und Verbesserungen, ohne daß die Zahl der synonymischen Gruppen dadurch verändert worden wäre“. Diese 564 synonymischen Gruppen, die in der alphabetischen Folge der deutschen Wörter aufgeführt sind, bieten dem Schüler der oberen Klasse in übersichtlicher und zuverlässiger Weise alles, was er braucht, und werden auch dem Studierenden und dem Lehrer willkommen sein. Die etymologischen Zusätze sind sehr dankenswert, wenn sich vielleicht auch über die Zweckmäßigkeit, ungewisse und zweifelhafte Abstammungen anzugeben, streiten ließe. Das französische Register am Schluß ist gut und praktisch. Die Zahl der Druckfehler ist gering, die Anordnung und Ausstattung gut. Eins möchte ich aber in der nächsten Auflage abgestellt sehen: „... mit und ohne nähere Bestimmung“ (S. 52), „... mit, oder ... ohne den Namen ...“ (S. 72) soll der Schüler vermeiden, also auch das Buch, das für ihn bestimmt ist.

Nauen.

L. Fries.

- 57) **Webster's International dictionary of the English language** being the authentic edition of Webster's unabridged dictionary, comprising the issues of 1864, 1879 and 1884 thoroughly revised and much enlarged under the supervision of **Noah Porter D. D. LL.D.** With a voluminous appendix, and a supplement by **W. T. Harris, Ph. D. LL.D.** XCVIII u. 2249 S. dreispaltig. London, George Bell & Sons and G. & C. Merriam & Co. Springfield, Mass. U. S. A., 1902. Cloth 31 sh.

Der „große Webster“, ein wahres Riesenwerk der Lexikographie, wurde zum erstenmal 1828 von der Hand des damals siebzehnjährigen Dr. Noah Webster in der bescheidenen Form eines „*American dictionary of the English language*“ an die Öffentlichkeit gebracht — am Vorabend des 75jährigen Jubiläums tritt es in neuem, weit vollkommeneren Gewande vor ein Weltpublikum.

Die vielen ständig vermehrten und verbesserten Neuauflagen von 1840, 1843, 1847, 1859, 1864, 1879, 1884 (später 1890 und jetzt 1902) hatten dem Werk allmählich einen so hohen Grad der Vollkommenheit und eine solche Verbreitung gesichert, daß die 1890 vorgenommene Umtaufe des Wörterbuches in „*International dictionary of the English language*“ nicht bloß eine hohle Phrase oder ein schreiendes Aushängeschild war, vielmehr ein durch die Geschichte des Buches wohlberechtigter Titel. Der Webster hatte sich allmählich den Weltmarkt erobert. In der richtigen Überzeugung, daß ein solches Werk nur dann seinen vollen Zweck zu erfüllen imstande wäre, wenn es mit gleichem Nutzen in Großbritannien wie in Amerika, in Australien wie in Indien und Afrika herangezogen werden könnte, haben sich Verleger, Herausgeber und Mitarbeiter ihre Ziele so weit gesteckt wie nur möglich und aus praktischen Gründen zugänglich, und haben in ernstem, gewissenhaftem Streben den gesamten englischen Wortschatz in ihr Bereich gezogen. Der Londoner, der eine Geschichte von Bret Harte liest, und Aufklärung braucht über die Umgangssprache der kalifornischen Minenbezirke, sollte ebenso auf seine Rechnung kommen, wie der Kaufmann in Melbourne, der sich über die Usancen der New Yorker Effektenbörse orientieren will.

So war der Webster in erster Linie für die englischsprechende Welt bestimmt und geeignet. Aber bald erkannte man auch in anderen Ländern, vor allem in Deutschland, seinen Wert für rein praktische wie für wissenschaftliche Zwecke. Das Werk hat sich auch bei uns mit Recht

einer steigenden Benutzung zu erfreuen gehabt und sich als eine wertvolle, vielfach unentbehrliche Ergänzung zu einheimischen Wörterbüchern erwiesen und bewährt. Ich verweise nur auf die sachverständige Besprechung von Zupitza in Herrigs Archiv 86, 419.

Seine hervorragende Stellung unter den lexikalischen Werken der Gegenwart verdankt auch die jetzige „20. Jahrhundertausgabe“ einmal der Tatsache, daß man sich mit lobenswertem Eifer bemüht hat, alle neuen Errungenschaften der Sprachwissenschaft, mehr noch als bisher dafür nutzbar zu machen, und ferner dem Umstand, daß sie gleichen Schritt gehalten hat mit dem Wachstum der Sprache während des letzten Jahrzehnts. Zahl und Namen der fachmännischen Mitarbeiter bürgen des weiteren dafür, daß Verleger und Herausgeber kein Mittel unversucht gelassen haben, das Werk auf die Höhe der Forschung und der Vollständigkeit zu bringen. Wenn sich trotzdem das eine oder andere aussetzen läßt, so ist das bei einem Werke von solch gewaltigem Umfang schließlich nicht verwunderlich und kann auch kein ernster Tadel sein, und wenn ich im folgenden einige Verbesserungen beibringe, die sich mir bei der Vornahme von Stichproben aufgedrängt haben, so tue ich das in der Hoffnung, daß sie auf fruchtbaren Boden fallen mögen.

Der in der Einleitung enthaltene Abriss der Geschichte der englischen Sprache ist jetzt von Kittredge durchgesehen worden und hat dadurch entschieden an Wissenschaftlichkeit gewonnen. Trotzdem kommt nicht immer alles klar oder genau genug zum Ausdruck, wie z. B. bei der Behandlung der fremden Volkseinflüsse im Altenglischen. Nach der bahnbrechenden Untersuchung von Pogatscher (Zur Lautlehre der griech., lat. und roman. Lehnworte im ae., Straßburg 1888) sind wir jetzt ziemlich unterrichtet über die drei Schichten lateinischer Lehnwörter im ae., die auch in einer popularisierenden Darstellung wie im Webster deutlich auseinandergehalten werden können und müssen. Mac Gillivray's fleißige und methodische Arbeit „The influence of christianity on the vocabulary of Old English (Morsbachs Studien zur engl. Philologie VIII, Halle 1902), die sich mit der letzten Schicht lateinischer Lehnworte befaßt, wird auch in Zukunft nicht umgangen werden dürfen. Dagegen hätte Björkman's grundlegende Untersuchung der Scandinavian loan-words in Middle-English (Morsbachs Stud. z. engl. Phil. VIII, Halle 1900) verwertet werden sollen. Dann hätte das Publikum erfahren, daß auch bei den altnordischen Lehnwörtern mehrere Schichten zu unterscheiden sind, und es wäre nicht der

zum mindesten schiefe Satz stehen geblieben: „English words which are found in the Scandinavian idioms, and are not found in the earlier Anglo-Saxon or other low Germanic idioms, we may naturally suspect to have come in by this channel“, dem Björkman den methodisch präziseren gegenüberstellt: „If a word in English has a form which cannot be explained by means of internal English sound-laws, but which is easily accounted for by assuming a Scandinavian origin, we are, for the most part, entitled to consider the word in question a Scandinavian loan-word.“ — Die alte Einteilung des Englischen bis etwa 1500 in angelsächsisch, halbsächsisch, altenglisch und mittenglisch sollte zu gunsten von altenglisch = ags., mittenglisch (frühme., zentralme., spätme.) jetzt endlich aufgegeben werden. — Bei der Textprobe aus dem *Orrmulum* erwartet auch der Laie eine knappe Erläuterung der eigentümlichen Schreibweise u. a. m.

Die Einleitung enthält weiter ein Kapitel über „Indo-germanic roots in English“, ausführliche Bemerkungen über die Aussprache, von denen schon früher die „Synopsis of words differently pronounced by different orthoëpists“ besonderen Beifall auch bei den Fachgelehrten gefunden hat, und schliesslich auch über die Orthographie. Die Schreibung o für oü (me. oü [ū]) in französischen Lehnwörtern wie honor, labor, favor, die Webster bekanntlich, ohne damit in England nennenswerten Beifall zu finden, eingeführt hat, ist auch in der neuen Auflage beibehalten. Die darin liegende völlige Verkennung des etymologischen Prinzips hat schon Storm, *Englische Philologie* * 528, gerügt.

Der Kern des Werkes, das Wörterverzeichnis, das nicht weniger als 1681 dreispaltige Seiten füllt und durch ein ganz neues Supplement von 238 Seiten am Ende des Werkes noch um 25 000 Worte vervollständigt wird, hat gegen früher eine wesentliche Bereicherung erfahren, wissenschaftliche (besonders botanische und zoologische), technische, Dialekt-, Slang- und Fremdwörter sind in grosser Zahl hinzugekommen. Aber manche sucht man trotzdem vergebens. Von deutschen Fremdwörtern im Englischen vermisste ich noch „*Festschrift*“ (z. B. *Academy* nr. 1448, 3 feb. 1900 und *An English Miscellany*, Oxford 1900, S. 494), „*Leitmotif*“ (z. B. *Kyd's works* ed. by Boas, Oxford 1901, S. XIII) und „*Kanzleistil*“ (z. B. *Freemann, Hist. of the Norman Conquest* 1867, Appendix, S. 602). — Ferner fehlt „*Ping Pong*“ und die Schreibung *Xmas* für „*Christmas*“¹⁾. — Wenn, was nur zu loben ist, auch me. Autoren wie Clauser

1) Nachträglich finde ich auf Grund meiner Notizen, daß auch folgende Wörter

und Gower mit ihrem Wortschatz herangezogen werden und z. B. *to lese* aus ihnen belegt wird, so kann man mit gleichem Recht auch andere Wörter verlangen. Wo ist da die Grenze? — Während von dialektischen Wörtern z. B. ne. dial. *soa, soe* = Eimer gegeben wird, fehlt ne. dial. *beace* (Yorkshire); ich finde nur *boose*, was dasselbe bedeutet „stall or crib for a horse or cow“. — Herr Dr. Gustav Krueger-Berlin hatte die Freundlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen, daß der Slangausdruck „*all-fired*“ z. B. in *they were some all-fired pretty girls* fehlt, sowie eine Bedeutung des Wortes „*gauntry*“, nämlich für einen Bauzaun, der erst senkrecht und dann schräg in die Höhe steigt, um die Passanten vor herabfallenden Steinen zu schützen. — Daß ein falsch angebrachtes Schamgefühl vielfach obszöne Wörter ausgeschlossen hat, vermag ich nicht als einen Vorteil anzusehen. Lexikalische Werke, die nicht der Jugend in die Hand gegeben werden, sollten darüber erhaben sein.

Die Erklärungen von Wörtern sind nicht immer treffend genug: wenn es von „*triplet*“ heißt „*three verses rhyming together*“, so ist damit das Wesen der Terzine nicht erklärt. — Die Etymologien haben wieder in der Neuauflage gewonnen. Sehr zweckmäßig würde es mir scheinen, wenn man späterhin bei altenglischen, dialektisch verschiedenen Formen diejenige kursiv drucken würde, auf die die neuenglische Form zurückgeht. — Mit den synonymischen Erklärungen wird ein Deutscher oft herzlich wenig anfangen können, man vergleiche z. B. das über *base* im Verhältnis zu *vile* und *mean* gesagte.

Von außerordentlichem Nutzen sind die durch das ganze Buch verstreuten 5000 Illustrationen, wenngleich auch manche besser sein könnten und man bisweilen noch mehr wünscht; während man z. B. auf den 80 Seiten, die nur mit Bildern ausgefüllt sind (1929—2009), an 25 Abbildungen von Segelbooten und Segelschiffen findet, ist kein einziges Bild eines Dampfer- oder Kriegsschiffstypes vorhanden.

Der Appendix zum Wörterbuch enthält noch ausführliche Verzeichnisse von Personen und Orten in der Literatur, wo der „*grand old man*“ vielleicht noch hinzuzufügen wäre, von biographischen, geographischen und Taufnamen, von griechischen, lateinischen und biblischen Eigennamen alle mit Angabe der Aussprache und schließlich noch ein Verzeichnis von

fehlen: „*newspaperism*“ z. B. Edinburgh Revier 1900 jan. s. 77. Von deutschen Wörtern verwendet Thackeray in Vanity Fair s. 20 „*Sehnsucht nach der Liebe*“, Matth. Browne in Chaucer's England, Bd. I 144 „*The laws of Schwärmerei*“.

Zitaten, Sprichwörtern u. s. w. aus dem Griechischen, Lateinischen und aus modernen Sprachen u. a. m.

Alles in allem ist der Webster auch in seiner neuen Gestalt ein höchst nützliches und in Anbetracht der Fülle des Gebotenen auch ein recht billiges Buch.

Berlin.

Heinrich Spies.

Vakanzen.

Altena, Prg. Obl. Phil. Dir. Dr. Rebling.
 Cöln, Städt. Handelssch. Dir. Oberbürgermstr.
 Cottbus, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
 Dortmund, R.G. Obl. Klass. Phil. oder Gesch.; dsgl. N. Spr. Städt. Schulkuratorium.
 Frankfurt a. M., Klinger-O.R. Obl. Rel. u. Deutsch; dsgl. N. Spr. Kuratorium.
 Hagen i. W., G. u. R.G. Obl. Lat., Deutsch, Gesch. Dir. Dr. Braun.
 Lemgo, G. Obl. Lat. oder Griechisch oder Deutsch. Dir. Naber.
 Schwerte, Prg. Obl. N. Spr. Kuratorium.
 Siegen, H.M.S. Obl. Deutsch. Magistrat.
 Steglitz, G. Obl. Deutsch, Latein, Griechisch. Bürgermstr. Buhrow.

Paul Neff Verlag (Carl Bühle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebis

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie
 neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröer

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln

weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Schröer hat ein gänzlich neues Werk geliefert und zwar ein Werk von wirklich hervorragender Bedeutung. Man staunt, wenn man in Erwägung zieht, daß es die Arbeit eines einzelnen ist. Dr. R. Kron Oberlehrer an der Kaiserl. Marineakademie in Kiel, im Gymnasium.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu als Beilagen:

- 1) Prospekt der Weldmannschen Buchhandlung in Berlin, betr. H. Reich, Der *Mimus*, I. Band.
- 2) Prospekt der Verlagbuchhandlung Carl Gerold's Sohn in Wien, betr. Jahrgang 1 bis 24 der „Wiener Studien“.

Gotha, 7. März!

Nr. 5, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 80 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 58) N. Wecklein, Die kyklische Thebais, die Ödipodee und der Ödipus des Euripides (W. Richter) p. 97. — 59) H. Smolka, Taciti Agricola (Ed. Wolff) p. 98. — 60) H. Weil, Études de littérature et de rythmique grecques (J. Sitzler) p. 99. — 61/62) M. E. Gans, Psychologische Untersuchung zu der von Aristoteles überlieferten Lehre von den Idealzahlen; P. Bovet, Le Dieu de Platon (K. Linde) p. 101. — 63) H. van Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum (Schluß) (Ph. Weber) p. 104. — 64) E. Dannheisser, Corneille, Le Cid (Drees) p. 113. — 65) G. Stier, Petites Causeries françaises (K. Engelke) p. 114. — 66) M. Enneccerus, Versbau und gesanglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes (B. Röttgers) p. 115. — 67) H. Gafner, W. Scott, Kenilworth (-i-) p. 118. — 68) Ed. Sokoll, Kipling, Three Mowgli-Stories (A. Herting) p. 118. — 69) Der alte Orient. 4. Jahrgang. Heft 2. (R. Hansen) p. 119. — Anzeigen.

58) N. Wecklein, Die kyklische Thebais, die Ödipodee und der Ödipus des Euripides. München, G. Franz. 8. Sep. A.

In den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der hist. Kl. der kgl. bayer. Ak. d. Wiss. 1901 Heft V veröffentlicht Wecklein eine Studie, die (S. 661—683) wertvolle Beiträge zur Rekonstruktion zweier Epen des thebischen Kyklus liefert. Derselbe kommt in seinen Untersuchungen zu dem Resultate, daß die Thebais das Schicksal des ganzen Labdakidengeschlechts von der Missetat des Laios, der Entführung des Chrysis, an bis auf den Weichelmord des Eteokles und Polyneikes und insbesondere die sikyonische, also ältere Version der Ödipussage erzählt habe, während der Ödipodee die jüngere, die korinthisch-delphische Version dieses Mythos zufalle. Mag dies auch im großen ganzen richtig sein, so erheben sich doch gegen die Ausführungen und den Aufbau im einzelnen so schwere Bedenken, daß wir auf eine etwas nähere Besprechung dieser ganzen Frage an anderer Stelle eintreten müssen. In einem zweiten Abschnitte (S. 683—688) sucht Wecklein in ansprechendster Form den Ödipus als

Sonnengott zu erweisen. Warum hat er aber Ilbergs Einwände gegen diese Deutungsversuche gar nicht berücksichtigt? Endlich (S. 689—692) will Wecklein durch eine neue Interpretation der bildlichen Darstellung einer etruskischen Aschenkiste die Erklärung der rätselhaften Handlung der Tragödie Ödipus des Euripides gewinnen. Die Deutung ist sehr fein ersonnen; daß aber in den Fragmenten, die von dem Glück einer guten Frau und dem Unglück eines schlechten Weibes für den Mann reden, Iokaste das gute und Periböa das schlechte Weib sei, glauben wir nicht.

Schaffhausen.

Woldemar Richter.

- 59) **Des P. Cornelius Tacitus Lebensbeschreibung des Julius Agricola.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Heinrich Smolka.** Mit einer Abbildung und einer Karte von Britannien. Leipzig, G. Freytag, 1902. 52 S. 8. M —. 60.

Über die bei der Textgestaltung dieser Schulausgabe befolgten Grundsätze äußert sich der Herausg. im Vorwort sehr unbestimmt: es liege „im allgemeinen“ der Text von Joh. Müllers Tacitusausgabe zu Grunde, der er jedoch nicht „auf Schritt und Tritt“ gefolgt sei. Tatsächlich weicht S. sehr oft und großenteils mit Recht von J. Müller ab, auch in der Interpunktion (von der schulmäßigeren Orthographie abgesehen), und bevorzugt, wenn er die Überlieferung verlassen zu müssen glaubt, Konjekturen älteren und neueren Datums, von Puteolanus, Rhenanus, sowie von Wex, Urlichs, Halm, Ritter, Kraffert, Weidner u. a. Zu billigen sind namentlich folgende (von J. Müller abweichende) Lesarten: 16, 10 *proprius*, 16, 12 *quisque* (Nipp.), 22, 16 *et erat ut* (Henrichsen), 25, 4 *timebat* (Ritter), 33, 7 *virtute vestra, auspiciis*, 37, 17 *appropinquaverunt, identidem*, 38, 5 *consilia aliqua*, 39, 10 *occuparet; cetera*, 44, 15 *sicuti non licuit durare*, auch 11, 12 *ac* (Gudeman) *superstitionum persuasiones* (Rupert, Glück). Von anderen Stellen gilt das Gegenteil: 8, 3 *obsequii* (Ritter), 9, 23 *eligit* (Rhenan.), 17, 8 *obruisset, sustinuitque* (es geht ein irrealer Satz voraus, daher „que“ nicht wohl adversativ zu nehmen ist), 38, 8 *mox ad aquandum atque utilia raptum*, 43, 6 *nobis nihil comperti: nihil*; ferner ist kein Grund vorhanden, der Form *Usipii* (B) 28, 1 u. 32, 20 den Vorzug vor *Usipi* (A) zu geben. Leider hat S. von Weidner sehr verkehrte Lesungen übernommen: 6, 16 *terror et silentium*; 20, 3 *pertemptare* 20, 11 *eae*, 32, 21 *colonia et* u. a. m. Die Emendation 15, 7 *nunc* (statt *manus* oder *manum*) halte ich dagegen für die beste der

bisher versuchten; durch sie wird der Gegensatz zu „olim“ in drei fast gleich großen Satzgliedern mit nachdrücklicher Anaphora gut durchgeführt, mag auch das letzte *nunc* nicht in ganz demselben Sinne gemeint sein wie die beiden ersten.

Einige bisher nur nach Vermutung emendierte Stellen des Agricola dürfen seit dem Bekanntwerden der Toledaner Handschr. (aus dem Ende des 15. Jahrh.) als ziemlich sicher geheilt betrachtet werden. Leider hat sich S. um die doch schon vor zwei Jahren erfolgte Publikation O. Leuzes, scheint es, ebensowenig bekümmert wie um dasjenige, was seitdem Andresen, Gudeman, Novák u. a. über jene Fragen geschrieben haben; vermutlich hätte er sonst mehrere Stellen anders gestaltet. Ich denke dabei namentlich an 13, 12 *auctor operis* (Puteol., bestätigt durch cod. Tol.); 21, 5 *laudando promptos, castigando segnes* (ohne *et*); 25, 17 *cedendum*; 26, 8 *nonanis* (st. *Romanis*); 36, 4 *quatuor Batavorum*; 38, 19 *praelecto*; vielleicht auch 17, 8 *subiit sustinuitque*; 6, 11 *ac solacium* und 30, 15 *ac saxa*.

In der Einleitung steht viermal wiederholt *Kam a lodunum*; auf der Karte, die viel überflüssige und zweckwidrige Namen hat, liest man *Trinobantes*, im Text das richtige *Trinovantes*; 30, 13 l. in *hunc diem*. Die ersten Sätze der Einleitung, in denen der Herausg. die besondere Art und Richtung der römischen Geschichtschreibung aus dem römischen Nationalcharakter zu begründen sucht, treffen meines Erachtens nicht ganz das Richtige, mindestens ist die Ausdrucksweise nicht glücklich gewählt und geeignet, Mißverständnisse hervorzurufen.

Frankfurt a. M.

Eduard Wolf.

60) H. Weil, *Etudes de littérature et de rythmique grecques*.

Textes littéraires sur papyrus et sur pierre. Rythmique. Paris, Hachette et Comp., 1902. VI u. 242 S. 8. fr. 5.

Der Verf. stellt in dem vorliegenden Bande eine größere Zahl von Aufsätzen und Abhandlungen zusammen, die er während einer langen Reihe von Jahren — der älteste Aufsatz stammt aus dem Jahre 1855 — in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat. Es sind durchweg Arbeiten, die auch jetzt noch für die wissenschaftliche Forschung wertvoll sind. Dafs sie der Verf. jetzt der Benutzung zugänglicher macht, verdient Dank, um so mehr, als er sie nicht einfach zum Abdruck bringt, sondern auch dem jetzigen Stand der Forschung entsprechend abändert und berichtigt.

Der erste Teil enthält im ganzen 15 Aufsätze, die sich mit auf Papyrus oder Stein erhaltenen literarischen Texten beschäftigen, welche im Laufe der letzten Jahre veröffentlicht wurden. Sie tragen die Überschriften: Un fragment de tragédie (= Grenfell and Hunt, *The Amherst Papyri Part. II* [1891], Nr. 1), Fragment d'un drame satyrique d'Euripide (= ebenda S. 60), Un chœur d'Aristophane (= Vögel 1057—1085 und 1101—1127), Un nouveau prologue de comédie (= Papyrus von Straßburg, veröffentlicht von G. Kaibel in *Nachr. d. Gött. Gesellsch. d. Wiss.* 1899, S. 549 und von R. Reitzenstein in *Hermes* 1900, S. 622), Un fragment élégiaque (= *Oxyrhynch. Pap. I* [1898], S. 77), Un Péan delphique à Dionysos, Le Péan d'Aristonoos, Premier hymne delphique accompagné de notes musicales, Deuxième hymne delphique accompagné de notes musicales, Un mime d'Hérodas (= 8. *Mimus*: der Traum), La plainte d'une amante délaissée (= An Alexandrian erotic fragment and other greek papyri chiefly ptolemaic ed. by P. Grenfell, 1896), La Ninopédie (= *Ninus-Roman*, veröffentlicht von Wilcken in *Hermes* 1893, S. 161 f.), Les champs maudits (aus Grenfell and Hunt, *Egypt exploration fund*, 1900), Un poète éthiopien (veröffentlicht von Mahaffy and Sayce in *Bullet. de corresp. hell.* XVIII, 160 und *Rev. des étud. gr.* 1894, S. 284) und La légende d'Ésope. Neu sind unter diesen Abhandlungen die über den Ninus-Roman und die über den Straßburger Komödien-Prolog. In der letzteren weist H. Weil treffend die Folgerungen zurück, die R. Reitzenstein daraus über Einrichtung und Beschaffenheit der Komödien-Prologe ziehen wollte.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Metrik, Rhythmik und Musik der Alten. Er bringt folgende Aufsätze: Le nombre et la répartition des levés et des frappés dans les mesures de la musique des anciens, Note sur le genre péonique, Les Rythmiciens grecs. Varron et St. Augustin. Le trimètre iambique, Note sur un passage d'Horace (= *ars poet.* 251 f.), Les antipastes, Les dochmiales, Note sur un chœur dochmial d'Euripide (= *Fragm. des Orestes* mit Noten), Aristide Quintilien. La valeur de ses théories, Les métriciens. La théorie de la filiation des mètres, Les prétendus logaèdes, La division traditionnelle des vers lyriques, La valeur des syllabes longues et brèves dans les vers lyriques, La vraie mesure des faux logaèdes. Deux hymnes delphiques, La métrique de Christ, Anapestes et anapestes repliés, La correspondance antistrophique und *De re metrica poetarum latinorum*.

Der Bedeutung nach stelle ich den zweiten Teil noch über den ersten.

Man weiß, wie sehr die antike Metrik und Rhythmik darunter zu leiden hatte und noch zu leiden hat, daß man die modernen musikalischen Anschauungen ohne weiteres auf sie überträgt. Welcher Mißbrauch wurde und wird noch, um von anderem zu schweigen, nicht mit der Bezeichnung Logaöden und kyklischen Daktylen getrieben? H. Weil gehört zu den Gelehrten, die demgegenüber immer für die Auffassung der Alten eingetreten sind, und er genießt jetzt die Freude zu sehen, wie die von ihm vertretene Richtung in immer weiteren Kreisen für richtig gehalten wird — eine Wahrnehmung, die zu der Hoffnung berechtigt, daß wir doch noch eine „antike“, d. h. eine auf den Lehren der Alten beruhende Metrik erhalten werden. Freilich ist die Arbeit bei der Unvollständigkeit der Überlieferung eine außerordentlich schwierige; viele Fragen werden nur hypothetisch gelöst werden können. In der Auffassung der Glykoneen (= 6 + 6 Zeiten) hat der Verf. unzweifelhaft recht; dagegen kann ich ihm nicht beistimmen, wenn er die Hauptikten des Trimeters auf die ungeraden Versfüße gelegt wissen will. Die Überlieferung spricht für die geraden Versfüße, und die Stelle des Aristides über den *δάκτυλος κατὰ ἰαμβον* (= iambische Dipodie): *σύνκειται ἐξ ἰάμβου θέσεως καὶ ἰάμβου ἄρσεως* kann diese nicht widerlegen. Dies erkennt auch Blafs Bakchyl.² S. 50 an, der das Zeugnis des Aristides nur für den metrischen *δάκτυλος κατὰ ἰαμβον* in Anspruch nehmen will. Ich glaube, daß Aristides nur eine Definition des Diiambos gibt, ohne über seine Betonung im Verse etwas auszusagen. Im Seikelos-Lied ist bekanntlich der zweite Iambos mit Punkten versehen; daß man aber die Senkung mit Punkten bezeichnet habe, erscheint mir unwahrscheinlich trotz dem Anonymus Bellermanni: *ἡ μὲν ὀδὴν θέσις σημαίνεται, ὅταν ἀπλῶν τὸ σημεῖον ἄστικτον ᾖ, ὅλον |, ἡ δὲ ἄρσις, ὅταν ἐστιγμένον, <ὅλον |->.* Ist hier nicht *θέσις* und *ἄρσις* im späteren Sinne gebraucht?

Tauberbischofsheim.

J. Sätzler.

-
- 61/62) **M. E. Gans, Psychologische Untersuchung** zu der von Aristoteles als platonisch überlieferten Lehre von den Idealzahlen aus dem Gesichtspunkte der platonischen Dialektik und Ästhetik. Wien, 1901. (Programm der Staats-Ober-Gymn. im XVII. Bezirk.) 45 S. 8.

Pierre Bovet, Le Dieu de Platon d'après l'ordre chronologique des dialogues. Thèse. Genève, H. Kündig, 1902. 186 S. 8.

Beide Werke haben insofern etwas Gemeinsames, als ihre Verfasser bemüht sind, schwierige Fragen der Platonischen Philosophie zu lösen, ohne daß es ihnen jedoch gelungen ist, zu einem sicheren und unanfechtbaren Resultate zu gelangen; trotzdem muß der Versuch dankbar anerkannt werden, und die beiden Schriften verdienen es, gelesen und durchdacht zu werden.

M. E. Gans sucht zwischen der Zahlenmetaphysik der Pythagoreer, der sich, wie wir aus Aristoteles wissen, Platon in der letzten Zeit seines Schaffens zuwandte, und seiner Ideenlehre einen psychologischen Zusammenhang nachzuweisen und stellt deshalb, da dieser Übergang des Philosophen vom Begriffe zur Zahl aus rein logischen Gesichtspunkten sich nicht erklären läßt, alle psychologischen und kulturgeschichtlichen Bedingungen eingehend zusammen, „welche es ermöglichten, daß in den hervorragendsten Geistern einer bedeutsamen Zeit die gesunden Keime exakten Wissens so abenteuerliche Blüten metaphysischer Spekulation treiben konnten“. Dementsprechend wird zuerst nachgewiesen, welche erkenntnis-theoretischen Elemente für die Ausbildung der Zahlenlehre der Begriffslehre Platons zu Grunde liegen. Dabei kommt in erster Linie in Frage der Übergang des Philosophen von der Ethik zur Mathematik, der sich schon im Gorgias beobachten läßt, wenn auch die völlige Übernahme der mathematischen Grundlagen des Pythagoreismus erst der späteren und spätesten Zeit des Platonischen Forschens angehört. In einem zweiten Abschnitte wird danach der ästhetische Charakter der Platonischen Zahlenlehre erörtert und die Beziehungen des ästhetischen Denkens des Philosophen speziell zu seiner Zahlenlehre dargelegt, wobei, wie im ersten Abschnitte Platons mathematischen Studien, jetzt seine Beschäftigung mit der Musik und der Theorie der Tonkunst und Kunst überhaupt im Sinne der Alten erläutert wird, um Platons „Glauben an die der flüchtigen Erscheinung zu Grunde liegende, ausgleichende und schönheitwirkende Kraft der Zahl an sich“ zu erklären. Stellen aus den Werken des Meisters werden herangezogen und dann der Dialog, in dem „die ästhetisch-rationalistische Grundstimmung des Platonischen Geistes ihren klarsten und umfassendsten Ausdruck findet“, der Philebus, eingehend analysiert. In einem dritten Abschnitte werden die wichtigsten Momente der Zahlenlehre, wie sie uns

durch Aristoteles übermittelt sind, hervorgehoben und mit dem Erörterten in Einklang gebracht.

Man sieht aus allem, daß Verf. der Zahlenlehre im Systeme der Platonischen Philosophie eine große Bedeutung beilegt, eine größere als ihr vielleicht beizumessen ist (vgl. Zeller, Philos. d. Griechen, 4. Aufl., II, 1, S. 685). Auch dürfte, wenn man die Zahlen nicht bloß als den symbolischen Ausdruck ansehen will dafür, daß „in dem Wirklichen Einheit und Vielheit organisch verknüpft sein müssen (Zeller a. a. O.)“, sondern als selbsttätige, im metaphysischen Sinne völlig individualisierte „Monaden“ auffaßt, die psychologische Grundlage für diese Lehre durch einen Hinweis auf den Entwicklungsgang der Platonischen Philosophie kaum genügend erklärt sein; die Frage wird nicht zu lösen sein, ohne zuvor die Grundgedanken des älteren Pythagoreismus genetisch entwickelt und erklärt zu haben, in welcher Beziehung wir auch noch nicht über den zwar geistreichen, aber doch immerhin gewagten Versuch W. R. Ridgeways (Class. Review X, 1896), daß Pythagoras durch die Beobachtung der mathematischen Gestalt natürlicher Kristalle zu der Meinung, die Welt sei aus Zahlen aufgebaut, veranlaßt sei, hinausgekommen sind.

In der sorgfältigen und anregenden Studie ist zu tadeln die durchgehends gebrauchte Schreibung Pythagoräer, Pythagoräismus u. s. w. statt Pythagoreer (*Πυθαγόρειοι*); in der Schreibung des Namens wird zwischen Platon und Plato gewechselt; es möchte sich empfehlen jene überall anzuwenden.

Ein nicht minder schwieriges und gleichfalls schon vielfach erörtertes Thema behandelt Pierre Bovet, indem er das Verhältnis Platons zur Religion und zu Gott klar zu legen sucht. Zu diesem Zwecke stellt er in der Reihenfolge der Dialoge, wie sie Lutoslawski 1897 festgesetzt hat, alle Stellen, in denen von Gott und den Göttern die Rede ist, sorgfältig zusammen und kommt zu dem Resultate, daß in den Dialogen der Ideenlehre (Kratylus bis Phädrus) von Gott als dem Schöpfer der Welt und dem höchsten Wesen in monotheistischem Sinne noch nicht die Rede ist und erst aus den späteren Dialogen (Sophistes, Politikus, Philebus, Timäus u. s. w.) sich das Verhältnis Platons zur Gottheit entnehmen läßt. Angenommen die Chronologie Lutoslawskis sei richtig, was in manchen Punkten zweifelhaft bleiben muß, so ist doch von Bovet zu viel behauptet; denn einerseits ist, was Bovet selbst zugibt, ein Gottesbewußtsein und ein Götterglaube auch in den Ideendialogen nicht zu verkennen; auch fehlt

es nicht an Stellen, an denen Gott als der Bildner und Schöpfer der Welt angedeutet ist, und es ist auch Bovet nicht gelungen, uns über sie hinweg zu bringen, mehr aber zu sagen, war nicht die Aufgabe und nicht die Absicht des Philosophen. Andererseits ist auch aus den späteren Dialogen keine positive Gotteslehre mit Bestimmtheit zu entnehmen, und es wird somit auch fernhin schwierig bleiben, zu sagen, was Platon sich unter Gott in unserem Sinne gedacht hat, da Platon selbst es unterlassen hat, uns über die Vermittelung zwischen seinen religiösen Vorstellungen und seinen wissenschaftlichen Begriffen näher aufzuklären. Dafs die Idee des Guten mit der Gottheit identisch ist, was wohl die am meisten verbreitete Meinung ist, weist Bovet entschieden zurück und definiert Gott als die vollkommenste Seele, vornehmlich deshalb, weil die Seele das Prinzip des Lebens und der Bewegung ist; wie wir uns aber unter dieser vollendeten Seele den Weltschöpfer und Weltenbildner (*δημιουργός*) vorzustellen haben, ist auch bei ihm nicht ersichtlich und durch keine Stelle belegt.

Wird man so auch Bedenken tragen, sich dem Resultate Bovets anzuschließen, so verlohnt es sich doch der Mühe, dem Gedankengange des von großer Sachkenntnis zeugenden und ungemein anziehend geschriebenen Buches nachzugehen; man wird die Schrift nicht aus der Hand legen, ohne reiche Anregung aus ihr empfangen zu haben, und so sei sie hiermit dem Studium angelegentlichst empfohlen.

Helmstedt.

K. Lindo.

63) **Henricus van Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum.** Lugduni Batavorum apud A. W. Sithoff, MDCCCCLX u. 1873 S. 8.

(Schluß).

Gleich zu Anfang vermisste ich jede Bemerkung über α st. η im tragischen Trimeter, worüber Buren eine Dissertation geschrieben hat, Bonn 1872. — Die Schreibung α st. α begegnet öfter in den Papyri der Ptolemäerzeit ($\kappa\alpha = \kappa\alpha\iota$, $\gamma\epsilon\gamma\rho\alpha\pi\tau\alpha = \gamma\acute{\epsilon}\gamma\rho\alpha\pi\tau\alpha\iota$, $\kappa\epsilon\chi\rho\eta\mu\alpha\tau\iota\sigma\tau\alpha = \kappa\epsilon\chi\rho\eta\mu\alpha\tau\iota\sigma\tau\alpha\iota$). — $\alpha\beta\acute{\alpha}\kappa\eta\nu$ Dis(sertationes) Hal(enses) XII, S. 186. — $\alpha\beta\alpha\kappa\iota\sigma\tau\acute{\alpha}\nu$ Meister II, Nachträge und Berichtigungen zu S. 241, 5 und zu S. 264 f. — $\alpha\beta\beta\acute{\alpha}\varsigma$ kirchlicher Titel, Oxyrhynchus-Pap. I, 146). — $\alpha\beta\eta\eta$ Meister I, 111 in. — S. v. $\alpha\beta\lambda\eta\chi\eta\varsigma$ ist Hippokr. hinter $\beta\lambda\eta\chi\eta\varsigma$ zu setzen; sehr ausführlich handelt über das Wort Gerstenhauer Diss. Hal. XII, 201 ff. —

ἀγάνα bei Meister II, 447 *ἄγανα*. — Zu *ἀγέομαι* füge man *τὰ ἀγημένα* aus Dem. (Jacobitz u. Seiler). — Die Etymologie von *ἀγέρωχος* war schon bei den Alten strittig, deren Ansichten Ebeling in seinem Homerlexikon zusammengetragen hat. Eine neue hat Bergk zu Alkm. fr. 122 aufgestellt. — Für *ἀγητώρ* und *ἀγητόρια* scheint der Spiritus nicht gesichert. — Das Med. *ἀγορεύεσθαι* in der Herodotstelle hat nichts Auffälliges, sobald man es kausativ faßt zur Bezeichnung der Handlung, die das Subj. in seinem Interesse vornehmen läßt „ausrufen lassen“. — Zu *ἄγρει* gibt Meister I, 174 noch *κατάγρει* Sapph. 43; 4, 3 (nach Bergk, für das unäolische *καταρρεῖ*). Mehr über das Verbum ebendort 182. — Zu dem metaplastischen *ἄγωνον* gehört auch die unter „Dativus plur.“ Abs. 2 extr. stehende Form *ἀγώνοιρ*, ebenso bei Meister II, 60, während ich mir dem Dialekte von Elis entsprechend *ἀγώροιρ* notiert habe; vgl. indes *δημόριοις* (S. 939). — Gegen die eleische Herkunft von *ἄδευεν* erklärt sich Meister ausdrücklich. Dessen Buch ist überhaupt viel zu wenig ausgenutzt; vgl. *ἄδειος* II, 249; *ἀδικέσαι* I, 180. Sapph. 1, 20 lautet die Überlieferung *ἀδικήη*, demnach ist jedenfalls *ἀδικήει* zu betonen; außerdem ist die Konjunktivform *ἀδικεῖ* (Meister I, 278) nachzutragen. — Zu dem „verbum ignotum“ *ἀδικοῖν* geben alle Wörterbücher *ἀδικωτός*. — *αι* st. *ει* findet sich in ägypt. Pap., z. B. *βλέψαι, ἐγγαίων*. — *αἰμίονος* M. I, 82 (*αἰμισέων* findet sich unter den Nachträgen), *Αἰσάοδος* I, 83. — *αἰστοῖν* in Prosa noch Her. 3, 69 u. 127 (Pape) und dann wieder Dio Chrys. (Schmid, Der Attizismus I, 148). — *αἴτας* Diss. Hal. XII, 204. — *αἰμοφόρος* auch D. Hal. 2, 13. — *ἀκύνειν* M. II, 231 und Searles in Studies in Classical Philology 1898, S. 10 f., *ἄκρος* ebenda; diese Schrift ist, wie der Artikel *ἀνάτως* zeigt, offenbar gar nicht benutzt. — *ἀκηδία*: die Erklärung von *ἀκηδής* Bekk. An. 364, 21. — *ἀμάνδαλος* Alk. fr. 123. — Zu Accentus Winer-Schmiedel § 6 und über die merkwürdige Akzentuation in den Papyri von Oxyrhynchus Liter. Zentralbl. 1898, S. 1076. — Zu Acc. plur. der 3. Dekl. auf *ες* gibt Schmid (IV, 19) aus den ägyptischen Urkunden aus dem k. Museum zu Berlin acht Nummern an. — *αν* als Endung des Acc. sing. der 3. Dekl. erscheint, analog *ην* bei den Eigennamen auf *ης*, vereinzelt schon bei den Klassikern, z. B. *Δήμητραν* Pl. Cratyl. 404 b, um später eine ungemeine Verbreitung nicht bloß auf Inschriften, sondern auch bei den Autoren zu gewinnen. Den zahlreichen Belegen bei Winer-Schmiedel § 9, 8 füge ich noch aus den Handschr. von Bonnets Acta Thomae *γυναῖκαν, θυγατέραν, χάριταν, χεῖραν, χερ-*

σύντηταν. Blafs allerdings N. T. (§ 8, 1) erklärt sie der Aufnahme unwürdig. — Zu *ἀκρόρ* vgl. auch die Bemerkung Thumbs betreffs des gefälschten Dekrets über den Musiker Timotheos von Milet (S. 37). — *αλαειν* Kenyon. — *ἀλόγ*, schon im N. T. und bei Dioskorides, Kenyon Pap. I, 98 (3. Jahrh. n. Chr.). — Auch *ἄλς ἀμμωνιακός* ebenda 78. 90 (3. u. 4. Jahrh.) — *ἀμμωνιακόν* bei Dioskorides — verdient Erwähnung. — *ἄμμα* auch bei Hero v. Alex., hebr. Wort, Th. 103. — *ἄμμας* Th. 112. — *ἄμωμος* auch bei Äsch. — Über das Fehlen von *ἄν* beim Potentialis Schmid IV, 89. — *-αν* st. *-ασι* auch bei Kirchenschriftstellern. — *ἀναδέω* auch bei Pl., daher von Schmid unter die allgemein attischen Wörter gerechnet; Philostr. II hat es sechsmal — *ἀναλκις* auch bei Xen. — *ἀναπείρειν* Mach. bei Ath. 349 c. — *ἀναπλεύειν* A. Rh., Opp. u. a., wie aus Schmid's Registerband ersichtlich, auch bei Phil. II. Hier wird es allerdings am richtigen Platze (IV, 391) vermisst. — *ἀναρρωννύναι* intrans. Stob. Flor. 7, 53. — Die Dualform *ἀνεθέταν* auf einer choregischen Inschrift aus Orchomenos (C. I. G. 1580) vermutlich aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., aber archaisierend. — *ἀποπίνειν* nach dem Vorgange Herodots (4, 70) auch Philostr. II, E. 253, 20. — *ἀποπυνθάνεσθαι* auch in Arriani Dissertationes Epicteteae. — *ἀποσφάλλεσθαι* Her. 6, 5, 1 steht einfach statt des in diesem Sinne gewöhnlichen Simplex. — *ἀρίδηλος* kaum jonisch, es findet sich ausser bei Her. bei Sim., A. Rh., Arr. und Dio Chrys. — Über einen anderen unmotivierten Gebrauch des Mediums von *ἀρμόζειν* u. a. (die Beispiele aus Luk. und den Attikisten bei Schmid I, 239 f.) handelt Hatzidakis, ebenderselbe über die aktiven Future *ἀιούσω*, *ᾄσω* u. a. — *ἀρσυνικά* Th. 115. — *Ἄρταμις* Th. 46. — Über *-αρχης* und *-αρχος* in Kompositis in der übrigen Literatur Winer-Schmiedel § 8, 9. — *ἄσινής* Diss. Hal. XII, 201. — Das Subst. *ἀτασθαλία* sogar bei Xen. (An. 4, 4. 14). — *ἄτις* Th. 114. — Bezüglich der Verwechslung von *αν* und *εν* im römischen Zeitalter ist nach Th. (S. 26) besondere Vorsicht am Platze, da, zumal in Kleinasien und Ägypten, gelegentlicher Einfluß nichtgriechischer Sprachen in Betracht kommen kann. — *αὐτης ὥρας* „sofort“ Berl. Äg. Urk. 615. — *αυτομενις* dürfte so wenig fehlen als *ονλημις*. — Bei *Βερενίκη* vermisste ich die gewifs seltene Erscheinung der Dialektform gleichzeitig neben der allgemeinen *τᾶς Βερενίκης* auf einer christlichen Inschrift. — *βόρατον* eine Cedernart, Diod. 2, 49. — Den Acc. Pl. *βοθς* und den Aor. *ἐωνησάμην* erklärt [Plut.] vit. Hom. II, 12 für attische Formen so gut wie *ἰχθς* und *ἐύριον*. — *γασιτάνα* Gren-

fell Pap. I, 53, 28 (4. Jahrhundert n. Chr.) bedeutet dem Sinne nach „Heltäre“ oder „Ehebrecherin“. — γάνος Diss. Hal. XII, 215 f. — Das zu γίνομαι Bemerkte ist nach der Note bei Schmid II, 29 in doppelter Weise zu modifizieren. — γλαχώ(ν) Fritzsche zu Theokr. 5, 56. — γράτα, bei Sapph. „Schmuckkästchen“, bedeutet später „Tand“, in welchem letzterem Sinne das folgende Subst., das freilich in der Urkunde selbst mit κ anlautet. — γυνή scheint auf attischen Grabsteinen neben dem Gen. des Namens des Mannes nie zu fehlen. — γωντός auch bei Lykophr. und Luk. — δαίς auch bei Xen. und sehr häufig bei den Attikisten (1 Ael., 7 Philostr. II). — δάπεδον Ahrens Dial. Dor. p. 80 und Herm. zu Äsch. Prom. 80. — Ein weiteres Beispiel für den Dat. absol. bietet *Λευκίῳ Ἀέντλῳ Γαίῳ Μαρκελλῳ ὑπάτοις* (Soph. Lex. p. 44). — αἱ δεσπόσυναι in der Plutarchstelle ist Weissenberger entgangen; indes schwankt nach Pape die Lesart; dagegen scheint Pind. P. 4, 267 die Femininform gesichert. Man vgl. zu diesem Phänomen auch Tröger in dem Burghauser Progr. 1899, S. 20. — Zu δούτατος Dieterich 187. — Neben den Vulgarismus δέχε stelle man πρόσδεξε Le Bas III, 2235. 2500; umgekehrt τὸν ἔγιον βωμὸν ἡγήρεθῃ Κεναθῆνός ib. 2343. — Die unter δέχεσθαι aus römischer Zeit aufgeführte Form δεχνόμενος nennt Schmid eine späte Künstelei. — διὰ τῆς Ἡρακλείδου καὶ μετόχων τραπέζης (Oxyrhynchus Pap. 98) entspricht als Äquivalent unserem „H. & Co.“ — Zu δίδόναι die Form δίδουμι Th. 25 f. — διδυματόκος auch bei Callimachos und anderen Dichtern. — δικαιοσν = κολάζειν auch Ael. V. H. 76, 16 und 161, 12; auf eine ganz neue Bedeutung dieses Verbums wurde schon oben hingewiesen. Statt διμναῖος ionice = διμνέως Her. V, 77 muß es heißen διμνέως Her. V, 77 = διμναίους. — διφθέρα (bei Her. wohl διφθέρη) ist nach Rofs (Rhein. Mus. 8, 293) orientalischer Herkunft. — διωρόγιον Th. 74. — δοκίμιος = δόκιμος auf Pap. Blafs N. T.² S. 157 med. — Der Dual verschwindet auf den Inschriften seit Anfang des 4. Jahrhunderts zunächst in den Verbalformen. Babrius hat zwar keinen Dual, aber dieser Numerus ist trotz Aristot. poet. 1457 a 20 im Gebrauche der epischen Poesie nie erloschen. Vgl. noch Perzi, La lingua greca antica p. 463. — Philem. anerkennt eine Dualform δύο, δυοῖν und eine Pluralform δύο, δυσι(ν). Letztgenannte Form ist sehr verbreitet im N. T. und den Apokryphen und erscheint auf neun Inschriften des C. I. G. Sie begegnet nach Schmid zuerst bei Anaxim., dann oft bei Aristot. (bemerkenswert polit. 1287 b. 27 δυοῖν ὄμμασι καὶ

δυσὶν ἀκοαῖς) und auch sonst. Während sie unter den Jonikern Hippocr. hat, fehlt sie bei Her. Die Arrianstellen bei Böhner, Acta semin. Erlang. IV, 17. Die Form *δυσὶν* dient auch als Dativ. Sehr viel Material für diesen Artikel findet sich in den verschiedenen Bänden von Schmid, eine orientierende Übersicht zu Anfang des Zweibrücker Programms 1894 von Dahl. — Weitere Beispiele zu *ε* st. *α* sind *τέσσαρες* aus dem Buche selbst, ebenso *τεσσέρεις*, *τέσσαρα*, *τεσσαράκοντα*, ferner aus ägyptischen Texten *μέλιστα* (Th. 138), *τετεγμένος*, *ἡγελοβημότος*, beide aus dem 3., *δομοόμεν* aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., *ἔρσενικά* aus dem Testamente eines Kyrenäers; vgl. noch Th. 76. — *ε* st. *ο*: *τοξοβαλλίαις*. — Da die jonischen Inschriften die Kontraktion von *εε* und *εει* aufweisen, so entsteht die Frage, ob die unkontrahierten Formen bei Her. als jonisch festzuhalten sind. — Zu *εἶναι* mit Part. bei Her. bietet weit mehr Beispiele die Sammlung von Heikel S. 136 f. Über die weitere Entwicklung dieses Phänomens Schmid I, 117 ff. nebst Zusatz, II, 99 mit Zusatz und besonders III, 112 ff. und Kontos in *Ἀθηνᾶ* X, 3. Über den Gebrauch im N. T. Blafs Gr.* § 62, 2. Die Konstr. beleuchtet trefflich Aristot.: οὐδὲν διαφέρει τὸ ἀνθρώπος ὑγιαίνων ἐστὶν ἢ τὸ ἀνθρώπος ὑγιαίνει. — *εἶπα* u. a. Winer-Schmiedel S. 111. — *ἐνδικος* heisst auf ägyptischen Urkunden der Mann als Rechtsbeistand der Frau. — *ἐκτωρ* als Appellativum Sapph. 157. — Im Anschluß an *ἐλάσσους* mag auf die Wiedergabe von quominus durch *ῶ* *ἐλασσον* in einem Senatsbeschluss des 2. Jahrhunderts hingewiesen sein. — *Ἑλλάνιος* Th. 59. — *ἐμπλεος* auch bei Pl. u. a. — Zu *ἐνεκε* und *ἐνεκο* notiere man noch die seltsame Form *ἐνεκον* auf einer sehr späten Inschrift aus Bithynien (Athen. Mitteil. XXIV, 446 n. 42) und vgl. den Artikel *ἐνχον* in den Nachträgen — *ἐπαρχεία* Blafs N. T.* 9. — *ἐπιτρόπης* Fritzsche zu Theokr. 29, 35; außerdem liest dieser 7, 146 *ἔραξε*, 2, 166 *εὔκηλος*, 64 *εἰῶσα*; dazu seine Doris § 113. — *ἐρευνᾶν* erscheint in den alt- und neutestamentlichen Schriften ungemein häufig, dagegen in den Apokryphen einzig Barn. 4, 1 cod. κ. Die Konjunktivform *ἔρης* beruht bloß auf Konjekture. — *ἔρον* Diss. Hal. XII, 185. — *εὐαλκάτος* ist natürlich nicht bloß äolisch, sondern auch dorisch. — *εὐθηρία* Le Bas III, 107. 547 (beide Inschriften aus römischer Zeit); Berl. Pap. I N. 81, 16. 23. — *ζῆθος* (Properispomenon!) nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der Alten ein ägyptisches Wort. — *ζωστήρ* auch bei Pind. und den Tragikern und dann wieder Paus. ff. — Zu *ἦνικαν* füge man *ἐνικον* aus einem Pap. (Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1898, S. 688), wohl Jonismus. —

ἥπιος vereinzelt auch bei Dem. und im N. T. — Zum Gen. von ἥρ Schmid III, 20. — ἤτω = ἔστω Schweizer 177. — θ st. τ auch in πάθνη (st. φάνη). — Über die Lokalsuffixe -θα und -θεν Gerstenhauer Diss. Hal. XII, 184 f. — θερμονθίς und θίβεις Th. 112. — Weitere Beispiele zu ι st. ει aus den von Kenyon edierten Pap. des Brit. Mus. ἔδι, ἐκῖνο, ἰδῖν. λέγεις. Die Unsicherheit des ι von αι, ει, οι vor Vokalen ist ja in verschiedenen Stadien des äolischen, jonischen und attischen Dialekts konstatiert. Auf den attischen Inschriften ist τέλειος die ältere Form, während τέλειος erst vom 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung an nachweisbar ist. Aus den Par. Pap. notiert Schmid ἐποήσατο, ἱερέας (st. ἱερείας), πεπόηκεν, πεποήμεθα, ποήσαντος, πορέαν, neben τὸν βασιλεία und βοιήθον. Im N. T. wird, sieht man von πλέον ab, nur für ἡχρεώθησαν der Ausfall des ι verzeichnet. Über Verwechslung von ι und ε in kleinasiatischen Inschriften (γίγονες in Phrygien, ἀναγενώσκοντες in Armenien u. dgl.) Kretschmer in Wschr. f. klass. Philol. 1899, 4: In gleicher Weise erklärt Th. derlei Formen in den ägyptischen Inschriften (κῖμι, κατῆκμεν ἐγώ, Τιμόθις und Τιμότις, Κυντε[α]νός = Quintianus S. 138 u. 173) durch den Einfluß der einheimischen Sprachen. — Zu ι falso adscriptum Winer-Schmiedel S. 31; ebenda viermal ὤετω (ohne ι adscr.). — Beispiele für ι protheticum vor σ impurum aus galatischen Inschriften: ἰστήλ(λ)ην (bis) und ἰστοργής. — Der Vogel ἱβίς vielleicht zu koptisch *hippen* Th. 111. — Bei ἵνα fehlt jede Andeutung der Stellvertretung für ὥστε oder Inf. — καθά hat kein Autor vor Pol. — Neben κακοπάτριδα Πιττακόν sollte die zweite Stelle, an der dieses Wort, wenn auch in anderer Bedeutung, sich findet (Theognis 193), nicht fehlen. — Die Möglichkeit eines etymologischen Zusammenhanges von καλαῖς und gallus resp. gallina ist nicht von vornherein abzuweisen. — Das Fragment des Epicharmos mit κακοδόκιμος steht bei Ath. 85 e. — κάμος in der Übersetzung des Maximaltarifs des Diokletian war ebenso aufnahmeberechtigt wie κερβησία. — καταντίζω Th. 213. — καταρκέω mit Part. Heckel S. 134. — κάτια st. ἀκάτια Schmid IV, 683; ebenda τοχῆ st. κατοχῆ, γλογιστήριον st. ἐκλογιστήριον. — κείρυλος als attische Form zu bezeichnen geht nicht an; dieselbe findet sich ja nur bei Ar. Av. 299 u. 300. Aber v. 300 wundert sich gerade Peithetairos über die vorher nie gehörte Form. Dindorf: „κείρυλος dicit, ut Sporgilo tonsori nomen accomodet“, d. h. doch, um den Vogelnamen mit κείρειν, wovon κουρεύς, in etymologische Beziehung zu bringen, womit auch die von Kock vorgeschlagene

Übersetzung „Barbiervogel“ in Einklang steht. — Bei ξυνός wird auf Meisterhans verwiesen, der das Wort auf Kultinschriften als Jonismus bezeichnet. Dies ist aber von Th. angezweifelt worden, ebenso betreffs ἐπιώψατο und παραιβάτης, da es sich um archaische und poetische Bestandteile der Kultsprache handeln könne. — κῆκι ein Ol, von Her. 2, 94 als ägyptisches Wort bezeichnet, Kenyon Pap. I, 10. 11. 13 (102 v. Chr.). — κῆκος Diss. Hal. XII, 200. — κίλη auf einer späteren pisidischen Inschrift scheint einen weiblichen Verwandtschaftsnamen zu bezeichnen. — κινάβαρι, auch bei Ael. und Dioscor., Kenyon Pap. I, 91, 110 u. 118 (2. Jahrhundert n. Ch.), wohl ein Fremdwort. — κίρκος auch bei Äsch. — κλητήρ nach Meier-Schömann die ältere, κλήτωρ die jüngere Form. — κλώθω, auch bei Pl. u. a., dürfte richtiger als poetisch denn als jonisch bezeichnet werden. — Gelegentlich der Form κνήση die Bemerkung, daß Schmid sich über κνάω, bzw. κνήθω ausschweigt, obwohl das Verbum bei Luk. an mindestens drei Stellen vorkommt. Da κνήθω schon bei Arist., lassen sich für die Folgezeit beide Verba kaum mehr auseinanderhalten. Auch die Bildung νήθω schon Pl. politicus 289 c. Anders steht die Sache allerdings bei ἀλήθω. — Über κο = lat. quā u. a. Eckinger, Die Orthographie lat. W. in griech. Inschr. — κόκκινος in dialektischer Beziehung Th. 20 f. — κόμμι = kopt. komz, Grenfell, Pap. I, 52 (3. Jahrhundert n. Chr.). — κοῦρι, zu κόρος in LXX, N. T. u. bei Jos., ein Maß für Wein, hebr. Wort. — κρεοδαίτας, daneben auch κρεοδαίτας. — κρης wird auch von Gregor von Korinth „de dialecto Dorica“ als dorische Form bezeugt. — Der besprochene Gebrauch von κρείσις erhellt noch deutlicher aus einer Stelle bei Diodor (XI, 11), wo das Wort in Verbindung mit ἀγών gegensätzlich zu vorhergehendem μάχη steht. — Das Fragezeichen hinter καίρειν aus dem Alkäusfragment ist unmotiviert. Zu derselben Ansicht wie Hoffmann gelangt Gerstenhauer unter Berufung auf Vogrintz, Gramm. des hom. Dialekts. Vgl. die Formen κτανέοντα, κατακταέουσι, κατακτανέσθαι in der Ilias. — λόλλα Th. 112. — Das Auffallende zweier synkop. Formen von λούω neben einer offenen bei Her. ist zuzugeben: doch findet sich dieses Nebeneinander auch bei Ael. und Philostr. (Schmid IV, 604). — μ nasalis vor Explosivlaut Th. 135 ff. — Daß das Papyruswort μαλοπανα, das in einem Verzeichnisse von Pferden vorkommt und schon von Mahaffy mit λευκοπάριος bei Hesych. verglichen wird, nicht unbedenklich für äolisch erklärt werden kann, zeigt Th. 62 f. — μαχλοσύνη auch bei Hes. u. a. — Während bei μειζότερος zwei ähnliche Komparativ-

bildungen aufgeführt werden, fehlt *βέλτατος* (Wschr. f. klass. Phil. 1899, S. 534) neben *μεγιστότατος*. — Der aus einer phrygischen Inschrift angeführten *vox hybrida* *μεμόριον* tritt noch die Form *μεμούριον* aus einer syrischen zur Seite. Weitere Belege zu *μημόριον* „Grabmal“ aus Makedonien zur Kaiserzeit Mitt. XVIII n. 2. 3. 4. 6. — Beispiele für die rhodische Infinitivendung *μειν* (= *μεν*) sind noch aus dem 3. Jahrhundert *ἀναγραφήμειν ἐπιμεληθήμειν, ἐξήμειν, εἰσίμειν, ἐχθέμειν, θέμειν* (*dis*) (C. I. Insul. I, 677; 694; 761), — daneben aber erscheint auf der letzten Inschrift auch schon die *Κοινή*-Form *ἀποδεικνύειν* — und als einziger Beleg aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. *εἰσγραφήμειν* (ib. n. 58). — Zu *μηθείς* et *οὔθείς* die problematische Form *μηθεέν* auf einer delischen Inschrift. — *Μηνιαστᾶν* und ein paar Dutzend anderer Vokabeln sind Jahrg. 1898, S. 611 ff. dieser Zeitschrift von mir zusammengetragen. — *μίνδης* und *οἱ μινδῖται*, eine Art Familienrat und die Mitglieder desselben, auf lykischen Inschr. Th. 119. — Zu *μνα-* = *μνη-* notiere man noch aus einer galatischen Inschrift den Dorismus *μνναμνης* Th. 66. — Die Form *Μοῖσα* Bacchyl. 5, 4 wird gestützt durch *λαχοῖσαν* 19, 14. — Zu *ν* *paragogicum* Mayser, Gramm. d. Pap. aus der Ptolemäerzeit II, p. 50. — *νευμεινίη* Th. 73. — *νίτρον* und *λίτρον* finden sich bei Hippokr. nebeneinander. — o st. α: *μετοξύ.* — *ὀλίος* = *ὀλίγος* und verwandte Erscheinungen Hatzidakis *Ἀθηνᾶ* XI, 162 und Gött. gel. Anz. 1899, S. 514. — Theokr. 29, 26 liest Fritzsche *ὀμνάσθην*; ebenderselbe akzentuiert 2, 62 *ὄστια*. Hier merke man noch an *ὄστα* (wie von *ὄστόν*) Opp. 1, 268; Luk. tragod. 167. — Bei *ῥεπαξ, ῥεπηξ* vermisste ich jede Bemerkung über die dialektische Verschiedenheit von *ρεπαξ* und *ρεπηξ*, insofern in den mir zugänglichen Texten in der Sapphostelle *ῥεπαξ*, bei Theokr. 7, 146 *ρεπαξ* gelesen wird; wo steht denn überhaupt eigentlich *ῥεπηξ*? — *ῥεπετον* Diss. Hal. XII, 197. — Orthographie und nächstverwandte Formfragen Winer-Schmiedel § 5. — Zu *ev* st. *v*: *καθευδροῦσατο, κολλούριον, οὑπέρ, χρονός.* — Ein interessantes Beispiel für thessalisches *ou* st. *v* ist *Ῥουμαῖοι* auf einer Inschrift zwischen 178 u. 146 v. Chr. — Über die Entstehung von *ou* als Dativendung Th. 232. — *πάναξ*, seit Theophr. in der Literatur, begegnet in der Zusammensetzung *δοποπάναξ* Grenfell Pap. I, 52, 11 (3. Jahrhundert n. Chr.). — *παρε(ι)ρώ* auch Hippokrat. — *πάσις* „Erwerb“ Bacchyl. 10, 2: *ἔτερος δ' ἐπὶ πάσι ποικίλον τόξον τιταίνει*, eine *coniectura palmaris*. — *πάτριος* ist nicht bloß auf attischen Inschriften zweiendig, auch bei den attischen Schriftstellern ist dieser Gebrauch überwiegend.

Bei Plut. gilt dies, wenn anders die Beobachtung Weissenbergers richtig ist, für alle Adj. mit der Ableitungsendung *ιος*. — *περιελλίσσω* nach Jacobitz und Seiler auch bei Pl. — *περιέλασις* gerade in der Bedeutung *circumvectio* bei Hippokr. — Warum „scheint“ bloß *περικεφαλαία* ein polybianisches Wort gewesen zu sein? Schweighäusers Lexikon zeigt es leibhaftig und handgreiflich an drei Stellen und nur an einer vierten *περικεφάλαιον*, und daß es auch andere Autoren haben, lehrt ein Blick in die allgemeinen Wörterbücher. — Für *πέτεσθαι* hat *ἐπτόμην* als attische Prosaform, *ἐπτάμην* bei Pl. und einmal bei Xen. nur als dichterische Reminiscenz zu gelten. — *Πίναλος* und andere Eigennamen auf einer von Bendorf und Niemann (Reisen in Lykien und Karien, Wien 1884, S. 77) veröffentlichten Inschrift, neuerdings abgedruckt in „Stemplinger, Studien zu den *Ἑθνικά* des Stephanos von Byzanz“, S. 31. — *πλάτνυμα*? Andere schreiben *πλάτνυμα*. — Die zur orphischen Religion gehörigen *Πραξιδίκαι* auf einer attischen Inschrift (Berl. philol. Wschr. 1897, S. 1890). — *πρόβαιος* Th. 213. — *προέρχομαι* „werde“ Aphth. prog. p. 34: *τὸ δοκοῦν τοῖς πολλοῖς νόμος προήλθεν ἐμοί*. — *πύαλος* und Verwandtes Th. 75. — *ρ* = *ρη* Königsb. Diss. von Leitzsch, 1895. — Belege für *ρ* st. *λ* aus Attika Neue Jahrb. f. klass. Alt. V (1900), 251. — Das sub *ῥέθος* angeführte Kompos. *ῥεδομαλίδας* steht bei Alc. (fr. 150), dem Bergk, Koch. u. a. auch *εὔδομαλίδας* zuteilen (Diss. Hal. XII, 209 f.). — Zu *ῥίσκος* (*riscus* Ter. Eun. 4, 6, 16, auch bei Hieronymus) noch *ῥισκοφύλαξ* und *ῥισκοφυλάκιον*. Donatus zur Terenzstelle nennt das Wort phrygisch, Fick dagegen vermutet galatischen Ursprung, wohl richtig, wie Th. 142 ansprechend dartut. — Über das Vorkommen von *ρη* im Anlaut auf attischen Inschriften Blafs N. T.² S. 11¹. — *σαργάνη* (*ταργάνη*) auch bei Alexis, Timokl. bei Ath., N. T. — *σάττειν* und Komposita Diss. Hal. XII, 303 f. — *σεβένιον* auch bei Hal. und Hesych. „Hülle der Palmblüte und Frucht“, vielleicht zu koptisch *sēbe*, *sēbi* „arundo, calamus“; ebenso *σεβένιος*. — *Σεσκῶδος* Th. 231. — *σιρ* halten andere für eine Abkürzung von *σωτήρ*. — *σισόνη* gilt als Cilizismus, desgleichen Aoriste wie *ἔβαλα*. Winer-Schmiedel, S. 23. — Beherzigenswertes zu *σμίνθα*, resp. *σμίνθος* bei Th. 145; ebenda 113 andere Ableitung von *σούσινον*. — Die Entscheidung für das handschriftliche *στέλεγμον* oder die Korrektur *στέλαγμον* fällt nicht ganz leicht. Bergk schreibt *σταλαγμόν*. — *στίμμι* Th. 113. — *σφραγίδα ἔχειν* Berl. phil. Wschr. 1897, S. 393. — *σώρακος* zu *σωρήν*, eine Traubensorte in LXX. — *τ* st. *θ* vereinzelt auch in *τριγχός*, worauf hiermit ver-

wiesen sei. — τέκων = τέκτων (Meister I, 76) fehlt neben κίνδυν und ῥώθυνες. — τουκαρον bei Kenyon. — Über verschiedene Verwendungen des Wortes τραγωδία siehe die Note bei Schmid II, 223 f. — Τυβι entstammt den Pap. von Grenfell II, 59. — τυφλή ῥύμη „Sackgasse“ auf einem Pap. von Oxyrhynchos. — Über die Verwechslung von υ mit ι, ε und η in Kleinasien und Ägypten Th. 139 ff. — υ st. ου: δευτέρυ im Eudoxiapap. nennt Th. „inverse“ Schreibung. — Die Konstruktion ὑπὸ Θεὸν καὶ ἀνθρώπων auf einer halikarnassischen Inschrift vom Ausgang des 3. Jahrhunderts will H. verdächtigen. Angesichts der Freilassungsformel ὑπὸ Δία, Γῆν, Ἥλιον in mehreren Urkunden der Pap. von Oxyrhynchos wird er wohl seine Ansicht ändern. — φαντάζεσθαι auch Kenyon Pap. I, 112: φανταζομένη. — Zu φρήτιον (Akzent?) φρητί Callim. Cer. 16. — χέσιον, Kenyon Pap. II, 298, auch bei Athen., eine Wachtelart, die in Ägypten eingesalzen wurde. — ψέφας und ψέφος Diss. Hal. XII, 209. — -ῶσα = -νῖα, γεγωνῶσιν Dieterich 207.

Was schliesslich den Druck anlangt, so ist abgesehen von den schon oben berührten zahlreichen falschen Zitaten auch an anderen Fehlern gerade kein Mangel. Ausser einem halben Hundert falscher Akzente und Spiritus und ebensoviel anderen Druckversehen, die der Leser unwillkürlich selbst richtig stellt, während der Verf. unter dem Korrigenda einzig Ἀμφιράος richtig gestellt hat, bessere man noch und lese S. 14 Z. 30 eum; S. 52 Z. 17 ἀμμάς; S. 100 Z. 2 v. u. ubi; S. 102 Z. 21 Soph. O. R.; S. 166 Z. 20 γαθεῖν; S. 175 Z. 27 hucusque; S. 188 Z. 9 v. u. Dativus absolutus; S. 256 Z. 23 ἐκχωρνῖναι; S. 274 Z. 12 ἥνικαν. — S. 315 Z. 12 ἐργατίνας Theokr. XXI, 3 = ἐργάτης X, 9; S. 331 Z. 15 v. u. εὐμάκης, εὐμήκης, 25; S. 374 Z. 8 filiae; S. 415 Z. 27 καλλονή; S. 582 Z. 9 ὀλοφρυγγών; S. 621 Z. 17 v. u. ἔρξαι; S. 625 Z. 33 πάραρος u. XV; S. 645 Z. 17 pendant; S. 897 Z. 21 χέλυννα (vgl. Meister, S. 75).

München.

Ph. Weber.

64) Corneille, Le Cid, herausgegeben von Ernst Dannheifer.

München, Lindauers Verlag, 1902. 101 S. 8.

Diese neue Cid-Ausgabe verdankt ihre Entstehung dem Umstand, dass in der Lindauerschen Klassikerbibliothek natürlich Corneilles beste Tragödie nicht fehlen durfte. Für seine Arbeit war der Herausg. an die für diese Bibliothek aufgestellten Grundsätze gebunden, die eine sehr kurze Einleitung, wenige Anmerkungen und ein Spezialwörterbuch, auf welches

also auch die Süddeutschen Kollegen nicht glauben verzichten zu können, verlangen. Das ist von dem Herausg. geboten, und von Druckfehlern ist das Buch frei. Über die Zweckmäßigkeit der befolgten Grundsätze ließe sich streiten, jedenfalls bleibt bei denselben dem Lehrer im Klassenunterricht viel zu tun übrig.

Wernigerode a. H.

Drees.

- 65) **G. Stier, Petites Causeries françaises.** Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Cöthen, O. Schulze, 1903. VIII u. 104 S. 8. M 1.25.

Das für höhere Schulen bestimmte Büchlein nimmt doch zu wenig Rücksicht auf die besonderen Bedingungen des Unterrichts, welcher eine Anpassung an das jeweilige allgemeine und grammatische Fassungsvermögen, eine Verteilung auf die Entwicklungsstufen verlangt.

Ein Buch, das die Aneignung einer Umgangssprache vermitteln soll, muß ferner alle die Gebiete umfassen, die zum täglichen Leben gehören; von Wald, Feld, Dorf, Garten bringt es aber nichts; für ein Schulbuch ist auch wohl das Kapitel der inneren Einrichtung von Schule und Klasse nicht gut zu entbehren. Für verfehlt halte ich es auch, wenn der Verf. bei der Abteilung „Stadt“ die Straßen und öffentlichen Gebäude von Paris aufzählt, statt eine allgemein gültige Schilderung des städtischen Lebens zu geben. Auf anderen Gebieten würden die Schulbedürfnisse eine Beschränkung des Stoffes gern erlauben und Verzicht leisten auf die Arten der Zähne, die Teile des Zahnes (S. 25), die Arten von Westen (S. 42), die Teile des Fahrrades (S. 55), auf das ganze Kapitel von dem Luftballon und der Photographie; auch die Speisezettel für ein déjeuner und dîner gehören eher in einen Petit Parisien als in ein Schulbuch.

Die Fassung ist im übrigen knapp, sachlich und geschickt, besonders „Reise“, „Feste“ u. a. Die Kommasetzung ist ungenau; der Druck zeichnet sich durch Schönheit, Schärfe und Genauigkeit aus. (Druckfehler S. 17. 26. 54. 58. 83.)

Flensburg.

K. Engelke.

- 66) **M. Enneccerus, Versbau und gesanglicher Vortrag** des ältesten französischen Liedes. Ein Beitrag zur Lehre vom rhythmischen Verse. Mit den Handschriftenbildern der Eulalia-lieder und des Ludwigsliedes. Frankfurt a. M., F. Enneccerus, 1901. gr. 8. M 8. 60.

Die Verfasserin ¹⁾ der vorliegenden Arbeit hat sich schon im Jahre 1897 durch eine vorbereitende Arbeit zu ihrem jetzigen Thema bekannt gemacht, die den Titel führt: Zur lateinischen und französischen Eulalia. Mit zwei Tafeln im Lichtdruck (Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchh.). Sie tritt darin der Frage näher, die Suchier (Gröbers Zeitschr. 1891) aufgeworfen hatte, ob Huchald die lateinische Eulaliasequenz geschrieben habe. Die von ihr vorgenommene Handschriftenverglei- chung führt zu einer Verneinung der Frage. Weiterhin bespricht sie die Schlusstrophe der lateinischen Sequenz, sowie Einzelheiten des französischen Textes, die in der Handschrift deutlich zu Tage treten, nicht aber in der G. Parisschen Heliogravüre. Die neue Arbeit zerfällt in acht Abschnitte: I. Die Nachbildungen der lat. Eulalia-Sequenz. Die A-Verse. Der Aufbau der Eul.-Sequ. II. Sequenzenmelodie und Sequenzentext. III. Die Unrichtigkeit der bisherigen Verslesung. Die lat. C-Verse und die Versschlüsse. IV. Einiges aus der Rhythmik. Die s-E-D-Verse und deren Spielarten. V. Die Versgliederung und die Versgrundtypen des lat. Eulalialiedes. VI. Wert des französ. Eulalialiedes in Bezug auf Inhalt und Form. VII. Die Spielarten der Verse und die Versschlüsse des französ. Liedes. VIII. Der gesangliche Vortrag des französ. Eulalialiedes. Im Anhang bespricht die Verf. noch A. Die Legende vom nichttaktmäßigen Gregorianischen Gesang, B. zu Bartschs Methode, den Rhythmus älteren Sequenzenverse festzustellen. Bemerken wir noch, daß sich die Seiten 94 bis 107 mit dem Ludwigsliede beschäftigen, so geht daraus hervor, daß die Arbeit mehr bringt, als der Titel besagt, daß sie nämlich eine Theorie für den Vortrag der ältesten lateinischen Sequenzen, des Eulalialiedes und des Ludwigsliedes bringt. Der Kern der Ausführungen besteht in der

1) Im Interesse der sachlichen Klarheit nicht minder als in dem der „Frauenfrage“ (um es kurz zu bezeichnen), wäre es sehr erwünscht, wenn auf den Titeln wissenschaftlicher Schriften der volle Name zu lesen wäre, damit der Leser nicht im Zweifel bleibt, ob ein Mann oder eine Frau die Arbeit verfaßt hat. Mag auch vereinzelt die Objektivität der Beurteilung darunter leiden, sicher ist jedenfalls, daß durch wirkliche Leistungen studierender Frauen die „Frage“ um so schneller und in um so günstigerem Sinne gelöst werden wird.

Behauptung, daß die Texte nicht *cum ratione metrica*, d. i. in gerader Taktart, sondern vielmehr *sine ratione*, in der Taktart der rhythmischen Daktylen, dem Dreivierteltakt gesungen worden seien; alle Betrachtungen über die Gestaltung der Texte, alle etwaige Veränderungen in der Reihenfolge der Worte bzw. der Zeilen seien daher vom rhythmischen, nicht vom metrischen Standpunkte aus zu prüfen. Die oben angeführte Behauptung, die durch vielfache Zitate aus den Musikschriftstellern des frühen Mittelalters belegt und an den Texten der lateinischen Sequenzen bei Bartsch u. a. geprüft wird, hat vom musikalischen und auch allgemein künstlerischen Standpunkte aus etwas sehr Verlockendes und man muß es der Verf. danken, daß sie zu dieser Betrachtungsweise der betr. Texte die Anregung gegeben hat. Jedenfalls bietet die rhythmische Lesung der beiden Eulaliasequenzen die Möglichkeit, in allen Zeilen dieselbe Taktart beizubehalten, während bei der bisherigen Anschauung der Takt achtmal innerhalb der vierzehn Zeilen der ersten Hälfte der lat. Sequenz gewechselt hätte. Bei der großen Zahl von Verbesserungsvorschlägen, die bei beiden Texten gemacht worden sind und die namentlich bei dem französischen Gedichte oft zu erheblichen Textveränderungen geführt haben, ohne in das metrische Gebilde volle Klarheit zu bringen, kann es nicht geleugnet werden, daß die hier vorgeschlagene Lesung so gut wie gar keine Änderungen verlangt und dabei die französisch sinngemäße Betonung durchweg zur Geltung kommen läßt, daß sogar der kirchliche Charakter des Liedes als Jubilation nur in dieser Art der Lesung hervortritt. Von Wichtigkeit ist noch die Bemerkung, daß neben der rhythmischen Gliederung auch die Verteilung der Nebentöne in Betracht gezogen werden muß und daß oft eine nicht unter dem Iktus stehende wichtige Silbe durch Erhöhung des Sprechtones ihren richtigen Wert erhält, also ein Grundsatz, der auch in der neufranzösischen Satzmodulation eine wichtige Rolle spielt. Auf die vielen feinsinnigen Bemerkungen der Verf. näher einzugehen, erlaubt der Raum nicht, doch sei nicht verschwiegen, daß bei der Verf. die Begeisterung für ihre künstlerischen Ideen gelegentlich sich in übertriebenen Wendungen über den Wert der Einzelheiten ergeht.

Ebenso erregt auch die rein philologische Seite der Arbeit nicht unerhebliche Bedenken. So u. a. bei der Deutung des Verses *Aczo nos voldret concreidre li repagiens*, wo die Form *acso* statt eines *csö*, aus dem Grunde gewählt sein soll (allerdings erst die zweite Annahme), weil sie eine Silbe mehr hätte. Auch die Deutung von *lo suon element*

gemäß der Böhmerschen geistvollen Übersetzung ist nicht überzeugend. Vielleicht läßt sich der Stelle beikommen mit Hilfe der Bedeutungswandlungen des Wortes *element*, die Diels vor einigen Jahren in einer ausführlichen Abhandlung über dies Wort auseinandergesetzt hat. Warum statt *bellesone belliezor* zu setzen ist (S. 88), läßt sich auch nicht ersehen. Wenn nun die Verf. zur Erklärung der rhythmischen Eigentümlichkeiten einzelner Zeilen die in der Handschr. vorkommenden größeren oder geringeren Abstände zwischen den einzelnen Worten, ferner Punkte u. dgl. verwendet und damit namentlich bei dem Ludwigslied manche Schwierigkeiten zu lösen versucht, so kann man ihr folgen, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sonst in Handschr. die räumlichen Verhältnisse den Schreiber zu den willkürlichsten Zusammenziehungen bzw. Zerreißungen verführen. Da aber bei dem Ludwigslied keine räumliche Beschränkung vorhanden war (vgl. die photographischen Beilagen), so können in der Tat diese erwähnten Mittel solche Zwecke gehabt haben. Und da die Eulaliasequenz von demselben Schreiber geschrieben zu sein scheint, so können auch die gleichen Mittel zur Erreichung gleicher Zwecke angewandt worden sein. Anders aber verhält es sich, wenn auffällige Wortformen *buona pulcella* u. a. gewählt worden sein sollen, um dem Sänger rhythmische Eigentümlichkeiten anzudeuten. Bei *rancit*, soweit die Stammsilbe in Betracht kommt, sowie bei *perdesse* (abgesehen von dem fehlenden -t) würde die Wahl noch durch rhythmische Gründe erklärlich sein, weniger aber bei jener ersten Gruppe. Schwere sprachliche Bedenken aber regen sich, wenn *chief*, *ruovet* zerlegt werden in *chi-éf*, *ru-o-vet*. Bei *niule* handelt es sich nicht um *niu-le*, das, wie die Verf. meint, in *ni-u-le* zerdehnt worden sei, sondern um ein von vornherein dreisilbiges Wort. Ehe von seiten der Musikhistoriker mehrfache Beispiele beigebracht werden für den ersten beiden Gruppen entsprechende Fälle, muß dieser Teil der Arbeit als ungelöstes Problem behandelt werden.

Die Ausstattung des Buches ist in Papier und Typen ausgezeichnet. Leider ist die Disposition des Stoffes nicht besonders klar, was die Lektüre recht erschwert; außerdem muß der Druck übereilt worden sein, da nicht bloß auf S. 121 eine Reihe von Berichtigungen stehen, als Fortsetzung von S. 119, während S. 120 das Inhaltsverzeichnis bietet, sondern weil außerdem auch noch ein loses Blatt mit Angabe von Druckfehlern hat beigegeben werden müssen.

Berlin.

B. Röttgers.

- 67) **W. Scott, Kenilworth.** Zum Schul- und Hausgebrauch herausgegeben von **H. Gafner.** München, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1902. IV u. 148 S. 8.

geh. *M* 1. —; geb. *M* 1. 20.

Der Kenilworth-Text, welcher bei Tauchnitz 488 enggedruckte Seiten füllt, ist in Gafners Ausgabe auf den Umfang von 114 Seiten mit großem, weitem Satz gebracht. Der Herausg. hat den Hauptwert auf die Worterklärung gelegt; die sachlichen Anmerkungen nehmen, wenn man eine englische Lückenerzählung zu S. 26 abrechnet, nur etwas mehr als eine Seite ein. Ebenso bringt die biographische Einleitung nur das Allernotwendigste. In dem alphabetischen Wörterverzeichnis (S. 115—145) könnte die Aussprache hie und da noch etwas genauer sein. Man vermisst z. B. eine Unterscheidung der beiden Lautwerte des *g* (*giant, girth*), des *ch* (*channel, character*), des *s* (*case, to rise; beseech, possess, reserve*) und des *th* (*that, thick*). Bei der „Erklärung der Aussprachezeichen“ auf S. 146 findet man folgende Bemerkung: Die Aussprachezeichen geben beim Wort zugleich die Tonsilbe an (abôût). Unbetonte Silben u. s. w. sind, wenn nötig, in () erläutert. Nach diesem Prinzipie sind eine Reihe von Bezeichnungen unklar oder falsch: to exculpâte, to extricâte, exigency, footstêp, foremôst, to frustrâte, gâtewây, hôûsehöld, impôrt („Bedeutung, Tragweite“), infatnâted, to institûte, interêsted, sb. intervîew, intimâte, mandâte, to operâte, sb. prelûde, to prosecûte, to reiterâte, sick-bêd, sleêping-cûp, to suffocâte, swôrd-ârm u. a. m. Fehlerhaft sind auch allêge, ânger, assûrance (was nach der Lauttafel nur mit *s* und langem *u* ausgesprochen werden kann), assûre, assûred, côrnish („aus Cornwall“) mit kleinem *c*, envier („Neider“), justîfy, to ôrnamént, to ôverâw, pôstern-door, to quâlifý, a sùite of apartments (suite klingt hier bekanntlich wie sweet), râpîr. Der Herausg. hätte bei sorgfältiger Benutzung eines zuverlässigen Wörterbuchs diese Irrtümer leicht vermeiden können. -1-.

- 68) **Kipling, Three Mowgli-Stories.** Edited for use in schools by **Eduard Sokoll.** Leipzig, Rofsbergsche Buchhandlung, 1902. XL u. 86 u. 44 S. *M* 1. 80.

Die vorliegende Schulausgabe beginnt mit einer englisch geschriebenen Einleitung, welche eine kurze Biographie des Schriftstellers und eine Aufzählung seiner Werke enthält. Dann folgen die drei Mowgli-Geschichten: In the Rukh, Mowgli's Brothers und „Tiger-Tiger“. Die Auswahl wird,

sofern es sich um die Verwendung als Schullektüre handelt, nicht jedermanns Beifall finden. In the Rukh bleibt, wenn auch die anstößigste Stille ausgemerzt ist, a story for grown-ups, während die anderen beiden Erzählungen inhaltlich wie sprachlich für Knaben geeignet sind. Auch die Anordnung muß, wenn sie auch durch die Zeit der Veröffentlichung der betreffenden Geschichten begründet ist, auffallen. Es liegt so ein Widerspruch in den auf die erste Erzählung hinweisenden Schlußworten der letzten: Years afterward, he became a man and married. Auch daß die letzten Geschichten leichter sind als die erste, spricht für eine Umstellung. Die englisch geschriebenen Anmerkungen bieten sachlich alles zum Verständnis Erforderliche. Ob sie jede sprachliche Schwierigkeit erläutern, und ob sie selbst alle für den Schüler ohne Wörterbuch verständlich sind, darf zweifelhaft erscheinen und wird wesentlich von dem Standpunkt der Kenntnisse des Schülers abhängen. Aber mit dieser Schwierigkeit wird bei der Verwendung englischer Anmerkungen ja stets zu rechnen sein. Zur Privatilektüre fortgeschrittener Schüler ist das Buch zweifellos sehr geeignet.

Flensburg.

Adolf Herting.

- 69) **Der alte Orient.** 4. Jahrgang. Heft 2: Felix Freiherr v. Oefele, Keilschriftmedizin in Parallelen. Mit einer Keilschrifttafel. — Heft 3: Albert Šanda, Die Aramäer. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. 31 u. 32 S. 8. à M — 60.

Die erste dieser beiden neuen „gemeinverständlichen Darstellungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ will mir wenig zusagen. Eine Darstellung dessen, was die Keilschriften an Medizinischem enthalten, wäre eine dankenswertere Gabe gewesen, als die Sammlung von Aphorismen, wie ich sie nennen möchte, in die alles hineingezogen wird, was entfernt dazu gehört, mit Ausfällen auf die formenzählenden unpraktischen Philologen u. s. w. Gewiß hat die Medizin der Babylonier auf andere Völker, nach Osten wie nach Westen, eingewirkt; das Sichere, was der Verf. an manchen Stellen bietet, wird aber durch das bloß Vermutete, wofür die Beweise fehlen, stark überwuchert.

Die Geschichte der Aramäer von den ersten Spuren an, wo sie als halbe Nomaden mit den Fürsten von Assur in Berührung kommen (etwa im 14. Jahrh.), gibt Šanda in übersichtlicher Darstellung. Wenig bekannt sind ihre Kämpfe mit den Hettitern, am besten die Geschichte des

Aramäerreiches in Damaskus. Am Schluß gibt Šanda, was wir über Kultur und Götterlehre wissen, und eine Übersicht der alten aramäischen Sprachdenkmäler.

Oldesloe.

R. Hansen.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Soeben erschienen:

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. R. Schnee.

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Preis M 1. —.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Preis: M —. 80.

Platons Phädon.

Für den Schulgebrauch

erklärt von

Dr. Karl Linde,

Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Preis: M 1.20.

Sophokles' Philoktetes.

Für den Schulgebrauch erklärt von

Gerh. Heinr. Müller.

In zweiter, umgearbeiteter Auflage

herausgegeben von

Dr. Rudolf Hunziker,

Lehrer am Gymnasium zu Winterthur.

Preis: M 1. —.

Homers Ilias.

Für den Schulgebrauch erklärt von

Gottl. Stier,

weiland Direktor des Herzogl. Francisceums in Zerbst.

Erstes Heft. Gesang I—III.

Zweite Auflage, besorgt von

Dr. Max Seibel.

Preis: M 1.20.

Zweites Heft. Gesang IV—VI.

Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von

Dr. Max Seibel.

Preis: M 1.20.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

ENERG
UNIV. OF MICH.
APR 2 1903

Gotha, 21. März.

Nr. 6, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 70) H. Krakert, *Herodas in mimiambis quatenus comoediam Graecam respexisse videatur* (J. Sitzler) p. 121. — 71) A. Polaschek, *Studien zur grammatischen Topik im Corpus Caesarianum* (P. Menge) p. 122. — 72) L. Preud'homme, *Première étude sur l'histoire du texte de Suétone: De vita Caesarum* (R. Döpew) p. 123. — 73) G. v. d. Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft* (F. Pabst) p. 125. — 74) Wolfg. Passow, *Studien zum Parthenon* (L. Koch) p. 131. — 75) *Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen* (O. Wackermann) p. 131. — 76) Konrad Meier, *Racine und Saint-Cyr* (I. H.) p. 137. — 77) Ph. Plattner, *Formenbildung und Formenwechsel des französischen Verbums* (H. Bihler) p. 138. — 78) Gratien Charton, *Die Schwierigkeiten der französischen Sprache* (K. Holtermann) p. 140. — 79) R. Beihge, *Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert* (H. Spies) p. 142. — 80) Sevin, *Elementarbuch der englischen Sprache* (Fr. Blume) p. 143. — Anzeigen.

70) **H. Krakert, *Herodas in mimiambis quatenus comoediam Graecam respexisse videatur*. Dissert. inaug. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 48 S. 8.**

In den Mimiamben des Herodas finden sich zahlreiche Anklänge an die griechische Komödie. Dies ist bei der nahen Verwandtschaft zwischen den Literaturgattungen selbstverständlich und gewiss auch von jedem mit der griechischen Literatur vertrauten Leser der Mimiamben bemerkt, ja von einigen auch schon offen ausgesprochen worden; aber an einer umfassenden Darlegung des Verhältnisses zwischen Mimiambos und Komödie fehlte es leider noch.

Dieser dankbaren Aufgabe hat sich der Verf. der vorliegenden Freiburger Doktordissertation, die großen Fleiß und gesundes Urteil verrät, mit Geschick und Erfolg unterzogen. Jeder Mimiambos wird von ihm zuerst im allgemeinen und dann auch im einzelnen auf seine Berührungspunkte mit der Komödie sorgfältig untersucht; ja, es wird auch nicht

versäumt, wo es angeht, Plautus als Ersatz für die verlorenen griechischen Komödien beizuziehen. Wir sehen jetzt, wie nicht nur im allgemeinen die von Herodas behandelten Themen, Situationen und Personen mit solchen der Komödie übereinstimmen, sondern daß sich diese Ähnlichkeit auch auf einzelne Gedanken und Wörter erstreckt. Aber diese Übereinstimmung darf man nicht so auffassen, als ob Herodas bei Abfassung seiner Mimiamben bis ins einzelne Anlehen bei der Komödie gemacht habe; dies ist auch nicht die Meinung des Verf., obgleich der Titel der Dissertation zu diesem Glauben verleiten könnte; vielmehr zeigt sie nur, daß zwischen Mimiambos und Komödie hinsichtlich der Wahl der Stoffe und der Art ihrer Behandlung innige Beziehungen bestanden.

In der Frage, ob die Mimiamben des Herodas öffentlich von Schauspielern aufgeführt wurden, nimmt der Verf. eine verneinende Stellung ein. Ich glaube, mit Unrecht; denn die Annahme der Aufführung ist von vornherein wahrscheinlich, und was bis jetzt dagegen vorgebracht wurde, spricht in Wirklichkeit nur dafür.

Tauberbischofsheim.

J. Sitzler.

71) A. Polaschek, Studien zur grammatischen Topik im Corpus Caesarianum. Pgr. Floridsdorf, 1902. 23 S. 8.

Dem Zeitwort *esse* vor allem gilt die eingehende und mühsame Arbeit des Verf. In dem allgemeinen Teile weist er nach, daß C. merklich gesucht hat, die häufige Wiederholung von *esse* durch *variatio* zu vermeiden. Er ersetzt es durch vollere Verben oder *habere* oder *liefes* es überhaupt aus. Ungefähr dieser Regel scheint er hierbei gefolgt zu sein: das für die Darstellung unentbehrliche Verbum *sum* ist auf die unumgänglich notwendigen Fälle zu beschränken, sonst läßt man es aus, wenn es irgendwie der Text zuläßt (S. 6). Wir vermissen dabei einen Hinweis auf Dittenbergers Arbeit im *Hermes* III, sowie auf H. Meusels Beiträge zur Kritik von Caesars *bellum Gallicum* in den Jahresberichten des philologischen Vereins 1894. Weiter wird das Streben Caesars nach *variatio* durch die verschiedene Art der Stellung von *esse* bewiesen. Genauer handelt hiervon der besondere Teil. Wir erfahren, daß C. im Anfange seiner Kommentare das so bequeme Wörtchen *esse* am häufigsten gebraucht. (In der Behandlung der Relativsätze findet sich ein Irrtum; b. c. I, 42, 1 *quod longius erat agger petendus* ist *quod* Konjunktion.) Weiter behandelt Verf. verschiedene feststehende Verbindungen wie *satis*

esse, in armis esse, parem esse. S. 21 heißt es: Nur an einer schwer heilbaren Stelle 5, 34, 2 liest man *erant et virtute et numero pugnandi pares*. Hier läßt sich doch wohl ein Grund für diese Wortstellung nachweisen. Die drei anderen Beispiele aus C. selbst 1, 40, 7; 4, 7, 5; II, 39, 3 finden sich in verneinten Relativsätzen mit *posse*, in denen *esse* rein enklitisch ist. 5, 34, 2 aber wird *erant* durch seine Stellung an der Spitze des Satzes ganz besonders hervorgehoben, wodurch, wie Verf. selbst S. 14 aus Schmalz anführt, die Wirklichkeit versichert wird. In Wirklichkeit waren eben die Eburonen an Tapferkeit und Zahl einem Gefechte Mann gegen Mann (*pugnando* mit *Leidensis* I) gewachsen. Durch seine Untersuchungen begründet Verf. den sehr wichtigen Satz, daß die „traditionelle“ Stellung (Subjekt, Prädikatsnomen, *esse*) auch nicht häufiger vorkommt als die „occasionelle“ (S. e. Pn.). Die letzten Gründe für die Wahl einer bestimmten Wortstellung sind eben rein psychischer Natur. S. 15 Z. 4 ist wohl aus Versehen geschrieben: auch Zahlwörter werden gerne an *esse* angeschlossen, statt: auch an Zahlwörter wird gerne *esse* angeschlossen. Ähnliches findet sich Z. 9.

Erfurt.

Paul Menge.

72) L. Preud'homme, *Première étude sur l'histoire du texte de Suétone „De vita Caesarum“*. Bruxelles, Hayez, 1902. 32 S. 8.

— *Deuxième Étude*. Ebenda. 10 S. 8. (Extrait des Bull. de l'Acad. roy. de Belgique, classe des lettres etc., no. 5, mai — no. 8. août 1902.)

Verf. hat im Dezember 1896 bei der kgl. belg. Akademie eine Denkschrift eingereicht über die Frage der Vorbereitung einer kritischen Ausgabe von Suetons *Vita XII Caesarum* und beginnt jetzt diese stückweise zu veröffentlichen.

Die erste der beiden vorliegenden Studien zerfällt in zwei Teile: 1. Les manuscrits de Bentley. 2. Les manuscrits du XV^e siècle.

Im ersten Teile zeigt P., daß die von Bentley benutzten Handschr. sämtlich nachzuweisen sind; und zwar sind R und R₂ identisch mit den beiden cod. regius 15, C. III und 15, C. IV im British Museum zu London; S₁ und S₂ sind cod. $\frac{L\ 40. 2. \psi}{+ 1}$ und $\frac{L\ 40. 2. \psi}{- 1}$ in Sion College in London; L ist in Lincoln College Lat. 93 der Biblioth. Bodleiana in Ox-

ford; M und M₂ sind Dd. 10. 41 und KK 5. 24 der Universitätsbibliothek in Cambridge. Zugleich weist Pr. nach, daß die von Js. Vossius handschriftlich in einer in der Bibliothek zu Leyden vorhandenen Ausgabe angeführten Lesarten, wie schon Becker vermutet hatte, dem cod. R Bentleys entnommen sind, und daß die auf Hendrik Copes zurückgehenden von Graevius und Burmann angeführten Lesarten vermutlich aus einem von ihm verglichenen Cantabrigiensis stammen.

Daß alle Handschr. Bentleys nicht, wie Ihm (im Sitzungsbericht der kgl. pr. Ak. d. Wiss. zu Berlin, 1901, XXVII) behauptet, mit Ausnahme von R minderwertig sind, sondern genauer studiert zu werden verdienen, will Pr. demnächst nachweisen.

Im zweiten Teile zeigt Pr., daß Smith und Howard, die im XII. Bande der Harvard Studies in classical Philology, 1901, über einige Sueton-Handschriften des 15. und 14. Jahrh. geschrieben haben, im Irrtum sind, wenn sie behaupten, daß diesen ein wenn auch nur geringer Wert für die Kritik beizulegen sei, vielmehr werde die von ihm bereits fertiggestellte und in kurzem zu veröffentlichende Klassifikation der Sueton-Handschriften beweisen, daß alle diese Handschr. des 15. Jahrh., wie schon Roth erkannt habe, ohne jede Bedeutung seien.

In der zweiten Studie behandelt Pr. die sogen. Excerpta Listaeana, Cuiaciana, Bongarsiana. Bisher nahm man an, daß Bongars eine Kollation eines sonst unbekannten cod. Cuiacianus gemacht und daß Lislæus eine Abschrift von dieser gehabt habe, von der er Auszüge an Casaubonus und an Lipsius geschickt habe. Pr. weist nun nach, daß die von Bongars benutzte Handschr. ein von ihm im Jahre 1895 verglichener Kodex der Stadtbibliothek in Soissons ist; wenn man bisher geglaubt habe, es sei ein Cuiacianus, so sei dies eine nicht zu beweisende Annahme, die durch einen Irrtum Burmanns entstanden sei. Auch seien die beiden Collationes des Lislæus und Bongars unmöglich eine von der anderen abgeschrieben, sondern es seien das vermutlich zwei voneinander unabhängige Kollationen des codex Suessionensis gewesen aus dem Ende des 16. Jahrh.

Bergedorf.

R. Düpew.

- 73) **Georg von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Albrecht Graf von der Schulenburg. Leipzig, Chr. H. Tauchnitz, 1901. XXI u. 520 S. 8. geh. M 15. —.**

Leider ist es G. von der Gabelentz nicht mehr vergönnt gewesen, die zweite Auflage seines Werkes selbst fertigzustellen. Der Herausg. derselben, ein Neffe des Verewigten, hat in pietätvoller Weise „das Geschaffene, soweit es irgend anging, mit schonender Hand erhalten und nur da, wo der Fortschritt der Wissenschaft es dringend verlangte, Änderungen und Erweiterungen vorgenommen“. So findet man mit ganz geringfügigen Ausnahmen (auf S. 53, 173, 232/3, 263, 267/8, 387, 395/6) in der neuen Auflage wörtlich den Text der alten wieder — an nicht wenigen Stellen aber ist dieser Text durch Einschübe und Zusätze erweitert worden. Das Ganze ist sehr geschickt redigiert, sodaß man nur hie und da (z. B. auf S. 190 und 390) ohne Vergleichung mit der ersten Ausgabe die Einschaltungen bemerkt. Der Mehrzahl nach bringen die Zusätze Verdichtungen und Ergänzungen: an vielen Stellen z. B. werden abstrakte Auseinandersetzungen in dankenswerter Weise durch konkrete Beispiele verständlicher gemacht; gelegentlich finden wir einen hinzugefügten Rückblick auf ein Kapitel (S. 12 und anderwärts) oder eine Antwort auf Rezensionen der ersten Ausgabe (S. 53 u. 170); auf S. 15—17 ist die Frage über die Stellung der Linguistik zu den Naturwissenschaften noch näher erörtert; S. 140 werden die Endziele der einzelsprachlichen Forschung und der allgemeinen Sprachgeschichte in ihrer Verschiedenheit ausführlicher klargestellt; S. 204—208 steht ein größerer Nachtrag über Sandhi-Erscheinungen und Bevorzugung oder Verwahrlosung in der Artikulation, S. 250—252 ein wichtiger Zusatz über Nach- und Neuschaffung von Wurzeln und Wortstämmen, und auf S. 297—301 findet sich ein längerer Paragraph über Laut- und Sachvorstellung mit höchst interessanten Belegen für Unsicherheit der Lautbilder bei den Kabylen und Basken (vgl. S. 296). Hie und da, z. B. auf S. 328—334 u. 338—343, werden Zitate aus der fachwissenschaftlichen Literatur jetzt in größerer Ausführlichkeit mitgeteilt; S. 409—411 bemerkt man einen längeren Einschub über den Konsonantismus der semitischen Stammbildungen; auf S. 475/6 ist ein neuer Paragraph „Der Stil“ hinzugekommen, und auf S. 481 ein Absatz über sprachwissenschaftliche „Typologie“. Von be-

sonderem Interesse ist auch eine Einschaltung auf S. 39, in welcher der Verf. ein sehr ehrliches Geständnis über sein Verhältnis zu der fachwissenschaftlichen Psychologie ablegt. „Ich weiß nicht“, sagt er, „ob ich es den angehenden Sprachforschern empfehlen soll, sich lange beim systematischen Studium dieser Wissenschaft aufzuhalten. Ich für meinen Teil bedaure, daß ich für diesen Teil der Philosophie nie viel Ausdauer gehabt und meinen Bedarf an Seelenkunde mehr aus der Praxis des Lebens und aus feinsinnigen Charakterschilderungen bezogen habe, als aus den Theorien fachgelehrter Psychologen. Doch das mag individuell sein; Andere haben meines Wissens solchen Studien mehr Genuß und Gewinn zu verdanken gehabt.“ Auf S. 51 steht ein bemerkenswerter Zusatz über das Neben- und Nacheinander beim Neuerlernen von Sprachen. „Da muß ich nun . . . aus eigener Erfahrung vor einem naheliegenden Fehler gegen die geistige Diät warnen. Man möchte am liebsten gleich mehrere Sprachen neben- und durcheinander treiben. Dadurch erschwert und verzögert man sich die Arbeit, steckt sich beim Fortschreiten selber den Stock zwischen die Beine. Denn jede dritte Sprache, mit der man sich beschäftigt, verlangsamt die Erlernung der anderen.“ Der Verf. berührt sich hier wie auch in den sehr treffenden Bemerkungen über das Übersetzen beim methodischen Sprachunterricht (S. 71 f.), welche schon in der ersten Auflage stehen, eng mit den Bestrebungen der neuen Schulpädagogik. — Von Interesse ist endlich auch auf S. 239 ein Zusatz über Synonymkomposita, mit einem Ausblick auf die Wurzelbildung; man vgl. dazu S. 242.

Soviel über die Nachträge der zweiten Auflage. Es sei uns gestattet, noch einige zwanglose Bemerkungen anzuschließen. Da die Neuauflage keine prinzipiellen Änderungen aufweist, können sich unsere Randglossen natürlich nur auf mehr oder weniger nebensächliche Dinge beziehen.

Auf S. 190 hätte die lautgesetzliche Erklärung für die besondere Behandlung des *p* bei den demonstrativen Pronominibus und Adverbien des Englischen etwas deutlicher angegeben werden müssen. Vgl. Sweet, *New Engl. Grammar* I, § 861. Was auf S. 195 über den Wechsel zwischen *f* und *þ* gesagt ist, bedarf der Erweiterung. Der gegenseitige Umsprung von *f* und *þ* (an dem sich auch die palatale und velare Spirans *χ* beteiligt) ist eine in den verschiedensten Sprachen auftretende Erscheinung. Die Russen nennen bekanntlich das *Θ*, welches sie noch in griechischen Lehnwörtern

und Eigennamen schreiben, *fitá* und sprechen es stets wie *f* aus (vgl. *Feodor*); im Schottischen findet man *Foorsday* für *Thursday*, und im Vulgärenglischen *nuffin* für *nothing*. Näheres u. a. bei Varnhagen im Anz. f. d. Altert. IX, 179 (mit ausführlichen Literaturverweisen), und mit besonderer Bezugnahme auf franz. *soif* in der Zs. f. roman. Philol. X, 298 (weitere Literatur über *soif* bei Körting, Lat.-roman. Wörterb.² Nr. 8754); Storm. Engl. Philologie² I, 2, S. 825; Kluge in Pauls Grundriss² I, 1008 und im Etymologischen Wörterbuch unter „finster“; Noreen, Altisländ. u. altnorweg. Gramm.², § 200; Sommer, Handbuch der latein. Laut- u. Formenlehre, S. 194 f. Der Wechsel von *f* mit *x* ist namentlich bekannt aus dem Englischen (*laugh*, *rough* u. s. w.), aus dem Niederdeutschen und Holländischen (*Schacht*, *Schlucht*, *sacht*, holld. *kracht*, *gracht* u. s. w., nach Kluge, Etymol. Wörterb.⁶ auch bei *Juchten* für hochdeutsches *Juften* aus russischem *jufti*, neben dem allerdings jetzt auch eine [aus dem Niederdeutschen zurückentlehnte?] Form *juchti* existiert, und in weitem Umfange findet er sich bei den arabischen Lehnwörtern des Spanischen und des Portugiesischen, bei welchen letzteren aufser dem Hinterweichgaumenreibelaut *ħ* auch der ähnlich klingende Stimmritzenreibelaut *h* und das einfache *h* in Betracht kommen (Seybold in Gröbers Grundriss I, 402; Baist, Die arab. Hauchlaute u. Gutturalen im Spanischen, S. 5 ff.; Zimmern Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen S. 8). Als ein frappantes Beispiel für den Wechsel zwischen palatalem *x* und *β* kann der Ortsname *Keighley* (Yorkshire, West Riding) angeführt werden, der am richtigsten *kʰʲl* ausgesprochen wird. Jedenfalls ist der Umsprung bei den drei Spiranten schon aus akustischen Gründen nicht sehr auffällig, mag es sich dabei um Lautsubstitution bei Lehnwörtern oder um wirklich organischen Lautwechsel innerhalb der Sprache selbst handeln. — Der auf S. 195 erwähnte Übergang von *m-* zu *n-* in *nespola* ist nicht so vereinzelt wie es nach dem Gesagten scheinen könnte, vgl. Diez, Gramm. der Roman. Spr. ⁶, S. 176. — Das *h* in *huit* (S. 196) ist doch wohl rein graphisch, wie in allen Wörtern, die sonst mit *ui-* anfangen würden (*Huidne*: Idonia, *huile*: oleum, *huis*: ostium, *huissier*: ostiarius, *huître*: ostrea); vielleicht wollte man durch das *h* verhüten, daß *vi-* gelesen wurde (siehe Diez a. a. O., S. 366 u. 367); der Anlaut *ui* ohne *h* findet sich jetzt nur in dem populären *wist!* ‚futsch!‘. Daß man vor *huit* nicht bindet oder elidiert, erklärt sich hinreichend aus dem Charakter des Wortes als Nu-

merale; ist es doch ebenso bei *onse* und vielfach bei *un*, wenn dieses nicht unbestimmter Artikel, sondern wirkliches Zahlwort ist, vgl. z. B. Plattner, Ausführl. Gramm. der franz. Spr. I, § 39 Anm. und § 167. — Neben dem unorganischen *ν ἐπελκυστικόν* und den französ. Pataquès-Erscheinungen hätte auf S. 198 auch das hässliche *r* erwähnt werden können, welches gewisse Amerikaner zur Tilgung des Hiatus einschieben, weil das auslautende *r* in den Wörtern, wo es wirklich historische Berechtigung hat, jetzt soweit verschliffen ist, daß es nur noch in der Bindung deutlich zum Ausdruck kommt. — Auf grammatische Anbildung an Formen wie *finit-il*, *dort-il*, *rompt-il* und *aimait-il*, nicht aber, wie Verf. S. 202 sagt, auf das lat. *t* in *amat* ist das *Hiatus-t* in *aime-t-il* zurückzuführen. Vgl. Körting, Formenlehre der franz. Sprache I, 100 und G. Paris, Romania 6, 438. — Zu der mitteldeutschen Assimilations- und Kompromißform *mir* statt *wir* (S. 203) finden sich bemerkenswerte Parallelen im Altnorwegischen, wo durch den Einfluß des Auslauts der häufig vorausgehenden dazugehörigen Verbalform aus *vít* (*vet*) ‚wir zwei‘, *vér* ‚wir‘: *mit* (*met*) und *mér*, und aus *it* ‚ihr zwei‘, *ér* ‚ihr‘: *pít* und *pér* entstanden sind (Noreen a. a. O., § 218, § 393 Anm. 5 und § 394 Anm. 5). Das in Mitteldeutschland übliche Herüberziehen des *r* in *Er-eignis* erklärt sich jedenfalls rein mechanisch wie in *erinnern*, *erobern*, *heran*, *herein*, *darin*, *woraus*, und nicht, wie Verf. meint, durch den Einfluß von *erreichen*. Vgl. G. Hempf, German Orthography & Phonology I, S. 69, § 89. — Im Anschluß an das auf S. 215 Gesagte kann auf einen interessanten Fall der Bedeutungsentwicklung bei einem Suffixe im Englischen hingewiesen werden. Das Lateinische besaß die beiden Wörter *bracchiāle* „Spange am Oberarm“ und *frontāle* „Stirnschmuck“ (der Pferde u. s. w.). Im Altfranzösischen wurde daraus *bracel* „Arm-spange“, *frontal*, *frontel* „Stirnschmuck (-band, -reif)“, und mit einem Verkleinerungssuffixe, dabei aber im wesentlichen mit unveränderter Bedeutung, *bracelet* und *frontelet*. Die beiden letzteren Formen, die uns hier besonders interessieren, wanderten (mit *bracel*, *frontal*, *frontel*) über den Kanal und begegneten in dem alten Sinne (andere Bedeutungen, die im Laufe der Zeit hinzugekommen waren, können hier unberücksichtigt bleiben) in englischen Schriftstücken des 15. Jahrh. (*bracelet*, wie das Oxforder Wörterbuch nachweist, zuerst 1438, *frontlet* seit 1478). Seit 1535 findet sich dann im Englischen als Synonym von *bracelet* auch noch *armlet*, in dem vielleicht *armil*[et] „kleines Armband“ (belegt erst

1658; vom altfranzösischen *armillet*, Diminutiv von *armille* = lat. *armilla* „Armband, Armspange“) und engl. *arm* „der Arm“ so verschränkt sind, daß man sich das an und für sich etymologisch unverständliche *armillet* nach dem Muster des gleichbedeutenden *bracelet* und des sinnverwandten *frontlet*, bei welchem letzteren der erste Bestandteil als Bezeichnung des den betreffenden Schmuck tragenden Körperteils im Englischen selbständig vorkam (s. d. Oxf. Wtb. unter *front* I, 1), als eine Ableitung von *arm* „der Arm“ deutete. (Übrigens existierte auch sporadisch *brace* mit der Bedeutung „der Arm“ selbständig, vgl. das Oxf. Wtb. unter *brace* sb.¹). Damit war der Stein ins Rollen gekommen: das den drei Wörtern *frontlet*, *bracelet* und *armlet* gemeinsame Element *-let* wurde zum Klassensuffix für ringförmige Schmuckgegenstände (bzw. für Bänder und Binden) überhaupt, und man bildete nun flottweg von *ear*: *earlet* (1609 belegt), von *ankle*: *anklet* (1832), von *leg*: *leglet* (1836), von *wrist*: *wristlet* und von *neck*: *necklet*, welches seinerseits wieder halb und halb durch das synonyme *necklace* suggeriert worden sein kann. Bradley (Oxf. Wtb. VI, Spalte 216^b) meint (allerdings nicht ohne auf *armillet* hinzuweisen), schon *armlet* könne wie die zuletzt genannten Wörter nach dem Muster von *frontlet* direkt von *arm* „der Arm“ abgeleitet worden sein. Man vergleiche auch Wundt, Völkerpsychologie I, 2, S. 15 ff. Das Suffix *-let* blieb nebenher auch reines Verkleinerungssuffix (vgl. Diez a. a. O., S. 675; die altfranz. Grundform *-elet* geht in diesem Falle zumeist auf *-ellu-* + *-ettu-*, nicht auf *-ale-* + *-ettu-* zurück), und so haben wir neben *earlet* „Ohrring“ auch ein ganz anders entstandenes *earlet* = „anything resembling a small ear“ (Oxf. Wtb.), neben *leglet* „an ornament for the leg“ noch *leglet* „a little leg“ (ebenda, belegt seit 1821) und neben *armlet* „Armspange“ *armlet* „kleiner Meeres- oder Flußarm“ (nach Murray sub verbo soll schon ein altfranz., aber nicht ins Englische übergegangenes *bracelet* [= *bras* + *elet*, bzw. **brachielletum*?] mit dieser Bedeutung existiert haben); *fingerlet* ist nur einmal von W. Johnson 1854 als Gelegenheitswort gebildet worden und bedeutet bei ihm „a small or delicate finger“. — — Doch kehren wir von dieser Abschweifung zu Gabelentz' Buche zurück. Nach dem auf S. 217 Gesagten soll bei *rossignol*, *rouxinol* u. s. w. aus **lusciniolus* der Mäusedorn *ruscum* von Einfluß gewesen sein. Das ist wohl ziemlich gesucht. Es handelt sich jedenfalls um eine einfache Dissimilation, wie sie gerade bei mehrfachem *l* im Lateinischen gang und gäbe ist (Sommer a. a. O., S. 299). — Daß die Afformative des semitischen Perfekts ursprünglich

possessiven Charakter gehabt hätten (S. 391), wird jetzt nicht mehr angenommen; vielmehr faßt man dieselben als verkürzte Nominative des Personalpronomens auf (Zimmern, Vergleichende Gramm. der Semitischen Sprachen, S. 98 ff.). Auch die Pronominalsuffixe mit Akkusativbedeutung, wie sie an das Verbum antreten, kann man kaum mit Gabelentz (S. 413) als possessiv bezeichnen; allerdings sind Genitiv und Akkusativ bei dem suffigierten Pronomen im allgemeinen nicht verschieden, und die bei der 1. Pers. Sing. (sowie im Assyrischen auch noch sonst) auftretenden Abweichungen zwischen den Nominal- und Verbalsuffixen verdanken wohl erst einer sekundären Differenzierung ihren Ursprung (Zimmern a. a. O., S. 64), aber die logische Auffassung ist doch, wie Gabelentz S. 413 Z. 20 ff. selbst zugibt, beim Nomen und Verbum für den Semiten zu verschieden, da er sonst den Besitzer einer Sache und das Objekt einer Handlung scharf auseinanderhält. — Auf S. 393 ist zu modifizieren, was über franz. *nous*, span. *nos* mit oder ohne *autres, otros* gesagt ist, da es jetzt nur noch für das Französische (und Italienische) paßt. Im Spanischen kommt die Form *nos* nur noch als Pluralis maiestaticus in Erlassen hochgestellter Personen oder Kollegien vor, während sonst durchweg *nosotros, -as* (wie auch *vosotros, -as*) gesagt werden muß (Wiggers, Gramm. der span. Spr. § 25, 2). — Die auf S. 433 angeführte Herleitung des englischen *good-bye* von *good be ye* ist jetzt ebensowenig mehr aufrecht zu erhalten, wie die sonst gewöhnlich gegebene von *God be with you*, seitdem W. Franz in den Engl. Studien 24, 344 ff. nachgewiesen hat, daß dem Ausdruck die Formel *God buy you!* „Christus erlöse dich!“ zu Grunde liegt.

Zum Schluß seien noch einige zum Teil sinnstörende Druckfehler berichtet: S. 171, Anm. 1 lies: *Verner'schen*, S. 207, Z. 14: *Römer* (st. *Männer*), S. 213 Mitte: *querer* (st. *querir*), S. 217, Z. 6: *notion* (st. *nation*, welches hier ganz verwirrend wirkt), S. 244 Mitte: *die es thuen* (st. *dies thuen*), S. 298 Z. 11 lies: *sein* = *sínus*, *seing* = *signum*, S. 313, Z. 5: *L'expression* (st. *d'expression*), S. 327, Z. 6 lies *d* st. *t*.

Die äußere Ausstattung ist musterhaft, doch hätte das umfangreiche Werk, das doch nicht nur zum Nachschlagen, sondern vor allem auch zum zusammenhängenden Lesen da sein soll, lieber in zwei handliche Bände von wesentlich kleinerem Format zerlegt werden sollen. Wie in anderer Beziehung, so gilt auch vom Formate das Wort des Kallimachos *Μέγα βιβλίον μέγα κακόν*.

Bremen.

F. Pabst.

- 74) **Wolfgang Passow, Studien zum Parthenon.** Philologische Untersuchungen herausgegeben von A. Kiefling und U. v. Wilamowitz-Moellendorf. 17. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. 65 S. 8. *N* 3. —.

An diesen Studien, zu denen den Verf. die Teilnahme an dem archäol. Osterferienkursus in Berlin anregte, scharfe Kritik üben zu wollen, verbietet sich von selbst. Wurde er doch durch den Tod verhindert, an jene Stellen selbst bessernde Hand anzulegen, die die Herausg. als der Revision und Vervollständigung bedürftig ihm bezeichnet hatten. Mit anerkennenswerter Pietät gegen den Verstorbenen haben sie diese seine letzte Arbeit, freilich nicht ohne erhebliche Abänderungen in ihre Sammlung aufgenommen, und jedenfalls damit zu einer weiteren Nachprüfung der in ihr niedergelegten immerhin beachtenswerten Ergebnisse angeregt. Behandelt sind im ersten Abschnitt der Tänienschmuck, im zweiten die Kentaurenmetopen des Parthenon und zwar sowohl die der Südseite als die der Nordseite und schließlich das Parthenonpferd, über dessen Größenverhältnis, Haltung, Gangart und Rasse sehr zutreffende Bemerkungen gemacht werden. So ist es, um nur eines hervorzuheben, durchaus überzeugend, wenn P. die von ihm als einem guten Pferdekennner gerügten Unnatürlichkeiten in der Gangart auf künstlerische Willkür zurückführt. Hingegen wird der Verf., wenn er meint, auch das Größenverhältnis des Parthenonpferdes zu seinem natürlichen Vorbild sei absichtlich entstellt, gerechtem Zweifel bei denen begegnen, die das kleine attische Pferd gesehen haben. Jedenfalls merkt man es besonders der letzteren Untersuchung an, daß bei ihr das Interesse des Verf., der schon als Student für das Studium der Bildung der Pferde in der antiken Plastik sich sehr erwärmt hatte, stark erregt war. Die Lektüre dieses Kapitels sei allen Freunden der Parthenonskulpturen angelegentlich empfohlen.

Bremen.

L Koch.

- 75) **Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen.**
Heft I. Mit 4 Abbildungen und 9 Tafeln. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1899. VIII u. 124 S. 8. *N* 8. —.
Heft II. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte und 39 Tafeln.
Ebenda 1901. IX u. 228 S. 8. *N* 10. —.

Gleichzeitig mit der Untersuchung des germanisch-rätischen Grenzwalles hat sich die geschichtlich-philologische, archäologische und mili-

tärische Forschung auch anderen Stellen unseres Vaterlandes mit erneutem Interesse zugewandt, wo immer der Überlieferung nach die Römer längere Zeit sich festgesetzt und durch Anlage von Befestigungen wie bürgerlichen Niederlassungen Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen haben. Seit langer Zeit sucht man mit Eifer nach der Stelle des alten Aliso, in wichtiger Epoche einst der bedeutendsten Position der römischen Eroberung im nördlichen Germanien, die nach verhältnismäßig kurzem Bestehen dem Ansturm der Germanen erlag; und eine stattliche Literatur hat sich über die Aliso-Frage schon angesammelt. Eine Reihe berufener Forscher, die sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigten, hat nun in den beiden vorliegenden Heften die Ergebnisse ebenso sorgfältiger wie umsichtiger Forschung niedergelegt und, wie wir gleich hier vorausschicken, dadurch ein wesentliches zur Förderung, ja Lösung dieser Frage beigetragen. Vielleicht haben schon im Augenblicke, wo wir diese Zeilen schreiben, neue Grabungen vollkommene Sicherheit und Entscheidung gebracht.

Die am 30. Dezember 1897 eingesetzte westfälische Altertumskommission stellte sich zunächst die Aufgabe, alle in ihrem Forschungsgebiet aus dem Altertume und dem Mittelalter erhaltenen Reste von Erdbefestigungen einer zusammenhängenden, systematischen Untersuchung zu unterziehen unter Anlehnung an die bisher betriebenen wissenschaftlichen Arbeiten. Naturgemäß richtete sich diese Aufgabe in erster Linie auf diejenigen alten Befestigungswerke, welche bis jetzt mit mehr oder weniger Bestimmtheit als von den Römern herrührend angesehen worden waren; und so beschäftigen sich denn die hier vorliegenden „Mitteilungen“ zum größten Teile mit Überresten von Anlagen aus der Römerzeit. Ergeben auch einzelne der für die N. Ph. Rdsch. in Betracht kommenden Untersuchungen ein negatives Resultat und liefern sie zunächst den Nachweis, daß man an manchen Stellen bisher mit Unrecht römische Anlagen angenommen hat, so ist doch auch damit der Wissenschaft gedient.

Von den fünf Abteilungen des ersten Heftes fallen die beiden ersten ganz oder teilweise in das Gebiet der römischen Altertumsforschung. S.1—30 bringt A. Wormstall eine statistische Übersicht über „die vor- und frühgeschichtlichen Wallburgen, Lager und Schanzen in Westfalen, Lippe-Detmold und Waldeck (Pyrmont)“ mit vollständigem literarischem Nachweis. Die zweite Abteilung beschäftigt sich mit der Untersuchung römischer oder für römisch gehaltener Befestigungen in Westfalen. Mit Interesse lesen wir zunächst einen „offerten Brief

über das Varuslager im Habichtswalde“, in dem sich Fr. Jostes gegen Knoke's Annahme eines Varuslagers bei Stift Leeden (Kreis Tecklenburg) wendet und dies „ärmliche Wallgebilde“ der Zeit der ersten Markenteilung (1668) zuweist, woraus sich auch die „porta principalis sinistra“ und „dextra“ und das „praetorium“ ungezwungen erklären läßt. Wenn man unbefangenen Auges den Darlegungen Jostes' folgt, der nicht bloß den klassischen Philologen und Altertumsforschern, sondern auch erfahrenen und mit den Verhältnissen der Gegend und der Geschichte der Marken vertrauten Forstleuten und Landwirten das Wort einräumen möchte, so kann man nicht umhin, dem Urteil Schuchhardts, des Verfassers der demnächst folgenden Abhandlungen, beizupflichten, daß Knoke's „Varuslager im Habichtswalde“ erst mit diesem Aufsätze aus der Welt geschafft sei; denn „daß eine Sache nicht römisch sein könne, beweist man erst vollkommen, wenn man dartut, was sie denn wirklich ist“.

Die sich anschließenden Abhandlungen C. Schuchhardts über Ausgrabungen und Aufnahmen an der Lippe sind insofern grundlegend für die weiteren Untersuchungen, als in ihnen dargelegt wird, daß eine Reihe von zum Teil recht ansehnlichen Lippebefestigungen in der römischen Liste nicht weiter geführt werden dürfen, daß man überhaupt von einer fortlaufenden befestigten Linie der Lippe fortan nicht mehr sprechen kann. Manche der irrig für römisch gehaltenen Reste sind durch Anlage und Fundstücke der merovingischen oder karolingischen Zeit zuzuweisen, für einen derselben wird es in einem Aufsätze des zweiten Heftes von E. Ritterling bestätigt und ergänzt; manche Befestigung kann der Anlage nach römisch gewesen sein, läßt sich aber als solche nicht beweisen, sofern kein einziges römisches Stück unter den Funden sich zeigt. Allein auf dem St. Annenberge bei dem Städtchen Haltern (Kreis Coesfeld, in der Mitte der Bahnlinie Münster—Wesel), an dem nördlichsten Punkte des Lippelaufes gelegen, wo die Einmündung des Stever (von rechts) die Wassermasse des Flusses fast verdoppelt, ist durch zahlreiche Fundstücke und erkennbare Überreste der Befestigungsanlage ein römisches Lager mit Bestimmtheit festzustellen. Auch die von hier aus in der Richtung nach Castra vetera führende Heerstraße läßt sich an vielen Stellen und auf lange Strecken erkennen. Die große Anzahl der hier gefundenen Waffen u. s. w. läßt mit Grund vermuten, daß das Kastell nicht freiwillig von den Römern verlassen, sondern durch Sturm erobert und die Besatzung niedergemacht ist. Die aufgefundenen Münzen (deren keine

einzig mehr von Tiberius) setzen die Eroberung gegen das Ende der Regierung des Augustus. Liegt es nicht nahe, an die Katastrophe der Varusschlacht und was mit ihr zusammenhängt zu denken? Jedenfalls hat auf dem St. Annenberge bei Haltern ein römisches Kastell gestanden; eine stattliche römische Niederlassung, von hier gegen die Stadt Haltern sich hinziehend, ist schon gleichzeitig mit dem Kastell vorhanden gewesen und ist noch lange nach dessen Untergange in reger Beziehung zu den römischen Kolonien am Rheine geblieben. Für alle diese Schlussfolgerungen war die Grundlage gegeben.

Nachdem man von der Lippelinie als der bis zum Quellgebiet hinauf mit Kastellen besetzten Einfallstraße der Römer hatte absehen müssen, nachdem das erste Römerkastell an der unteren Lippe, 40 km vom Rheine, mit einem weiten Anhang römischer Besiedelung sich ergeben hatte, war die Aufgabe gestellt, an diesem Punkte die Untersuchungen wieder aufzunehmen. Das Resultat, das diese ergeben haben, ist in dem reicheren zweiten Hefte der „Mitteilungen“ niedergelegt, das sich fast ausschließlich mit Haltern beschäftigt. Zuerst wird (von F. Philippi) Lippe- und Steverlauf in früheren Jahrhunderten festgestellt, wobei sich ergibt, daß der Lauf der ersteren weiter nördlich ging und die Römeranlagen unmittelbar berührte; Th. Ilgen untersucht dann die Lippeschiffahrt in früheren Zeiten und kommt zu dem Ergebnis, daß die Lippe für die Schiffahrt (im Mittelalter wenigstens) nicht oder höchstens von der Stevermündung an in Betracht kommt.

Die wichtigsten Aufsätze sind die in der dritten Abteilung dieses Heftes stehenden Arbeiten: „Die römische Niederlassung bei Haltern.“ Zuerst werden hier (S. 55—106) die Anlagen am Ufer der Lippe von F. Koepf (in freilich etwas breiter Weise) besprochen. Wir lernen das alte Bett des Flusses, Uferbauten und Hafenanlagen kennen und auf einem von Gräben eingeschlossenen großen dreieckigen Platze ein Kornmagazin (das indessen G. Loeschke in einem späteren Aufsätze „Vermutungen über die Bestimmung und Geschichte der röm. Anlagen am Lippe-Ufer“ an etwas andere Stelle verlegt), zu dessen Entdeckung zunächst das Vorhandensein einer außerordentlich großen Menge verkohlter Weizenkörner führte. Hier am Ufer wie an anderen Stellen läßt sich eine zweimalige Zerstörung durch Brand erkennen. Als bestimmt römisch die Anlagen bei Haltern zu bezeichnen und zugleich einer bestimmten Periode, nämlich der Zeit um den Beginn

unserer Zeitrechnung, sie zuzuweisen, ermöglicht und nötigt die überaus große Zahl von Fundstücken, die für jene Periode charakteristisch sind: Münzen, Waffen, Werkzeuge, Geräte und vor allem Töpfergeschirr, große und kleine Töpfe, Vorratsgefäße, Lampen u. s. w., auf S. 107—174 besprochen und bestimmt von E. Ritterling. Wir erhalten hier, weil die Zeit sich so genau bestimmen läßt, ein durch spätere Bestandteile ungetrübtes und verhältnismäßig vollständiges Bild von dem Inventar des römischen Rheinheeres, namentlich auf keramischem Gebiete (etwa die Hälfte der Sigillata-Stempel zeigt den Namen des Ateius, dessen Fabrikate in Pompeji so häufig sind), zu den Zeiten des Drusus, Tiberius, Varus und Germanicus, und damit einen bestimmten Maßstab für andere Funde; darin beruht die hohe allgemeine Bedeutung der bei Haltern gemachten Einzelentdeckungen.

Das schon vorher bekannte, aber noch keineswegs allseitig bestimmte Kastell auf dem St. Annenberge hat C. Schuchhardt nochmals vollständig durchforscht (S. 175—198), nachdem eine Kommission des archäologischen Instituts von dem Stande der Untersuchung Kenntnis genommen und das Reich Mittel zur Weitergrabung verwilligt hatte. Die Gestalt des Kastelles stellte sich als ein großes, nahezu gleichseitiges Dreieck mit abgestumpften Ecken dar. Die außerordentlich feste Anlage, auf der Höhe an sich schon dominierend, umschließt ein Kastell fast dreimal so groß als die Saalburg. Unterhalb der Höhe, unmittelbar bei dem Orte Haltern und dicht an dem alten Lippebette, liegt ein — der eingehenden Durchforschung noch wartendes — viel größeres Lager, dicht mit römischen und zwar einheitlich augusteischen Resten besetzt. Schon jetzt darf Schuchhardt die Vermutung aussprechen, daß der Annenberg das Kastell, die Zitadelle geblieben sein wird, das Winter und Sommer gehalten wurde, während die unteren Anlagen dem Aufmarsch und der Verproviantierung dienten.

Man hat die Halterner Grabungen nicht begonnen, um Aliso zu finden, aber bald sich genötigt gesehen mit der Annahme zu rechnen, daß hier, nicht in Elsen bei Paderborn, das alte Aliso zu suchen ist. In einem besonderen Aufsätze, „die Aliso-Frage“, vermag Schuchhardt diese Vermutung fast bis zur Evidenz zu bringen, und auch O. Dahm, der in einem Nachtrag noch einige interessante Einzelheiten beibringt, kommt zu dem Schlusse, daß wir hier Aliso vor uns haben ¹⁾. Die außer-

1) Inzwischen hat O. Dahm im vergangenen Herbst die Untersuchungen an dem

ordentliche Größe des unteren Lagers, wo unter den Funden durchaus die italische Sigillata vorherrscht, wo also Legionen, nicht Auxiliaren (mit gallischem Fabrikat) gelegen haben, der Hafen mit den Magazinen beweisen eine aufsergewöhnliche Station. Auch die Überlieferung über Aliso stimmt hiermit überein, und in unbefangener Prüfung, ohne in den Fehler der Elsen-Verehrer zu fallen und alles zu gunsten von Haltern zu wenden, kommt Schuchhardt zu dem Ergebnis, daß Aliso an der unteren Lippe gelegen haben muß und daß dieses Aliso überhaupt die einzige bedeutende Station der Römer an der Lippe gewesen ist. Mit H. Delbrück, dem Hauptverfechter der Elsen-Aliso-Hypothese, setzt er sich mit Bestimmtheit — und den Leser überzeugend — auseinander. Auf die Frage: war das eigentliche Aliso das obere Kastell oder das untere Lager? — antwortet Schuchhardt: keines von beiden; das eigentliche Aliso war eine beim Eindringen der Römer schon vorhandene germanische Ansiedelung, nach der sie ihre Anlage castellum Aliso nannten.

Die sachverständigen, umsichtigen Grabungen bei Haltern, die klaren und sorgfältigen Fundberichte, die vorsichtigen, besonnenen und zuverlässigen Folgerungen und Kombinationen sichern den hier besprochenen „Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen“ an sich ihren wissenschaftlichen Wert. Die Bedeutung der gemachten Entdeckungen, die nicht abgeschlossen sind, sondern im Gegenteil einen ungeahnt großen Umfang anzunehmen versprechen, liegt auf der Hand. Sie wächst noch, wenn man dem vorsichtigen Hinweis Ritterlings (und Schuchhardts) auf den merkwürdigen Umstand mit dem Blicke folgt, daß bei Höchst am Main auffällig gleichartige Funde gemacht worden sind wie bei Haltern, daß an beiden Stellen die Gesamtlage der Örtlichkeit ganz gleichartige Verhältnisse aufweist. Welch ungeahnte Perspektive auf die Kriegführung und die Eroberungspolitik der Römer, in erster Linie des Drusus, wenn sich Höchst und Haltern-Aliso als Bruderkastelle erweisen sollten! Denn daß man sich hier in Haltern auf den Spuren des Drusus und Germanicus bewegt, darüber sind alle Forscher, die in den „Mitteilungen“ das Wort ergriffen haben, bei all ihrer Zurückhaltung im Ziehen von Schlüssen einig. Indessen Schuchhardt sagt ganz richtig: „der Weg, auf dem wir einmal zu festem Aufbau der Römerkriege gelangen werden, ist nicht der

großen Lager fortgesetzt und, wie man schon jetzt vernimmt, außerordentlich wichtige neue Entdeckungen gemacht, über die wir vielleicht demnächst zu berichten in der Lage sind.

der strategischen Hypothese von oben herab, sondern der bescheidenere und mühsamere der Maulwurfsarbeit von unten herauf“; nur muß, so fügen wir hinzu, die Strategie die Probe abgeben auf das Exempel, das die „Maulwurfsarbeit“ gelöst hat. Gern stimmen wir bei, daß „bei weiterem Hand in Hand gehen die Untersuchungen am Main wie an der Lippe uns hoffentlich gut und leidlich rasch voranführen werden“.

Hanau.

O. Wackermann.

- 76) **Konrad Meier, Racine und Saint-Cyr.** Sonderabdruck a. d. Neueren Sprachen. Marburg, N. G. Elwert, 1903. 71 S. 8.
M 1.20.

Der Verf. führt einen von den Litterarhistorikern bisher unbeachtet gelassenen Satz Michelets an, daß Racines „*Esther et Athalie sont deux machines de guerre qui agissent en cadence avec les tentatives contre Guillaume*“. Auf Grund gleichzeitiger Memoirenwerke und der ins einzelste gehenden Darstellung Macaulays sucht Meier den Beweis für die Richtigkeit der Micheletschen Behauptung zu erbringen. Zwar ist von jeher die in Esther gegen Frau v. Montespan und ihren Beschützer Louvois hervortretende Feindseligkeit anerkannt worden, doch zeigt Meier durch viele wichtige Stellen, „daß dieses Stück mit Vorbedacht darauf zugeschnitten war, eine hochbedeutende Hofangelegenheit mit weittragenden politischen Folgen zu werden“. Schwieriger ist es, in der Athalie die zeitgeschichtlichen Absichten nachzuweisen. Hier mangelt es ganz an äußeren geschichtlichen Zeugnissen aus den Jahren der Entstehung dieser Tragödie, doch sucht Meier aus inneren Gründen darzutun, daß in dem Stücke der erhoffte Sieg der vom Throne gestürzten und vertriebenen Stuarts über Wilhelm von Oranien und seine Gemahlin verherrlicht werden soll. Die Auslegung der Racineschen Charaktere in übertragener Bedeutung ist nicht einwandfrei. Nicht Jeder wird an die Identität Jehus mit Ludwig XIV. glauben wollen. So schweren Tadel wie in Athalie gegen jenen Fürsten vorgebracht wird, durfte und konnte sich der Dichter nimmermehr, auch nicht durch die Blume, gegen seinen selbtherrlichen König erlauben. Das wäre törichte Unbesonnenheit gewesen.

Wie man sich aber zu dem Verf. stellen mag und wenn man auch nicht meint, daß Athalie als Dichtung in der von Meier als unabweislich erachteten politischen Beleuchtung höheren Glanz gewinnt, so bietet der Aufsatz doch viel des Anziehenden und mannigfache Belehrung. Allerdings

dem Charakter Racines wird der Verf. nicht überall gerecht; er stellt ihn als maßlos eiteln Ränkeschmied dar und bezweifelt auch die Aufrichtigkeit seiner Tränen. Aber ein von gutmütiger Leichtgläubigkeit weit entfernter Kenner wie Sainte-Beuve hat ihn gerade deswegen in dem rührenden Gedichte „les larmes de Racine“ besungen. **I. H.**

77) Ph. Plattner, Formenbildung und Formenwechsel des französischen Verbums. Karlsruhe, Bielefelds Verlag, 1902. 222 S. 8. **M. 3.80.**

Dieses zweite Ergänzungsheft zur Ausführlichen Grammatik behandelt, wie der Titel weiter besagt, das regelmässige und unregelmässige, unvollständige, unpersönliche und reflexive Verbum, den transitiven, intransitiven und absoluten Gebrauch, die Rektion. Es bietet eine Fülle von Beobachtungen und Beispielen aus umfassender Lektüre, berücksichtigt die Volkssprache und streift dann und wann auch die Dialekte. Es sucht auszuscheiden, was veraltet, und festzustellen, was wieder frisch aufgenommen worden, eine schwierige Arbeit, da es der Umgangssprache und den Schriftstellern nicht benommen werden kann, aus Dialekt und veraltetem Idiom immer wieder neue Gedankenaustauschmittel zu prägen, um andere ihrerseits abgenutzte zu ersetzen. Es ist nicht nur interessant, dem Bienenfleiss des Verf., der offenbar bei seinen zahlreichen Lesestoffen in erster Linie auf grammatisch Verwertbares sein Augenmerk richtet, zu folgen und seine vortrefflichen Verdeutschungen sich anzueignen, sondern dieses Buch wird sich für jeden Nicht-Franzosen, der französisch schreiben will, als ein fast unentbehrliches Hilfsmittel erweisen. Wer freie Aufsätze machen läßt, dem darf man raten, bei der Korrektur dieses Ergänzungsheft mit seinen Bemerkungen in bequemer alphabetischer Folge als getreuen Berater zur Hand zu haben, um nicht als inkorrekt anzustreichen, was ein Franzose eben doch sagen kann.

Zugleich eröffnet der Verf. den Fachkollegen ein ergiebiges Arbeitsfeld. Die in Frage kommende Literatur der drei letzten Jahrhunderte ist so reichhaltig, das Werden, Wachsen und Vergehen der Sprachmittel so naturgemäss, daß es vieler Kräfte bedarf, um alle Möglichkeiten für die verschiedenen Zeiten festzustellen. Das Ergänzungsheft spornt an selbst auf die Suche zu gehen, um sich ein sicheres Urteil zu bilden, und diese Suche kann Stoff für gar manche Programmbeilage liefern.

Zum Beweise, mit welchem Interesse das Buch gelesen wurde, fügen

S. 25: „Früher fand sich tant s'en faire“, wovon es sich
 tanntischen tantum abest ut . . . ut gebrr abundante.“ S. 17: Portrait der
 Tugelas. Wir finden diese Satzverw einer Sache mit de
 wieder: Et tant s'en faut bestimmend (bestimmt?) der Bedeutung nach
 aus bien saais, c'est-à-dire wie: Les gendarmes l'ont
 hommes, qu'il ne faut main. S. 20: „en wird fern ganz in der Weise des la-
 prime de n'être plus ciwortes fahren: voyager en che Dazu ein Beispiel aus
 über den Modus in wenn man von der Richtung nicht.“ Dix-huitième Siècle,
 S. 32: „In en übersetzt.“ Geradezu unrichtig ist folgendung in Faguet, D'une foule de personnages,
 Courrier) fehlt e' Komparativsätze) der Hauqu'il soit besoin d'une multitude de renseignements sur les
 S. 37: Partikel en nicht erford d'une multitude des personnages trop complexes, sous
 Son zèle n'est pas si grand pas même des personnes dieselbe gerne, wenn es gilt,
 gewählten Beispiele nicht air, und wir benutzen dieselbe gerne, wenn es gilt,
 es: „en anstatt de, ge Konsektivsätzen zu sprechen.
 das Beispiel: Cet enf dem Satze n'est pire valet que celui qui raisonne (P.-L.
 offenbar das neutrale il“, und
 Endlich ist in Sätzen wie N'y monte pas qui veut das gram
 at il zu ergänzen, während das logische Subjekt in dem Sr
 satzes zu erblicken ist“, geben beide die richtige Erklärung
 man damit Gêruzez: Elle (la foule) ne se maîtrise
 pas qui veut, so ergibt sich aus der k

dem Charakter Racines wird der Verf. nicht überall gerecht; er stellt ihn als maßlos eiteln Ränkeschmied dar und bezweifelt auch die Aufrichtigkeit seiner Tränen. Aber ein von gutmütiger Leichtgläubigkeit weit entfernter Kenner wie Sainte-Beuve hat ihn gerade deswegen in dem rührenden Gedichte „les larmes de Racine“ besungen. **I. H.**

77) Ph. Plattner, Formenbildung und Formenwechsel des französischen Verbums. Karlsruhe, Bielefelds Verlag, 1902.
222 S. 8. M 3. 30.

Dieses zweite Ergänzungsheft zur Ausführlichen Grammatik behandelt, wie der Titel weiter besagt, das regelmässige und unregelmässige, unvollständige, unpersönliche und reflexive Verbum, den transitiven, intransitiven und absoluten Gebrauch, die Rektion. Es bietet eine Fülle von Beobachtungen und Beispielen aus umfassender Lektüre, berücksichtigt die Volkssprache und streift dann und wann auch die Dialekte. Es sucht auszuscheiden, was veraltet, und festzustellen, was wieder frisch aufgenommen worden, eine schwierige Arbeit, da es der Umgangssprache und den Schriftstellern nicht benommen werden kann, aus Dialekt und veraltetem Idiom immer wieder neue Gedankenaustauschmittel zu prägen, um andere ihrerseits abgenutzte zu ersetzen. Es ist nicht nur interessant, dem Bienenfleiss des Verf., der offenbar bei seinen zahlreichen Lesestoffen in erster Linie auf grammatisch Verwertbares sein Augenmerk richtet, zu folgen und seine vortrefflichen Verdeutschungen sich anzueignen, sondern dieses Buch wird sich für jeden Nicht-Franzosen, der französisch schreiben will, als ein fast unentbehrliches Hilfsmittel erweisen. Wer freie Aufsätze machen läßt, dem darf man raten, bei der Korrektur dieses Ergänzungsheft mit seinen Bemerkungen in bequemer alphabetischer Folge als getreuen Berater zur Hand zu haben, um nicht als inkorrekt anzustreichen, was ein Franzose eben doch sagen kann.

Zugleich eröffnet der Verf. den Fachkollegen ein ergiebiges Arbeitsfeld. Die in Frage kommende Literatur der drei letzten Jahrhunderte ist so reichhaltig, das Werden, Wachsen und Vergehen der Sprachmittel so naturgemäss, daß es vieler Kräfte bedarf, um alle Möglichkeiten für die verschiedenen Zeiten festzustellen. Das Ergänzungsheft spornt an, selbst auf die Suche zu gehen, um sich ein sicheres Urteil zu bilden, und diese Suche kann Stoff für gar manche Programmbeilage liefern.

Zum Beweise, mit welchem Interesse das Buch gelesen wurde, fügen

wir einige Bemerkungen an. S. 1: „Im historischen Perfekt ist der Charaktervokal nicht immer derselbe wie in der neueren Sprache gewesen. Auch in der ersten Konjugation war er *i* neben *a*, so daß neben -ai, -as, -a, -âmes, -âtes, -èrent (oder -arent) auch die Bildung -is, -it, -imes, -îtes, -irent stand.“ Sollte nicht folgende Fassung zutreffender sein? Wie die Infinitive, so haben auch die Perfekte beim Übergang aus der römischen Volkssprache ins Romanische Schwankungen zwischen den Konjugationen durchgemacht, und Spuren davon haben sich erhalten.

S. 2, Anm.: „Die familiäre Sprache ersetzt sie (die Formen auf -asse) einfach durch den Konjunktiv Präsens, eine Unregelmäßigkeit, die jetzt bekanntlich durch die Leyguesschen Beschlüsse sanktioniert ist.“ Das könnte zu Fehlerhaftem verleiten. Der endgültige Erlaß vom 28. Februar 1901 besagt: „Concordance ou correspondance des temps. — On tolérera le présent du subjonctif au lieu de l'imparfait dans les propositions subordonnées dépendant de propositions dont le verbe est au conditionnel présent. Ex.: il faudrait qu'il vienne ou qu'il vînt.“ Also nicht il aurait fallu qu'il vienne, wie man aus Plattners Bemerkung schließen könnte. Übrigens ist *viene* auch sachlich begründet, da *faudrait* der Bildung nach zwar ein Tempus der Vergangenheit, der Bedeutung nach aber ein solches der Gegenwart ist.

S. 25: „Früher fand sich tant s'en faut ganz in der Weise des lateinischen tantum abest ut . . . ut gebraucht.“ Dazu ein Beispiel aus Vaugelas. Wir finden diese Satzwendung in Faguet, Dix-huitième Siècle, wieder: Et tant s'en faut qu'il soit besoin d'une foule de personnages, tous bien saisis, c'est-à-dire d'une multitude de renseignements sur les hommes, qu'il ne faut pas même des personnages trop complexes, sous peine de n'être plus clair, und wir benutzen dieselbe gerne, wenn es gilt, über den Modus in Konsekutivsätzen zu sprechen.

S. 32: „In dem Satze n'est pire valet que celui qui raisonne (P.-L. Courier) fehlt offenbar das neutrale il“, und

S. 37: „Endlich ist in Sätzen wie N'y monte pas qui veut das grammatische Subjekt *il* zu ergänzen, während das logische Subjekt in dem Subjekt des Relativsatzes zu erblicken ist“, geben beide die richtige Erklärung nicht. Vergleicht man damit Gêruzez: Elle (la foule) ne se maîtrise pas elle-même et ne la maîtrise pas qui veut, so ergibt sich aus der kreuzweisen Stellung, daß *qui veut* nachgestelltes grammatisches, nicht logisches Subjekt ist. Noch deutlicher wird das durch ein Beispiel aus Legouvé: Oh!

la langue française! la poésie française! ne la calomnient que ceux qui ne la comprennent pas.

S. 221: „Vouloir qe à qn (z. B. vouloir du bien à qn) hat auch die Bedeutung „von jem. etwas wollen“, aber nur bei Personalpronomen: Que peut-elle alors me vouloir?“ Dabei dürfte doch bemerkt werden, daß Molière im Misanthrope sagt: Elle (cette grande raideur des vertus des vieux âges) veut aux mortels trop de perfection.

Freiburg i. B.

H. Bihler.

78) **Gratien Charton, Die Schwierigkeiten der französischen Sprache.** Gebrauchsanweisung von: „en, ne, y und Subjonctif.“

München, Hermann Martin, 1902. 62 S. 8.

1. —

Es ist gewiß mit Freuden zu begrüßen, wenn ein in Deutschland als Lehrer tätiger Franzose, aus der Fülle seiner Sprachkenntnis und Belesenheit schöpfend, es unternimmt, deutschen Schülern die Hauptschwierigkeiten der französischen Grammatik vorzuführen. Denn auch in unseren besseren Schulgrammatiken findet sich ja bekanntlich manches Ungenauere und Veraltete. Leider scheint aber der Verf. der obigen Schrift zur Zeit noch nicht die für ein solches Unternehmen notwendige Kenntnis der deutschen Sprache zu besitzen. Es findet sich in dem Büchlein eine Menge von undeutschen und unrichtigen Wendungen und Ausdrücken, von denen die auffallendsten hier Platz finden mögen.

Vorwort: „Das Büchlein soll ... die Behauptung in Erfüllung gehen lassen.“ — S. 5: „Es gibt sechs Fälle, in welchen en als pronom relatif (sic) gebraucht wird. Von diesen sechs Fällen werden im Deutschen die drei ersteren übersetzt, die drei andern bleiben gänzlich unübersetzt.“ S. 8: „Der Winter naht heran, wir haben jeden Tag einige Vorbedeutungen (indices).“ S. 9: „en regiert das Wort, welches anzeigt, wozu eine Person beschäftigt ist.“ S. 9: „Weil wir geschäftlich beansprucht sind.“ S. 16: „In zwei Stunden werden wir auf dem Gipfel des Berges sein können (nous pourrons).“ S. 16: „Die Handlung ..., wovon es sich handelt.“ S. 18: „Er ist so viel gelaufen (tant couru).“ S. 19: „Er steht nicht mehr in Gnade, aber wohl in Ungnade (il n'est plus en faveur, mais bien en disgrâce).“ S. 19: „Die toten Sprachen sinken immer mehr herab (tombent de plus en plus en décadence).“ S. 19: „Als Christus in den Himmel stieg, fiel er seine Apostel in Ekstase (lorsque le Christ monta dans les cieux).“ S. 22:

„Ohne welche Beziehung zum Vorhergehenden und ohne etwas Ergänzttes zu bezeichnen, wird *en* gebraucht.“ S. 23: „Üben Sie seinen Willen aus (*faites sa volonté*).“ S. 24: „Wenn *en* ein Hauptwort regiert, wird es fast nie gefolgt von dem bestimmten Artikel.“ S. 28: „Ich kann nicht glauben, daß er heute abend fortfährt (*qu'il part ce soir*).“ S. 30: „Die Eigenliebe ist das Einzige, dessen man nie mächtig wird (*dont on ne vient jamais à bout*).“ S. 30: „Der Hund ist das einzige Tier, dessen Treue auf Probe gestellt ist (*dont la fidélité soit à l'épreuve*).“ S. 30: „Die Gegenwart ist das einzige Gut, über welches der Mensch wahrhaftig Herr ist (*dont l'homme soit vraiment le maître*).“ S. 39: „Das Indikativ, das Subjonctif.“ Auffallenderweise bezeichnet der Verf. ferner *en* als *pronom relatif*; in französ. Grammatiken, wie Larousse oder der Grammaire Nationale, habe ich diese Bezeichnung nicht finden können.

Auch die Fassung der Regeln könnte mehrfach klarer und treffender sein; vgl. S. 5: „*en* wird gebraucht als Einschaltung in einen Satz, der unmittelbar darauf folgt, oder in einen solchen, der noch nicht ganz ausgesprochen wurde.“ Charton meint solche Sätze wie: *N'en doutez pas ils céderont, si vous montrez de la fermeté*, wo statt der hypotaktischen die parataktische Konstruktion gewählt ist. S. 16: „*en* regiert das Wort, welches anzeigt, unter welchem Gesichtspunkte die Sache, die Eigenschaft oder die Handlung angeschaut wird, wovon es sich handelt, z. B. *la récolte en vin n'a pas été très abondante*.“ S. 17: „*en* bezeichnet im allgemeinen die Beziehung einer Sache mit dem Innern einer anderen. Es ist weniger bestimmend (bestimmt?) wie *dans*.“ Der Verf. denkt an solche Sätze wie: *Les gendarmes l'ont mis en prison; j'en avais la preuve en main*. S. 20: „*en* wird ferner gebraucht zur Übersetzung des Zeitwortes fahren: *voyager en chemin de fer*.“ S. 20: „Das deutsche nach, wenn man von der Richtung und von einem Lande spricht, wird durch *en* übersetzt.“

Geradezu unrichtig ist folgende Regel, S. 51: „Wenn in solchen Sätzen (Komparativsätzen) der Hauptsatz verneinend oder fragend ist, so ist die Partikel *en* nicht erforderlich.“ Es soll heißen: muß fehlen, z. B. *Son zèle n'est pas si grand que vous le vantez*. Mitunter auch passen die gewählten Beispiele nicht recht zu der verangehenden Regel. S. 5 heißt es: „*en* anstatt *de*, gefolgt von einem Subst. für *de cela* (!).“ Hierzu das Beispiel: *Cet enfant m'a frappé, j'en ris*. ib. „*en* wird gebraucht

vor einem pronom indéfini oder Zahlwort“. Hierzu das Beispiel: A-t-il des protecteurs? Il en a de très puissants. Wo ist das pronom indéfini? ib. „en wird gebraucht, wenn auf das Zeitwort ein Komparativ folgt.“ Hierzu das Beispiel: Cet ouvrier ne travaille pas; j'en suis tous les jours moins satisfait. Hier hängt doch en von satisfait ab. S. 10: „en regiert das Wort, welches das Resultat einer Naturveränderung anzeigt.“ Hierzu die Beispiele: il éclata *en sanglots*, nous fondîmes *en larmes*. S. 23: „en bezeichnet mit dem part. prés. auch die Art und Weise, wie etwas geschieht.“ Dazu das Beispiel: Sa maladie va en augmentant. S. 42 verfällt Charton in den pädagogischen Fehler, den Schülern erst das Unrichtige vor Augen zu führen, bevor er das Richtige gibt: „Es heisst also nicht: Il disait qu'il eût été déjà hier ici, sondern: il disait qu'il avait été etc.“

Von Druckfehlern sind mir aufgefallen S. 7: *tenus secret*; S. 8: *Combien de livres avez-vous acheté?* S. 11: *étaient* für *étaient*.

Übrigens muß lobend hervorgehoben werden, daß der Verf. für die aufgestellten Regeln eine Fülle von im ganzen passend gewählten Beispielen beibringt, sowie daß er einige Kapitel recht scharf und treffend behandelt hat, besonders den Gebrauch des Subjonctifs. Eine ähnliche Behandlung anderer Schwierigkeiten der französischen Sprache wird gewiß auf den Beifall der Fachgenossen rechnen können, vorausgesetzt, daß der Verf. vorher seine Arbeit von einem sachkundigen Deutschen revidieren läßt.

Münster i. W.

K. Holtermann.

- 79) **Richard Bethge, Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert.** Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Philologie herausgegeben. Leipzig, O. R. Reisland, 1902. X* u. LXXVIII u. 618 S. M 12. —.

Am 4. Januar 1902, dem Geburtstage Jakob Grimms, konnte die „Gesellschaft für deutsche Philologie“ in Berlin die Feier ihres 25jährigen Bestehens festlich begehen. Ein Vierteljahrhundert war vergangen, seitdem zuerst fünf Schüler Müllenhoffs zur Gründung einer Vereinigung zusammengetreten waren, die sich die Pflege deutscher Philologie zur hohen Aufgabe gesetzt hatte, zunächst aus persönlichem Interesse an der Sache in ihrem bescheidenen Kreise, späterhin zu Nutzen der germanistischen Forschung durch Herausgabe von Festschriften in zwangloser

Folge und des Jahresberichts über die Erscheinungen aus dem Gebiete der germanischen Philologie. Mit jugendfrischer Begeisterung und treuer Hingabe an die Wissenschaft war die Gesellschaft im Sinne der Lachmannschen Schule, unbeirrt durch die Gunst oder Ungunst der Umstände, durch gute und schlechte Zeiten gewandelt, und als sich der Tag der Gründung zum 25. Male jährte, legte sie sich und der germanischen Wissenschaft als 17. Festschrift ein neues, gewaltiges Werk auf den Geburtstagstisch: „Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert.“

Unter steten Verweisen auf die einzelnen Bände des Jahresberichtes wird hier von der Feder sachverständiger Fachgelehrten (im ganzen 23) eine zusammenfassende Darstellung alles dessen gegeben, was in den letzten (rund) 25 Jahren auf den einzelnen Gebieten der germanischen Sprach- und Literaturwissenschaft geleistet und erreicht worden ist. Das Werk erweist sich somit als eine bibliographisch-kritische Übersicht ersten Ranges. Es wird dem im praktischen Schuldienst stehenden Lehrer nicht weniger als dem Gelehrten ein unentbehrliches Hilfsmittel sein, zumal dem ersteren, der die Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft durch das Überwuchern praktischer Schulfragen nur zu leicht verliert und nun durch die neueste Festschrift der „Gesellschaft für deutsche Philologie“ ein höchst bequemes, wenn auch streng wissenschaftliches Mittel der schnellen Orientierung an die Hand bekommt, das ihn vieles mühsamen Suchens und unsicheren Tastens überhebt.

Berlin.

Heinrich Spies.

- 80) **Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache** nach der analytischen Methode bearbeitet. Erster Teil: Lautlehre; der einfache Satz nebst der regelmässigen Formenlehre. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Karlsruhe, Bielefelds Verlag, 1902. 166 S. 8. geb. *M* 1.80.

Das vorliegende Buch stellt einen Fortschritt gegenüber seiner vor vier Jahren erschienenen ersten Auflage dar, besonders in dem propädeutischen Kursus (S. 1—22) und der vom Lesestoffe getrennten Grammatik. Die Lesestücke selbst (S. 27—78) sind englischen Quellen entnommen und zumeist Fabeln, Erzählungen, Beschreibungen und Gedichte; leider führen sie zu wenig, entgegen der Forderung der Reformmethode, in speziell englisches Leben ein, tragen also nicht zur Kenntnis von Land

und Leuten bei. Außerdem sind Sprechübungen über Gegenstände des täglichen Lebens und der nächsten Umgebung eingestreut und vertreten so das Prinzip der Anschauung. Die Grammatik (S. 79—124) bringt die Aussprache, die regelmäßige Formenlehre und die Elemente des einfachen Satzes zur Darstellung; dann folgen grammatische Übungen (Umformungen, Bilder von Sätzen und Übersetzungen im Anschluß an die vorangehenden englischen Texte) und endlich ein Wörterverzeichnis zu den Lesestücken. — An einzelnen Stellen bin ich mit dem Verf. nicht einverstanden; z. B. S. 82: „abweichende Pluralbildung durch Änderung des Vokals (Ablaut)“, statt „Umlaut“; S. 83: „Der bestimmte Artikel lautet immer the“; S. 86: „Die 3. Person Singularis wird durch Anfügung eines s an die 1. Person gebildet“, und S. 89: „Bei den regelmäßigen Verben wird das Imperfekt durch Anfügung der Endung -ed gebildet“, wobei nicht gesagt wird, wie dieses -s und -ed ausgesprochen wird.

Ein abschließendes Urteil über das Buch, das auch in der ersten Auflage kein Vorwort über des Verf. Standpunkt enthält, kann billigerweise erst nach dem Erscheinen des zweiten Teils gefällt werden.

Dt.-Wilmersdorf.

Fr. Blume.

Paul Neff Verlag (Carl Bühle) in Stuttgart

P. F.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebs

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie
neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröer

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln
weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch
eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch
eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Ich habe mich durch Prüfung von der streng wissenschaftlichen, eingehenden und zuverlässigen Erörterung, wie auch von der ungemein praktischen Anordnung des mitgeteilten Wortschatzes überzeugt.

Dr. J. Schipper, ord. Professor der engl. Philologie an der Universität Wien.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes Aktiengesellschaft Göttingen.

APR 20 1903

Gotha. 4. April.

Nr. 7, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

• Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Zu Agrippa d'Aubignés „Tragiques“ aus Anlaß neuerer Ausgaben (Carl Friesland) p. 145.

Rezensionen: 81) Ed. Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias (L. Koch) p. 150. — 82) Heinr. Nissen, Italische Landeskunde. Zweiter Band: Die Städte. Erste Hälfte (E. Ziegeler) p. 152. — 83) Walter Altmann, Architektur und Ornamentik der antiken Sarkophage (L. Koch) p. 155. — 84) Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1900, vol. XXX (W.) p. 156. — 85) S. Frankfurter, Register zu den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn, Jahrgang I—XX (O. Schultze) p. 159. — 86) A. Mennung, Jean-François Sarasins Leben und Werke (G. S.) p. 160. — 87) His Honour Judge Webb, The Mystery of William Shakespeare (F. P. v. Westerholz) p. 164. — Anzeigen.

Zu Agrippa d'Aubignés „Tragiques“ aus Anlaß neuerer Ausgaben.

Von Carl Friesland.

Von dem Hauptwerk des hugenottischen Dichters gab es bis jetzt noch keinen kritischen Text. Die Ausgaben und Handschriften, die dafür in Betracht kommen, sind folgende: 1) die 1616 anonym erschienene editio princeps: Les Tragiques, donnez au public par le larcin de Promethee. Au Dezert par L. B. D. D. ¹⁾ [bezeichnet mit A]; 2) eine ohne Bezeichnung des Ortes und der Zeit erschienene zweite Ausgabe: Les Tragiques ci-devant donnez au public par le larcin de Promethee et depuis avouez et enrichis par le Sr d'Aubigné [B]; 3) ein handschriftlich erhaltener Text, welcher sich auf dem der Familie Tronchin gehörigen Schlosse Bessinges (bei Genf) befindet, von einem Sekretär geschrieben ist, aber Ver-

1) = Le bouc du désert, ein d'Aubigné von seinen Glaubensgenossen gegebener Spitzname.

besserungen von der Hand des Verf. enthält [T]; 4) eine Handschrift im Britischen Museum in London. Dieses Material ist von den bisherigen Herausgg. der *Tragiques* folgendermaßen benutzt worden: 1) Lalanne hat für seine Ausgabe (Paris 1857) A und in geringerem Maße B benutzt; 2) Read's Ausgabe (Paris 1896) gibt T wieder, ebenso die große sechsbändige d'Aubigné-Ausgabe von Réaume und de Caussade (Paris 1873 bis 1892). Von einem kritischen Text konnte also nicht die Rede sein.

Diesem Zustande ist zum Teil wenigstens ein Ende bereitet worden. Die Fakultäten zu Paris und zu Lyon verlangen von den Kandidaten der *Licence ès lettres* auch eine genauere Bekanntschaft mit dem ersten Buch der *Tragiques*. Da nun die bisherigen d'Aubigné-Ausgaben den Studierenden nicht leicht zugänglich waren, lag es nahe, durch einen kritischen Text des betreffenden Buches dessen Studium zu erleichtern. Einige ehemalige Schüler der *École normale supérieure*, Bourgin, Foulet, Garnier, Maître und Vacher haben sich nun dieser Aufgabe unterzogen (Paris, Colin, 1896). Durch befreundete Fachgenossen waren den Herausgg. Kollationen von T und der Londoner Handschr. zur Verfügung gestellt worden, wobei sich für T ergab, daß die bisherigen Abschriften nicht fehlerfrei gewesen waren. Nachdem so sämtliches Material zur Stelle war, galt es zu konstatieren, welcher der vier Texte der Ausgabe zu Grunde zu legen und inwieweit den Lesarten der übrigen Rechnung zu tragen sei. A trat von vornherein zurück, da man in B eine vom Verf. selbst verbesserte Neuauflage des ursprünglichen Textes besitzt. Ferner ergaben die Untersuchungen der Herausgg. für die Londoner Handschr., daß sie nichts weiter als eine Kopie von T ist, also für die Konstituierung des Textes fortfällt. Von T selbst wurde schließlich erwiesen, daß sie jünger ist als die *editio princeps*. Zu erledigen blieb demnach noch die Frage nach dem Verhältnis von B zu T, und hier sind die Herausgg. zu folgendem Ergebnis gekommen. Den ursprünglichen Text der *Tragiques* hat d'Aubigné einmal einer Durchsicht unterzogen, und diese Textgestaltung ist uns in T erhalten. Um dem Drucker seine Aufgabe zu erleichtern, trug er in ein Exemplar der *editio princeps* die Verbesserungen aus T ein, wobei er sich kleine Abänderungen erlaubte. So entstand B, die demnach als letzte Textgestaltung zu betrachten und einer kritischen Ausgabe der *Tragiques* zu Grunde zu legen ist. Daneben sind hauptsächlich die Lesarten von T zu berücksichtigen. Das Ergebnis dieser Untersuchung wird dadurch gestützt, daß man zur selben Zeit von anderer Seite zu dem gleichen Resultat

gekommen ist (Bulletin de la Société des Humanistes français, 23 mai 1896).

Die dem eigentlichen Text vorausgeschickte Einleitung beginnt mit der Biographie des Dichters, deren Nachrichten der *Vie à ses enfants*, der *Histoire universelle* und den *Oeuvres poétiques* entnommen sind. Daran schließt sich eine kurze Charakterisierung der *Tragiques*, in der ihre literarische Stellung besonders berücksichtigt wird. Die dann folgende Bibliographie der Werke d'Aubigné's und der diese betreffenden Schriften ist im ersten Teile vollständig ¹⁾, im zweiten fehlt die Abhandlung J. Levallois', *Agrippa d'Aubigné, Les Tragiques (Misères)*, die sich in der *Instruction publique* 1885, p. 504. 517. 643 ff. abgedruckt findet. *Praronds Poètes historiens* sind außerdem 1875, nicht 1873 erschienen. Den Schluss der Einleitung bilden jene die Gestaltung des kritischen Textes betreffenden Untersuchungen, deren Ergebnisse ich bereits mitgeteilt habe. — Nachdem das Handschriftenverhältnis richtig erkannt, war die eigentliche Textkonstituierung keine schwere Aufgabe mehr; man hat aber auch hier den Eindruck, daß sich die Herausgg. mit Takt und Verständnis ihrer Arbeit entledigt haben. Der Text liest sich recht gut; wesentliche Ausstellungen habe ich daran nicht zu machen. Von einer orthographischen Uniformierung hat man mit Recht Abstand genommen. Abgesehen von dem Variantenapparat befinden sich unter dem Text zahlreiche Anmerkungen, die, literarischer, sachlicher oder sprachlicher Art, das Verständnis des nicht selten dunklen Textes erleichtern sollen. Die Stileigentümlichkeiten d'Aubigné's werden durch Parallelstellen aus anderen Schriften des Dichters und aus denen der übrigen Autoren des 16. Jahrh. gut erläutert, und die Abweichungen seines Sprachgebrauchs von den offiziellen, durch die Grammatiker (Malherbe, Vaugelas) vertretenen Regeln im einzelnen konstatiert. Erleichtert wurde diese Arbeit bedeutend durch das 1892 erschienene umfangreiche Glossar der großen Ausgabe, das auch sonst gute Dienste geleistet hat. Auch die Anlehnungen an den Bibelstil sind vollständig vermerkt. Die Erklärungen zu Anspielungen auf Zeitereignisse sind präzise und instruktiv; es ist dabei gelungen, in manches Dunkel mehr Licht zu bringen. So sind z. B. die Verse 979—988 durch Hinzuziehung einer zeitgenössischen Münze klargestellt. Auch die sprachliche Seite ist nicht vernachlässigt, doch zeigt sich hier öfter die bei französischen Heraus-

1) Da den Herausgg. nur ein Exemplar von B bekannt ist, sei hier mitgeteilt, daß sich ein zweites auf der Göttinger Universitätsbibliothek befindet.

gebern beliebte Manier, die sprachliche Erklärung durch neufranzösische Übertragung zu ersetzen. Das ist als Liebenswürdigkeit gegen etwaige philologisch nicht gebildete Leser gewiß zu loben, aber bei der Bestimmung des vorliegenden Buches sind solche doch ausgeschlossen. So wird z. B. in V. 203 des *maris assommez ou bannis pour leur bien* der letzte Begriff richtig mit *à cause de leurs richesses* übersetzt, aber es gehört doch dahin ein Hinweis auf die Verbreitung der kausalen Bedeutung von *pour*. Auch in V. 574, wo *dont* durch *d'où*, und in V. 608, 1215, wo es durch *à la suite de quoi* erklärt wird, vermißt man ein paar Worte über die dort hervortretende ursprüngliche und etymologisch allein berechnigte örtliche Bedeutung des Wortes. Die Schlüsse, die aus den Reimen für die damalige Aussprache gezogen werden konnten, sind nur teilweise angemerkt worden; zu manchen Erscheinungen können die Beispiele aus dem Text selbst noch vermehrt werden. So fehlen in der Anmerkung zu V. 19 die Reime *treuve: esprouve* (729), *louve: trouve* (925), zu V. 38 *droict: vendroit* (247), *droict: vendroit* (1231), zu V. 947 *en l'air: parler* (587), *rechercher: clocher* (839), *coëffer: le fer* (1167). Unberücksichtigt geblieben sind die Reime *moëlle: cervelle* (153) und *moëlles: chandelles* (913), sowie *testes: Prophetes* (637), *testes: debtes* (1049) einerseits und *tempeste: reste* (373) anderseits. Das zu V. 50 vermerkte Zusammenwerfen von *consommer* und *consumer* findet sich auch noch im 17. Jahrh. (vgl. Livet, *Lexique de la langue de Molière* s. v.). Zu dem zu V. 592 erwähnten Volksglauben, daß die Wunden eines Toten aufbrechen, sobald der Mörder sich naht, hätte die Erwähnung paralleler Stellen nahe gelegen (vgl. Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer*, S. 930 (Bahrgericht), wo auch eine Fabliau-Belegstelle angeführt wird; *Chevalier au Lyon*, herausgeg. von Holland, Anm. zu V. 1183; *Corneille*, *Horace* V, 2). Zu V. 991 *tel fut cett' autre peste* meinen die Herausgeber: *grammaticalement on attendrait telle* und suchen das Maskulinum, so gut es gehen will, zu erklären; es ist demgegenüber aber darauf hinzuweisen, daß der Gebrauch von *tel* als Femininform sich noch bei Molière findet, also hier gar nicht auffällig ist. An Druckfehlern bessere man: S. 37 *Hugenottengestalt*; S. 61 (Anm. zu V. 225) 225; S. 81 (in V. 606) *en*; S. 84 (Anm. zu V. 651) *linteolum*; S. 130 *Fürsten*.

Ohne Zweifel wird die vorliegende Ausgabe den Zweck, für den die Herausg. sie bestimmt haben, trefflich erfüllen; empfehlen möchte ich sie aber auch für die Übungen unserer romanischen Seminare. Der Text bietet gegenüber der *Chrestomathie*-Lektüre immerhin etwas Ganzes, läßt

sich in einem Semester erledigen und ist zur Einführung in das Gebiet der Textkritik besonders geeignet. Außerdem gehört er der mittelfranzösischen Epoche an, gestattet also sprachliche Ausblicke nach rück- und vorwärts und wird deshalb das Verständnis der Studierenden für historische Sprachentwicklung in hohem Maße zu fördern vermögen. Und das soll ja im Seminar vor allen Dingen erreicht werden.

Einen zweiten Herausg. hat das erste Buch der *Tragiques* in Meunier gefunden (Paris, Delalain, 1896). Dieser folgt weder einer Handschr. allein noch liefert er gar einen kritischen Text, sondern er beobachtet ein eklektisches Verfahren. Nun bedeutet sein Text ganz gewiß einen Fortschritt, z. B. gegen die Ausgabe von Réaume-de Caussade, die die vielen schlechten Lesarten von T noch aufweist, aber man vermißt doch das treue Festhalten an einer Handschr., von der man nur dann abgehen soll, wenn absolut zwingende Gründe vorliegen. Meunier verwirft aber den Text der Handschr. B, die auch seiner Ausgabe im wesentlichen zu Grunde liegt, an Stellen, wo nur rein subjektive Erwägungen ihn zur Aufgabe ihrer Lesart veranlassen können. So liest er V. 38 *connoistre* (T), 192 *ont eu* (A T), 258 *gaignee* (T), 265 *Meu de faim et de rage Pour n'avoir peu trouver que piller au village* (A), 887 *naseaux* (T), 974 *noirs dessins* (A), 1293 *ces grands* (T), 1302 *Haussement dedans le ciel et le marbre et l'albâtre* (A), 1313 *où l'on* (T). Nur an einer Stelle möchte ich Meuniers Lesart vor der der Colinschen Ausgabe den Vorzug geben, nämlich in V. 223, wo offenbar die Worte *Pressent à l'estomach leurs enfans esperdus* (A T) eine Reminiscenz an Virgil sind (Än. VII, 518). Ein Variantenapparat fehlt ganz, über eigene Emendationen gibt Meunier weiter keine Rechenschaft (vgl. V. 190 *Cadmecienne*, 1338 *gehennes*). Die V. 199—210, 997—1000, 1015—1016, 1105—1110, 1130 (Hälfte) sind in usum Delphini ausgelassen. Sollte das wirklich bei jungen Leuten, die sich zur Licence vorbereiten, noch nötig sein? Lästig ist auch das Fehlen der Verszählung, sehr praktisch dagegen, daß vor neuen Abschnitten Überschriften eingefügt sind, durch die der Text an Übersichtlichkeit gewinnt; in der Colinschen Ausgabe vermißt man solche Überschriften sehr. Die Anmerkungen enthalten meistens Texterklärung; sprachliche und metrische Fragen berühren sie nur selten. Mit wenigen Ausnahmen sind sie sachlich gehalten. Was soll z. B. zu den Versen 97—130 (*Fils sans pitié*) die sentimentale Bemerkung: *Le cœur d'un bon citoyen saigne dans cette peinture où la France est comparée à une mère déchirée par ses enfants?*

Oder wozu zu den Versen 1203—1240 und 1241—1268, in denen Papsttum und Jesuiten angegriffen werden, die Entschuldigung: On n'oubliera pas, en lisant ces vers et ceux qui suivent sur l'ordre des jésuites, que d'Aubigné était un protestant fougueux et volontiers passionné? Auf S. 57 fehlen die für V. 1355—1376 bestimmten fünf Anmerkungen; man verbessere außerdem S. 10 *φαίνομαι*, S. 53 Anm. 3 page 52. — Meuniers Ausgabe mag für die Philosophie eines Lycee, falls man dort d'Aubigné traktiert, ausreichen, aber für junge Leute, die sich auf die Licence vorbereiten wollen, genügt sie nicht.

- 81) **Eduard Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias.** 2., neubearbeitete Aufl. Mit einem Lichtdruckbilde. Paderborn, F. Schöningh, 1901. 346 S. 8. *N* 4. —

Nachdem Kammer in sehr gründlichen Untersuchungen der Sprache Homers mit der Fähigkeit, originalen und entlehnten Ausdruck zu unterscheiden, auch die Zuversicht gewonnen hatte, den echten Homer von fremden Ein- und Zudichtungen trennen zu können, schlug er in seinem zuerst 1889 veröffentlichten Homerkommentar entgegen der Gewohnheit, auf den Gymnasien den ganzen Homer zu lesen, vor, den Schülern nur das Edelste der Dichtung in geschlossener Form zu bieten. Der Gedanke hatte eigentlich alles für sich. Auch wer die zahlreichen Widersprüche und Rätsel der Ilias, die von philologischen Interpreten wie von kongenialen Freunden Homers seit Horaz bis auf H. Grimm zugestandenen Schwächen der homerischen Epen mit dem Umstande erklärt, daß der Dichter sie in einer Zeit der Gärung gedichtet habe, die fortwährend neues brachte, wird dem Vorschlag Kammers beipflichten müssen. Denn ohne Frage wird die Kenntnissnahme einer abgeschlossenen Komposition und die eindringende Behandlung einer Auswahl ihrer poetisch wertvollsten Teile auf die Jugend eine nachhaltigere Wirkung ausüben als die kursorische, für sie noch dazu mit mehr Arbeit verbundene Lektüre nach der Überlieferung in buntem Wechsel aneinandergereihter ungleichwertiger Parteen, die unbedenklich an jeder beliebigen Stelle abgebrochen wird. Die neuen Lehrpläne haben diese veränderte Anschauung zur Geltung gebracht, und eine ganze Anzahl von Ausgaben der Klassiker in Auswahl veranlaßt. Für die Ilias hat Kammer die Grundlage gegeben, die selbst demjenigen eine willkommene Stütze sein wird, der mit Homer auf vertrautem Fusse steht. Denn nicht jedem ist zu aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit

ein so feines poetisches Verständnis für die Schönheiten der Dichtung gegeben, ein so guter Geschmack und scharfer Blick für das dichterisch Zulässige zu eigen, wie ihn K. an zahlreichen vielumstrittenen Stellen glänzend bewiesen hat. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man sich durchweg von seiner Entscheidung binden lassen wird. K. läßt auch selbst für Meinungsverschiedenheiten — wie es auf so schwierigem Boden angebracht ist —, den weitesten Spielraum.

Vielleicht ist es nicht überflüssig, den Inhalt seiner Schrift, die vor zehn Jahren in erster Auflage erschien, noch einmal kurz anzudeuten. K. gibt zunächst eine dramatisch gegliederte Darstellung der ursprünglichen Ilias, wie sie ihm erscheint, und entwirft sodann ein Bild des homerischen Menschen in seinen Beziehungen zur Natur und Tierwelt. Es folgt eine ganz vortreffliche Charakteristik der einzelnen Figuren, Hektor, Agamemnon, Diomedes, Aias u. s. w., darauf eine Analyse der allgemeinen Naturanlage des homerischen Menschen. Der zweite Hauptteil des Buches enthält zu sämtlichen Gesängen der Dichtung Einzelkommentare, deren Umfang und Tiefe sich nach der Zugehörigkeit des Gesanges zur *Urilies* bemisst.

In diesem Teile nun, in dem der Verf. seine ästhetische Kritik ausübt, scheint mir der Hauptwert der Schrift zu liegen. Denn gewiß ist alles, was K. über die Gleichnisse in der Ilias als Gegenbilder menschlicher Handlungen und Stimmungen, über das Naturgefühl des homerischen Menschen im Gegensatz zur modernen Naturbetrachtung über die Volksseele geschrieben, für die Interpretation eine äußerst anregende und willkommene Beihilfe; auch daß er sich mit Rhodes Psyche, die schwerlich von jedem, der Homer zu erklären hat, studiert worden ist, so eingehend auseinandersetzt, verdient volle Zustimmung. Aber abgesehen davon, daß ich mir für die Bedeutung des rhetorischen Elements in der Ilias, für die Physiognomik u. a. m. des Verf. Aufmerksamkeit in höherem Maße gewünscht hätte, so besitzen wir auch in anderen Schriften derartige charakterisierende Zusammenstellungen, die dem Lehrer eine Fülle von Material zur Erläuterung gewisser schwieriger Stellen bieten. Dagegen fehlte es an einer jeden einzelnen Gesang so hell im einzelnen ästhetisch beleuchtenden Kritik. Von sprachlichen Untersuchungen, die des Verf. Urteil dabei geleitet hätten, wird der Leser nicht viel gewahr. Dagegen wird die Bedeutung der einzelnen Episoden für die Entwicklung der Handlung, die schärfere oder schwächere Klarheit in der Zeichnung, die Fülle

oder der Mangel an Kraft in der Anschaulichkeit der Gleichnisse, die Tiefe oder Flachheit in der Auffassung der Charaktere bestimmend für die Wertung der einzelnen Gesänge. Es muß anerkannt werden, daß in dieser sehr schwierigen Arbeit K.s Urteil von einer bewundernswürdigen Besonnenheit und Festigkeit ist, daß andererseits die Kraft der Überzeugung von der Größe echt homerischer Dichtung im ganzen Buche einen Ausdruck gewinnt, der im Gegensatz zu der heute vielfach wahrzunehmenden Flaueit in der Würdigung der Antike sehr wohltuend wirkt.

Bremen.

L. Koch.

- 82) **Heinrich Nissen, Italische Landeskunde.** Zweiter Band: Die Städte. Erste Hälfte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. IV u. 480 S. 8. M 7. —.

Im Jahre 1883 erschien der erste Band von Nissens Italischer Landeskunde. Der eigentümliche Wert des Buches beruht darin, daß sich hier Philologie und Naturwissenschaft vereinigen, um uns zu zeigen, wie Italien zur Römerzeit, insbesondere zur Zeit des Kaisers Augustus aussah. Das Werk hat denn auch überall die wohlverdiente Anerkennung gefunden; wer sich forschend oder lehrend mit Italien beschäftigt, betrachtet es längst als unentbehrliches Hilfsmittel. Es gehört zu den Büchern, die sich nicht durch einmalige Lektüre ausschöpfen lassen: die Fülle der mitgeteilten Tatsachen, die knappe, manchmal lapidare Schreibart zwingen zu immer neuer Betrachtung. Nun ist nach 19 Jahren vom zweiten Bande die erste Hälfte erschienen, und wir dürfen hoffen, in nicht zu ferner Zeit das ganze Werk vollendet zu sehen. Methode und Darstellung zeigen dieselbe Eigenart: Geographie, Geologie, Statistik und beschreibende Naturwissenschaften unterstützen die Philologie bei ihrem Bemühen, ein Bild von Italiens Landschaften zu geben, und was der Forscher gefunden hat, das weiß er mit klarer Kürze ohne rhetorischen Schmuck mitzuteilen. In den kurzen Vorbemerkungen, die jedem Abschnitt vorausgeschickt sind, wird eine Charakteristik der betreffenden Landschaft gegeben; dann folgt, was die trümmerhafte Überlieferung, was eigene Anschauung und neuere Spezialuntersuchungen über Lage und Geschick der Städte zu sagen gestatten. Manchmal will es scheinen, daß der Verf. in der Anführung der Literatur und in der Formulierung seiner gedrängten Sätze bis an die äußerste Grenze bedutsamer Kürze gegangen ist — für Ravenna z. B. sähe man gern das wertvolle Programm von Finsler, Ravenna in der

römischen Kaiserzeit, Zürich 1885, zitiert, und die großartige Lage von Alba Fucens kommt in der Darstellung S. 457 u. f. nicht ganz zu ihrem Rechte. — Im allgemeinen aber sind die zahllosen Städte- und Landschaftsbilder dieses Teiles mit meisterhafter Klarheit entworfen. Man lese z. B. auf S. 320 die treffliche Schilderung der Schlacht am Trasimenus, oder S. 453, wo der antike Stollenbau vom Fucinersee nach dem Liris mit folgenden Worten charakterisiert wird: „Ohne Magnetnadel, ohne Sprengmittel, mit Meisel und Schlägel ist hier ein Tunnel hergestellt worden, dessen Länge erst seit der Durchbohrung des M. Cenis übertroffen ist.“ Wer ferner das zerrissene Tafelland Etruriens aus eigener Anschauung kennt, wird folgender Schilderung seinen Beifall nicht versagen: „Der Wanderer erblickt eine Stadt in absehbarer Entfernung und vermeint sie in einer kurzen Spanne Zeit zu erreichen, bis er an der Schlucht angelangt wider Erwarten zu einem stundenlangen Umweg genötigt wird, um zum Ziel zu gelangen, das ihm schon so lange greifbar vor Augen gaukelte“ (S. 326). Überall ist die Vergangenheit mit der Gegenwart in lebendige Verbindung gebracht, wie wenn S. 340 die Lage des antiken Balneum Regis, östlich vom Bolsenersee, folgendermaßen beschrieben wird: „Der vulkanische Boden, auf dem der Ort ruht, wird durch den Regen erweicht und stürzt herab; man kann den Verfall von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat verfolgen. Der Stadthügel schrumpft infolgedessen ein; er hing 1864 nur durch einen schmalen Isthmus, der in Bälde völlig durchsägt werden wird, mit der breiten Hochfläche zusammen; die Einwohner (bis auf 150 Seelen) hatten auf gesicherte Stätte nach dem heutigen Bagnorea übersiedeln müssen. Wie die Halligen unseres heimatlichen Meeres geht die Cività antica ihrem Untergang durch unerbittliche Naturgewalten entgegen.“ Von Veji heisst es S. 357: „In Weide- und Ackerland ist die Stätte der langjährigen Nebenhuhlerin Roms umgewandelt; daneben liegt Isola Farnese, ein von kaum 100 fiebergelben Menschen bewohnter Weiler.“

Der Beschreibung der Landschaften und Städte hat Nissen eine Einleitung von 100 Seiten vorausgeschickt, die überaus lesenswert ist, weil sie die allgemeinen Gesichtspunkte für die dann folgende Beschreibung bietet. Der erste Abschnitt bespricht Grösse und Einteilung des Landes; er schliesst S. 7 mit den die ganze Entwicklung trefflich charakterisierenden Worten: „Wie Italien im Laufe der Zeiten sein Pflanzenkleid verändert, hat es auch die ehemaligen bäuerischen Lebensformen gegen städtische um-

getauscht. Hellenen und Etrurier haben das Werk begonnen, die Römer haben planmäßig am Ausbau fortgearbeitet. Als es zuletzt an Altersschwäche zu Grunde ging, gelangte das Bauerntum durch die Germanen wieder zu Ehren. Aber das römische Städtewesen feierte seine Auferstehung und machte Italien abermals zu einem Land der Städte.“ Nachdem in § 2 die römischen Landgemeinden dargestellt sind, wird in § 3 durch einen Vergleich mit deutschen und griechischen Verhältnissen höchst einleuchtend gezeigt, wie sich im alten Italien aus der bäuerlichen Ansiedelung allmählich die Stadt entwickelt, teils durch Handel und Wandel, teils durch den Druck der Eroberung, namentlich der römischen. Für die sich selbst verwaltende Landstadt, die nicht ohne Anteil am römischen Bürgerrechte bleibt, haben die Römer den Namen municipium. § 4 bietet nicht nur eine Aufzählung der römischen Kolonien, sondern zeigt auch, wie sie entstanden sind. Ganz vortrefflich ist der folgende Abschnitt, der in knapper Form die Entwicklung der Städte, die Erbauung und den Verfall ihrer Mauern, die Anlage ihrer Häuser und öffentlichen Bauten, ihrer Straßen und Wasserleitungen schildert. In § 6 wird nachgewiesen, daß die dem römischen Landstraßenbau gezollte Bewunderung im allgemeinen vollauf verdient ist. In der Wahl gerader Linien, in dem Bestreben, die Entfernungen durch Brücken, Dämme und Durchstiche abzukürzen, bietet das römische Straßennetz manche Vergleichungspunkte mit den heutigen Eisenbahnen. Seinen Ursprung dankt es militärischen Erwägungen, seine immer fortschreitende Erweiterung und Vervollkommenung wirtschaftlichen Interessen. Kap. 7 behandelt Maß und Münze. Wir erfahren, weshalb die anfängliche Unbestimmtheit von Maß und Münze allmählich festeren Normen Platz machte, lernen die hierbei tätigen fremden Einflüsse kennen und überzeugen uns durch eine zahlenmäßige Darlegung, wie Rom seit dem hannibalischen Kriege immer mehr auf Einheit in diesen Dingen hinarbeitete. Ein noch größeres Interesse beansprucht Kap. 8 „Die Volkswirtschaft“. Es geht von der Tatsache aus, daß im heutigen Italien nur die Hälfte des Bodens bebaut oder bebaubar ist und daß das arbeitende Volk „trotz Fleiß und Geschick, Geduld und Mäßigkeit buchstäblich am Hungertuche nagt“. Zu diesen bedauerlichen Zuständen hat schon der Kapitalismus des Altertums den Grund gelegt; das zeigt Nissen in Kap. 8 auf das einleuchtendste. Im letzten Abschnitt wird das Steigen und Sinken der Bevölkerungszahl erörtert, wofür die seit dem 3. Jahrh. immer zuverlässiger werdenden Zensuszahlen einen Anhalt bieten.

Während ich diese Anzeige schliesse, gelangt die zweite Hälfte des zweiten Bandes in meine Hände. Wir haben allen Anlaß, uns der Vollen-
dung des trefflichen Werkes zu freuen und dem Meister unseren Dank
für mannigfache Belehrung auszusprechen.

Bremen.

Ernst Ziegeler.

- 83) **Walter Altmann, Architektur und Ornamentik der antiken Sarkophage.** Mit 33 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. 112 S. 8.
M 4. —.

Die Schrift ist eine Erweiterung der von dem Verf. früher unter gleichem Titel in lateinischer Sprache verfaßten Dissertation, zu der ihn sein Lehrer Carl Robert, der Herausg. der antiken Sarkophagreliefs, veranlaßt hatte. In dem Abschnitt über die Architektur schildert Verf. zunächst die im Orient übliche anthropoide Form, die Hausform, die Theke, die Klinai, die Altarform, die geriefelten Sarkophage und die Säulensarkophage. Der Teil über die Ornamentik beschäftigt sich mit den griechischen und römischen Guirlandensarkophagen, stellt den Unterschied zwischen den griechischen und römischen Sarkophagen der Kaiserzeit fest und kommt nach einer Behandlung der Schmalseiten und Deckel der Sarkophage zur Datierung der Sarkophagtypen.

Der Verf. hat die Aufgabe, die er sich gestellt, in durchaus befriedigender Weise gelöst. Es fehlte uns bisher an einer Monographie die den gewaltigen Stoff in übersichtlicher Anordnung bearbeitete. So sehr sich nun Altmann dieser Übersichtlichkeit zu Liebe auf die Mitteilung des Wesentlichen über jede Gattung der Sarkophage beschränkte, er läßt doch die Vollständigkeit nicht vermissen und bietet durch ausreichende Angabe des Quellenmaterials jedem Interessierten Gelegenheit zu sorgfältiger Nachprüfung. Besonders dankenswert sind seine Ausführungen über die Ornamentik der griechischen und der römischen Sarkophage, und glücklich der Gedanke, die römischen Cippi für die Entwicklung der römischen Ornamentik heranzuziehen. Nur wird schwerlich, wie der Verf. meint, eine Einzeluntersuchung, wie über die Entwicklung des Bukranions ohne weiteres imstande sein, die „bestehenden irrigen Ansichten aus der Welt zu räumen, als sei die ganze römische Kunst nur ein verflachter Abdruck der hellenistischen“. Der Verf. wird doch nicht, weil er in Dekorationen an Erzeugnissen eines „fabrikmäßigen Handwerkes“ eine gewisse Selbständig-

keit im einzelnen entdeckte, die Abhängigkeit der griechisch-römischen Kunst von der hellenistischen leugnen wollen, die so recht die pergamenischen Funde, namentlich der Telephosfries glaubhaft gemacht haben? Für eine neue Auflage, die wir der Schrift baldigst wünschen, dürfte eine Durchsicht und Besserung des nicht immer einwandfreien Stiles am Platze sein (so S. 3, 5, 13 u. a. a. St.).

Bremen.

L. Koch.

- 84) **Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1900.** Vol. XXXI. Boston, Ginn & Co.; Leipzig, O. Harrassowitz. 250 u. CVIII S. gr. 8. \$ 2.—

Der erste Teil, der den Transactions gewidmet ist, enthält folgende Abhandlungen: 1) J. C. Rolfe, The Formation of Substantives from Latin Geographical Adjectives by Ellipsis (S. 5—26). Es handelt sich um Wörter nach Art von Arduenna sc. silva, Creta sc. terra, Molossus sc. canis u. s. f. — 2) C. Bonner, The Danaid-Myth (S. 27—36). Die Danaidensage ist nicht mit Preller u. a. als Naturmythus zu erklären; vielmehr handelt es sich um eine alte Volkserzählung, die bei anderen Völkern deutliche Parallelen hat. Die Bestrafung der Danaiden hat mit der ursprünglichen Sage nichts zu tun. — 3) H. N. Fowler, Pliny, Pausanias and the Hermes of Praxiteles (S. 37—45). F. erhebt Einspruch gegen die Hypothese der Miss Sellers (Gazette des Beaux Artes 1897, 119 ff.), daß der Hermes von Olympia nicht ein Werk des Praxiteles (so Pausan. IV 17, 3), sondern vielmehr des älteren Kephisodotos (so Plinius N. H. 34, 87) sei; erstens ist es nicht ausgemacht, daß Plinius den Hermes von Olympia meint, denn der bezeichnete Typus war gewiß verbreiteter, sodann aber wissen wir, selbst wenn die angenommene Beziehung zutreffend wäre, nicht, welche Glaubwürdigkeit der Quelle des Plinius (anonymer Künstlerkatalog nach Kalkmann) zukommt. — 4) G. Showerman, Was Attis at Rome under the Republic? (S. 46 bis 59). Die Frage ist zu verneinen, da in der Stelle aus Varros Menippeischen Satiren Attis erst durch Lachmanns Konjektur eingesetzt ist, da ferner die Deutung einer Nebenfigur auf der Münze eines Cethegus sehr unsicher ist, da endlich zur Zeit, als die Magna Mater Deum nach Rom übergeführt wurde, mit deren Kult in Kleinasien kein Attis-Kult verbunden war. Zwar war die Sage von Attis gegen Ende der Republik durch griechische Vermittelung ohne Zweifel auch in Rom bekannt ge-

worden, der Kult ist aber erst seit Kaiser Claudius dort heimisch. Catulls Attis ist der Typus eines Cybelepriesters. — 5) J. B. Carter, *The Cognomina of the Goddess Fortuna* (S. 60—68). Besprechung der auf Inschriften und in der Literatur (haupts. Plutarch.) vorkommenden Beinamen. — 6) Ch. F. Smith, *Traces of Epic Usage in Thucydides* (S. 69—81). Zusammenstellung der Ausdrücke, die sich entweder direkt oder indirekt auf Homer und die anderen Epiker zurückführen lassen. — 7) Th. D. Seymour, *Notes on Homeric War* (S. 82—92). S. bespricht die eigentümliche Rolle, die das Heervolk bei Homer im Gegensatz zu den Führern spielt; von einem eigentlichen Krieg kann gar nicht die Rede sein, da jede Heeresorganisation, jede gemeinsame Aktion unter planvoller Leitung fehlt. 'The earliest form of the Iliad very possibly knew only of a small expedition, and one which remained only a short time before Troy.... The Iliad contains few allusions to the earlier battles of the war, even where we might expect these'. — 8) A. Gudeman, *The Sources of the Germania of Tacitus* (S. 93—111). Der Verf. der *Germania* schildert nicht aus eigener Anschauung; nichts spricht für diese immer noch vertretene Annahme, wohl aber vieles dagegen. Seine Nachrichten erhielt Tacitus teils von Freunden und Bekannten, die in Germanien gewesen waren, teils schöpfte er aus literarischen Quellen. Abgesehen von Cäsars *Comm. de bello Gallico*, die nur ganz wenig benutzt sind, ist schwerlich eines der erhaltenen Werke (Velleius, Mela, Plinius N. H u. s. w.) unter den Quellen des Tacitus zu suchen; in Frage kommen des Plinius *Bella Germaniae* und besonders das Werk des Poseidonios von Apamea (dieser ist auch der erste, der den Namen 'Germanen' erwähnt bei Athen. IV p. 153 e; S. 109 Anm. 2), daneben vielleicht noch Varro, Aufidius Bassus und eine Karte, vermutlich die des Marinos von Tyrus. — 9) E. Capps, *Studies in Greek Agonistic Inscriptions* (S. 112—137). C. behandelt hauptsächlich 'The Choregic Inscriptions of Delos' und 'The Soteric Inscriptions of Delphi'; seine Ergänzungen und Verbesserungen sind auf S. 137 zusammengestellt. — 10) W. G. Hale *Is there still a Latin Potential?* (S. 138—162). Das Resultat der sehr eingehenden, das Griechische reichlich berücksichtigenden Untersuchung ist die Bejahung der Frage; der Aufsatz ist hauptsächlich gegen Elmer gerichtet. — 11) W. A. Heidel, *On Plato's Euthyphro* (S. 163—181). H. gibt eine Analyse dieses Dialogs, sucht seine Stellung zu anderen Schriften Platons zu bestimmen, behandelt die Frage nach der Echtheit

und der Entstehungszeit und bedauert schliesslich, daß er in amerikanischen Schulen wenig gelesen werde. — 12) G. Hemplø, *The Salian Hymn to Janus* (S. 182—188). H. gelangt zu folgender Fassung:

cocculōd oriēso · omnia uērōd patula coemis.

es iānos cūsiātios. duonos ceros es ·

duonos iānos ueniet. potimos (oder potissimos) meliōsom rēcom.;

dazu gibt er eine englische Übersetzung, die also lautet:

Come forth with the cuckoo! Truly all things dost thou make open.

Thou art Janus Curiatius, the good creator art thou.

Good Janus is coming, the chief of the superior rulers. —

13) G. D. Chase, *Sun Myths in Lithuanian Folksongs* (S. 189—201). —

14) H. L. Wilson, *The Use of the Simple for the Compound Verb in Juvenal* (S. 202—222). W. bespricht die einzelnen Fälle; die Erscheinung läßt sich zurückführen auf den Gebrauch in sakralen und gesetzlichen Formeln, auf die Umgangssprache, auf eine Vorliebe für alliterierende Wendungen, vor allem aber auf die poetische Diktion, die durch derlei Mittel belebt wurde. — 15) Ch. E. Bennett, *The Stipulative Subjunctive in Latin* (S. 223—250). B. versteht darunter 'a subordinate subjunctive clause designating primarily some agreement, compact, or understanding under which the main act takes place'. Unter diese Kategorie, die nach B.s Meinung bisher völlig verkannt worden ist, gehören u. a. die Sätze, die man für gewöhnlich als restringierende oder einschränkende Konsekutivsätze bezeichnete (so z. B. Kühner und Dräger), eingeleitet durch *ita*, *ea lege*, *ea condicione* . . . *ut* (*ut non*, *ne*, *ut ne*); aber damit ist der Umfang der Gruppe noch lange nicht erschöpft. Da ein weiteres Eingehen auf die interessante Abhandlung, die nicht nur für die syntaktische Forschung, sondern auch für die Kritik und Exegese der Texte wichtig ist, an dieser Stelle leider ausgeschlossen ist, so sei wenigstens nachdrücklich darauf hingewiesen.

Aus dem zweiten Teil des Bandes sei auf folgende Artikel aufmerksam gemacht: W. N. Bates, *Emendations to the Tenth Book of Pausanias* (S. vi); E. T. Owen, *A Revision of Pronouns with Especial Attention to Relatives and Relative Clauses* (S. ix); W. A. Merrill, *Some Lucretian Emendations* (S. xii); E. G. Sihler, *On a Certain Matter in the Earlier Literary History of Aristophanes* (S. xiii); L. J. Richardson, *On the Form of Syllables in Classical Greek and Latin Poetry* (S. xiv); R. B. Steele, *On the Greek in Cicero's Epistles* (S. xvi); H. C.

Tolman, Historical Notes on Herodotus I 106 (S. xxii); F. B. Tarbell, An Inscribed Proto-Corinthian Lecythus [im Museum of Fine Arts in Boston Mass.; Aufschrift *Πύρος μ' ἐποίησεν Ἀγασίλεφο*] (S. xix); Ch. H. Shannon, Etymologies of Some Latin Words of Will and Desire (*studeo, amo, oro*) (S. xxiv); Th. C. Burgess, The βασιλικὸς λόγος (S. xxvii); W. G. Hale, The Genitive and Ablative of Description [gegen Wölfflin-Edwards] (S. xxxi); K. P. Harrington, Tibullus as a Poet of Nature (S. xxxiv); W. A. Heidel, Interpretation of Catullus VIII (S. xxxix); F. S. Dunn, Juvenal as a Humorist (S. xlix); H. M. Hopkins, Dramatic Satira in Relation to Book Satira and the Tabula Togata (S. l); Cl. Price, Commands and Prohibitions in Horace (S. lx); endlich sei erwähnt die Rede von B. J. Wheeler über das Thema 'The Place of Philology' (S. li—lvii).

Br.

W.

85) **S. Frankfurter, Register zu den Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn, Jahrgang I—XX.** Wien, Alfred Hölder, 1902. XII u. 188 S. 8.

Fünf Jahre nach der Herausgabe des letzten Bandes der „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn“ erscheint ein Register zu allen 20 Bänden von Dr. S. Frankfurter, gegen 200 doppel-spaltige Seiten, eine äußerst mühevollen Arbeit. Wir begrüßen sie mit dem wärmsten Dank an den Bearbeiter; denn eine Zeitschrift ohne Register tut bei weitem nicht die Dienste, die sie tun könnte. Erst ein Register zeigt, welche Fülle wertvollen Materials in ihr enthalten ist. Aber nicht bloß für die Besitzer der Zeitschrift selber, sondern für Archäologen, Epigraphiker und Philologen überhaupt ist dieser Registerband ein vorzügliches Nachschlagewerk. Dank der geschickten und übersichtlichen Einteilung ist z. B. der Index zu den griechischen Inschriften wichtig für die Typenlehre und Mythologie. Der Epigraphiker wird außer dem „Sach- und Wortregister der griechischen Inschriften“ (S. 153 ff.) auch im Index L eine höchst dankenswerte Aufzählung von Steinmetzfehlern, bemerkenswerten Buchstabenformen und selteneren Ligaturen finden. Dem Grammatiker empfehle ich denselben Index L, der außer Epigraphischem auch Grammatisches und Orthographisches verzeichnet. Natürlich kann ein solches Register kein vollständiges Verzeichnis aller Wörter geben, das hätte auch keinen Sinn; aber das Verzeichnis der „sonstigen be-

merkwürdigen Wörter und Wendungen“ (S. 178 ff.) führt alles Wesentliche auf. Es liegt in der Natur der Sache, daß man ein Register nicht nach einem bloßen Durchblättern beurteilen kann, sondern erst nach längerem Gebrauche. Der vorliegende, auch typographisch vortrefflich ausgestattete Band macht aber den Eindruck sorgfältigster, gediegener Arbeit. Zahlreiche Stichproben haben diesen Eindruck durchaus bestätigt, so daß ich das Werk aufs wärmste zur Anschaffung empfehlen kann.

Frauenfeld (Schweiz).

Otto Schultheß.

- 86) **Albert Mennung, Jean-François Sarasins Leben und Werke, seine Zeit und Gesellschaft. Kritischer Beitrag zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Unter Benutzung ungedruckter Quellen. I. Band. Mit einer Helio- gravüre Sarasins. Halle a. S., M. Niemeyer, 1902. XXXI u. 435 S. gr. 8. M 12. —.**

Es ist eine als Mensch und Schriftsteller ebenso interessante und eigenartige wie den weiteren Kreisen unbekannte Erscheinung in der französischen Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts, welche — inmitten ihrer Zeit und Gesellschaft — uns hier nahe gerückt wird, und es ist sicherlich dankenswert und verdienstlich, daß mit dieser Studie der Verf. die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf Jean-François Sarasin von neuem gelenkt hat.

Das Gebiet der Sarasin-Forschung war bisher nur wenig betreten und auch wenig wegsam. Selbst die biographischen Daten bedurften der Richtigstellung; von den wenigen, welche Uzanne in der *Préface sur la vie et les œuvres de Sarasin* zu seiner Ausgabe der *Poésies* vom Jahre 1877 eruiert hat, ist kein einziges genau und das Geburtsjahr gänzlich falsch. Auch in der von Petit de Julleville herausgegebenen *Histoire de la langue et de la littérature française* finden sich unter den über Sarasin mitgeteilten vier Daten drei falsche: nicht nur den Namen schreibt der Verf. unrichtig *Sarrasin*, er läßt den Dichter auch „vers 1604“ geboren werden und 1655 sterben, während in Wirklichkeit er von 1611 bis 1654 lebte. Von einer ähnlichen Oberflächlichkeit und Kritiklosigkeit wie die meisten biographischen Angaben, zeugen nicht wenige literarhistorische Urteile über Sarasin und seine Werke, ja mancher Literarhistoriker will Sarasin kaum kennen und nennen. Es ist dies um so auffallender, als der Name des „geistessprühenden, schönen Sarazenen“ sehr eng mit der

Geschichte der Literatur und Gesellschaft seiner Zeit verknüpft ist, in deren vornehmsten Kreisen und exklusivsten literarischen Zirkeln er eine bedeutende, ja glänzende Rolle zu spielen berufen war. Seine freundschaftlich-literarischen Beziehungen zu Descartes, Ménage, Chapelain, Benserade, Scarron, Sorel, Mairet, Pellisson, Conrart, Boisrobert, Gassendi, zu den beiden Scudéry, Desmarsetz und Dupuy, zu Hugo Grotius, Balzac, Bussy-Rabutin und vielen anderen wissenschaftlich oder schöngeistig hervorragenden Persönlichkeiten dieser Epoche, seine politische Rolle in der Fronde, seine bevorzugte Stellung in den Hôtels der Chavigny, Clermont d'Entraques, Condé, Conti und Longueville, seine führende Rolle unter den Präziosen, die Vielseitigkeit und Aktualität seiner literarischen Betätigung, kurz der „Gesamteinfluß seiner einzigartigen Individualität auf sein Zeitalter“ lassen ihn als Dichter und Mensch eines ernsten und eindringenden, mit Umständlichkeit notwendig verbundenen Quellenstudiums wahrlich nicht unwert erscheinen, und eine nicht mit Umrissen sich begnügende, sondern gewissenhaft bis in die Einzelheiten sich vertiefende, möglichst erschöpfende Darstellung und Würdigung Sarasins bedarf schwerlich einer Rechtfertigung, besonders wenn sie, wie Mennungs Arbeit, eine Lücke in der französischen Literaturgeschichte auszufüllen vermag.

Ein echtes Kind seiner vom Wellenschlage der Renaissance noch immer bewegten Epoche, steht Sarasin, wenn er auch gelegentlich aus der spanischen und italienischen Literatur ¹⁾ Anregung schöpfte, in erster Linie unter dem mächtig befruchtenden Einfluß des klassischen Altertums. Davon legen seine Schriften ein beredtes Zeugnis ab, so ganz besonders seine 1644 erschienene Satire: *Attici Secundi G. Orbilius Musca sive Bellum parasiticum*. Der Name Atticus Secundus, den Sarasin hier annahm, stand in engster Beziehung zu seiner literarischen Beschäftigung; der Atticus [Primus], als dessen Nachfolger sich der Dichter gleichsam ansah, ist zweifellos Titus Pomponius Atticus, dessen Biographie er aus dem Cornelius Nepos in das Französische übertragen hatte. Die dem Altertum entstammenden Quellen, welche in dieser Dichtung ebenso geschickt wie zahlreich verarbeitet sind, kreuzen sich derart, daß sie nicht mit Bestimmtheit voneinander losgelöst werden können: Sarasin selbst vermied es geflissentlich, seine Quellen zu nennen. Die Fülle der mit kunstsinniger

1) Vgl. Gustave Lanson: Etudes sur les rapports de la littérature française et de la littérature espagnole au XVII^e siècle = Revue d'histoire littéraire de la France, VIII, 1901, 395—407.

Hand ausgestreuten Zitate gaben ihm eine willkommene Gelegenheit, seine Belesenheit in den klassischen Autoren an den Tag zu legen. Den wörtlich beibehaltenen Zitaten stehen solche gegenüber, welche dem jeweiligen Sinne durch eine witzige Änderung angepaßt sind. Bewunderung jedenfalls verdient die spielende Leichtigkeit, mit der er sein poetisches Rüstzeug handhabte. Für den Entwicklungsgang des Dichters ist das *Bellum parasiticum* sehr charakteristisch: in ihm begegnen wir zum ersten Male „einem der ureigensten Bestandteile seiner Individualität, dem satirisch-heiternen und burlesk-komischen Element“. Ob Sarasin übrigens „die wichtigste Anregung“ zu diesem gegen Montmaur gerichteten Erzeugnis eines köstlichen satirischen Humors und einer ungebundenen, aber gestaltungskräftigen Phantasie „sicherlich“, wie Mennung annimmt, der Satire Cervantes' *Viage al Parnaso* verdankte, ist sehr fraglich. Noch zu einer zweiten Satire sollte der raffinierte und berühmte Parasit Pierre Montmaur dem Dichter Stoff und Anlaß geben. Dieses fünfzehn achtzeilige Strophen umfassende Gedicht ist „Le Testament de Goulou“ betitelt und trägt ein wesentlich anderes Gepräge als das *Bellum parasiticum*, ohne deshalb weniger witzig und bissig zu sein. Gerade für die burleske Dichtung eignet sich trefflich die hier benutzte Form der „Testamente“. Über diese Gattung der Satire gedenke ich demnächst eine kleine Arbeit an anderer Stelle veröffentlichen zu können: darum will ich hier auf Mennungs Ausführungen über die „Testamentssatiren“ nicht näher eingehen.

Vier Jahre nach dem Erscheinen der beiden genannten Satiren entstand Sarasins bekannteste Dichtung, die gewissermaßen den Höhepunkt seines literarischen Ruhmes bildete: *La Pompe funèbre de Voiture*, ein kleines Meisterwerk der französischen Literatur. In ihm entfaltet er die ganze Grazie und Eigenart seines Geistes; trotz aller Anlehnung an seine italienische Quelle, die *Esequie di Mecenate* von Cesare Caporali, bleibt er durchaus originell: „er hat es mit feinem Gefühl verstanden, die Mängel derselben zu vermeiden und ihre Vorzüge in ein helleres Licht treten zu lassen.“ Der Dichter führt hier den großen, verwöhnten, bei seinem Tode weit über Gebühr gefeierten Schöngeist der hohen Gesellschaft, seinen sogen. Rivalen, Voiture, den Zeitgenossen in seiner wahren Gestalt im Hohlspiegel der Satire vor. Gewidmet ist die „*Pompe funèbre*“ *Ménage*, der auf jenen zwei rühmende Epigramme gedichtet hatte. Balzac nannte sie „la plus belle lecture du monde“; Pellisson betrachtete sie als „chef-

d'œuvre d'esprit, de galanterie, de délicatesse et d'invention". Sarasin's Dichtung regte alsbald zu ähnlichen an, so zu Scarrons Relation véritable sur la mort de Voiture. Weit bedeutungsvoller und nachhaltiger jedoch war der Einfluß, den diese burleske Satire in formaler Beziehung auf die Literatur des 17. Jahrhunderts ausgeübt hat; beginnt doch mit ihr die Mischung von Prosa und Versen eine beliebte Kunstform zu werden. Bereits im Bellum parasiticum begegnete uns diese eigenartige Mischform. Malherbe und Voiture war diese Mischung noch fremd, wiewohl sie hin und wieder einzelne Verse, meist Zitate, ihren Briefen einstreuen. Sarasin griff auch hierin auf das klassische Altertum zurück, nämlich auf die Menippeische Satire, gab zugleich dieser Kunstform den wahren Gehalt, der ihr, so lange sie bestand, verbleiben sollte, und wurde so zum Schöpfer der heiteren, pikanten, oft satirisch gefärbten Lettre jener Zeit, in weiterem Sinne des aus Prosa und Versen gemischten Berichtes, der inhaltlich alle möglichen Variationen gestattete. Er fand außerordentlichen Beifall und eine Unzahl von Nachahmungen. Wie sehr auch kein Geringerer als Lafontaine von der neuen Kunstform beeinflusst worden ist, ersehen wir, wie Menning ausführt, nicht nur aus seinen Lettres, sondern nicht minder aus den beiden großen Dichtungen Les Amours de Psyché et de Cupidon und Songe de Vaux; letztere erinnert übrigens durch ihre Traumform zugleich an das Bellum parasiticum. Gleich stark wie auf Lafontaine war Sarasin's Einfluß auf den Akademiker Pavillon, einen seiner eifrigsten Verehrer, und auf den Abbé Cotin. Von den 31 Lettres in den Oeuvres des ersteren sind alle bis auf einen aus Prosa und Versen gemischt, und die Oeuvres galantes des letzteren enthalten eine noch größere Anzahl, darunter einen Tableau de la douleur ou la mort d'Iphis. In die so beliebt gewordene Form werden immer neue Stoffe gegossen. Auch Voltaire hat sich ihrer bedient und beispielsweise seinen Temple du Goût in ihr abgefälscht.

Im Erscheinungsjahre der Pompe funèbre steht der 37jährige Sarasin, berühmte als Schöngest und Dichter, hochgeachtet und verehrt von den größten Gelehrten seiner Zeit, am Ende einer bedeutsamen Epoche seines Lebens und seines Entwicklungsganges; mit demselben Jahre — 1648 — schließt der erste, in würdiger Ausstattung vorliegende Band des Menning'schen Werkes. Zahlreich sind die Proben, die uns von des Verf. sorgsamer und umsichtiger Sammlung des ausgedehnten Stoffes sowie von seiner eindringenden und fruchtbaren Beschäftigung mit seinem Gegen-

stande hier gegeben werden. Mennung hat einerseits die Quellen für Sarasins Leben und Werke mit möglichster Vollständigkeit zu sammeln und kritisch zu sichten, anderseits die Entstehung, Entwicklung und literarhistorische Stellung seiner Schriften klarzulegen sich ebenso ernstlich wie erfolgreich bemüht. So ist es ihm in strenger Arbeit gelungen, ein grundlegendes Werk zu schaffen, das den Ausgangspunkt jeder weiteren Forschung über Sarasin bilden wird. Leider macht sich in der mitunter unnötig ausführlichen, um nicht zu sagen breiten Darstellung namentlich ein Mangel an schriftstellerischer Kunst besonders fühlbar: wir vermissen nämlich jene anspruchslose, aber darum nicht weniger fesselnde Form, hinter der gediegenes Wissen, gründliche Gelehrsamkeit und subtile Forschung sich gewissermaßen verbirgt.

Über das umfangreiche, an den verschiedensten Fundorten zerstreute, ungedruckte wie gedruckte Quellenmaterial wird der durch Gewissenhaftigkeit, Ausdauer und begeisterte Hingebung sich auszeichnende Forscher in einer Bibliographie im zweiten Bande seines Werkes Aufschluss geben. Dort werden zugleich auch die Fundstellen und Bibliothekssignaturen für alle selteneren Erscheinungen namhaft gemacht werden. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß der zweite Band ebenso wie die bereits angekündigte kritische, mit einem Kommentar versehene Ausgabe der Werke Sarasins, welche Mennung veranstaltet und so den Plan, den schon Salengre im Jahre 1715 gefaßt hatte, verwirklicht, nicht allzulange auf sich warten läßt.

G. S.

- 87) **His Honour Iudge Webb, The Mystery of William Shakespeare.** London, New York and Bombay, Longmans, Green and Co., 1903. 302 S. 8. Sh. 10. 6 net.

Die Baconianer erinnern an das bekannte Kinderspielzeug, die sogenannten „Stehaufmännle“. Sie mögen noch so oft „umgeworfen“ werden, immer erheben sie sich wieder samt ihren „Argumenten“, meist alten Bekannten, die freilich, ungleich dem Wein, durch das Ablagern weder stärker noch besser geworden sind.

Auch der Verf. des vorliegenden Buches fährt in der Hauptsache die „altbewährten“ Geschütze auf. Da ist zunächst der negative Beweis: der ungebildete Schauspieler, „the young man who came up from Stratford“, kann unmöglich der Verfasser der Shakespeareschen Dramen sein, in denen das gesamte Wissen ihrer Entstehungszeit sich spiegelt.

Zwar die Möglichkeit, daß ein aufgeweckter Jüngling mit ungewöhnlichen rezeptiven Fähigkeiten und starkem Gedächtnis im Verkehr mit Männern verschiedenster Berufsklassen ganz wohl imstande gewesen sein könnte, die Lücken seines Schulsackes auszufüllen, gibt auch der Verf. zu, um schließlich mit einem kategorischen „the world is not made up of might-have-beens“ diese ihm unbequeme Eventualität wieder fallen zu lassen.

Shakspere der Schauspieler und Shakespeare der Dichter müssen nun einmal zwei verschiedene Personen sein. Dies leugnen hiesse ja an dem Fundamentalsatz der Baconianer rütteln. In dieser Beziehung ist es nur konsequent, wenn der Verf. Greene's Pamphlet „A Groatsworth of Wit“ wohl auf den player, aber beileibe nicht auf den Dramendichter bezieht. Die bekannte Anspielung auf Heinrich VI, 3 in den Worten „a tygers heart wrapt in a players hide“ kümmert Verf. anscheinend nicht weiter; er findet in derselben lediglich einen Hinweis auf den unliebenswürdigen Charakter des Schauspielers, des Mannes mit dem „Tigerherzen“. Wenn aber nicht Shakspere = Shakespeare, nun dann ist offenbar Shakespeare = X und X = Bacon. Und nun vergegenwärtige man sich folgendes: Der Dichter Algernon Swinburne hat in seiner „Study of Shakespeare“ im Gegensatz zu den Aussagen der Schauspieler Heminge und Condell und Ben Jonson's die Ansicht verfochten, Shakespeare habe an seinen Dramen viel geändert und gefeilt, manche derselben sogar völlig umgeschrieben. Aber auch Bacon bekennet, „I ever alter as I add“ und sein Kaplan Rawley bestätigt, daß vom Novum Organon wohl ein Dutzend verschiedener Manuskripte vorgelegen haben „de anno in annum elaborati et ad incudem revocati“. Wer möchte da noch an der Richtigkeit der obigen Formel zweifeln!

Fast sollte man meinen, es bedürfe der mannigfachen „Übereinstimmungen“ in den Werken beider Autoren, von denen der Verf. gleichwie seine Vorgänger eine ganze Anzahl beibringt, gar nicht mehr, um uns zu überzeugen. Es möge genügen, zwei der „evidentesten“ Fälle hier anzuführen.

In seiner Schrift „De Dignitate et Augmentis Scientiarum“ sagt Bacon, daß der Krieg gegen Brutus und Cassius ein Kampf „ob vindictam“ gewesen sei, und Antonius in Shakespeares Julius Cäsar: „And Caesar's spirit ranging for revenge etc.“ Beide also sprechen anläßlich des Mordes von „Rache“; es ist doch schwer zu glauben, daß sie unabhängig voneinander auf diesen gleichen Gedanken gekommen sein sollten!

Oder nehmen wir die Eingangsworte von Shakespeares „Twelfth Night“:

„If music be the food of love, play on!
Give me excess of it, that surfeiting,
The appetite may sicken, and so die!
That strain again! It had a dying fall!
O, it came o'er my ear like the sweet south
That breathes upon a bank of violets,
Stealing and giving odour!“

und vergleichen damit die folgenden Bemerkungen aus Bacons „Historia Naturalis“ (in Verf.s englischer Übertragung): „music feedeth the disposition of the spirits that it findeth“; oder „discords falling upon concords make the sweetest strains“ und aus den Essays den Ausspruch, daß „the breath of flowers is far sweeter in the air, where it comes and goes like the warbling of music“, so ist es offenbar schwer, sich der Kongruenz der Gedanken zu verschließen, die in der Übereinstimmung der Worte food — feedeth, strain — strains, breath — breathes ihren Ausdruck findet!

Für denjenigen aber, der sich etwa nicht entschließen könnte, diese Beweisführung des Verf. ernst zu nehmen, muß noch kurz auf die Beurteilung verwiesen werden, die Ben Jonson's bekannter Hymnus auf den „Schwan von Avon“ seitens des Verf. findet. Den Kennern von Ignatius Donnelly's „Great Cryptogram“ bietet freilich auch diese unfreiwillige Komik kaum neues.

„Soul of the Age!

The Applause! delight! the wonder of our Stage!

My Shakespeare rise!“

apostrophiert Jonson bekanntlich den Dichter, und der Verf. bemerkt hierzu: „This, certainly, was not the Shakespeare of the Players. *Their* Shakespeare could with no appearance of plausibility be described as the Soul of the Age in which he lived. He was not a great statesman, who had influenced the fortunes of the state; he was not a great philosopher who had revolutionised the philosophy of the schools; at best he was nothing but a playwright at a time when plays were scarcely regarded as literature, and when players were banned and branded by the law.“

Wenn es dann weiter heißt „thou art alive still“ so meint Verf. hierzu „words which could not possibly be applied to the *dead* player.“ Den erklärenden Zusatz zu den Worten: and art alive still — nämlich:

while thy book doth live empfindet der Verf. als einen „Doppelsinn“, mit welchem Jonson „palters us like the juggling fiend of Macbeth“.

Und endlich die Worte:

„Sweet Swan of Avon! what a sight it were

To see thee in our waters yet appear“,

geben dem Verf. zu folgenden klassischen Bemerkungen Anlaß: If Shakspeare was ever regarded as the Swan of Avon, he was in his grave; and though the song of the dying swan is a favourite fancy with the poets, no poet that ever lived would be mad enough to talk of a swan as *yet* appearing and resuming its flights upon the river some seven or eight years after it was dead.

Möge es damit genug sein des „grausamen Spiels“, und nur der Ordnung wegen sei noch erwähnt, daß auch die bekannten „Beweisartikel“ des Baconischen „Promus“ und der „Northumberland Papers“ — beide hier als Anhang gegeben — nicht vergessen sind.

Eine ernsthafte Widerlegung der Ansichten des Verf. wird an dieser Stelle niemand erwarten, nachdem Schipper, Kuno Fischer, Engel, Mrs. Stope u. a. in besonderen Schriften eine solche erfolglos — wie das vorliegende Buch nebst anderen seinesgleichen beweist — versucht haben. Im Anschluß an Bacon zitiert der Verf. den Salomonischen Spruch: „Non accipit stultus verba prudentiae nisi ea dixeris quae versantur in corde eius.“ Das müßte die Kritik entwaffnen, wenn sie nicht schon vorher den Kampf als aussichtslos aufgegeben hätte. Wie sagt doch Boileau in bezug auf den „bienheureux Scudéry“ und die Erzeugnisse seiner „fertile plume“: „Quoiqu'on en puisse dire, ils trouvent toujours un marchand pour les vendre et des sots pour les lire.“

Stuttgart.

F. P. v. Westenholz.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von Dr. Adolf Lange.

1. Heft: Buch I—V. Preis: M 4.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.

Bearbeitet von Dr. Reimer Hansen.

1. Heft: Buch I. Preis: M 3.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Soeben erschien (als Sonderdruck aus Pauly-Wissowa's Realencyclopädie) im Verlag von J. B. Metzler in Stuttgart:

ATHEN

von Curt Wachsmuth

Mit 1 Plan
Preis. M 2.—

Vollständige, übersichtliche, knappe, kritische Zusammenfassung der Forschungen über das alte Athen namentlich in topographischer Hinsicht.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von
Professor Dr. R. Schnee.

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Preis: M 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Preis: M —. 80.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu
deutschen Aufsätzen
über

Sentenzen und sachliche Themata
für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. Edmund Fritze,
Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:

- a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
- b) Die ersten 48 Dispositionen.

Preis: M 3.

Zweites Bändchen:

Die letzten 52 Dispositionen.

Preis: M 2.

Cahier de Notes.

Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen
für Schüler der Oberklassen,

eingrichtet zur Aufnahme von weiteren, im Unterricht gewonnenen sprachlichen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken

von Dr. K. Engelke,
Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.
Preis: M 1. 50.

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, betreffend Hermann Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker.

Gotha, 18. April.

Nr. 8, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Er erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 88) Johannes Burnet, *Platonis Res publica* (K. Linde) p. 169. — 89) Seth G. Gifford, *Pauli Epistolas qua forma legerit Joannes Chrysostomus* (Eb. Nestle) p. 172. — 50) Michael Faulhaber, *Hobelied-, Proverbien- und Prediger-Katenen* (Eb. Nestle) p. 172. — 91) A. Müller, *Attisches Bühnenwesen* (K. Weifsmann) p. 173. — 92) *Studies in Honor of Basil L. Gildersleeve* (W.) p. 176. — 93) H. A. Hamilton, *The negative compounds in Greek* (H. Ehrlich) p. 178. — 94) E. Fabricius, *Die Entstehung der römischen Limes-Anlagen in Deutschland* (O. Wackermann) p. 179. — 95) J. Asbach, *Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande* (O. Wackermann) p. 180. — 96) O. Weiffenfels, *Kernfragen des höheren Unterrichts* (K. Löschhorn) p. 182. — 97) H. Knauth, *Latein. Übungsbuch für Sekunda* (E. Krause) p. 183. — 98) V. Thumser, *Schule und Haus* (Edm. Fritze) p. 184. — 99) G. Pellissier, *Précis de l'histoire de la littérature française* (K. Friesland) p. 185. — 100/101) M. v. Metzch-E. Wasserzieher, *Perdue par Henry Gréville; E. Wasserzieher, Strasbourg par Paul et Victor Margueritte* (Fr. Blume) p. 186. — 102) Sachs-Villatte, *Encyklopädisches Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Wörterbuch* (W. Röhrs) p. 187. — 103/104) A. Zapp, *The natural method for teaching foreign languages. English; Ders., Méthode naturelle pour l'enseignement des langues étrangères. Français* (Bahrs) p. 188. — 105) L. Sütterlin, *Das Wesen der sprachlichen Gebilde* (J. Keller) p. 190. — Anzeigen.

88) Joannes Burnet, *Platonis Res publica*. *Recognovit brevique adnotatione critica instruit*. Oxford, Clarendon Press, 1902.

IV u. 411 S. 8.

Die englischen Philologen sind in der Herausgabe der Werke Platons, im besonderen des Staates, ungemein rührig. Erst 1894 u. fg. erschien die große dreibändige Ausgabe der Republik von B. Jowett und Lewis Campbell, und 1897 veröffentlichte James Adam ebenfalls eine kritische Ausgabe der Platonischen Republik. Ihnen schließt sich Burnets Ausgabe würdig an.

Joannes Burnet läßt seit 1899 die Werke Platons in einer kritischen Ausgabe neu erscheinen; der erste Band, Oxford 1899, enthält die beiden ersten Tetralogien; der zweite, ebenda 1901, umfaßt die dritte und vierte

Tetralogie. Es ist nicht ersichtlich, ob die vorliegende Ausgabe der Republik neben der geplanten Gesamtausgabe der Werke Platons bestehen bleiben soll, innerhalb welcher sie, dem Programme des ersten Bandes entsprechend, mit dem Kleitophon, dem Timäus und dem Kritias den vierten Band bilden müßte. Die Vorrede sagt darüber nichts; und doch sind sowohl die Prinzipien als auch das Äußere dieser Ausgabe genau dieselben, wie sie im ersten und zweiten Band der Gesamtausgabe vorliegen: der Text bietet nicht die Wiedergabe einer besonders bevorzugten Handschrift oder Handschriftenfamilie, sondern eine Überlieferung, wie sie unter sorgfältiger Benutzung aller handschriftl. Hilfsmittel und der Zitate bei den Kommentatoren und Schriftstellern als die richtige angenommen werden muß, wobei überall auf die neuesten Vergleichen des handschriftl. Materials zurückgegangen oder neue Vergleichen geboten wird (z. B. beim Marcianus [T nach Schanz] für Phädon und Politikus u. a.); bei der Aufnahme guter Konjekturen, ohne die wir vielfach gar nicht auskommen können, ist große Vorsicht beobachtet, doch auch keine übertriebene Ängstlichkeit, ebenso bei der Annahme und Ergänzung vorhandener Lücken, sowie bei der Ausscheidung etwaiger Glosseme, an denen unsere Platon-Überlieferung ja reich ist. Die Fußnoten unter dem Texte enthalten die Abweichungen in den besseren Handschr. und den Zitaten der Alten, sowie eine Auswahl der beachtenswertesten Konjekturen. In der Seitenzahl folgt B. der Ausgabe von Stephanus und zwar so, daß daneben weitere Zahlen zur Bezeichnung der Seiten nicht angewendet sind, was die Übersicht und die Benutzung ungemein erleichtert, zumal da die Zahlen durch den Druck angenehm hervorgehoben und statt der großen Buchstaben ABCD die gefälligen kleinen gewählt sind. Die Einteilung nach Kapiteln ist unterlassen, dagegen sind Rede und Antwort jedesmal durch Absätze kenntlich gemacht. In sprachlicher Beziehung sind die Fortschritte auf dem Gebiete der griechischen Grammatik eingehend berücksichtigt und aufgenommen, selbst da, wo man noch zweifeln könnte, (z. B. bei μέγνμι st. μέγνμι, ἀποκτείνμι st. -κτείνμι, κάω st. καίω u. s. w.), und in orthographischer Hinsicht ist strenge Konsequenz beobachtet (νυνδή, ἀγαθέ, ὅταν u. a. st. νῦν δέ, ὡ ἀγαθέ, ὡ τάν, überall συν- st. ξυν- u. s. w.).

Man wird sich mit den Grundsätzen der Textgestaltung gern einverstanden erklären und sich freuen, daß mit dem Prinzip der ausschließlichen Bevorzugung bestimmter Handschr. immer mehr gebrochen wird.

Was nun den vorliegenden Text der Republik im besonderen anbetrifft, so ist von B. außer dem schon von Schanz neben dem Parisinus A in seine Rechte eingesetzten Venetus B (= II nach Bekker) und dem Malatestianus, den Lewis Campbell neben jenen beiden als Vertreter einer dritten Handschriftenklasse hinstellte, eine Wiener Handschr. (F bei Schneider), herangezogen. Eine eingehende Untersuchung (vgl. Cl. Review XVI, 1902) hat B. zu der Ansicht geführt, daß diese Handschr., auf deren Besonderheiten schon Schneider hingewiesen hatte, aus einem Archetypus stamme, der älter sei, als alle übrigen Platonhandschr. Außerdem sind von B. die Zitate bei Iamblichus, Galenus, Stobäus u. a. in ausgedehnterem Maße herangezogen, als es in den früheren Ausgaben geschehen war; die Wichtigkeit dieser Zeugnisse für die Textesgestaltung bei richtiger Benutzung derselben ist inzwischen allgemein anerkannt, so daß man sich auch hiermit wird einverstanden erklären müssen; für B. hatte ihre Heranziehung noch einen besonderen Wert, da sie mit dem von ihm empfohlenen Wiener F merkwürdig übereinstimmen.

Somit bedeutet die Ausgabe B.s einen großen Fortschritt. In Einzelheiten wird man ja vielfach anderer Meinung sein können, z. B. S. 259 d. e. würde man besser bei der übereinstimmenden Lesart der Handschr. bleiben, wo B. Bywaters schwer verständliche Konjektur aufgenommen hat; 528 c ist $\mu\epsilon\nu$ hinter $\delta\pi\delta$ in F beachtenswert und sollte uns zu der Umänderung des entstellten $\delta\pi\delta \delta\epsilon \tau\omega\nu \zeta\eta\tau\acute{o}\tau\omega\nu$ in $\tau\omega\nu \delta\epsilon \zeta\eta\tau.$ veranlassen (vgl. Lit. Zentralbl. 1898, Sp. 297); 529 b vermißt man bei $\acute{\epsilon}\alpha\nu \tau\acute{\epsilon} \tau\iota\varsigma$ einen Hinweis auf die Abweichung bei Bekker, Stallbaum, C. Fr. Hermann, wie man wohl noch mehrfach in den Fußnoten einen Hinweis auf diese oder jene andere Lesart gern gesehen hätte.

Wir wünschen, daß Burnets Ausgabe des Platon rüstig weiter schreiten und uns auch bald die noch fehlenden Dialoge bringen möge; auch in Deutschland würden wir sie freudig begrüßen müssen, da es uns ja noch immer an einer vollständigen neueren Gesamtausgabe der Platonischen Werke fehlt. Wie man hört, wird in England nach Burnets Ausgabe ein genauer Index ausgearbeitet; auch dieses begrüßen wir mit großer Freude, da Asts Lexikon inzwischen veraltet ist.

Helmstedt.

K. Linde.

- 89) **Seth G. Gifford, Pauli Epistolas qua forma legerit Johannes Chrysostomus.** Dissertationes Philologicae Halenses. Vol. XVI. Pars I. Halis Saxonum, Max Niemeyer, MDCCCCH. 88 S. 8. N 2. 40.

„Wenn den Philologen und Naturforschern ein Arbeitsfeld offen stünde, das auch nur annähernd so reiche Ernte verspräche, wie etwa das Studium des Chrysostomus — ähnliche Vorwürfe hat die Theologie zu hunderten — von welchen Scharen, mit welchem Eifer und Erfolge würde es bebaut werden.“ So schrieb vor 15 Jahren Lagarde; es gilt zum Teil auch heute noch. Die vorliegende Dissertation hat eine der Aufgaben in Angriff genommen, die Chrysostomus bietet. Vielleicht hätte sich noch mehr aus ihr machen lassen, als es hier geschehen ist. Zu der Form, in welcher Paulus dem Chrysostomus vorlag, gehört doch auch das ganze paläographische Gebiet; aber dies ist gar nicht berührt, die Arbeit beschränkt sich darauf, die Lesarten zusammenzustellen, die von unserem Texte abweichen. Innerhalb dieser Grenzen ist die Arbeit sichtlich mit großem Fleiß gemacht. An etwa 30 Stellen kennt Chrysostomus Varianten. Am merkwürdigsten ist wohl die Lesart 1 Kor. 6, 20 *ἀγαπᾶτε τὸν ἑαυτὸν*, die schon Marcion und Tertullian kennen. Noch in der neuesten Auflage des Wörterbuchs der neutestamentlichen Gräzität fehlt jede Rücksichtnahme auf diesen Sprachgebrauch. Der Thesaurus gibt einige Belege für die Bedeutung *extollo verbis, laudatione*. — Ein weiteres Eingehen wird an diesem Orte nicht nötig sein.

Maulbronn.

Eb. Nestle.

- 90) **Michael Faulhaber, Hohelied-, Proverbien- und Prediger-Katenen** untersucht. (Auch unter dem Titel: Theologische Studien der Leo-Gesellschaft, herausgegeben von **Albert Erhard** und **Franz M. Schindler**. Heft 4.) Wien, Mayer & Co., 1902. XV u. 176 S. 8.

Hier die Fortsetzung der Untersuchungen über die Propheten-Katenen, die der Unterzeichnete 1899, Nr. 2, zur Anzeige brachte, vgl. auch 1901, Nr. 26. Aber wie ist inzwischen dem Verf. das Material gewachsen. Während sich die Untersuchung der Propheten-Katenen wesentlich auf römische Handschr. beschränken mußte, nennt das Register der neuen Arbeit 20 Städte mit etwa 240 Handschr., die untersucht wurden, von Basel, Berlin, Brüssel, Konstantinopel, bis Salamanka, Turin, Venedig,

Wien, Zaragoza. Die Katenen, d. h. die aneinander gehängten Exzerpte aus den älteren Erklärern der biblischen Bücher haben nicht für sich selbst Wert, sondern wegen der Bruchstücke aus sonst verlorenen Schriften, die sie uns erhalten haben. Um sicher zu gehen, muß das Verhältnis der uns erhaltenen Handschr. zu einander genau untersucht werden. Dies ist in dem vorliegenden Heft für die im Titel genannten drei Schriften mit der größten Sorgfalt geschehen. Nur hinsichtlich der Proverbien ist dem Verf. entgangen, daß die wichtigen Scholien des Origenes von Tischendorf 1860 aus einer Patmoshandschr. des 10. Jahrh. in seiner *Notitia Codicis Sinaitici* veröffentlicht worden sind. An dieser Stelle ist ein näheres Eingehen auf die für Theologen wichtige Schrift nicht nötig.

Maulbronn.

Eb. Nestle.

91) **Albert Müller, Das attische Bühnenwesen, kurz dargestellt.**

Mit 21 Abbildungen. Gütersloh, Bertelsmann, 1902. VII u.

117 S. 8.

ℳ 2.80.

Das griechische Bühnenwesen — so könnte der Titel des vorl. Büchleins trotz der Beschränkung des 1. und 2. Kapitels auf Athen auch lauten — einer auf den neueren Untersuchungen aufgebauten Behandlung zu unterwerfen, war wohl niemand so geeignet als Albert Müller. Er, der Verfasser des besten Handbuches der Bühnenaltertümer, hat der Begründung dieser Disziplin nahegestanden, er hat aber auch an dem Kampfe um den Ausbau derselben, welcher in den letzten 15 Jahren tobte, in den vordersten Reihen teilgenommen. Wer, wie er, die Fülle der durch diesen Kampf hervorgerufenen Schriften kennt, weiß, wie es dem der Bühnenkunde ferner stehenden Philologen in dem Gewirre der widersprechenden Meinungen zu Mute ist, um von den gebildeten Laien, soweit sie für das antike Theater Interesse haben, gar nicht zu reden. Für diese Klarheit zu schaffen, dazu hat er das Büchlein geschrieben. Wenn man auch einwenden könnte, daß gerade die gegenwärtige Zeit für eine Art abschließender Behandlung nicht geeignet sei, da gerade jetzt der Streit über die Bühnenfrage aufs neue heftig entbrannt sei, so muß man bedenken, daß ein Ende dieses Streites nicht abzusehen ist. Klarheit der Anschauung aber, auch wenn sie sich nur auf Vermutungen stützen sollte, ist vor allem für die Schule notwendig.

Daher ist auch an dem Büchlein neben der Vollständigkeit des Inhalts die leicht verständliche, klare und anziehende Behandlung aller einschlägigen Fragen rühmend hervorzuheben. Dieser Vorzug ist ungleich

wichtiger als die Frage, ob die oft an Stelle von sicheren Tatsachen vorzutragenden Meinungen auch die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben. Wenn der Ref. nun im folgenden gleichwohl die eine oder andere Vermutung M.'s zurückweist, so geschieht dies nur, um zur Klärung der Sache beizutragen. Gegenüber den früheren Arbeiten M.'s ist ein großer Fortschritt in der vorsichtigen, kritischen Behandlung des späteren schriftlichen Quellenmaterials zu konstatieren, ein deutliches Zeichen des Einflusses der Spezialuntersuchungen der letzten Jahre. Mit Nachdruck betont auch M. wieder, daß wir für die Kenntnis der Bühnenverhältnisse des 5. Jahrhunderts fast ausschließlich auf die erhaltenen Dramen angewiesen sind.

Zu dem 1. Kapitel, in welchem unter der Überschrift „Die Verwaltung des Bühnenwesens“ die Arten, die Vorbereitungen und der Verlauf der Aufführungen in Athen behandelt werden, habe ich zu bemerken, daß die Vermutung, Aischylos sei wohl als Schöpfer der trilogischen bzw. tetralogischen Komposition zu bezeichnen, mir unwahrscheinlich vorkommt; vielmehr glaube ich, daß diese sich mit der Einsetzung des *ἀγών*, die doch wohl schon vor Aischylos erfolgte, und die dadurch notwendig gewordene Zusammenziehung der Stücke eines Dichters von selbst ergab; denn daß die vorher auf drei oder mehrere Tage verteilten Aufführungen in innerem Zusammenhang standen, ist bei dem damals völlig religiösen Charakter der Spiele als sicher anzunehmen. Wie lange mag es gedauert haben, bis sich diese von dem Mythos des Dionysos lösten! Bei Aischylos liegt aber diese Tatsache vor, also haben wir eine lange Entwicklung vor ihm anzusetzen. — Daß in dem schwierigen 2. Kapitel „das Theatergebäude“ es M. gelungen ist, dem Leser die verschiedenen Veränderungen des Dionysostheaters klar zu machen, ist besonders hervorzuheben. Doch wäre es vielleicht geratener gewesen, bei der Anführung der Gründe, welche Furtwängler in der Frage der Entstehung des Dionysostheaters gegen Dörpfeld geltend macht, ebenso kurz zu sein wie bei denen Puchsteins (S. 36); denn die Sache ist noch nicht spruchreif. — In der Bühnenfrage (3. Kap.) nimmt bekanntlich M. eine vermittelnde Stellung ein: er weist den Schauspielern eine „schwerlich über 1 m“ hohe Bühne zu, um einerseits das unzweifelhafte Zusammenspielen von Chor und Schauspielern zu ermöglichen, anderseits das Auftauchen von Personen aus der Tiefe mit den ebenso unzweifelhaft vorhandenen Andeutungen, aus denen das Ersteigen einer Erhöhung durch Schauspieler oder den Chor klar wird, zu verbinden. Ob sich diese Andeutungen aber auf einen besonderen Spiel-

platz der Schauspieler oder auf die Orchestra beziehen, das ist eben die ungelöste Frage. Es gereicht der von M. vertretenen Anschauung nicht zur Unterstützung, daß er die bekannte Stelle in Eurip. Herakles, wo der Chor über die Steilheit des Weges klagt, weggelassen hat. Erkennt er dieser Stelle weniger Beweiskraft zu, als der von ihm aus der Lysistrate des Aristophanes angeführten? Hier hätte wenigstens die Ansicht Dörpfelds und seiner Anhänger angeführt werden müssen, wonach in dieser wie den anderen Stellen auf den 2 m betragenden Niveauunterschied zwischen dem Erdboden und der Fläche der Orchestra angespielt werde. Ich verweise übrigens noch auf eine, soviel ich sehe, bisher nicht beachtete Stelle in Eur. Phoen. (V. 834 ff.), wo mir die Situation dieselbe zu sein scheint wie im Jon (V. 725 ff.). Teiresias klagt hier, wie im Jon der Pädagog, über die Anstrengungen des Weges: Phoen. V. 851 αἶπος ἐβαλὼν ὁδοῦ vergleiche mit Jon V. 739 αἶπεινά τοι μαρτεῖα; V. 847 erinnert der Vergleich mit dem Wagen an Herakl. V. 120 ff.; endlich scheinen in V. 836 die Worte λευρὸν πέδον auf Aischylos' Hiket. V. 507 λευρὸν ἄλσος, worunter die Orchestra zu verstehen ist, hinzuweisen. Danach glaube ich, daß Teiresias vor den Augen des Publikums, bevor er den Spielplatz erreicht, mühsam eine Erhöhung hinaufsteigt. Diese realistische Ausnützung der gegebenen Verhältnisse ist echt euripideisch; wer sie als eine bloße fingierte, sprachliche Ausschmückung ansieht, der verkennt den Geist des Dichters. Anders steht es mit der von M. (S. 56) aus der Ars poetica des Horaz angeführten Stelle: „Aeschylus et modicis instravit pulpitem tignis“, diesen muß ich jede Beweiskraft absprechen.

Zum 4. Kapitel, „Die Elemente der Aufführung“ möchte ich über die Stellung des Chores während des Dialoges bemerken, daß die Aufstellung in Halbhören höchst wahrscheinlich ist; darauf scheint der Einzug des Chores in zwei Teilen von zwei verschiedenen Seiten in Eur. Troades hinzuweisen und noch mehr der Umstand, daß Personen in den Dialogpartieen ohne weiteres die halben Chöre nach den beiden entgegengesetzten Richtungen dirigieren können, so in Soph. Aias und Eur. Elektra. Auch mit der Aufstellung des χορηγεῖος in der 3. Rotte scheint man dem Zwecke der Teilung des Chores Rechnung getragen zu haben; es war eben dieser Platz der günstigste, wenn der in ζυγά aufgestellte, dem Publikum zugewandte Chor durch eine Viertelschwenkung rückwärts jeder seiner beiden Hälften um die äußeren Achsen die Stellung von Halbhören einnehmen sollte, insofern der Chorführer bei einer Teilung der mittleren Rotte nach

links und rechts den Schauspielern zunächst kam und gleichsam frei wurde. Auch die Wiedervereinigung der beiden Chorhälften war so leicht möglich. — Zu der Bemerkung (S. 101), daß wir für das hellenistische Theater aus Plautus ersehen, daß die im Hintergrund dargestellten Häuser durch Gäßchen (*angiportus*, *στενωπός*) getrennt waren, um Schauspielern zum Abgehen Raum zu gewähren, darf man wohl nachtragen, daß auch in der Schlussszene der Thesmophoriazusen ein solches Gäßchen vorhanden zu sein scheint. Als der Skythe fragt, welchen Weg sein entronnener Gefangener eingeschlagen habe, antwortet der Chor, der ihn natürlich irre leiten will, V. 1223: *ὁρῶ ἔγω δῖον* (scil. *τὴν ὁδόν*). Er muß also im Hintergrund verschwinden, in ein Haus kann er aber nicht eintreten. — Was den 5. Abschnitt des 4. Kapitels betrifft, so gestehe ich gern, daß ich mich schon länger von der Irrigkeit meiner früheren Annahme, das griechische Theater der klassischen Zeit habe den Gebrauch eines Vorhanges gekannt, überzeugt habe; das moderne Empfinden, welches in der Tat die Quelle dieser Annahme war, glaube ich jetzt dem griech. Drama gegenüber, los zu sein. —

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die beigegebenen Abbildungen, welche sich bei dem bescheidenen Preise des Büchleins natürlich auf das Notwendige beschränken, die Anschauung wesentlich unterstützen. Es kann daher jedem, der sich über den gegenwärtigen Stand der Bühnenkunde rasch und doch gründlich unterrichten will, das Büchlein aufs wärmste empfohlen werden.

Schweinfurt.

K. Weissmann.

92) **Studies in Honor of Basil L. Gildersleeve.** Baltimore, The Johns Hopkins Press, 1902. IX u. 517 S. gr. 8. \$ 6.—.

Der stattliche, auch äußerlich vornehm ausgestattete Band ist dem verdienten amerikanischen Gelehrten, dessen Bildnis beigegeben ist, von seinen Schülern zum 70. Geburtstag dargebracht worden. Die Fülle des Inhaltes, die ein herrliches Zeugnis ablegt von den vielseitigen Anregungen, die von dem Gefeierten ausgegangen sind, verbietet uns leider auf die einzelnen Beiträge näher einzugehen, da sonst der zu Gebote stehende Raum weit überschritten werden müßte. Wir beschränken uns daher notgedrungen auf eine Inhaltsangabe. Ch. A. Briggs, *The Apostolic Commission*; W. P. Mustard, *Homeric Echoes in Matthew Arnold's 'Balder Dead'*; W. H. Kirk, *Ad Catull. XXX 4—5*; M. Bloomfield, *The Symbolic Gods*; N. L. Wilson, *The Use of the*

Simple for the Compound Verb in Persius; C. W. L. Johnson, The Motion of the Voice in Connection with Accent and Accentual Arsis and Thesis; E. G. Sihler, Augustus Princeps; Ch. A. Savage, The Athenian in his Relations to the State; R. S. Radford, Use of the Suffixes -ānus and -īnus in forming Possessive Adjectives from Names of Persons; Chr. Johnston, The Fall of the Assyrian Empire; H. C. Elmer, 'Ne emissēs', 'ne poposcissēs' and Similar Expressions; G. J. Laing, Notes on the Latin Verbs of Rating; E. H. Spieker, The Pentapody in Greek Poetry; G. L. Hendrickson, Horace and Lucilius: A Study of Horace Sermon I 10; W. J. Alexander, The Aim and Results of Plato's Theaetetus; A. S. Haggett, On the Uses of the Prepositions in Homer; E. W. Fay, An Erroneous Phonetic Sequence; H. R. Fairclough, The Connection between Music and Poetry in Early Greek Literature; H. L. Ebeling, Some Statistics on the Order of Words in Greek; M. Carroll, The Athens of Aristophanes; G. Lodge, On the Theory of the Ideal Condition in Latin; J. W. Kern, On the Case Construction of Verbs of Sight and Hearing in Greek; J. W. Basore, The Scenic Value of the Miniatures in the Manuscripts of Terence; K. F. Smith, Pupula duplex; G. V. Edwards, 'Ingenium' in the Ablative of Quality and the Genitive of Quality; M. C. Sutphen, Magic in Theokritos and Vergil; A. T. Murray, The Interpretation of Euripides' Alkestis; R. B. Steele, Chiasmus in the Epistles of Cicero, Seneca, Pliny and Fronto; F. G. Allinson, On Causes Contributory to the Loss of the Optative etc. in Later Greek; J. A. Ness, The Etymology and Meaning of the Sanskrit Root *id*; Th. R. Price, The Technic of Shakspeare's Sonnets; O. F. Long, The Attitude of Alcuin toward Vergil; D. A. Penick, Notes on Lucian's Syrian Goddess; E. M. Pease, The Greeting in the Letters of Cicero; W. A. Montgomery, Oration XI of Dio Chrysostomus. A Study in Sources; E. B. Lease, The Use of 'atque' and 'ac' in Silver Latin; J. E. Harry, Indicative Questions with *μή* and *ἄρα μή*; B. J. Vos, Rime-Parallelism in Old High German Verse; H. N. Sanders, Did Euripides write *στέμνων* Hipp. 1276?; G. M. Bolling, The Participle in Apollonius Rhodius; E. L. Green, *Μή* for *οὐ* before Lucian; J. A. Scott, A Tragic Fragment of Jon; J. T. Lees, The Metaphor in Aeschylus; C. W. E. Miller, The Relation of the Rhythm of Poetry to that of the Spoken Language with especial reference to Ancient Greek.

Br.

W.

- 93) **Hollister Adelbert Hamilton, The negative compounds in Greek.** Doktordissertation von Baltimore. Baltimore, John Murphy Company Printers, 1899. 62 S. 8.

Die Schrift Hamiltons liefert einen schätzbaren Beitrag zur Lehre von der griechischen Wortkomposition, schätzbar, weil der Verf. den aufgeschlossenen Sinn für das Individuelle der Spracherscheinungen besitzt, der aller Sprachforschung A und O ist. An der Oberfläche hält sich die indogermanistische Behandlung des verneinenden Präfixes (S. 6—15); die Kenntnis der sprachwissenschaftlichen Literatur leidet an Lücken: die Dehnungen in *ἀθάνατος* und in *ἡμεῖς* konnten nicht in Parallele gestellt werden, wenn Schulzes Quaestiones epicae bekannt waren; Wackernagels (nicht erwähntes) Dehnungsgesetz macht uns *νῆμεος* verständlich. Für *ἀνάεδνος* ist nicht Verdoppelung des Präfixes anzunehmen; sie hat kein Beispiel an *δυσάμμορος*, d. h. „arg unglücklich“. Man denke an eine Variante **ἄεδνον*, die neben *ἔεδνον* steht wie neben *ἔεσση* im Kretischen *ἔεσσα* (Hesych). *νέκταρ* ist kaum semitisches Lehnwort (S. 12), sondern stellt sich, aus **νεγταρ* entstanden, zu *νώγαλον* „Leckerei“. Die Abnormität *ἀτίω* „mifsachte“ (S. 19) scheint mir dem homerischen Vorbild *ἀτίζω* nachgeschaffen; wiewohl in Wirklichkeit *ἀτίζω* von *ἄντιος* ableitet wie *ἀπινύσσω* von *ἀπίνυτος*, empfand das Sprachgefühl darin einen mit *α* privativum verbundenen Verbalstamm *-τιζ-*. Ein Gesichtspunkt, der nach einer Anregung der Wundtschen Völkerpsychologie (I, 1 S. 619) vielleicht für künftige Darstellungen der Komposition noch fruchtbar werden kann, wird S. 17 berührt. Wortzusammensetzung wie Satzaufbau wird vom Gesetz der binären Gliederung beherrscht. Damit also ein *ἀ-μνησι-κακέω* *ἀν-εχέγγνος* *ἀ-λυσιτελής* *ἀ-φερέπνοος* aufkommen konnte, mußte zuvor *μνησικακέω* etc. zur Verschmelzung eines einheitlichen Begriffs gediehen sein: wodurch uns ein wertvolles psychologisches Datum geliefert ist. Mit Anerkennung sind unter H.s neun Kapiteln zu erwähnen VI (Ersatzmittel der negativen Composita), VII (Semasiologie) und namentlich VIII (die n. C. als Stilelement). Eine zahlenmäßige Übersicht über die Verbreitung des Typus zum Schluß lehrt, obgleich nicht zuverlässig genug, manches. Im übrigen ist zur Lektüre der flüssig geschriebenen Arbeit zu raten.

Hannover.

Hugo Ehrlich.

- 94) **Ernst Fabricius, Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland.** Vortrag. Mit einer Tafel. Trier, Jacob Lintz, 1902. 18 S. gr. 8. M —. 80.

Nachdem die Arbeiten der Reichs-Limeskommission in der Hauptsache abgeschlossen sind, konnte der Versuch gemacht werden, ein übersichtliches Gesamtbild der für die Geschichte der Römerherrschaft in unserem Vaterlande so bedeutsamen Anlage der Reichsgrenze zu entwerfen. Dafs der Verf. der vorliegenden Abhandlung seine zunächst vor einer Versammlung berufener Fachmänner gegebenen Mitteilungen hier weiteren Kreisen zugänglich macht, darf bei dem immer noch wachsenden und allgemeiner werdenden Interesse für diese Untersuchungen mit Dank anerkannt werden. Wenngleich die Arbeit nicht den Zweck haben kann, irgend neue Ergebnisse der Forschung vorzuführen, so ist doch auch die Zusammenfassung der Einzelforschung, die Auswahl und Deutung charakteristischer Erscheinungen und die Feststellung ihres Zusammenhanges mit der Überlieferung der Geschichte von wissenschaftlichem Werte. Wer sich daher, ohne die Arbeiten der Forscher verfolgt zu haben, über die Limesfrage im allgemeinen und über die Bedeutung der ganzen Anlage unterrichten will, wird hier einen bequemen und zuverlässigen Führer finden. Trotz des engen Rahmens bringt Verf. doch ziemlich viel. Er weifs die Verschiedenheit der Erscheinungen auf die wechselnde Reichspolitik im grofsen zurückzuführen, die bald militärische bald administrative Zwecke mit der gewaltigen, 550 km umfassenden Anlage verfolgte. Und so lernt man, wenigstens in grofsen Umrissen, aus der an mehreren Stellen zwiefach erscheinenden Limeslinie, aus den von Zerstörung und Wiedererrichtung zeugenden Erd- und Steinkastellen, aus dem alten Grenzweg des Domitian, der unter sorgfältiger Berücksichtigung des Geländes zumeist über die Höhen und die äufseren Abhänge der Gebirge hinweg gelegt war, aus dem später seit Hadrian oft „mit brutaler Verachtung des Geländes kerzengerade über Berg und Tal“ gezogenen Limes mit seinem Palisadenzaun an der Aufsenseite und seinen in regelmäfsigen Abständen stehenden Kastellen, einer Linie, die vorwiegend für Verwaltungszwecke geeignet war — kurz aus allen eigentümlichen Einzelercheinungen lernt man die Bedeutung der gesamten Anlage und ihre Entstehung und Geschichte verstehen, erkennt auch die zeitweilige Rückkehr zum Domitianischen System (unter Marc Aurel) und die mancherlei Wechselfälle bis zu der Katastrophe des Jahres 259 oder 260, das sich aus den

Fundstücken des Kastelles von Niederbieber (bei Neuwied) feststellen läßt und über das hinaus kein zuverlässiges Zeugnis des Limes führt: Der Rhein wird Reichsgrenze. — Der beigelegten Karte liegt das soeben von der Reichs-Limeskommission für ihre Zwecke hergestellte Cliché zu grunde; schon deshalb darf sie als völlig zuverlässig und genau betrachtet werden.

Hanau.

O. Wackermann.

- 95) **J. Asbach, Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande.** Mit einer Karte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. VIII u. 68 S. 8. steif geh. M 1. 80.

Diese für jeden Geschichts- und Altertumsfreund interessante und lehrreiche, aber zur bequemen Orientierung auch für den Fachmann beachtenswerte Schrift gibt für ein räumlich abgegrenztes Gebiet eine Zusammenstellung der gesicherten Resultate der Einzelforschung, ein ansprechendes Gesamtbild der Entwicklung der keltischen, germanischen, römischen Besiedelungen und der auf ihrem Boden erwachsenden Kultur im Rheintale von Mainz bis Nymwegen, und zwar vorwiegend der linken Rheinseite, auf der ja auch die wichtigen Mittelpunkte der Kultur liegen. Verf. behandelt die gallisch-römische Mischkultur in diesen Gegenden, den Götter- und Totenkult, auch die Kunst- und Gewerbtätigkeit, den Häuserbau, der in den Städten und reichen Landhäusern italischen Mustern folgte, die Glasfabrikation, die schon vor den Römern hier heimische Keramik, die Tracht, von der die Römer das keltische Sagum entnommen haben, den Anbau und die Fruchtarten, und kommt zu dem Schlusse: „Die Ufergelände des Rheins, die Täler des Mains und Neckars, der Mosel und Saar, das Maifeld, die Ebene bei Düren und Jülich, die Eifel in ihrer ganzen Ausdehnung sind ein alter Kulturboden, den Kelten, Germanen und Römer um die Wette urbar gemacht haben.“ Eine besondere Betrachtung hat Verf. der Augusta Treverorum und noch eingehender nachher der Colonia Agrippinensis gewidmet. Trier war Industriestadt, aber vor allem Luxusstadt. Die antike Stadtumwallung umschloß eine Fläche, die das mittelalterliche Trier um mehr als das Doppelte übertraf. Dem Nordtor, der frühestens aus dem 2. Jahrh. stammenden Porta Nigra, entspricht ein Südtor, dessen Fundamente ähnlichen Aufbau, Material und Technik erkennen lassen. Acht Haupttheerstraßen gingen von dem wichtigen Mittelpunkte aus ins Land, nach Andernach, Koblenz, Boppard, nach Bingen und Mainz, nach Straßburg, nach Metz rechts und links der Mosel,

nach Reims, nach Köln, letztere in ihrer Anlage hinaufreichend in die Zeit, wo Augustus und M. Agrippa gemeinsam die Verwaltung des Westens organisierten. Nicht minder bewundernswert sind die Wasserleitungen, die das frische Gebirgswasser der Eifel an die Stationen am Rhein führten und deren Anlagen gewissenhaftes Nivellement und Kenntnis und Erfahrung in der Hydrostatik voraussetzen. Noch eingehender wie Trier und seine Umgebung wird die Entstehung und Bedeutung des römischen Köln dargestellt, wobei im wesentlichen die gesicherten Resultate verwertet werden, die in der bedeutenden Arbeit von K. Schultze und C. Steuernagel niedergelegt sind, einer Arbeit, die nebst einer Erörterung der historischen Voraussetzungen von H. Nissen der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (1895) gewidmet wurde. Mit diesen Mitteilungen hat Verf. selbst in übersichtlicher und zusammenhängender Weise die geschichtlichen Vorgänge verknüpft, von dem Zeitpunkte an, wo die Ara bei der Ubiertadt errichtet wurde: die Erhebung zur Kolonie, den Hergang der Stadtgründung, Feststellung des Umfanges und der Einwohnerzahl und die späteren Schicksale bis zum Einfall der Franken. Steine und andere Spuren sind genug vorhanden, die dem spätgekommenen Historiker erlauben, sich ein Bild von der großen Grenzfestung zu machen. Neufs, Vetera, Arnheim, Nymwegen und eine Reihe Zwischenkastelle zeigen das Festhalten des linken Ufers, und wenn auch auf dem rechten die weit vorgeschobenen von den Germanen gründlich zerstört wurden, so fühlten die Römer sich doch sicher im Besitze des Rheins; er war rechts und links von ihren Kastellen beherrscht, von ihren Brücken überspannt, von ihren Flotten befahren. Auch in den rechtsrheinischen Gegenden entwickelte sich in den ersten Jahrhunderten innerhalb der seit Domitian begonnenen Zoll- und Militärgrenze eine lebhafte Kultur, die nicht mit dem Falle des Limes verloren ging. Auch die Entstehung von Andernach, Urmitz, Koblenz, Mainz finden Berücksichtigung, letzteres der starke Schlusstein in dem großen Verteidigungssystem, noch von Julian und Valentinian als Stützpunkt ihrer Unternehmungen benutzt. — Eine Abbildung der Porta Nigra steht an der Spitze des Textes, eine solche der Igeler Säule am Schlusse. Eine Zeittafel (von 2000 v. Chr. bis 413 n. Chr. — Ausbreitung der Franken im linksrheinischen Lande — reichend), wie sie Asbach in einer für den Leser so bequemen Weise auch sonst historischen Schriften beifügt, schließt das ansprechende Büchlein. Die beigegebene Karte zeigt allerdings, dem Inhalte der Schrift entsprechend, vornehmlich

die linke Rheinseite; rechts ist außer den Flußmündungen fast nur der Limes (bis zum Main) eingezeichnet.

Hanau.

O. Waackermann.

96) **O. Weissenfels, Kernfragen des höheren Unterrichts.** Neue Folge. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 1903. IV u. 379 S. 8.

Die Arbeit, welche dieselbe warme Empfehlung verdient wie die früher vom Ref. in der „N. phil. Rundschau“ 1901, S. 276—278 angezeigten Weissenfelschen „Kernfragen“, besteht aus zehn Kapiteln, unter denen nicht nur die vier ersten wegen ihrer grundlegenden Bedeutung, sondern auch die sechs anderen infolge ihrer geschickten Übertragung der in jenen aufgestellten Grundsätze auf praktische Fälle allgemeine Beachtung beanspruchen können.

Alle Ausführungen des Verf. gipfeln in dem gerade in unserer Zeit der unterrichtlichen Zersplitterung besonders beherzigenswerten Grundsatz, daß jedes Lehren in philosophischem Geiste erfolgen müsse, wenn es nicht erfolglos bleiben oder selbst zur Verdummung führen solle.

In Nr. 1: „Das Inkommensurable des Unterrichtsproblems“ beweist Verf., daß die Philosophie dem nach Gewinnung richtiger pädagogischer Grundlagen strebenden Lehrer den gesunden Mittelweg zwischen der einseitigen Fachwissenschaft und den gewöhnlichen Ansprüchen des praktischen Lebens zeigt. Besonders wichtig und umfangreich sind Nr. 2: „Die Philosophie auf dem Gymnasium“ und Nr. 3: „Der Bildungswert der Poesie.“ Letzteres Kapitel bietet infolge eines Zufalles einige Anklänge an: „W. Münch, Poesie und Erziehung.“ Neue Folge vermischter Aufsätze, S. 122—146 und an: „A. Biese, Pädagogik und Poesie.“ Vermischte Aufsätze, ist aber doch als ganz selbständige Leistung zu betrachten und fördert den Gegenstand nicht unwesentlich.

In Nr. 3 erklärt Verf. zutreffend die oft so unfruchtbar betriebene philosophische Popädeutik für entbehrlich, vorausgesetzt, daß man alles Unterrichten den Weg zum Philosophischen nehmen lasse, wie auch A. Fouille, „La réforme de l'enseignement par la philosophie“, fordere. Nr. 4: „Die philosophischen Elemente unserer klassischen Literaturperiode nach ihrer Verwendbarkeit für die Schule“ empfiehlt Lessing und namentlich Schiller als Philosophen für den Lernenden und wünscht mit Recht, daß, wenn möglich, Schillers ästhetisch-moralische Abhandlungen in den Schulen gelesen und erklärt würden. In Nr. 5: „Die Bedeutung von

Ciceros rhetorischen Schriften für die Schule“ wird der Orator scharfsinnig als sehr geeignet für das Gymnasium bezeichnet, dagegen der Brutus so gut wie gar nicht empfohlen. In Nr. 6 verwirft Weissenfels mit Recht die Verherrlichung, welche G. Boissier den Briefen Ciceros angedeihen läßt, aber auch gegen Aly und Bardt ihre Schullektüre überhaupt, bezeichnet in Nr. 7, S. 290/91 die Synonymik als geeignetste philosophische Popädeutik und tadelt in Nr. 8, S. 323 mit guten Gründen das auf Schule und Universität grofsgezogene Bemühen, im Horaz überall strenge Dispositionen finden zu wollen, wobei er eine beachtenswerte Kritik an G. Leuchtenbergers sonst tüchtigem Buche: „Die Oden des Horaz für den Schulgebrauch disponiert“ übt. Nr. 9 entwickelt in einer Repetition geschickt den Begriff der Urbanität aus Hor. ep. I, 7, wobei Verf. S. 325 der Reproduktion des Gelesenen in Prima eine weit gröfsere Bedeutung beilegt als dem Lesen selbst. S. 379, also am Schlusse des 10. Kapitels und des ganzen Buches, finden wir das gesunde Urteil ausgesprochen, dafs die Ästhetik des Horaz stets auf dem festen Grunde des wirklich einer Erörterung Fähigen und Bedürftigen beharre.

Wollstein.

Karl Lössohorn.

- 97) **H. Knauth, Lateinisches Übungsbuch für Sekunda** im Anschluß an die Lektüre nebst stilistischem Anhang und Wörterverzeichnis. II. Abteilung. Für Obersekunda. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903. 128 S. 8. M 1.60.

Das Buch zeigt dieselben Vorzüge, wie das für Untersekunda, das kürzlich hier angezeigt ist. Besondere Rücksicht ist in diesem Teile der Stilistik gewidmet. Das wesentliche aus diesem Gebiete ist in 50 Regeln zusammengefaßt, welche einen Anhang bilden. Der Einübung dieser Regeln dienen teils Einzelsätze, teils zusammenhängende Stücke. Letztere lehnen sich sämtlich an die Klassenlektüre an (Livius III Dekade und Sallust Iugurtha) und sind so gehalten, dafs sie diese ergänzen und vertiefen. Den Schlufs des Buches bildet ein sehr reichhaltiges Wörterverzeichnis.

Bedauerlich ist, dafs der Verf. auch in diesem Teile unter die einzelnen Textseiten zahlreiche Anmerkungen gesetzt hat, die dem Schüler die Arbeit allzusehr erleichtern. Braucht man wirklich einem Obersekundaner die Ausdrücke für „Wohlfahrt“, „es ist allgemein bekannt“, „der Beiname der Gerechte“, „lassen“, „ohne zu“, „vollends“, „zu hoch als dafs“ u. s. w. anzugeben? Für noch bedenklicher halte ich es, wenn

in den Anmerkungen das wiederholt wird, was aus den Regeln des Anhangs gelernt ist und fester Besitz sein soll (z. B. St. 2, 16. 34, 1). Auch Anmerkungen wie die St. 2, 6 u. 7 sind nicht zu billigen, da sie den Schüler zu Gedankenlosigkeit verleiten; wenn im Anhang „*Leser qui legit*“ gelernt ist, muß jeder Schüler durch eigenes Nachdenken die richtige Übersetzung für „*jeder aufmerksame Leser*“ finden. Der Druck ist sehr korrekt, mir ist nur auf S. 100 *forsitan vituperat* aufgefallen.

Potsdam.

E. Krause.

- 98) **Viktor Thumser, Schule und Haus.** Populäre Vorträge, gehalten an den Elternabenden der K. K. Mariahilfer Gymnasiums in Wien. Unter Mitwirkung der Professoren Dr. Friedrich Umlauf, Ferdinand Drefsler, Emanuel Feichtinger und Dr. Karl Haas. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1902. 88 S. gr. 8. M 1. 80.

In Nr. 21 dieses Blattes vom 18. Oktober 1902 sind drei Vorträge von Viktor Thumser, dem Direktor des K. K. Mariahilfer Gymnasiums in Wien, welche unter dem Gesamttitel „*Erziehung und Unterricht*“ im Jahre 1901 erschienen waren, angezeigt worden; sie hatten den Zweck verfolgt, eine nähere Beziehung zwischen der Schule und dem Elternhause herzustellen, und dieser Absicht zunächst mit allgemeineren Erörterungen zu dienen gesucht. Jetzt sind nun in dem in der Überschrift genannten Hefte fünf weitere Vorträge vom Direktor und vier Professoren desselben Gymnasiums veröffentlicht worden, in denen der erwähnte Zweck weiter verfolgt und eine speziellere Verständigung über einzelne Fragen der Erziehung und des Unterrichts ins Werk gesetzt worden ist; die Themata der fünf Vorträge sind: Die Sprechstunde, die Benutzung der Landkarte für den Schulunterricht und das häusliche Studium, Belohnung und Strafe als Erziehungsmittel, über den Nutzen der klassischen Sprachen für das Studium moderner Sprachen, die Poesie in der Schule; sie sind an fünf Sonntagen vom 23. November 1901 bis zum 10. Mai 1902 gehalten worden. Aus ihnen allen spricht dieselbe vornehme und verständige Auffassung der in Frage kommenden Aufgaben, welche dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegt; darum werden sie gewiß ihren nächsten Zweck vortrefflich erfüllt haben und verdienen nicht minder auch in weiteren Kreisen beherzigt zu werden.

Bremen.

Edm. Fritze.

- 99) **Georges Pellissier, Précis de l'histoire de la littérature française.** Illustré de 85 portraits. Paris, Delagrave, o. J. (1902). 556 S. 8.

Der vorliegende Band ist von einem Pariser Schulmann für Schüler höherer französischer Staatslehranstalten (Lycées) geschrieben. Auf diesen Schulen ist ähnlich wie bei uns die Geschichte der heimischen Literatur Unterrichtsgegenstand, und es fehlen infolgedessen entsprechende Bücher nicht; zum Teil sind sie aber reichlich umfangreich, wie etwa Lansons vortreffliches Werk; andere wieder sind für die in geistlichen Händen befindlichen höheren Schulen bestimmt und demgemäß gefärbt. Diese Umstände haben Pellissier, der sich als Literarhistoriker schon mehrfach bekannt gemacht hat, zur Abfassung dieses „Abrisses“ veranlaßt. Wenn der Band immerhin noch recht kräftig ausgefallen ist, so liegt das, ganz abgesehen von dem gewaltigen Stoff, schon daran, daß der Verf. ein Buch hat schaffen wollen, in welchem die Schüler der oberen Klassen die im Unterricht behandelten Partien der französischen Literaturgeschichte für sich wirklich nachlesen können. Es gibt ja eine Art von „Abrissen“, welche außer Namen und Daten nur knappe und deshalb leicht schiefe literarische Urteile enthalten. Solche apodiktischen Aussprüche eignet sich der junge, unerfahrene Leser nur zu gern unkontrolliert an, da er meint, nun mitreden zu können. Diese gefährliche Büchergattung hat Pellissier glücklicherweise nicht vermehrt, sondern ein wirkliches Lesebuch für ältere Schüler schaffen wollen, das dementsprechend nicht nur unter literarhistorischem, sondern auch unter pädagogischem Gesichtspunkt zu betrachten ist.

Der Stoff wird dem Leser in sechs Abschnitten überliefert: der erste zeigt in der Behandlung der altfranzösischen Zeit eine dem Zweck des Buches entsprechende knappe Fassung, ohne dadurch an Anschaulichkeit zu verlieren. Ähnlich wird im zweiten Abschnitt das 16. Jahrh. vorgeführt. Die klassische Epoche der französischen Literatur ist natürlich bedeutend weiteren Umfanges; der ihr gewidmete Abschnitt nimmt mehr als den dritten Teil des Buches ein. Ihr gegenüber wird das 18. Jahrh. kurz, aber durchaus nicht stiefmütterlich behandelt, so daß der Charakter der Zeit plastisch herausgearbeitet erscheint. Das 19. Jahrh. umfaßt denselben Raum wie das 17. und wird vom Verf. in zwei Abschnitten geschildert, von denen der eine (fünfte) dem Romantizismus, der andere (sechste) dem Naturalismus gewidmet ist. Die einzelnen Kapitel, in die

jeder Abschnitt zerfällt, werden durch instruktive, kurze Inhaltsangaben eingeleitet und geben am Schlufs stets eine Zusammenstellung solcher Literatur, wie sie sich ein lese- und lernbegieriger Benutzer des Buches leicht verschaffen kann, eine wirklich lobenswerte und in diesem Falle auch sachkundig verfaßte Beigabe. Gut gemeint sind auch die technisch ziemlich kümmerlichen, im Text verstreuten kleinen Porträts von 85 Schriftstellern.

Ist so die allgemeine Behandlung und Verteilung des Stoffes lobenswert, seine Darbietung pädagogisch durchdacht, so kann man auch den einzelnen literarischen Urteilen des Verf. die Zustimmung nicht versagen. Das Gesamturteil über sein Buch kann daher nur günstig ausfallen. Wenn er in der Vorrede sagt: *mon objet principal a été d'écrire un livre clair, suivi, méthodique*, so hat er seine Absicht vollauf erreicht.

Peine.

K. Friesland.

100/101) **Perdue.** Par Henry Gréville. Allein berechtigte Schulausgabe von M. v. Metzsch. Vierte von E. Wasserzieher verbesserte Auflage. I. Teil: Text, VI u. 166 S. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch, 45 S. Leipzig, Gerhard, 1902. 8.

N 1.50 u. *N* —.25.

— **Strasbourg.** Par Paul et Victor Margueritte. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von E. Wasserzieher. I. Teil: Text, V u. 128 S. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch, 48 S. Leipzig, Gerhard, 1903. 8.

An guten Sammlungen französischer Schulausgaben ist gegenwärtig kein Mangel mehr, so daß neue eigentlich kaum einem „lange gefühlten Bedürfnisse“ abzuhelpen brauchen. Die Gerhardsche Sammlung aber scheint sich von anderen dadurch unterscheiden und auszeichnen zu wollen, daß sie bisher noch in keinen anderen Sammlungen veröffentlichte Werke zeitgenössischer Autoren als Schulausgaben bietet. Das ist dankenswert, zumal der Verlag für einzelne seiner Ausgaben diese Berechtigung nur „unter namhaften Opfern“ hat erwerben können. Da auch der Name des Herausg., Dir. Dr. Wasserzieher, der seit 1891 die Redaktion übernommen hat, Gutes verbürgt, so ist dem Unternehmen der beste Erfolg zu wünschen.

Was die beiden vorliegenden Bändchen anbetrifft, so enthält das erste (Nr. 5), das die unter dem Pseudonym Henry Gréville schreibende Schriftstellerin Durand-Flenry zur Verfasserin hat, in leichter Sprache und fesselnder Form die Schicksale eines mutterlosen jungen Mädchens in Paris; es

dürfte sich darum auch wohl mehr für Mädchen- als für Knabenschulen eignen. — Das zweite (Nr. 10), deren Verfasser die Söhne des bei Sedan gefallenen französischen Generals Margueritte sind, ist ein Auszug aus dem dritten Teile ihres 1896 erschienenen großen Werkes „Une Epoque“, einer Schilderung des Krieges von 1870/71 in der Form eines Romans, und enthält „im Rahmen einer Familien- und Herzensgeschichte ein anschauliches, dramatisch-bewegtes, ergreifendes Gemälde der Belagerung von Straßburg durch die deutschen Truppen“ (S. iv). Es ist nach Sprache und Inhalt weniger leicht und darum nur für reifere Schüler geeignet.

Die Anmerkungen scheinen mir, besonders für Nr. 5, in der Übersetzung manchmal etwas zu weit zu gehen. Der Druck ist korrekt; nur in Nr. 5 ist mir gleich auf S. 1, Z. 16 aufgefallen: „comment elle le sons“ (statt *comment elles sont?*).

Dt. Wilmersdorf.

Fr. Blume.

- 102) **Sachs-Villatte, Encyklopädisches Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Wörterbuch.** (Auszug aus der großen Ausgabe.) Neue Bearbeitung. Berlin, Langenscheidt, 1900. 856 u. 1160 S. zu 3 Sp. Beide Teile in einem Band.
geb. M 15.—.

Konnte man schon bisher unbedenklich den kleinen Sachs als das für die Schule geeignetste und für die meisten Zwecke des täglichen Lebens ausreichende Wörterbuch empfehlen, so gilt dies mit noch mehr Recht von der neuen Bearbeitung, zu der sich die Verlagsbuchhandlung nach langem Warten entschlossen hat, und die seit 1900 fertig vorliegt. Bei der Gelegenheit sind alle Artikel einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden; viel Neues ist hinzugekommen; manche Ausdrücke sind durch passendere ersetzt worden.

Einen wesentlichen Fortschritt hat der Verleger in der typographischen Ausstattung erzielt, indem die etwas kleinen Buchstaben der alten Auflage durch größere ersetzt worden sind. Die vorzüglich übersichtliche Anordnung des Stoffes, wodurch sich schon früher das Wörterbuch vorteilhaft vor allen andern auszeichnete, ist dieselbe geblieben, und so kann man den neuen Sachs als eine vorbildliche lexikographische Leistung bezeichnen.

Nicht recht befreunden kann sich ein Neuphilologe freilich mit den phonetischen Zeichen von Toussaint-Langenscheidt (ſſ als Lautzeichen!); indessen mußte in dieser Beziehung wohl Rücksicht auf phonetisch nicht geschulte Leser genommen werden.

Warum erscheint nun auch nicht bald der große Sachs in neuer Bearbeitung?

Bremen.

W. Röhrs.

103/104) **Arthur Zapp, The natural method for teaching foreign languages. English.** First book. Berlin, Carl Duncker, 1901. VIII u. 98 S. M 2. 25.

Arthur Zapp, Méthode naturelle pour l'enseignement des langues étrangères. Français. Premier livre. Berlin, Carl Duncker, 1902. VIII u. 132 S. M 2. 50.

Beide Bücher stellen sich in den Dienst der direkten Methode, also derjenigen, die unter völligem Verzicht auf die Muttersprache des Schülers von der ersten Stunde an nur mit der fremden Sprache arbeitet und auch den Schüler nur dieser sich bedienen läßt.

Der Lehrer stützt sich dabei zunächst auf die direkte oder indirekte Anschauung. Am Anfang jeder Lektion, deren das englische Buch 30, das französische 32 zählt, ist das einzuübende lexikalische und grammatische Material zusammengestellt. Dann folgen Fragen, auf die der Lehrer zuerst selbst die Antwort gibt, um sie dann vom Schüler wiederholen zu lassen; bei weiterer Fortsetzung dieser Fragen erfolgen die Antworten auch bald selbständig vom Schüler. So heißt es z. B. in der zweiten Lektion des englischen Lehrbuchs:

What is this? It is the coat.

What is this? It is the waistcoat.

Is this the coat? No, it is not, it is the dress.

Is this the necktie? Yes, it is,

Oder im französischen Teile in Lektion 8, wo es sich um die Einübung der persönlichen Fürwörter handelt:

A qui est ce crayon? Il est à moi, c'est le mien.

A qui est ce livre? Est-il à moi? Non il n'est pas à moi,
il est à vous, M. A; c'est le vôtre.

Ce livre est-il à nous? Non, il est à lui etc.

So wird die regelmäßige und unregelmäßige Formenlehre in Frage und Antwort durchgearbeitet. In ähnlicher Weise wird bekanntlich von Berlitz, Sauveur, Stern verfahren, die der Verf. selbst in seinem Vorwort erwähnt; aber auch in den Frankfurter Anstalten und auch von manchem Lehrer anderer Schulen wird gelegentlich so unterrichtet, und es ist auch gewiß nicht zu bezweifeln, daß diese Methode bei gewissen Kapiteln der

Grammatik zu guten Erfolgen führen kann. Das Bedenkliche scheint mir nur in ihrer ausschließlichen Anwendung zu liegen. Nach des Verf. Vorschlag soll aber an gewissen Anstalten der ganze Unterricht in diesem Frage- und Antwortspiel, wie er selbst die ganze Methode bezeichnet, bestehen. Das mag an einzelnen Privatanstalten rein praktischen Charakters, wo der Zweck des Sprachunterrichts lediglich auf die Fähigkeit sich in der Fremdsprache verständigen zu können, hinausläuft, wohl seine Berechtigung haben; aber an höheren öffentlichen Anstalten muß doch noch allerlei anderes nebenher betrieben werden, und daher empfiehlt wohl der Verf. am Schluß seines Vorworts selbst sein Buch für besondere an solchen Anstalten abzuhaltende Konversationsstunden. „Abwechslung ist der Reiz des Lebens“, das gilt auch vom Sprachunterricht. Die Gefahr des ledernen und geisttötenden Unterrichts besteht bei der direkten Methode nicht minder als bei der rein grammatisierenden und Übersetzungsmethode, der ich durchaus nicht das Wort reden will. Andererseits aber vermögen wir nichts Verdienstliches und Nachahmenswertes darin zu erblicken, wenn die fremdsprachlichen Stunden, wie der Verf. in einem Begleitwort sagt, zu „Plauderstündchen“ und der Unterricht zu einer „angenehmen Zerstreuung“ wird. Das mag ja gelegentlich einmal so sein, aber wenn es die Regel werden sollte, so dürfte das mit dem Ernst der Arbeit, der unsere deutschen Schulen doch sonst charakterisiert, nicht recht stimmen. Der Verf. hat auch wohl mit diesen Worten nur auf die Leichtigkeit hinweisen wollen, mit welcher die direkte Methode Kenntnisse vermitteln kann; und für manche Fälle hat er darin gewiß recht.

Dafs Sprechübungen verschiedensten Inhalts in ausgedehntem Maße betrieben werden müssen, wird jetzt jeder anerkennen, aber neben dieser mehr materiellen Seite des Unterrichts muß auch seine wissenschaftliche zur Geltung kommen, und wenn dabei gelegentlich etwas theoretisiert und durch Vergleiche mit der eigenen und anderen Sprachen die Denkfähigkeit der Schüler geschärft wird, so werden ihre Eltern darüber wohl nicht ungehalten sein.

Dessau.

Bahrs.

105) Ludwig Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde.

Kritische Bemerkungen zu Wilhelm Wundts Sprachpsychologie.

Heidelberg, Carl Winter, 1902. VII u. 192 S. 8.

Als Wilhelm Wundts großes Werk über Völkerpsychologie angekündigt wurde, da hatte man wohl allgemein das Gefühl, dafs es

zum Abschluß der Lebensarbeit des großen Psychologen gehörte, das psychische Wesen des Menschen auch in seinen Erscheinungen auf dem Gebiete der Gemeinschaft, des Stammes oder Volkes, zu untersuchen. Unter allen Umständen mußte dabei die Wissenschaft von der Sprache als der allgemeinsten und wichtigsten Form sozialpsychischen Lebens und Wesens in ihrem psychologischen Fundament völlig erneuert werden. Denn an Stelle der Anschauungen Herbarts, die bei den Vertretern der Sprachwissenschaft meist maßgebend waren, oder an Stelle der „Vulgarpsychologie“ trat hier die Wundtsche Theorie von den psychischen Funktionen, die sich nur auf das Experiment und auf die offensichtlichen Tatsachen der Völkerpsychologie stützt. Daß es Wundt in seinem vorgerückten Alter nicht möglich sein würde, sich die volle Herrschaft über das riesenhaft angewachsene sprachwissenschaftliche Material anzueignen, liefs sich voraussehen. Widerspruch konnte also nicht ausbleiben von seiten der Vertreter der Sprachwissenschaft im engeren Sinn. Zu Delbrücks Auseinandersetzung mit Wundt ist nun das Buch Sütterlins getreten.

Delbrücks Kritik wendet sich nicht gegen minderwichtige Einzelheiten und gelegentliche Irrtümer, sie ist von hoher Warte aus geschrieben und zieht nur Fragen von prinzipieller Bedeutung in Betracht. Einen anderen Standpunkt nimmt Sütterlin dem Werke Wundts gegenüber ein. Er geht allenthalben in die Einzelheiten ein, prüft die Auffassungen Wundts in allem Detail psychologischer Begründung und durch das ganze sprachliche Material hindurch, das Wundt zum Beweise seiner Auffassungen beibringt, oder stellt seinen Beispielen solche gegenüber, aus denen sich andere Schlüsse ziehen lassen, als Wundt sie gezogen. Man hat in dem Buche durchweg das Gefühl, daß es aus ungleich größerer Sachkenntnis auf sprachlichem Gebiete herausgewachsen ist. Freilich wird man auch das Gefühl nicht los, daß Sütterlin dem großen Denker gegenüber und angesichts der großen Fragen, um die es sich handelt, sich etwas mehr Maß in der Verfolgung von bloßen Versehen hätte auferlegen dürfen. An Wundts Stil Ausstellungen zu machen war nicht nötig, und wenn Wundt wirklich *feris ferit* statt *fers fert* geschrieben hat, so könnte man dem Verf. der „Völkerpsychologie“, eines Werkes, aus dem jeder Sprachgelehrte doch unter allen Umständen sehr viel lernen wird, das Beneficium von *ferire* lassen, unbeschadet aller Gewissenhaftigkeit der Kritik.

Die Darlegungen Sütterlins schliefsen sich genau an den Beweisgang Wundts an. Und wenn er auch die Absicht gehabt hat, innerhalb der

einzelnen Abschnitte diese seine Darlegungen zu einem einheitlichen Bilde jeweils abzurunden, so merkt man doch durch grofse Parteen des Buches hindurch von abgerundeter Darstellung eigener produktiver Erwägungen und Gedankengänge vor der Fülle kritischer Einwände gegen Wundts Auffassungen und Erklärungen recht wenig. Es handelt sich vielmehr um eine Zusammenstellung aller Behauptungen und Begründungen Wundts, die von irgend einer Seite aus angefochten werden können, und dies genau in der Reihenfolge des Wundtschen Gedankengangs. In manchen Einzelheiten hat uns Sütterlin mit seinen Einwendungen gegen Wundt nicht überzeugt. Was Wundt z. B. über die Ursache der germanischen Lautverschiebung sagt, ist zu natürlich und einleuchtend, als dafs nicht eine genaue Untersuchung aller Einzelfälle dieser lautlichen Entwicklung erforderlich wäre, um die Wahrscheinlichkeit jener Ursache wenigstens als eines Hauptfaktors zu erschüttern. Wenn unsere Alemannen in ihrer Mehrheit jetzt langsamer sprechen als der Norddeutsche z. B. der Berliner Gegend, so mufs dies Verhältnis zu der Zeit, da die Alemannen in der Lautverschiebung weiter schritten als die Niederdeutschen, nicht auch schon bestanden haben. Und diejenige geistige Weiterentwicklung der Norddeutschen, die sich in ihrem raschen Gedankenablauf in der Sprache ausspricht, datiert doch wohl erst seit den Zeiten der Einführung von Druck und Schriftsprache, also von Faktoren, die auf alle Lautverschiebung einen gewissen hemmenden Einflufs gehabt haben müssen. Und was bedeutet das verschiedene Tempo der lebendigen Rede bei heutigen Russen und Engländern für die Zeit, da die Engländer die Lautverschiebung mitmachten? Übrigens sagt Wundt unseres Erinnerns nirgends, dafs die gröfsere Schnelligkeit im Vorstellungsverlauf und in der Rede nicht auch in ganz anderer Weise, als in der der Lautverschiebung, und auf ganz anderen lautlichen Gebieten ihre Wirkung äufsern könnte. Sütterlin hält es im Gegensatz zu Wundt noch für möglich, dafs „in grauer Vorzeit die Wurzeln einmal selbständige fertige Wörter“ gewesen seien. „Wurzeln“ ohne bestimmten Artikel wäre vorsichtiger gewesen. Denn wer bürgt uns dafür, dafs die erschlossenen Wurzeln der grauen indogermanischen Vorzeit nicht samt und sonders aus mehrsilbigen Worten einer noch viel graueren Vorzeit erst entstanden sind, wie z. B. ein französisches einsilbiges *prix*, zu dem wir nur zufällig den dreisilbigen Stammvater kennen? Wundt eröffnet da dann doch weitere Perspektiven (vgl. I, 624 f.).

Wir zweifeln übrigens nicht daran, dafs, wenn Wundts grofses Werk

in zweiter Auflage erscheinen wird, manche Einzelheiten darin abgeändert sein werden, und daß die sorgfältige Einzelkritik Sütterlins dazu vielfach den Anlaß geboten haben wird. Und wer Wundts beide Bände durcharbeitet, wird unter allen Umständen gut daran tun, die parallel laufende Kritik Sütterlins dabei ständig mit in Betracht zu ziehen.

Lörrach.

J. Keller.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. [34]

Gymnasial-Bibliothek. Herausgeg. von Gymn.-Oberl. Hugo Hoffmann.

Die Akropolis von Athen im Zeitalter des Perikles. Von Professor Dr. A. Saftmann.

Mit 42 Abbildungen. 1,80 M. (35. Heft der Gymn.-Bibl.)

Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und

Das Limeskastell Saalburg. Von Dr. G. Sauter. Mit 21 Abbildungen und

4 Karten. 1,80 M. (36. Heft der Gymn.-Bibl.)

Prospecte der Gymnasial-Bibliothek werden auf Wunsch gratis versandt.

Paul Neff Verlag (Carl Böhle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebis

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie

neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröder

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln

weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Dem Anfänger kann man meines Erachtens keinen besseren Dienst erweisen, als ihm den Ankauf des Grieb-Schröderschen Wörterbuches auf das wärmste zu empfehlen — er gewinnt damit eine sichere Basis seiner Studien und eine Quelle der Belehrung fürs Leben.

Dr. Emil Koepfel, ord. Professor der engl. Philologie an der Universität Straßburg i. E.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.

Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Wich.

GE...
MAY 14

Gotha, 2. Mai.

Nr. 9, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 80 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 106) G. Pierleoni, *Xenophontis Cynegeticus* (M. Wiesenthal) p. 193. — 107) E. Bachof, *Erläuterungen zu Xenophons Anabasis* (R. Hansen) p. 194. — 108) A. P. Ball, *The satire of Seneca on the apotheosis of Claudius* (A. Chambalu) p. 195. — 109) *Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1901. Vol. XXXII (W.)* p. 200. — 110) G. L. Hendrickson, *The proconsulate of Julius Agricola* (Ed. Wolff) p. 203. — 111) Fecht und Sitzler, *Griech. Übungsbuch für Untertertia* (F. Neuburger) p. 205. — 112) P. Cauer, *Palestra vitae* (Edm. Fritze) p. 207. — 113) L. Appel, *Auswahl franz. Gedichte* p. 208. — 114) E. Despréaux, *Histoire abrégée de la littérature française* (R. Mollweide) p. 209. — 115) G. Pfeiffer, *Die neugermanischen Bestandteile der franz. Sprache* (H. Schmidt) p. 211. — 116) Fritz Holleck-Weithmann, *Zur Quellenfrage von Shakespeares Lustspiel „Much Ado About Nothing“* (H. Jantzen) p. 212. — 117) P. Krüger, *Memoirs* (E. Teichmann) p. 213. — 118) R. Kipling, *Just So Stories; for little Children* (A. Herting) p. 214. — 119) Levin L. Schücking, *Studien über die stofflichen Beziehungen der englischen Komödie zur italienischen bis Lilly (-tz-)* p. 215. — Anzeigen.

106) **Xenophontis Cynegeticus** rec. Gius Pierleoni. Berolini apud Weidmannos, 1902. VII u. 98 S. 8. M 3. —.

Das Hauptergebnis der verdienstlichen Kollationen des Herausg. erscheint außerordentlich überzeugend: zwei codd., ein Vindob. s. XVI (A) und ein Vatic. s. XIII (B) bieten eine Überlieferung, die einen Text herzustellen gestattet, der wesentlich echter ist als die minderwertigen sonstigen Handschr. (O). Außer dem Onomastikon des Pollux waren bisher von besonderer Bedeutung Emendationen und Lesarten, welche die Baseler Ausgabe von 1559 und Stephanus boten; es hat sich nun gezeigt, daß ein Teil dieser geschätzten Noten aus derjenigen Klasse von codd. stammte, von der uns AB erhalten ist. Auch die zahlreichen Anführungen bei antiken Schriftstellern verstärken zumeist die Autorität dieser codd.

Mit Recht ist der Herausg. sehr zurückhaltend mit eigenen Konjekturen gewesen. Dagegen hat Diels — unter dessen und Piccolominis Ägide auch diese Ausgabe erscheint (vgl. N. Ph. R. 1903, Nr. 3) — manches

beigesteuert, auf anderes, das noch der Heilung bedarf, wenigstens den Finger gelegt. Dabei möchte ich eine Beobachtung nicht unterdrücken, die vielleicht den Weg zu weiteren Emendationen zeigt. Die Klasse O scheint mir mehrfach dadurch entstellt, daß für eine weniger bekannte Form eine gebräuchlichere. z. B. 33, 18 Plur. statt Dual, statt eines ungewohnten Wortes eine Übersetzung ins Vertrautere eingesetzt wurde, z. B. 3, 9 *οἶονται* statt *ἔφασαν*. Wenn wir nun an der heiklen Stelle 2, 13 bei A *ἀπότην*, bei O *ἐν λέγοιμι* finden, so könnte man ein ursprüngliches *ἐν φαίην* erschließen. Womit diese Stelle freilich noch nicht geheilt ist.

Der kleinen Schriften Xenophons gibt es noch eine Reihe, und die Verbesserung ihres Textes ist ein sehr verdienstliches Werk. Sie schafft erst die Grundlage für die höhere Kritik, die sich bei Xenophon auf umfangreicheren stilistischen und lexikalischen Untersuchungen wird aufbauen müssen, ehe man ihren Ergebnissen vertrauen kann. Aber hoffentlich haben Diels und Piccolomini noch manchen wackeren Streiter auf den Plan zu stellen. Vivat sequens!

Barmen.

Max Wiesenthal.

107) **Ernst Bachof, Erläuterungen zu Xenophons Anabasis.**

Für den Schulgebrauch. Erstes Heft. Buch I—III. 2. Auflage.

Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1902. 148 S. 8. M 1.60.

Über die erste Ausgabe dieser Arbeit habe ich in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1889, S. 109 berichtet. Die neue, in etwas kleinerem Formate und daher anscheinend ausführlicher, ist tatsächlich etwas gekürzt; einige Bemerkungen sind weggelassen, andere präziser gefaßt; man merkt fast auf jeder Seite die bessernde Hand. Erhebliche Abweichungen habe ich in den von mir geprüften Abschnitten nicht gefunden; da die Erklärung des Textes, abgesehen von einigen Stellen, wo mehrere Ansichten sich rechtfertigen lassen, feststeht, so läßt sich schwerlich etwas wirklich Neues vorbringen. — I, 4, 8: Tralles gehörte ursprünglich doch zu Karien, nicht zu Lydien. — I, 9, 30: es fehlt die Bezeichnung des zu § 31 gehörenden Absatzes. — I, 8, 29: lies 2, 27 statt 2, 21. — II, 1, 11: „*ἐπεὶ* wie auch § 8 begründend“ gehört unter § 8 als: „*ἐπεὶ* begründend, auch § 11.“

Die Brauchbarkeit der Arbeit habe ich a. a. O. hervorgehoben.

Oldesloe.

R. Hansen.

- 108) **Allan Perly Ball, The satire of Seneca on the apotheosis of Claudius, commonly called the *Ἀποκολοκύντωσις*.** New-York, the Columbia university press; the Macmillan company, agents (London, Macmillan & Co., ltd) 1902 (November). VII u. 256 S. 8. s. 1. 25.

Eine Doktorarbeit (S. v) der Kolumbia-Universität, in der alles steht, was über die Spottschrift auf des Klaudius Himmel- und Höllenfahrt zu sagen ist: eine geschichtliche literarische Einleitung von 112 Seiten, der letzte Büchellersche Text (der Petronausgabe von 1895) auf S. 113—131 eine (englische) Übersetzung (S. 131—154), Anmerkungen (154—246) und ein alphabetisches Namen- und Sachregister (247—256). Die Einleitung betrachtet zunächst (S. 1—22) die Schmähschrift im Zusammenhang der Zeitgeschichte. Dies führt (S. 23—48) auf die Feststellung, daß, wie handschriftlich überliefert, der jüngere Seneka, der Erzieher Neros, der Verfasser ist, daß aber die von Dio (60, 35) als „Verkürbissung“ angeführte Schrift Senekas nicht die unsere, sondern vielmehr die amtliche *laudatio funebris* ist (S. 48—57). Der Titel der Schmähschrift ist vielmehr nach der besten Handschrift, der in St. Gallen (S. 86): *Divi Claudii Apotheosis Annaei Senecae per saturam*. Der hier genannte Gattungsname *satura* leitet über zu einer Würdigung der *satura Menippea* von Ennius bis auf Seneka (58—66) und zu einer Untersuchung des volkstümlichen Stils unserer Spottschrift (68—74). Es folgt eine Betrachtung der Nachahmungen unserer Schrift besonders durch Lukian (74—78) und Kaiser Julian (S. 78), aber auch durch Neuere bis auf Scarron und Byron (S. 84). Eine Übersicht über die Handschriften (S. 86—92) und Ausgaben (S. 94 bis 104) und eine ziemlich vollständige Bücherschau (S. 105—112) bilden den Schluß des allgemeinen Teils. Aus der Bücherschau ist zu ersehen, daß von neueren Schriften nur zwei Programme von Friedländer (Königsberg 1873) und von Kraffert (Verden 1888) und ein Aufsatz von Ussing in der *Tidskrift for Philologi* 1861 Ball nicht zu Gebote standen. Das gesamte übrige Material ist in der Einleitung und in den sehr reichhaltigen Anmerkungen aufs sorgfältigste verarbeitet. Die Anmerkungen besprechen u. a. die sämtlichen in den Handschriften und den Druckwerken vorgetragenen Lesarten und begründen zum Schluß die eigene. Nur an etwa 30 Stellen weicht Ball von Bücheler ab, gibt aber die Büchellerschen Lesungen in den Fußnoten zu seinem Text und vereinzelt (z. B. Kap. 2 Gedicht, letzte Zeile: *carpebat*) in den Anmerkungen. Seine Wertschätzung der Überlieferung

besonders des Sangallensis geht so weit, daß er eigne Verbesserungsvorschläge (z. B. fiat statt faciat, Kap. 8 Ende) unter die Anmerkungen versteckt. Bei der Übersetzung ist ihm Lesbarkeit wichtiger als Genauigkeit. Den richtigen Sinn (z. B. bei „non passibus aequis“ Kap. 1) bietet vielfach erst die Anmerkung. Auch ist die Übersetzung für die Schmutzschrift des Seneka zu anständig. Anima z. B. hat Kap. 3 und 4 tatsächlich den Nebensinn „Blähung“ (ventus, crepitus ventris), was Ball dem alten Rhenanus (im Kommentar zur editio princeps der beiden Seneka, Basel 1515) vergeblich abstreitet. Wäre Balls Buch deutsch verfaßt, so könnte ich hiermit meine Besprechung schließen. Bei dem englischen, in Amerika erschienenen Buche werden mir vielleicht manche Leser dankbar sein, wenn ich kurz hervorhebe, worin mir Ball die mit der Schmäh-schrift zusammenhängenden Fragen gefördert zu haben scheint. Zunächst in der Feststellung der Verfassers. Ball teilt die gegen Senekas Urheber-schaft vorgebrachten Gründe in 7 Gruppen (S. 26) und widerlegt sie eingehend (S. 27—56). Niedrigkeit der Gesinnung und Kleinlichkeit auf seiten des Verfassers der Schmäh-schrift ist zuzugeben; aber Seneka sagt ja selbst (ep. 7, 1), er übe nicht die Tugenden, die er preise. Die Unvereinbarkeit in der Beurteilung des Klaudius mit der „Trost-schrift an Polybios“ wird scharf hervorgehoben. Aber die letztere Schrift, eine Lobhudelei auf Klaudius ist doch nur zu dem Zwecke verfaßt, die Zurückberufung Senekas aus der Verbannung durchzusetzen (S. 31—37). Daß Seneka seine Absicht nicht erreichte, war für ihn ein Grund mehr, den Kaiser in allen späteren Auslassungen (auch in den Schriften De beneficiis, de clementia und de superstitionibus, S. 43—45) mit grimmigem Haß und ausgesprochener Verachtung zu behandeln. Daß es für den Hofmann Seneka unklug gewesen sei, eine staatlich-höfische Einrichtung wie die Vergöttlichung des Herrschers zu verspotten, ist nur teilweise richtig. Allerdings konnten Äußerungen wie Krassus sei einfältig genug, um Kaiser zu werden (Kap. 11) und Anspielungen wie die auf des Klaudius Unkenntnis der Vorgänge im eigenen Heim (Kap. 8) von Nero und Agrippina übel genommen wurden. Aber hier ist offenbar der Höfling mit dem Pamphletisten durchgegangen: im allgemeinen war die Spottschrift ganz im Sinne der Regierenden. Der Zweck der Schrift (S. 18—22) ist teils persönlich, teils philosophisch, teils politisch. Persönlich will Seneka seine Rachsucht befriedigen, als Freigeist macht er sich in der Form und im Sinne der italischen Atellane über die Vergöttlichung von Menschen (auch der Dru-

silla, Kap. 1) und die veralteten Götter überhaupt lustig. Staatsmännisch sucht er durch Verhöhnung des vergifteten Kaisers über die näheren Umstände seiner Ermordung hinwegzutäuschen und die Anhänglichkeit an Britannikus zu ertöten (S. 19—22, 37—40). Natürlich gibt er die amtliche Darstellung vom Tode des Klaudius, trotzdem er den wahren Hergang genau kennt. Auch daß die politischen Ansichten der Schmähchrift von denen Senekas abweichen, erklärt sich aus dem Zweck der Schrift. Der Klaudius der Spottschrift ist der geschichtliche Klaudius (bei Tacitus, Sueton, Dio [S. 3—6] und Seneka selbst [S. 43—45]), nur werden seine körperlichen und geistigen Schwächen maßlos übertrieben, seine Vorzüge und guten Absichten ins gerade Gegenteil verkehrten. Daher wird die beabsichtigte Ausdehnung des Bürgerrechts auf Griechenland, Gallien u. s. w. vom Standpunkt des bevorrechteten Römers getadelt, während der aufgeklärte Staatsmann Seneka, der selbst aus Spanien stammt, über diesen Punkt sonst freier denkt (S. 41). Ähnlich widerlegt Ball (S. 42—43) die aus der Verschiedenheit der staatsmännischen und philosophischen Ansichten hergeleiteten Gründe gegen die Urheberschaft Senekas. Was die Bedenken aus dem Stil angeht, so weist Ball eingehend (S. 66—73) nach, daß und warum die meisten Prosaabschnitte in Volkslatein Petrons gehalten sind. Daß sonst die Sprache der Schmähchrift die des jüngeren Seneka ist, bezeugt Haase (Sen. op. I p. VI). Die Verse, besonders die Hexameter, sind ganz in der Art Senekas geschrieben (S. 74). Schwerer wiegt der Einwand, daß Tacitus, Sueton, Juvenal und die beiden Plinius die Schmähchrift nicht erwähnen. Ball erklärt dies (unzureichend) aus dem lückenhaften Zustand der erhaltenen Literatur. Und wenn er gar behauptet (S. 47), wir wußten nicht, ob die Schrift in weiteren Kreisen bekannt geworden sei, so widerspricht er damit dem wiederholt (S. 19 u. 39) behaupteten politischen Zweck der Schrift. Doch hat Ball natürlich recht, daß ein *argumentum e silentio* nicht allzu schwer wiegt. Daß Dio (60, 35) mit den Worten *συνέθηκε . . . ὁ Σενέκας σύγγραμμα ἀποκολοκύντως αὐτὸ ὥσπερ τιὰ ἀπαθανάτιον ὀνομάσας* nicht unsere Schrift, sondern die amtliche Leichenrede gemeint hat, wird aus formalen und sachlichen Gründen eingehend nachgewiesen (S. 48—56). Nach Ball ist „Verkürbissung“ ein zeitgenössischer Kalauer (Senekas oder eines Hörers der Leichenrede) statt der amtlichen „Vergöttlichung“. Die Verherrlichung der Geistesgabe des Klaudius in der von Seneka verfaßten amtlichen Lobrede des Nero (Tac. ann. XIII, 3) wurde mit Gelächter aufgenommen. Kürbiskopf (*κόλυμβος*,

cucurbita) ist in der Volksprache gleich Dummkopf. Da war es allerdings ein billiger Witz anstatt von einer Vergöttlichung von einer Verkürbissung des dummen Teufels Klaudius zu sprechen (S. 56). Ebenso ansprechend ist Balls Vermutung, mit der Rede des Diespiter (Kap. 8) und der Gegenrede des Augustus persiffire Seneka die entsprechenden Abschnitte seiner amtlichen Leichenrede. Dafs Abschnitte der Schmähschrift einander direkt widersprechen (S. 66), beweist nur die sorglose Abfassung der unmittelbar nach Klaudius' Tod eilfertig hingeworfenen Schmähschrift (S. 2, 3, 156). Außer der Verfasserfrage scheint mir die Begründung der Abweichungen von Bücheler's letzter Textgestaltung besonders wichtig zu sein. Mit Unrecht unter den Text gesetzt hat Ball den Satz (Kap. 3 Mitte) *constituerat . . . videre*, den Bücheler als Einschießel des Schriftstellers in die Rede der Klotho einklammert, während Ball ihn der Klotho in den Mund legt (S. 167). Keine Abweichung ist es auch, wenn Ball, wie immer, ein Scholion der editio princeps (Rom 1503) wegläfst, während Bücheler es im Text einklammert (Kap. 13 Talthybius deorum [nuntius] = Merkur). Wichtiger ist, daß Ball vier Stellen für echt hält, die Bücheler für untergeschoben erklärt. Recht hat Ball hierbei mit der Apposition *aeque Homericus* (Kap. 5), mit den Objekten *illud „es“* (Kap. 4) und *sententiam* (Kap. 9 *videbatur Claudius sententiam vincere*), und mit den Sätzen *quod viderit* (Kap. 1) und aut . . . *ἄκουσα* (Kap. 9). Kap. 6, wo der Sangallensis liest *tu autem, qui plura loca calcasti quam ullus mulio perpetuarius Lugdunenses scire debes multa milia inter Xanthum et Rhodanum interesse*, ist weder mit Bücheler *Lugdunenses* einzuklammern, noch mit Ball zwischen *debes* und *multa* ein *et* einzuschieben, sondern mit Gertz *mulio . . . Lugdunensis* zu verbinden. An den folgenden Stellen kommt Ball der Überlieferung näher als Bücheler: Kap. 2 Gedicht, Vers 1 *ortum* statt *orbem*, Vers 6 *carpebat* statt der unnötigen Vermutungen Büchelers *spargebat* oder *rapiebat*; Kap. 4 Zeile 26 *primos* (= frühmorgens) *axes* statt *pronos* (S. 171); Kap. 5 Anfang *ne excidant quae* [Objekt!] *memoriae*; 6 Anfang *Marci* (nämlich *Antonii triumviri*) *municipem* = *Lugdunensem*; 7 Ende *contulerim* statt *tulerim*; 8 Anfang *πράγμα* [Ball druckt *πράγμα* S. 122, 19 u. 189, 1] *ἔχει τι*; 9 Anfang *non licere* ohne das selbstverständliche *senatoribus*; 9 Mitte *vivat* statt *vivebat*; 9 Ende *quis* (= *qui*) *optimo iure*; 13 *συγγαίωμεν* [absichtlich statt des ind. im Osirislied]; 14 Ende: *veteribus* [statt *veteranis*] *missionem dari*; 3 Zeilen weiter: *spem* statt *speciem*. Besonders glücklich ist (Kap. 2) die Lesung *sunt* statt Büchelers *cum*,

weil dadurch das folgende ut der Handschriften beibehalten werden kann (*nimis rustice! inquires, sunt omnes poetae . . . ut*). Der Überlieferung zuliebe verzichtet Ball auf die glänzende Änderung Büchellers (Kap. 7) Tiburi statt des handschriftlichen tibi, weil er zwar ihre sachliche Richtigkeit, nicht aber ihre formale Notwendigkeit zugibt. An vier anderen Stellen hat Bücheler gegen Ball Überlieferung und Recht für sich (2, Gedicht, Vers 5 *iusso* statt *viso*; 9 Mitte: *mimum fecistis* statt *fecisti*; 14 Ende: *Sisyphum satis* (statt *si nimium*) *diu laturam fecisse*; 6 Zeilen weiter: *sive effectu* (statt *sive fine et effectu*). Entgegen der von Bücheler verteidigten Überlieferung ist Ball (Kap. 15, 5. Zeile vom Schluß) im Recht mit seiner Lesung *illum viderant ab ipso . . . vapulantem* statt [*illum*] . . . *ab illo . . .*; aber Bücheler trifft noch sicherer das Richtige, wenn er wenige Zeilen vorher (Gedicht, Vers 4 statt der von Ball beibehaltenen Überlieferung *lusuro*) *fusuro* verbessert. Ebenso liest Bücheler (Kap. 10 Anfang) richtig *semper meum negotium ago. sed* (statt *et*) *non possum . . .* Weder Ball noch Bücheler treffen das handschriftlich Richtige: Kap. 11 Ende (Ball: *ad inferos [a caelo]* unde *negant redire quemquam*; Bücheler [*ad inferos*] *a caelo illuc unde . . .*). Zu lesen ist: *ad inferos a caelo, illuc unde . . .* Zweifelhaft bleibt die Stelle Kap. 8 Mitte, wo Ball liest: „quare“, *inquis — quaero enim — „sororem suam?“* Daß Ball aus Achtung vor der Überlieferung eigene Vermutungen in die Anmerkungen verweist, wurde schon erwähnt. Bemerkenswert ist hier seine Änderung (Kap. 8 Anfang): *si mehercules a Saturno petisses* (statt *petisset*) *hoc beneficium, cuius mensem toto* (statt *mense in toto*) *anno celebravit Saturnalicus princeps, non tulisset* (Saturn) *illum deum ab Iove, quem* (statt *Iovem qui*) *quantum . . .* Einige Zeilen weiter verteidigt er das handschriftliche *oro per quod* in der Anmerkung (S. 191), setzt aber das landläufige *propterea quod* in den Text. — Ich könnte noch auf die neuen Erklärungen Balls eingehen, desgleichen auf die zahlreichen Stellen, die auch Ball nicht zu erklären oder zu verbessern vermag, indes genügt das Beigebrachte zum Beweise, wie umsichtig und zurückhaltend Ball mit seinem Stoff umgegangen ist. Die Kolumbia-Universität in New York kann mit einer solchen Doktorarbeit zufrieden sein, die Wissenschaft auch.

Köln.

August Chambalu.

- 109) **Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1901.** Vol. XXXII. Boston Mass., Ginn & Co; Leipzig, O. Harrassowitz. CLXXXIV. 217 S. gr. 8. \$ 2.50.

Den Reigen der Abhandlungen eröffnet B. J. Wheeler mit einer Untersuchung über 'The Causes of Uniformity in Phonetic Change' (S. 5—15); er vertritt, im Gegensatz zu Paul (Prinzipien d. Sprachgesch.) und in Übereinstimmung mit Tarbell und Whitney die Ansicht, daß sich der Lautwechsel von Wort zu Wort vollzogen habe, freilich nicht so, daß ein Wort, bei dem sich die Veränderung schon völlig vollzogen hatte, die Veranlassung für die Veränderung in solchen Wörtern wurde, die vordem mit jenem durch die nämlichen Elemente verbunden waren — zwischen dem aus *hām* entstandenen *home* und *stān* gab es keine Brücke mehr; — vielmehr muß der Wechsel sich vollzogen haben zu einer Zeit, wo die neue Form als Variante neben der alten bestand, sodaß sich bei den Wörtern mit gleichen Lautbedingungen gleiche Varianten bildeten, die allmählich die Oberhand gewannen, bis sich der Wechsel in der ganzen Kategorie von Wörtern einer Sprache vollzogen hatte. — Es folgt (S. 16—42) ein Aufsatz von E. B. Clapp über 'Pindars Accusative Constructions', d. h. diejenigen Fälle, wo Pindar in der Verwendung dieses Kasus vom allgemeinen Sprachgebrauche abweicht; die entsprechenden Stellen werden, unter Beifügung von Parallelen aus der übrigen Literatur, übersichtlich vorgeführt und am Schlusse zahlenmäßig dargestellt. — E. T. Merrill gibt (S. 43 bis 63) 'Some Observations on the Arch of Trajan at Beneventum', eine Kritik der Ansichten von Petersen, v. Domaszewski und Frothingham über die Anordnung der Reliefs im ganzen und ihre Deutung im einzelnen. — Zweck der Erörterungen von J. E. Harry, 'A Misunderstood Passage in Aeschylus' (S. 64—71) ist, darzulegen, daß die Stelle des Prometheus V. 119 *ὄρατε δεσμώτην με δύσποτον θεόν* von den Erklärern bisher falsch aufgefaßt worden ist, wenn sie *ὄρατε* als Imperativ nahmen; vielmehr muß es Indikativ sein, und so hat Hartung (Leipzig 1852) die Stelle richtig übersetzt: „Ihr seht in Banden einen unglücksel'gen Gott.“ —

Bei der Untersuchung von S. B. Franklin, betitelt 'Public Appropriations for Individual Offerings and Sacrifices in Greece' (S. 72—82), handelt es sich um eine Erklärung des *εἰς θυσίαν καὶ ἀναθήματα δοῦναι χιλίας δραχμᾶς* im Archinos-Dekret bei Aeschines III 187. —

Über 'Greek and Roman Rain-Gods and Rain-Charms' verbreitet sich

M. N. Morgan (S. 83—109) und gelangt am Ende seiner sehr interessanten Ausführungen zu dem Resultat, daß Gebete und sonstige Veranstaltungen, um Regen herbeizuführen, bei Griechen und Römern in ihrer besten Zeit, d. h. bei jenen im 5. und der ersten Hälfte des 4. Jahrh., bei diesen 50 Jahre vor und nach Christi Geburt ungebräuchlich waren; in Zeiten der Trockenheit wandte man sich wohl eher an die Quellgottheiten als an den *Ζεὺς ἑρτιος, ὕμβριος* bzw. den Juppiter Pluvius, welch letztere Bezeichnung anscheinend überhaupt nur dreimal vorkommt (Tibull I 7, 26; Statius Theb., IV 758 und Riese, Anthol. Lat. 395). Von Interesse sind auch die Bemerkungen über die von Tertullian zweimal erwähnten 'Nudipedalia' und über den von Festus-Paulus, Nonius, Servius Dan. und Fulgentius genannten 'Manalis lapis'; die Angaben über den letzteren gehen wohl alle auf Varro (de vita pop. Rom. lib. I zitiert Nonius) zurück. — 'On Some Ancient and Modern Etymologies' ist die Überschrift der nun folgenden Abhandlung von M. Warren (S. 110—120). Er führt zunächst 'peiero' über 'periero' 'periuro' auf 'périouero' zurück, indem er das 'ionestod' der Forumsinschrift heranzieht; der Ausfall des *r* in 'periero' war wohl veranlaßt teils durch die schwierige Aussprache von Formen wie 'perierare' mit 3 *r*, teils durch die Analogie von 'deiero' und 'eiero', wozu noch die volksetymologische Verknüpfung mit 'peius' kam. Im nächsten Abschnitt ist die Rede von den Etymologieen des Antistius Labeo, der 'soror' von 'seorsum' ableitete, und des Nigidius Figulus, der 'frater' = 'fere alter' setzte. Derselbe Nigidius erklärte angeblich 'saltem' aus 'si aliter' sc. 'non potest', was W. auf die Vermutung führt, daß es aus ursprünglichem 'si alitem' (das Adverb analog zu 'item') entstanden sein könnte. Zum Schlusse bemerkt W., daß 'frequenter' im älteren Latein ganz gebräuchlich gewesen sein müsse, wenn es auch Plautus und Terenz nicht verwenden, denn 'rarenter' sei offenbar eine Analogiebildung dazu. — Es folgt Ch. D. Adams mit einer eingehenden Untersuchung über 'The Harpalos Case' (S. 121—153), um festzustellen, welche Rolle Demosthenes in dieser Affäre gespielt hat. Der Verfasser wendet sich besonders gegen die Aufstellungen von Holm in seiner Griech. Geschichte III. Kap. 26. — Über 'Anaphora and Chiasmus in Livy' handelt eingehend R. B. Steele (S. 154—185), über „The Variant Runes on the Franks Casket" G. Hempl (S. 186—195); Cl. P. Bill gibt 'Notes on the Greek *Θεωρός* and *Θεωρία*' (S. 196—204), während H. C. Elmer in seiner Abhandlung 'On the Subjunctive with Forsitan' seine Auffassung

des Konjunktivs bei diesem zum Adverb gewordenen Ausdruck gegen Hale (Transact. and Proceed. XXXI 138 ff.) verteidigt. — Bei dem reichen Inhalt des zweiten Teiles müssen wir uns darauf beschränken, die wichtigeren Artikel anzuführen. Hierher gehören: G. D. Kellogg, Critical Notes on Ciceros' Letters; R. S. Radford, Remains of Syna-
pheia in Horace and Roman Tragedy; M. Carroll, The Athens of Aristophanes; S. B. Platner, The Archaic Inscription in the Roman Forum (krit. Bemerkungen zu den Erklärungen von Enmann, Thurneysen und Comparetti); C. A. Harström, The use of Sense-Epithets in Poetry; K. P. Harrington, Propertius as a Poet of Nature; H. A. Sanders, The Younger Ennius; H. Schmidt-Wartenberg, Further Contributions to the Lithuanian Accent Question; W. A. Hammond, Aristotle's Theory of Imagination; L. H. Gray, Notes on Indo-Iranian Phonology; R. B. Steele, The Ablative Absolute in Livy; W. S. Scarborough, Iphigenia in Euripides, Racine and Goethe; R. S. Radford, The Judgement of Caesar upon the 'Vis' of Terence; W. A. Heidel, Catullus and Furius Bibaculus; Fr. C. Babbitt, Question with μή; O. M. Johnston, The Episode of Yvain, the Lion and the Serpent in Chrétien de Troies; E. M. Pease, Note on Hor. Sat. I 16 'nauta atque viator'; E. Flügel, Some Notes on the History of Philology during the Middle Ages (Johann von Salisbury, Roger Bacon, Dante); W. A. Merrill, Educare, educere and educate; H. B. Lathrop, The Indebtedness of Fielding to Cervantes; L. J. Richardson, On the Form of Horace's Lesser Asclepiads; J. Elmore, Notes on the Text of Plautus; G. D. Chase, Latin Verbs in -cinari; G. C. Fiske, The Politics of the Eatrician Claudii; W. N. Bates, The Early Greek Alphabets in the Light of Recent Discoveries in Egypt (m. Tafel); H. W. Magoun, Notes on Tacitus and Vergil; S. B. Platner, The Credibility of Early Roman History; A. W. Hodgman, On Variation of Gender in Plautus; S. G. Ashmore, On the So-called Prohibitive in Terence, Andr. 392, and elsewhere; A. Ingraham, Subjunctive Meanings and a Science of Relations; W. S. Elden, Notes on the Conditional Sentence in Horace; W. E. Waters, An Horatian Gloss; H. C. Tolman, The Temple of Ζεὺς Βηλος, Herodotus I 181; M. L. Earle, Notes on the Nominative of the First Person in Euripides; E. G. Sihler, As to Caesar's Personal Culture: his Affinity for Menander; H. W. Magoun, The Metrical Reading of Latin Poetry; A. Fairbanks, The Gesture of Supplication implied in γοννοῦμαι, γοννάζομαι, γονῶν λαβεῖν etc. in Homer; H. C. Elmer,

Is there still a Latin Potential? A reply to Professor Hale (Transact. and Proceed. XXXI 138 ff.); W. G. Hale, Leading Mood-Forces in the Indo-European Parent Speech; W. N. Bate, The Dating of the 'Iphigenia in Tauris' of Euripides; H. A. Sanders, Some Explanations and Emendations to Livy; L. H. Gray, Armenian Dialectology; F. B. R. Hellems, Lex de Imperio Vespasiani; E. H. Sturtevant, Contraction in the Case-forms of the Latin *io* and *iā*-stems and of *deus*, *is* and *idem*; E. L. Green, *Περὶ* in Thucydides, Xenophon and the Attic Orators; K. P. Harrington, The Birth Year of Tibullus (48 a. Chr.); A. St. Cooley, Zeus the Heaven.

Br.

W.

- 110) **G. L. Hendrickson, The proconsulate of Julius Agricola**
in relation to history and to encomium. Chicago, University Press,
1902 (Decennial Publications vol. VI p. 29—59) 4.

„Der Agricola ist mehr eine biographische Lobschrift und ein öffentliches Denkmal, das an einen edlen Mann erinnern sollte ... Daher ist sein Charakter bloß von der Lichtseite aufgefaßt, daher wird gerade seine tatenreiche Laufbahn am meisten hervorgehoben, daher steht alles mit so viel Bestimmtheit, Anhänglichkeit und Glanz vor den Augen des Lesers ..., daher ist selbst seine letzte kriegerische Tat am Graupiusberge mit so viel Kraft und Leben, mit so viel malerischer Schönheit und ästhetischer Kunst dargestellt, daß man wohl einsieht, es sollte diese Biographie kein bloßer treuer Schattenriß, sondern ein anziehendes Gemälde von diesem Manne werden, das einen gewissen Totaleindruck von sittlicher Größe hinterlassen sollte ... Doch demungeachtet weiß Tacitus mit seiner großen Kunst dem Verdacht ganz auszuweichen, als wolle er bloß loben“ ...

Dieses Urteil, vor etwa 100 Jahren von einem deutschen Gelehrten (Artzt, Übersetzung des Agricola, Meissen 1800, S. 92 ff.) niedergeschrieben, deckt sich seinem Kerne nach vollkommen mit den im vorliegenden Aufsatz vertretenen Anschauungen. — Nachdem H. einige der am meisten divergierenden Ansichten über Charakter und Tendenz des Agr. berührt hat, entwickelt er, von Leos Buch „Die griechisch-römische Biographie“ ausgehend, seine mehr vermittelnde Auffassung: das Werk habe allerdings gewisse Elemente mit den als „laudatio funebris“ und als βασιλικὸς λόγος bezeichneten Gattungen des Enkomions gemeinsam, und nur durch allzu

starke Betonung der einen oder der anderen Seite seien irrige Meinungen und Mißverständnisse verursacht worden. H. findet, gleich anderen, die Absicht des Autors unzweideutig ausgesprochen in den Worten K. 3 *non tamen pigebit — excusatus*; „the work is thus expressly dedicated to the honor of Agricola; its subject-matter is *honestas* as exemplified in him“. — Nun war es ganz natürlich, daß Tacitus sich dieser ihm von Pietät und Sitte diktierten Aufgabe durch die traditionelle Form einer enkomiaistischen Lebensschilderung zu entledigen suchte. Die besonders gearteten Zeitumstände indessen geboten eine gewisse Vorsicht; es galt manche Empfindlichkeiten zu schonen und Anstoß zu vermeiden; insonderheit bei der Schilderung der Eroberung und Verwaltung Britanniens, worin Agricolas Persönlichkeit am glänzendsten hervorragte. Denn das Ragende war den Zeitgenossen überhaupt verhaßt. Mit feinsten Kunst hat es Tacitus verstanden, durch den Anschein historischer Objektivität Neid und Eifersucht zu entwarnen. H. zeigt in einer ausführlichen Darlegung, deren Einzelheiten hier übergangen werden müssen, wie der Autor sich der ihm aus langjähriger Schulung vertrauten rhetorischen Technik geschickt und zielbewußt bedient habe, wie im Agricola namentlich die Kunstregeln der *αὔξησις*, der *παράλειψις*, der *παραβολή* oder *σύγκρισις* und der *εὐφημία* (günstige Auslegung eines scheinbaren Tadels, z. B. *per acerbitas*) an verschiedenen Stellen zur Anwendung gekommen seien. Wären uns des Tac. Historien vollständig erhalten geblieben, so würden wir in der Lage sein, aufs klarste zu erkennen, worin der Unterschied rein historischer und biographisch-eulogistischer Behandlung derselben Geschehnisse und Leistungen besteht. Ein lehrreiches Beispiel für solche verschiedene Darstellungsarten bietet uns in der griechischen Litteratur bekanntlich Xenophon mit seiner Schilderung des Agesilaos im Enkomion und in den Hellenika.

Zu den im Appendix (S. 30—33) zusammengestellten Erörterungen gehört auch der Versuch H.s, die verzweifelte Stelle Agr. 9, 10 auf eine besondere Art zu erklären, ohne den überlieferten Wortlaut in größerer Ausdehnung abzuändern. Er möchte mit Ulrichs lesen: *nihil ultra: potestatis personam*, zugleich aber die folgenden Worte unverändert lassen; er meint, hier wie K. 21 a. E. habe der Satiriker Tacitus dem Historiker oder vielmehr der strengen Historiker dem Enkomiaisten einen kleinen Streich gespielt insofern, als er dem Agricola die gleichsam traditionellen Eigenschaften römischer Provinzverwalter zuschrieb, ohne zu bedenken, daß schon die bloße Erwähnung der „*tristitia, arrogantia, avaritia*“ das Bild seines

Helden etwas zu trüben geeignet war. Ähnlich suchte ja auch Gudeman sich durch die aus dem überlieferten Text entspringenden Widersprüche und Ungereimtheiten hindurchzuwinden — vergebens! Ohne Zweifel bezeichnen die genannten Worte Eigenschaften, die den Provinzialen fast regelmäßig in ihren römischen Statthaltern verkörpert vor Augen standen. Und daß Agricola jene Untugenden nicht anhafteten, daß er fast wie ein weißer Rabe von den übrigen Prokonsuln abstach, das gerade will der Lobredner geltend machen. Die von Hendrickson für seine Auslegung angezogene Parallele aus Isokrates, Euag. 78, ist deshalb nicht glücklich gewählt; denn wer „als erster und einziger unter den Reichen und Mächtigen nach Denken und Tätigkeit sich sehnt“, dem wird nicht ein bedingtes, sondern volles Lob gespendet.

10, 6 will H. *spatio* und *caelo* als Dative (= *spatio caeli*) von *obtenditur*, *Germaniae* und *Hispaniae* als Genetive von *spatio ac caelo* abhängig erklären, was ihm jedoch niemand glauben wird. — Zu 10, 18 *sed mare pigrum . . . perhibent* bringt er zutreffende Parallelen aus Seneca rhet. Suas. 1 *Deliberat Alexander an Oceanum naviget*; 2 extr., 10, 15. — Zur Erklärung und Rechtfertigung der Verbindung 18, 28 *qui naves qui mare expectabant* wird von Fräulein Katharine Allen an Hist. II 12 i. A. erinnert: *possessa per marze et naves maiore Italiae parte*. H. fügt noch hinzu Tibull. I 3, 50 *nunc mare nunc leti mille repente viae*, wo *mare* prägnant für „*nunc maris et navigationis pericula*“ stehe. — Einfach und ansprechend ist auch die Interpretation von 41, 18 *sic Agricola . . . agebatur*. Diese Worte, meint H., schließt lediglich eine *ὀνυχισμός* ab, die mit 41, 5 *et ea insecuta tempora* beginnt. Vgl. Cicero de imp. Pomp. 67: *quasi Cn. Pompeium non cum suis virtutibus tum etiam alienis vitiis magnum esse videamus*.

Frankfurt a. M.

Eduard Wolff.

111) K. Fecht und J. Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Untertertia. Vierte, verbesserte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1902. VIII u. 194 S. 8. M 1.60; geb. 1.80.

Das vorliegende Übungsbuch bringt in Bezug auf die Anordnung des grammatischen Stoffes einige Neuerungen. Es ist jetzt allgemein üblich geworden, weil es sich aus praktischen Rücksichten empfiehlt, die O-deklination der A-deklination vorangehen zu lassen. So ist es auch hier geschehen. Innerhalb dieser beiden Deklinationen gelangen die Akzente

stufenweise zur Einübung. Auch bei der Behandlung der dritten Deklination ist streng darauf Rücksicht genommen, daß der Schüler allmählich vom Leichterem zum Schwereren geführt wird. Eine wesentliche Abweichung von der landläufigen Anordnung tritt nach der Komparation ein. Auf dieses Kapitel pflegt man das Zahlwort, dann das Pronomen folgen zu lassen. Hier aber schließt sich an die Komparation das *verbum purum non contractum* an. An dieses reiht sich das Pronomen an, dem Pronomen folgen die übrigen Verbalklassen, den Schluß endlich bildet das Zahlwort. Zur Einübung des Zahlwortes und zugleich zur Wiederholung des gesamten Übungsstoffes wird ein Auszug aus Xenophon, *Anab. I, 1 und 2* vorgelegt. Einige Kapitel, wie die attische Deklination und die sog. Unregelmäßigkeiten der Konjugation, sind ausgeschieden und für das Pensum der Obertertia zurückgestellt. Empfehlen würde es sich unseres Erachtens, hierin noch etwas weiter zu gehen und auch die korrelativen Pronomina und Adverbia der Obertertia zuzuweisen. Ihr richtiges Verständnis setzt syntaktische Kenntnisse voraus, die man von einem Durchschnittsschüler der Untertertia nicht erwarten kann. Als einen Vorzug des Buches darf man es bezeichnen, daß schon mit den Deklinationen eine Reihe von Konjugationsformen eingeübt wird, in der Weise, daß für jede derselben ein besonderes Übungstück eingefügt ist. Hierdurch wird frühzeitig eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit im Übersetzen erzielt. Auch wird es auf diese Weise möglich, dem Schüler nach kurzer Zeit neben den Einzelsätzen auch zusammenhängende Lesestücke zu bieten. Solche folgen von der A-deklination ab jedem größeren Abschnitt als Wiederholung mit sehr anregendem, der Fassungskraft eines Schülers dieser Klasse geschickt angepaßtem Inhalt. Auf die Korrektheit des griechischen Ausdrucks ist hier die größte Sorgfalt verwendet. Bei einigen derselben ist freilich die Zahl der Nachhülfen so beträchtlich groß, daß man über ihren Wert doch wohl im Zweifel sein kann, so z. B. 38, II p. 48 (*Aschenbrödel*), wo auf 11 $\frac{1}{2}$ Zeilen 15 Verweisungen auf Anmerkungen unter dem Text nötig sind. Syntaktische Regeln sind so weit verwendet, als es die Bezugnahme auf die in dieser Klasse voranzusetzenden Kenntnisse im Lateinischen gestattete. Man muß es anerkennen, daß die Verfasser sich hierin weise Mäßigung auferlegt haben. Den Übungstücken ist ein Vokabularium zum Memorieren angefügt. Die Vokabeln sind außer ganz wenigen der *Anabasis* entnommen. Auf bereits gelernte, etymologisch verwandte Wörter wird stets hingewiesen. Diese Verweisungen würden vielleicht besser wegfallen. Man beachte, daß

die Wörter vor ihrer Erlernung mit den Schülern gelesen werden, und deshalb scheint es doch richtiger, die Schüler den etymologischen Zusammenhang selbst finden als aus dem Buche herauslesen zu lassen. Das angefügte alphabetische Wörterverzeichnis soll den Schüler bei der häuslichen Präparation unterstützen.

Sollen wir unser Urteil über das Buch zusammenfassen, so stehen wir nicht an zu behaupten, daß es den besten dieser Gattung sich würdig zur Seite stellen darf. Wir wünschen, daß ihm diejenige Verbreitung zuteil werde, die ihm gemäß seiner Vorzüglichkeit gebührt.

Konstanz.

F. Neuburger.

112) **Paul Cauer, *Palestra vitae*.** Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes. Berlin, Weidmann, 1902. — VII u. 156 S. gr. 8.
Geb. M 3. 40.

Diese sehr lesenswerte und sehr beherzigenswerte Schrift des rührigen Vorkämpfers des humanistischen Gymnasiums ist eine Erweiterung des im Jahre 1900 erschienenen Programms der beiden unter Cauers Leitung stehenden Düsseldorfer Anstalten „Wie dient das Gymnasium dem Leben?“; sie sucht durch Herbeischaffung von allerlei charakteristischem Material darzulegen, in welcher Weise der Gedanke in der Praxis des Gymnasiallebens zur Verwirklichung gebracht werden könne, den man als die Formel der heutigen Auffassung vom Bildungswerte der Schöpfungen des Altertums bezeichnen kann und dem ich in meinem Vortrage über das sogenannte Reformgymnasium den folgenden Ausdruck verliehen habe: „Wer das reiche und in vieler Beziehung geradezu verwirrende Leben der modernen Welt verstehen will, kann die Typen des staatlichen, des sozialen, des künstlerischen, des wissenschaftlichen Lebens in den Institutionen und Schöpfungen dieser (der alten) Völker erkennen; was sich Tag für Tag im modernen Leben vollzieht, ist nur eine, allerdings reichere und kompliziertere, Wiederholung der politischen, sozialen, künstlerischen und wissenschaftlichen Vorgänge in dem Leben der Völker des Altertums“ („Das humanistische Gymnasium“ 1899, Heft III/IV S. 135). Wenn nun die Erklärung der antiken Schrift- und Kunstwerke und überhaupt die Besprechung aller Erscheinungen des antiken Lebens in diesem Sinne geführt werden, daß man in ihnen die nicht mustergültigen, aber den Typus der Gestaltungen darstellenden Vorläufer des modernen Lebens erkennen lehrt, so muß sich daraus eine Fülle von intellektuell bildenden, den Blick er-

weiternden, die Anschauung bereichernden Elementen ergeben. Für die zu diesem Behufe einzuschlagende Praxis gibt Caener die dankenswertesten Fingerzeige, und es braucht denen, die ihn kennen, nicht weiter gesagt zu werden, daß seine Ausführungen überall nicht nur von reichen und tiefen Kenntnissen, sondern auch von einer geistvollen Erkenntnis, von einer philosophischen Durchdringung der behandelten Gegenstände und von einer freien, über alle engherzige Schulmeisterei erhabenen Anschauung zeugen. Nur möchte ich nach meinen Erfahrungen wünschen, daß er sich noch ausdrücklicher gegen diejenige Behandlung der „Realien“, die sie in einem Übermaße zum Gegenstande der gedächtnismäßigen Aneignung macht, ausgesprochen und seinem Satze: „Man darf nur nicht denken, daß ‚Bildung‘ dasselbe sei wie ‚Kenntnisse‘“, (S. 67) die praktische Spitze gegen eine derartige Verwertung des den Alten zu entnehmenden Materials gegeben hätte; auch hätte sich zu den Wünschen, die er auf S. 129 ff. hinsichtlich der Verwirklichung seines Ideals ausspricht, noch der gesellen sollen, daß man bei der mündlichen Prüfung der Abiturienten in den alten Sprachen nicht eingepackte Realienkenntnisse abfragen möge, sondern nur die Fähigkeit des Verständnisses der antiken Schriftsteller an noch nicht gelesenen Proben festzustellen versuche.

Bremen.

Edm. Fritze.

113) **Ludwig Appel, Auswahl französischer Gedichte.**

München, Lindauer, 1902. 91 S. 8.

geh. M — 80.

Die Sammlung empfiehlt sich durch die hübsche Ausstattung, billigen Preis und einen verhältnismäßig reichhaltigen Inhalt. Die gewählten Gedichte sind für die Schullektüre wohl geeignet; als weniger glücklich gewählt fallen auf von Ratisbonne *Le cœur d'une mère*, wo das Wiederbeleben einer gestorbenen Mutter durch das Lächeln ihres Lieblings zu unnatürlich erscheint, und *Le fils ingrat*, wo Quelle und Fluß ein ungeeignetes Bild für das Verhältnis von Mutter und Sohn bilden. Doch dürfte es schwer sein, aus dem Büchelchen auch nur einige Grundzüge für die Entwicklung der neueren französischen Lyrik und für das Wesen einiger ihrer Hauptvertreter zu gewinnen, da die gewählten Proben meistens nicht gerade bezeichnend sind weder für die Strömungen der Literatur noch für die Eigenart der einzelnen Dichter. So fehlt bei Béranger jede Beziehung zu Napoleon I., bei Victor Hugo, abgesehen von den leisen Anklängen in *La grand' mère*, jede Anspielung auf das Romantische und

Patriotische, bei allen Dichtern von ausgesprochen provinziellem Charakter, wo er in den Bemerkungen des Anhangs hervorgehoben wird, jede Probe für diese Eigenart (vgl. Brizeux, Grandmougin). Zu bedauern ist auch die etwas willkürliche Verstümmelung mancher Gedichte wie *A l'Allemagne* von V. Hugo, das durch den Wegfall des Schlusses mit der Beziehung auf Frankreich einen ganz anderen Charakter erhält; das Bruchstück aus den *Nuits* von Musset: *Si l'effort est trop grand* erscheint als geschlossenes Ganze und in einer dem Original fremden strophischen Gliederung. In den Notizen über die Verfasser wird versucht, jeden Dichter zu charakterisieren; etwas biographisches Material über die bedeutendsten Dichter wäre dankenswerter gewesen, zumal aus den Charakteristiken meistens nicht die Stellung und Bedeutung des Dichters für die Literatur zu erkennen ist (vgl. Gautier, Lamartine, Musset) und die gewählten Proben oft der Charakteristik, wie schon gesagt, nicht entsprechen. Die Bemerkung, daß Andrieux seinen Ruhm insbesondere der „hübschen Erzählung des Meunier Sans-Souci verdankt“, muß in dem Schüler eine falsche Vorstellung von der Bedeutung dieses harmlosen Gedichtchens erwecken, der dieser Dichter doch nur seine Berücksichtigung in deutschen Gedichtsammlungen verdankt. Trotz dieser Mängel dürfte das Büchelchen wegen der im Eingang hervorgehobenen Vorzüge manchen Schulen als Ergänzung der Prosalektüre willkommen sein.

114) **E. Despréaux, Histoire abrégée de la littérature française à l'usage des étrangers.** Riga, N. Kymmel, 1901. 297 S. 8.

Das Buch soll Ausländern einen kurzen und übersichtlichen Überblick über die französische Literatur von ihren ersten Anfängen bis zur neuesten Zeit geben. Der Verf. hat sich mit Erfolg bemüht, das Studium der französischen Literaturgeschichte angenehm und reizvoll zu machen durch eine klare und geschmackvolle Darstellung, die sich begreiflicherweise bis zur Renaissance auf das Allgemeinste und Notwendigste beschränkt, aber doch scharf und deutlich die verschiedenen Entwicklungsstufen zeigt, die zur klassischen Literatur hinführen. Mit Recht ist der Darstellung der neueren und neuesten Literatur ein verhältnismäßig großer Raum gewährt worden. Der Verf. stützt sich natürlich auf die literarhistorischen und literarkritischen Arbeiten seiner Vorgänger, besonders Saint-Beuves, Brunetières, Faguets, Lemaîtres, Doumics u. a., zeigt sich aber namentlich in der neuesten Literatur als einsichtsvoller und selbständiger Be-

urteiler der einzelnen Erscheinungen und Persönlichkeiten, der umfassende literarhistorische Kenntnisse und richtiges Urteil sowie guten Geschmack an den Tag legt. Dafs er es nicht jeden recht macht in der Auswahl und Ausdehnung des Stoffes, und dafs sich auch manches Unrichtige und Schiefe in der Darstellung vorfindet, ist bei der Ausdehnung und dem Umfange des Gebietes leicht erklärlich und wird niemanden wundernehmen, der die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe kennt. So wird S. 8 die Bedeutung der griechischen Kolonialstädte im Süden Galliens für die kulturelle Entwicklung, wie vielfach, sehr unterschätzt. Die Ausführung S. 10 über die Entstehung von Doppelformen im Französischen aus lateinischen Wörtern hätte etwas ausführlicher und mit Berücksichtigung der verschiedenen Dialektformen durch mehr Beispiele erläutert werden sollen. Die Angabe über die weite Verbreitung des Altfranzösischen in England, Portugal, Ungarn und Polen entspricht nicht den historischen Tatsachen, die über die provenzalische Literatur S. 11 hätte etwas bestimmter und ausführlicher sein sollen. Die chronologischen Angaben über Rabelais' Werke sind ungenau, als Todesjahr Racines S. 111 ist falsch 1669 angegeben und ebenso S. 242 Vignys Übertritt zur romantischen Schule. Bei manchen Schriftstellern sind gerade literarhistorisch bedeutungsvolle Werke nicht erwähnt worden, wie z. B. S. 253 die *Vie de Jésus* bei Renan. Auch recht viele Druckfehler sind übersehen. So ist zu schreiben: S. 17 *une arête, représenter*, 21 *et*, 26 *qu'il*, 67 *elle-même*, 79 *le passage*, 89 *moi comme*, 92 *opposé*, 94 *l'expression*, 98 *attentif*, 133 *de*, 156 *aux instances*, 161 *d'égayer*, 165 *Cyclopedia*, 173 *philosophes*, 175 *c'est*, 178/179 *J.-J. Rousseau*, 181 *inconsciem-*, 182 *français*, 187 *l'armée*, 188 *développe* und *immense*, 201 *originalité*, 202 *fixer*, 207 *Tocqueville*, 213 *disparaissent*, 215 *d'un charme*, 230 *réalité*, 234 *absolument*, 258 *philanthropique*, 266 *verres*, 275 *des Deux-Mondes*, 288 *les poètes*, 292 *bruissier*, *quelques-uns*, 297 *délicieux*.

Aber trotz dieser Ausstellung trage ich kein Bedenken, das Buch zu empfehlen, besonders auch deswegen, weil es wegen seiner einfachen und dabei doch leichtflüssigen, eleganten, korrekten und idiomatischen Sprache und wegen der durchsichtigen und übersichtlichen Gruppierung des Inhalts mir recht geeignet erscheint, daraus Stoff zu kleinen mündlichen Vorträgen und schriftlichen Reproduktionen und Aufsätze zu entnehmen.

Straßburg i. E.

R. Mollweide.

115) **Gustav Pfeiffer, Die neugermanischen Bestandteile der französischen Sprache.** Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1902.

108 S. 8.

N 2. —.

Der Zweck der vorliegenden Schrift ist, die ins Neufranzösische eingedrungenen germanischen Elemente zusammenzustellen. Sie ist aus dem Nachlaß des leider zu früh verstorbenen Verfassers von G. Gröber der Öffentlichkeit übergeben worden.

Nach einer kurzen Übersicht über die Wirkung des Akzents wird in einer ausführlichen Lautlehre nachgewiesen, daß auch die modernen Entlehnungen in der Form, wie sie im Französischen vorliegen, im allgemeinen lautgesetzlich richtige Bildungen sind. Durch diesen Nachweis erfährt die Wirkung der Volksetymologie, die in einem weiteren Kapitel behandelt wird, mannigfache Einschränkung. Es folgen dann ein Abschnitt über Bedeutungswandel und eine kulturhistorische Skizze. Den Schluss bildet eine besonders wertvolle alphabetisch geordnete Übersicht über die Wörter, die aus dem Deutschen, Niederländischen, Englischen und Skandinavischen in neuerer Zeit in die französische Sprache übergegangen sind.

Die Lautgruppe *kn* möchte ich nicht so unbedingt für unfranzösisch erklären, wie es der Verf. tut (S. 9). Sie ist zwar selten in der Schrift (*knêfle knout*), kommt aber, wenn die umgebenden Konsonanten es gestatten, in Zusammenziehungen (*que + n*) vor. Wenn an derselben Stelle angenommen wird, daß *blackboulder* einmal zu *blagueboulder* werden wird, so ist zu bemerken, daß dieser Übergang schon jetzt lautlich vollendet ist, da der Franzose die Konsonantenverbindung *kb* der Schrift in der Aussprache als *gb* wiedergibt. Die S. 25 erwähnte und besonders von der Volkssprache geltende Neigung der französischen Sprache, anlautendes *h* deutscher und englischer Wörter zu eliminieren, zeigt sich auch ziemlich häufig in der Schriftsprache; z. B. findet man neben *de Hegel* auch *d'Hegel*, nebst den Ableitungen *d'hégélianiser*, *l'hégélianisme*; *l'îlot d'Helgoland*, *l'Hamlet*, *cet Heathfield*, *l'Hyde Park* neben *le Hyde Park* u. a. m.

In der lexikalischen Übersicht, die rund 1000 Wörter umfaßt, wird man manches vermissen. Allein es wäre unmöglich, hier Vollständigkeit zu verlangen; denn so eifrig auch von vielen Seiten für die Reinheit der Muttersprache und gegen die Fremdwörter gekämpft wird, der heute herrschende und sich von Jahr zu Jahr reger gestaltende internationale Verkehr bedingt, daß Wörter der einen Sprache in den Wortschatz anderer Sprachen immer aufs neue eindringen.

Nur wenig sei hier erwähnt. *Caleur* bedeutet auch Gelegenheitsarbeiter. Neben *bookmaker* kommt auch die abgekürzte Form *book* vor. Statt *le five o'clock tea* sagt man auch kurz *le five*. Neben *leader* und *leading article* findet sich *leading article*. Auch hat *leader* die Bedeutung Führer; so wird z. B. *Jaurès* in französischen Blättern *le leader socialiste* genannt. Für *ticket* ist die Bedeutung Eisenbahnbillet angegeben; es bezeichnet aber besonders die Eintrittskarte für Ausstellungen, Zirkusvorstellungen u. s. w. Auch hätten vielfach Ableitungen hinzugefügt werden können. So z. B. zu *schloff*, *schnick*, *clown*, *globe-trotter*, *lunch*, *match*, *sport*, *toast*, *yacht* die folgenden Formen: *schloffer*, *schniquer*, *schniqueur*, *clownerie*, *globe-trotteuse*, *luncher*, *matcher*, *sporter* (= Sport treiben), *toaster*, *yachting*, *yachtsman*. *Jingo*, *jingoïste*, *jingoïsme* fehlen; ebenso *rowing* (Rudersport). Für *tub* wird die Aussprache *tob* gegeben; ich kenne nur die mit offenem *ö*-Laut.

Die fleißige und tüchtige Arbeit sei aufs wärmste empfohlen.

Altona-Ottensen.

H. Schmidt.

- 116) **Fritz Holleck-Weithmann, Zur Quellenfrage von Shakespeares Lustspiel „Much Ado About Nothing“.**
 (= Kieler Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Dr. F. Holthausen. Heft 3.) Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1902. 92 S. 8. M 2. 40.

Das Quellenverhältnis von *Much Ado About Nothing* ist bisher noch nicht ganz aufgeklärt. Zwar weiß man längst, daß eine Novelle *Bandellos* den Stoff dazu bot; wie aber Shakespeare zu dessen Kenntnis gekommen sei, ist ungewiß. Daß er *Bandellos* Text nicht unmittelbar benutzt hat, ist allgemein anerkannt. Einige Forscher meinen nun, er habe ihn aus der französischen Bearbeitung *Belleforests* kennen gelernt, andere aus einer englischen Übersetzung, deren Vorhandensein aber nur vermutet werden kann, da uns keine erhalten ist; daß eine Episode aus Ariosts *Orlando Furioso* vom Dichter benutzt worden ist, ist nicht unmöglich, obgleich nicht viel dafür spricht. Endlich hat man noch angenommen, daß Shakespeare ein älteres, uns freilich auch verlorenes Drama als Vorlage gehabt habe, und diese Annahme dürfte schließlich die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, wie vor allem das Verhältnis des Lustspiels zu *Jakob Ayrers Comedia von der schönen Phänicia* erweist. Schon 1817 hat Tieck die Vermutung ausgesprochen, daß das

deutsche und englische Stück nach einem gemeinsamen Vorbilde verfaßt ist. Diese letzte Annahme wählt nun unser Verf. zum Ausgangspunkt einer neuen Untersuchung der Frage. Auf Grund einer eingehenden und genauen Vergleichung der Stücke Ayrrers und Shakespeares und einer auch für die deutsche Literaturgeschichte wertvollen Betrachtung der ganzen Arbeitsweise des Nürnberger Dichters kommt er zu dem Ergebnis, daß tatsächlich Ayrrer und Shakespeare ein englisches, auf der Novelle Bandellos fußendes Drama gekannt und gesehen und danach ihre Stücke abgefaßt haben. Ayrrer hat sicher in Nürnberg englische Komödiantenspiele besucht und sie mehrfach bei seinen zahlreichen Dramen verwertet. Bei der *Phänicia* ist das auch der Fall, außerdem hat er aber da auch noch die Übersetzung der Bandelloschen Novelle, die *Mauritius Brand* 1594 nach der Fassung des Belleforest angefertigt hatte, benutzt. Ein weiteres Kapitel behandelt dann noch *die vom Tode erweckte Phänicia, Tragicomoedia* von *Michael Kongehl* (1680); auch dieses Stück geht im letzten Grunde auf Bandello, mit einer Zwischenstufe aber ebenfalls auf ein älteres englisches Drama, vielleicht noch eine Moralität, zurück. Im einzelnen ergibt sich als Schlußfolgerung folgender Stammbaum: Aus Bandello floß unmittelbar ein altes, verlorenes englisches Drama x , das Shakespeares unmittelbare Quelle ist; neben x gab es noch andere Fassungen x_1 und x_2 , die englische Komödianten in Deutschland spielen mochten. Aus x_1 schöpfte Kongehl, aus x_2 Brand und Ayrrer; da Ayrrer nun auch Brand, dieser aber auch Belleforest benutzt, so wird auf diese Weise mittelbar der Zusammenhang mit der Urquelle Bandello für Ayrrer hergestellt. — In einem Nachtrage weist der Verf. noch darauf hin, daß er in voller Unabhängigkeit in der Hauptsache zu denselben Ergebnissen gelangt ist, wie Furness im *Variorum Shakespeare* Bd. 12 (Philadelphia 1899).

Breslau.

Hermann Jantzen.

117) **Paul Krüger, Memoirs.** London und Leipzig, T. Fisher Unwin, 1902. 2 Bde. 472 S. 8. N 3. —.

Wer aufmerksam den Berichten gefolgt ist, die während des letzten südafrikanischen Krieges von den Tageszeitungen und Wochenschriften gebracht worden sind, der wird in diesen Memoiren Krügers wenig Neues finden. Und wer etwa sensationelle Enthüllungen zu erhalten glaubte, der würde erst recht nicht befriedigt werden; diese würden ja auch nur wenig zum Charakter des Verf. gepaßt haben. In einfacher, ungekünstelter

Sprache erzählt er sein Leben und sein Wirken von seiner Jugend an. Und da er bei Abfassung des Werkes wohl noch mit kindlichem Vertrauen an den Sieg seines Volkes glaubte und nicht annehmen konnte und wollte, daß Gott die gerechte Sache im Stiche lassen könne und dürfe, so hat er nirgends zu viel gesagt. Die wenigen Stellen, an denen über die wohlbekannte Treulosigkeit und unersättliche Ländergier der Engländer geredet wird (vgl. S. 135. 145. 159. 166. 175. 249), würden diese selbst unbedenklich und selbstbewußt von sich gedruckt und verbreitet haben, besonders jetzt, nachdem das reiche Gold- und Diamantenland in ihre Hände übergegangen ist. Und was Krüger in kurzen, treffenden Worten über Rhodes (S. 218), Chamberlain (S. 283. 303 u. 307), Milner (S. 290) gesagt hat, ist viel milder, als diesen Henkern der südafrikanischen Republiken von eigenen Landsleuten gesagt worden ist.

Die eigentlichen Memoiren Krügers reichen bis S. 373; dann folgen noch auf weiteren 99 Seiten Reden, Rundschreiben und Proklamationen.

Das Englisch des Buches ist durchsetzt von holländischen Wörtern, nebst südafrikanischen u. a. ungewöhnlichen Ausdrücken wie outspanned und inspanned (S. 34. 36 u. a. O.), to commandeer (S. 98), dem seemännischen the commando was sighted (S. 99), the moot-points = Streitsache (S. 101), evenings in laager (S. 125), to fall through (S. 135. u. 180), Zulu impis (S. 150) und indunas (S. 214), the ammunition gave out (S. 182), to drag in (S. 261) und inpouring foreigners (S. 328).

Der Druck dieses lesenswerten Buches ist schön deutlich, trotz des etwas durchlässigen Papiers, und druckfehlerfrei, abgesehen von dem Satze I let go of my horse (S. 30).

Borna.

E. Teichmann.

118) Rudyard Kipling, Just So Stories; for little Children.

London, Macmillan & Co., 1902. 249 S. 8.

geb. 6 sh.

Der große und wohlverdiente Erfolg der Dschungelbücher ist es wohl gewesen, der Kipling veranlaßt hat, sich aufs neue den Tiergeschichten zuzuwenden. Die Just-so-stories sind für kleine Kinder bestimmt, was u. a. in der auf die Dauer ziemlich unerträglichen Sprache der zwölf Geschichten sehr aufdringlich zum Ausdruck kommt. Inhaltlich befassen sich diese der Hauptsache nach mit der Erklärung verschiedener Naturerscheinungen, z. B. mit der Frage, warum das Dromedar einen Höcker, der Elefant einen Rüssel, das Känguruh lange Hinterbeine hat

u. s. w. Die Geschichten lassen an Märchenhaftigkeit und Unmöglichkeit nichts zu wünschen übrig, und es wird nicht jedermanns Geschmack sein, wenn z. B. Ebbe und Flut auf das Hin- und Herkriechen des riesenhaften Ur-Taschenkrebses zurückgeführt werden. Manchen Erzählungen soll der Humor nicht abgesprochen werden. Ob englische Kinder dafür das erforderliche Verständnis besitzen, vermag Ref. nicht zu beurteilen. Für Deutsche kommt das Buch schwerlich in Betracht. Besondere Erwähnung verdienen indes die von dem Verf. selbst herrührenden Zeichnungen. Sie sind nebst den dazu gehörigen Erklärungen im höchsten Grade originell und unterhaltend.

Flensburg.

Adolf Herting.

- 119) **Levin L. Schücking, Studien über die stofflichen Beziehungen der englischen Komödie zur italienischen bis Lilly.** (= Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von **L. Morsbach**. IX.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1901. 109 S. 8. M 3. —.

Der Verf. hat sich mit seiner Arbeit einen dankbaren und anziehenden, aber auch etwas schwierigen Stoff ausgesucht und ihn gewissenhaft und sorgfältig bearbeitet, sodass er eine ganze Reihe schöner Ergebnisse vorlegen kann. In einigen Fällen freilich, wo das Material etwas unsicher und seiner Art nach nicht recht ergiebig für scharfe Beweisführung ist, hat ihn wohl manchmal nur der Wunsch, Beziehungen zwischen italienischen und englischen Motiven zu finden, solche sehen lassen. Kapitel I behandelt unter dem Titel „Fragliche Beziehungen“ *Calisto and Melibœa*, *Thersites* und *Roister Doister*, bei denen gelegentlich angenommener italienischer Einfluss abzulehnen ist, während er sich im *Misogonus* schon schwach in der Verlegung des Schauplatzes nach Italien zeigt. Im II. Kapitel dagegen, „*Gascoignes Supposes*“, die aus Ariosts Stück *Gli Suppositi*, allerdings unter Benutzung zweier verschiedener Fassungen, übersetzt sind, kann der Verf. deutlich eine ganze Menge bezeichnender, wirklicher Beziehungen nachweisen, und dasselbe geschieht im folgenden Abschnitt, der die *Bugbears* behandelt; dieses Stück ist in ganz ähnlicher Weise von Grazzini's *La Spiritata* abhängig und hat in einer Fülle von einzelnen Zügen den italienischen, ja den florentinischen Lokaltönen treu gewahrt. Kapitel IV erörtert die viel umstrittene Frage, ob es in England ein wirkliches Stegreifspiel, wie man es sehr wohl aus

der italienischen *commedia dell' arte* kannte, als echt heimisches Gut gegeben hat, und beantwortet sie mit guten Gründen verneinend. Im nächsten Abschnitt, „Verarbeitung fremder Motive“ ist zum größten Teil von Maskenspielen die Rede, über die wir jetzt durch Brotaneks treffliches Buch (Wiener Beiträge z. engl. Philol., hrsg. v. Schipper 1902; vgl. dazu Beil. z. Münch. Allg. Ztg. Nr. 185, 1902) genauer unterrichtet sind. Das Schlusskapitel endlich weist „Italienisches bei Lilly“ auf, und zwar in *Gallathea*, *Loves Metamorphosis* und *Mother Bombie*. — Wenn Schückings Arbeit auch nicht in allen Einzelheiten strenger kritischer Nachprüfung stand hält, wie z. B. Bang in seiner Besprechung im Shakespeare-Jahrbuch 38, S. 276 ff. (1902) gezeigt hat, so ist sie im ganzen doch als eine gründliche und beachtenswerte Leistung zu bezeichnen. —tz—

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Cornelii Taciti

Historiarum libri qui supersunt.

Für den Schulgebrauch erklärt von

Prof. Dr. K. Knaut,

Direktor des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg.

I. Bändchen: Buch I.

Preis: *M* 1.80.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

über

Sentenzen und sachliche Themata

für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. Edmund Fritze,

Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:

- a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
- b) Die ersten 48 Dispositionen.

Preis: *M* 3.

Zweites Bändchen:

Die letzten 52 Dispositionen.

Preis: *M* 2.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 16. Mai.

Nr. 10, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 120) Fr. Lillge, *De elegiis in Maecenatem quaestiones* (G. Wöppel) p. 217. — 121) Herm. Hirt, *Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre* (H. Meltzer) p. 219. — 122) A. Fuchs, *Die Temporalsätze mit den Konjunktionen „bis“ und „so lange als“* (Ph. Weber) p. 222. — 123) G. Hölscher, *Palästina in der persischen und hellenistischen Zeit* (R. Hansen) p. 227. — 124) Fr. Geyer, *Topographie und Geschichte der Insel Euböa* (R. Hansen) p. 228. — 125) Führer, *Übungsstoff zum Übersetzen ins Lateinische* (E. Krause) p. 229. — 126) Fr. Koldewey, *Jugendgedichte des Humanisten Johannes Caselius* (K. Löschhorn) p. 230. — 127) Fr. Aly, *Humanismus oder Historismus* (Edm. Fritze) p. 232. — 128) J. B. Segall, *Corneille and the Spanish Drama* (Goerbing) p. 233. — 129) E. Lavissee, *Histoire de France depuis les origines jusqu' à la revolution* (J. Jung) p. 233. — 130) L. Levrault, *Les Genres Littéraires* (C. Friesland) p. 235. — 131) K. Engelke, *Cahier de Notes* (W. Röhrs) p. 236. — 132) L. Hasberg, *Englische Lieder* (H. Niemer) p. 237. — 133) Ch. Turley, *Godfrey Master Schoolboy* (C. Reichel) p. 238. — 134) Jul. Riegel, *Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen* (Fries) p. 239. — Vakanzen — Anzeigen.

120) Friedrich Lillge, *De elegiis in Maecenatem quaestiones*.

Dissertation. Breslau 1901. 72 S. 8.

Für die chronologische Fixierung der Gedichte der appendix Virgiliana ist noch mancherlei zu tun, und man wird deshalb jede auf diesen Gegenstand gerichtete Untersuchung willkommen heißen. Dies gilt in hohem Maße von der zu besprechenden Abhandlung, welche den bündigen Beweis erbringt, daß die beiden Mäcenae-Elegieen nicht etwa das Machwerk eines Halbwissers der Renaissance, sondern das eines Dilettanten der augusteischen Zeit und nicht lange nach des Mäcenae Tod verfaßt sind. Bisher hatte man nur die Zeitanspielungen in Betracht gezogen, die in der Tat den Beweis liefern, daß der Dichter den geschilderten Ereignissen nahe, jedenfalls nicht allzufern gestanden hat, Lillge erwirbt sich ein unverkennbares Verdienst, indem er die endgültige Entscheidung in dieser Frage durch sorgfältige und hingebende Beobachtung des Sprachtypus herbeiführt. Seine Untersuchung gliedert sich in drei Kapitel. Zunächst

deckt er (S. 13—36) zahlreiche Anklänge auf nicht allein in der Phraseologie, sondern auch in Motiven und Situationen an Tibull, Vergil, Horaz, vornehmlich aber an Ovid und Propertius, die in der damaligen Zeit am liebsten gelesen wurden; zugleich gibt er einen Beitrag zu einer gerechteren Beurteilung und Würdigung des Dichters: wir haben es nicht sowohl mit einem schamlosen literarischen Freibenter zu tun, der mit Bedacht zusammenstoppelt und nichts weiter als ein Gewebe fremder Phrasen liefert, als vielmehr mit einem Manne, der von der Lektüre und dem Studium der Augusteer erfüllt ist, um nicht zu sagen überladen, und da ihm die Fähigkeit selbständiger poetischer Konzeption völlig abgeht, beinahe unbewußt seine Vorbilder reproduziert, wenngleich es an Beispielen bewußter Imitation nicht ganz fehlt. Die reichsten Beziehungen bietet ferner die hellenistische Elegie (S. 37—47), aus der unser Dichter jedoch kaum auf primärem Wege, sondern höchstwahrscheinlich erst durch Vermittelung eines römischen Elegikers geschöpft hat. Nicht minder reich ist auch der Ertrag, den ihm die Sepulkral- und Konsolationsliteratur namentlich für die zweite Elegie geliefert hat (S. 47—59). Vgl. jetzt auch Lier, *Topica carminum sepulcralium Latinorum*. Greifsw. Diss. 1902 S. 16. Die Kette der angeführten Beweisstellen ist eine sehr lange: aber nirgends findet sich eine unkritische Häufung treffender und unpassender Parallelen, wodurch sonst so oft der Wert und die Brauchbarkeit derartiger Untersuchungen beeinträchtigt wird. Daß die Anklänge, die L. statuiert, auf Zufall beruhen, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit, sie sind vielmehr als Imitationen aufzufassen und gestatten so einen Schluß auf die Zeit der Abfassung unserer Gedichte. Endlich zeigt die Zugehörigkeit des Dichters zur augusteischen Schule der Umstand, daß er mit einem starken Anflug von Rhetorik schreibt. Die erste Elegie entspricht nach Plan und Anlage den übrigen *λόγοι παραμυθητικοί*, leidet an unnatürlichem Aufputz und ist durchsetzt mit Musterbeispielen und *τόποι* aus der Rüstkammer der Rhetorenschulen. Weniger Deklamatorisches findet sich in der zweiten Elegie. In einem epimetrum gibt L. noch einige Nachträge zu Skutsch' Artikel über das epicedion Drusi bei Pauly-Wissowa IV 933.

Von dem, was der Verf. zur Erklärung einzelner Stellen beisteuert, scheint mir S. 10—12 seine — teilweise schon von Ziehen, Rhein. Mus. 52, S. 450 gebrachte — Interpretation von el. I 57 ff. höchster Beachtung wert zu sein, wenn diese auch, wie wir sogleich sehen werden,

einer kleinen Modifikation unterliegen muß. Diese Stelle ist mit so stark individuellen Zügen ausgestattet, daß wir nicht umhin können, „der mythologischen Exemplifizierung eine persönliche Nebenbeziehung zu geben“ und eine Teilnahme des Dichters an einem politischen Ereignis und zwar einem Dionysostriumphe des Augustus zu Ehren des Sieges über die Inder anzunehmen, in welchem der Kaiser selbst als Bacchus auftrat. Lillge vermutet, daß dies — übrigens sonst nicht ausdrücklich bezeugte — Fest im Anschluß an die von Ptolemaios Philadelphos im Jahre 280 gestiftete Penteteris eingerichtet sei. Das ist höchst blendend, zumal wenn man des Kallixenos Bericht bei Athen. V 195 ff. über die *πομπή* des Jahres 275/4 nachliest, dennoch kann ich mich eines gewichtigen Bedenkens dagegen nicht erwehren. Augustus vermied es prinzipiell geflissentlich, den Eindruck zu erwecken, als seien die von ihm geschaffenen Institutionen — wenigstens soweit sie Rom betrafen — bloße *ἀποτυπώσεις* und Kopieen der hellenistischen Dynastien. Nicht an die Ptolemäerdynastien, die für ihn tot sind, vgl. Sueton Aug. 18, sondern an Alexander den Großen, den *rex κατ' ἐξοχήν*, den allein er als sich wesensverwandt anerkannte, knüpft der römische Imperator an. Nun ist bekannt, daß sich Alexander nicht ungern mit Dionysos verglich und sich von seiner Umgebung *νέος Διόνυσος* nennen liefs. Nur von hier aus verstehen wir es, wenn Augustus in der Öffentlichkeit als Bacchus auftrat, eben in bewusster Anlehnung an sein großes Vorbild. Auf dasselbe Fest bezieht sich, wie L. sehr scharfsinnig erkannt hat, Horaz. c. II 19, wo die Worte „Bacchum vidi docentem“ bisher allgemein von einer Vision verstanden wurden, die in Wahrheit aber sinnlich zu fassen sind und sich auf ein tatsächliches Erlebnis des Horaz beziehen: *describit antrum Bacchi, quod in pompa vidit*. Vgl. Athen. p. 200 b.

So legt denn die angezeigte Schrift ein günstiges Zeugnis ab von den eindringenden Studien des Verf. und macht durch umsichtige Sorgfalt, rechte Besonnenheit und treuen Fleiß einen in jeder Hinsicht wohltuenden Eindruck.

Kiel.

Gustav Wörpel.

- 121) **Herm. Hirt, Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre.** Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1902. XIV u. 464 S. 8. N 8. —

Es ist ein Buch von erfrischender Eigenart und Selbständigkeit, das uns der temperamentvolle Verf. der Studien über den idg. Akzent und

den idg. Ablaut hiermit geschenkt hat. Er tut darin einen entschlossenen Schritt hinaus über die bisherigen Darstellungen, auch die von Brugmann, und läßt Richtungen, die bisher mehr auf Nebenstraßen einherzuziehen schienen, wie insbesondere die von A. Fick und Joh. Schmidt, mit ins Vordertreffen einrücken: damit trägt er eine Dankeschuld ab, zumal an dem ersten der beiden Forscher, ohne dessen geradezu grundlegenden und vielfach entschieden unterschätzten Aufsatz in den Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1881 das heute Erreichte kaum zu vollbringen gewesen wäre. Hirts Hauptstärke liegt in einer neuen Fassung und folgerichtigen Durchführung der Lehre vom Ablaut. Die „Wurzeln“ erhalten den Laufpafs, an ihre Stelle treten die (meist mehrsilbigen) „Basen“; aus ihren vornehmlich durch Akzentverschiebungen herbeigeführten Wechselformen erklärt sich eine große Reihe früher unvereinbarer Bildungen mit einer oft überraschenden Einfachheit und Evidenz: so sind die dritte Deklination einer-, die erste und zweite andererseits nichts als das Ergebnis verschiedener Ablautsfälle und ganz ähnlich steht es beim Zeitwort. Perssons mechanische Wurzelvariationstheorie wird überwunden ebenso wie Brugmanns Ansatz von r , \bar{r} u. ä. m. Vorsichtig wird mit der sonst so leicht mißbrauchten Analogie umgegangen und besonders in Befolgung eines von G. Curtius seinerzeit nachdrücklich gestellten Verlangens nach einem genügenden Angriffspunkte für sie gesucht. Natürlich fehlt es nicht an kühnen Aufstellungen, doch beschränke ich mich auf ganz wenig: die Basen mit unverminderter Lautfülle dürften nicht minder hypothetisch sein als die nunmehr verpönten Wurzeln, insofern der Akzent die nichtbetonten Silben stets schwächen mußte, vorausgesetzt, daß er nicht rein musikalisch war. Das Iktusproblem hat auch Solmsen nicht gelöst: es gipfelt in der Möglichkeit, daß wir es mit einem reinen Notierungszeichen, gleich unserem Taktstrich, zu tun hätten. Bei den lat. Wörtern wäre sorglichere Beachtung der Quantität zu wünschen. Die syntaktischen (richtiger: semasiologischen) Bemerkungen fallen aus dem Rahmen des Buches heraus und stehen meines Erachtens auch nicht durchweg auf dessen sonstiger Höhe: der krampfhafte Versuch, die sogen. grammatischen Casus lokalistisch umzudeuten, ist wohl ein Rückschritt, Imperfekta mit punktueller (d. h. perfektiver) Bedeutung (S. 393) enthalten einen Widerspruch, *ἔστην* (ebenda) heißt nicht stand (*εἰστήκει*), sondern „trat“. Aus der Formenlehre greife ich nur eines heraus.

Doch angesichts des Buches als eines Ganzen verbietet sich das

Mückenseigen von selbst: es ist aus einem Guß und trägt eigenes Gepräge. Soviel scheint mir sicher, daß eine Fülle der Anregung davon ausgehen wird und ich wünsche, daß auch die klassischen Philologen davon recht ausgebreitete Kenntnis nähmen: soweit sie auf dem Standpunkt von Blafs stehen, würden sie daraus ersehen, daß die von diesem Gelehrten in der Vorrede zu Kühners Griech. Sprachlehre der Sprachwissenschaft als unknackbare Nüsse aufgegebenen Vexierfragen durch Hirts Ablauttheorie tatsächlich gelöst sind und daß ein wirklicher Einblick in die Gesetze der griechischen Formenbildung ohne die vergleichende Methode nicht gewonnen werden kann.

Cannstatt.

H. Meltzer.

- 122) **Albert Fuchs, Die Temporalsätze mit den Konjunktionen „bis“ und „so lange als“.** Würzburg, A. Stuber (C. Kabitisch), 1902. 130 S. 8. M 3.60.

Vorliegende Untersuchung bildet das 14. Heft der von Prof. Dr. M. v. Schanz herausgegebenen „Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache“. Da bedarf es wohl nur eines kurzen Hinweises einerseits darauf, daß, soll eine Arbeit der Aufnahme in diese Sammlung seitens des Herausg. gewürdigt werden, absolute Vollständigkeit des auf Grund eigener Lektüre zu gewinnenden und unter erschöpfender Berücksichtigung aller einschlägigen Vorarbeiten zu behandelnden Materials unerläßliche Vorbedingung ist, anderseits auf das ungemein günstige Urteil, das über die bisher erschienenen Hefte hinsichtlich der befolgten Methode, welche mit minutiöser Exaktheit in der Würdigung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte übersichtliche Gruppierung des Stoffes zu verbinden und in lichtvollen Erörterungen zu im ganzen wohl unanfechtbaren Schlussergebnissen zu führen versteht, von der Kritik des In- und Auslandes ausnahmslos gefällt worden ist, um glaubhaft die Versicherung abzugeben, daß auch dieses neueste Glied in der Kette den übrigen an Gedicgenheit und Wert nicht nachsteht und in gleichem Maße dem Herausg. wie dem Verf. rühmenden Beifall einbringen wird.

Die materiell dem 3., 4. und 5. Heft am nächsten stehende Abhandlung erstreckt sich gleich ihren Vorgängerinnen auf die ganze voraristotelische Literatur einschließlic der attischen Inschriften, jedoch mit Ausschluss von Hippokrates, und behandelt diese in 10 Kapiteln (richtiger 11, da aus Versehen sowohl die Redner als Plato je als „Kapitel VII“

bezeichnet sind). Den einzelnen Autoren pflegt Fuchs noch Beispiele anderer Arten Zeitangaben, namentlich für „bis“ und „zugleich mit“ einleitend voranzuschicken und dabei hauptsächlich auf die Präpositionalausdrücke mit und ohne Partizipien sowie auf die Verbindung von μένω und seinen Kompositis mit Inf., mit Substantivobjekt oder mit μέχρι τινός u. dergl. hinzuweisen.

Kap. I, das umfangreichste, behandelt auf 31 Seiten Ilias und Odyssee. Der Verf. legt zunächst dar, wie entsprechend der allen Sprachen im frühesten Stadium eigenen einfacheren Anreihung nach Art der λέξις εἰσομένη auch diese Sätze aus ursprünglicher Parataxe erst allmählich zu der schon als eine Art περιβολή zu charakterisierenden Stufe der Hypotaxe sich weiter entwickelt haben, wie aber daneben Belege für die eigentlich nur mit der Parataxe in Einklang zu bringende Gegenüberstellung der verbundenen Sätze auch noch aus der Zeit der Hypotaxe, und zwar nicht nur aus Homer und den Hymnen, sondern auch aus Herodot und Thukydides sich erbringen lassen; vgl. S. 123. Umgekehrt zeigt sich wiederum die Geltung des ursprünglichen Behauptungssatzes darin, daß ein mit ἐς, ἕως oder ἔστε eingeleiteter Nebensatz bei indirekter Rede im Inf. erscheint; vgl. S. 72 u. 75. Da wir Heft IV S. 10 gezeigt haben, wie der Relativstamm in seiner ursprünglich anaphorischen Bedeutung das erste Mittel der Hypotaxe bot, so stellt Fuchs mit vollem Rechte bei Behandlung der drei Konjunktionen, mit denen Homer die im Bereiche dieser Untersuchung liegenden Temporalsätze einleitet, den formelhaften Relativausdruck εἰς δ κα an die Spitze. Dieser hat sich von Hause aus so gut wie auf temporale auch auf modale und lokale Verhältnisse bezogen — wir haben selbst bereits für Od. 12, 460 auf die Möglichkeit auch finaler Übersetzung hingewiesen — und mutmaßlich in Genus und Numerus mit seinem Beziehungsworte übereingestimmt. Um letztere Annahme zu stärken, wird auf die Herodotstelle τὸν χρόνον ἐς τὸν ἤκειν δεῖ 7, 8 δ verwiesen, wie ja auch ἀτ' ἤς mit Beziehung auf ein durch Ordinale bestimmtes ἡμέρῃ an zwei Herodotstellen das frühere Leben des erstarrten ἀτ' (ἀφ') οὐ bezeuge. Indem sich nun εἰς δ κα meist auf ein Zeitverhältnis und sehr oft auf ein Neutrum bezog (vgl. bes. S. 67 f.), bildete sich die unveränderliche Form, in der es, und das bezeichnet den letzten Schritt in der Entwicklung, auch ohne Korrelativ als temporale Konjunktion verwendet wurde. Nach diesen Ausführungen werden die einzelnen Stellen rücksichtlich des Modus und Tempus näher untersucht.

Dabei werden solche Stellen, die bezüglich des Tempus eine Abweichung von der regelrechten Norm zeigen, unter ungescheuter Verlassung des streng grammatischen Standpunktes mit Zuhilfenahme psychologischer Momente und sinngemäßer Ergänzungen interpretiert, eventuell auch eine Änderung verlangt; so soll z. B. Her. 4, 160 das nach der Regel nicht zu rechtfertigende Imperfekt *ἐβύετο* dem Aor. *ἐβέβετο* Platz machen. Ebenso finden sich allenfallsige Beobachtungen von besonderem Interesse regelmäßig herausgehoben, so z. B. hier die Verbindung *εἰς ὅτε καί*, welche indes S. 43 in etwas andere Beleuchtung gerückt erscheint. Übergehend zur Partikel *ὥσπερ*, welche deutsch bald mit „so lange als“, bald mit „während“, bald mit „bis“, bald mit „damit“, „auf dafs“ zu übersetzen ist, lenkt Fuchs die Aufmerksamkeit zunächst auf deren Grundbedeutung, um meine seinerzeitigen Ausführungen dieses Betreffs noch genauer zu präzisieren, bzw. in einem Punkte richtiger zu stellen. Indem ich nämlich unter ausdrücklicher Betonung der dunklen und strittigen Etymologie des Wortes versuchsweise von der Bedeutung „so lange“ ausging, mußte ich zur Annahme mehrerer nacheinander folgenden Entwicklungsstufen für die verschiedenen Bedeutungen gelangen, nämlich 1) „so lange als“ = „während“, auf deren allerdings mitunter sich ausschließenden Bedeutungsnuancen im Deutschen näher einzugehen ich, nebenbei bemerkt, nicht den geringsten Anlaß hatte, 2) „(so lange) bis“, 3) „damit“. Dieses Nacheinander nun beseitigt Fuchs mit Hilfe eines aus O. 547 gewonnenen positiven Substrats. Hier ist nämlich *ὥσπερ μὲν* in ganz gleichem Sinne gebraucht wie z. B. *ἐως μὲν* O. 277 (nach Fuchs erscheint dieses demonstrativ-indefinite *ἐως* in Ilias und Odyssee je an drei Stellen), also = „eine Zeit lang“, „die Zeit über“. Unter Zugrundelegung dieser Bedeutung ist es nun möglich, aus ihr alle übrigen Bedeutungen von *ὥσπερ* unmittelbar abzuleiten. Man wird wohl nicht umhin können, der S. 14 ff. vorgetragenen Erklärungsart einer Nebeneinanderentwicklung der verschiedenen Bedeutungen von *ὥσπερ* beizupflichten, nicht bloß, weil sie an und für sich etwas Bestechendes hat, sondern weil sie noch durch eine andere Erwägung wesentlich unterstützt wird. Das Bedürfnis, bei der Übersetzung verschiedene Konjunktionen anzuwenden, ist nämlich erst aus der Hypotaxe erwachsen; in der Periode der naiven Parataxe dagegen tritt das durch *ὥσπερ* bezeichnete Zeitverhältnis, welches zwischen den zwei aneinandergereihten Sätzen besteht, gegenüber dem in den Vordergrund gerückten Gegensatz zwischen Personen oder Handlungen vollständig zurück. Noch

etwas scheint mir der Erwähnung wert. Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, daß sich unter den Finalkonjunktionen ὅττα am meisten gegen die Verbindung mit μή sträubt. Unter 39 negierten vollständigen Finalsätzen bei Homer finden sich nur drei mit ὅττα μή. Auch von den sämtlichen temporalen ὅττα-Sätzen ist kein einziger negativ. Allerdings haben sich fünf Stellen, weil falsch zitiert, der Kontrolle entzogen; es sind dies S. 20: Il. 8, 666 f.; 17, 120; S. 23: Od. 1, 136; S. 24: Il. 5, 528; 21, 588 (wohl 558). Übrigens steht der Konjunktiv nach ὅττα „bis“ (S. 24) an 30 Stellen, da ja doch Il. 1, 523 u. 524 zwei nicht zusammengehörige Perioden sind. Das über Bedeutung, Entwicklung und Gebrauch von ὅττα Gesagte gilt im allgemeinen auch für ἕως. Diese beiden Partikeln übertreffen hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit εἰς δ κα in doppelter Beziehung, insofern nämlich letzteres auf die Bedeutung „bis“ und ein auf die Zukunft hinweisendes Satzgefüge beschränkt ist; nur an zwei Stellen (Il. 9, 60 f. = 10, 89 f.) wird die Bedeutung „so lange als“ auf Grund deutscher Anschauung des Inhalts des Satzgefüges angenommen. Die Stelle Od. 9, 376 ist S. 34 für „bis“, S. 37 für „damit“ in Rechnung gesetzt. Auf die eigenartige Bildung ἕως ὅτ' (S. 29) wird erst in der Fußnote S. 43 aufmerksam gemacht.

Das gleiche Verfahren wie im ersten Kapitel wird, natürlich durch Verweisungen auf bereits Erörtertes entsprechend abgekürzt, die folgenden Kapitel hindurch beobachtet. Jedem Kapitel ist eine statistische Tabelle über Frequenz und Bedeutung der darin auftretenden Konjunktionen angehängt. Das zweite behandelt Hesiod und die homerischen Hymnen. Hier wirkt besonders anregend die verständige Art, wie über die Entstehung von ἔστε gehandelt wird. Daneben werden die Singularitäten εἰς τ' ἀνύστα und ἔστε μάχηται besprochen. Das dritte umfaßt die lyrischen, das vierte die szenischen Dichter. Die Zitate bei den Lyrikern beziehen sich vermutlich auf Bergk. Bei ihnen begegnet zum ersten Male μέχρι οὔ. Das nur an einer einzigen Stelle neben ὅττα erscheinende ἔν wird mit zureichenden Gründen beseitigt. Bei Aristophanes hat einmal ὁπότε den Sinn „so lange als“ und ebenfalls einmal ὅταν die Bedeutung „bis“. Bei Sophokles steht an einer Stelle verstärktes ἕως περ ἔν, wo indes hätte angemerkt werden sollen, daß diese Lesart auf einer Verbesserung Reiskes beruht, einmal ἥνίκα „so lange als“ und einmal ein Relativsatz mit εἰς ὅσον für „bis“. Letztere Stelle ist S. 124 irrtümlich der Bedeutung „so lange als“ zugezählt. Was sodann die Stelle aus

Aias 729 f. (S. 54) anlangt, so lesen alle Ausgaben, in die ich Einsicht nehmen konnte, ohne Variantenangabe nicht $\epsilon\varsigma\tau'$, sondern $\acute{\omicron}\sigma\tau'$ „und so“. Dagegen fehlt unter den Stellen mit $\acute{\epsilon}\sigma\tau\epsilon$ „bis“ (S. 54) Aias 1031: $\acute{\epsilon}\kappa\nu\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\tau' \alpha\lambda\acute{\epsilon}\nu, \acute{\epsilon}\sigma\tau' \acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\psi\upsilon\chi\epsilon\nu \beta\acute{\iota}\omicron\nu$ „er ward unaufhörlich geschleift, bis er sein Leben ausgehaucht“, ferner unter $\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ Trach. 601 und 687: $\acute{\epsilon}\omega\varsigma \acute{\alpha}\nu \acute{\alpha}\rho\tau\acute{\iota}\chi\eta\iota\sigma\tau\omicron\nu \acute{\alpha}\rho\mu\acute{o}\sigma\alpha\iota\mu\acute{\iota} \nu\omicron\nu$. Zu den Gründen für die Unechtheit des $\mu\acute{\epsilon}\chi\eta\iota\varsigma$ $\omicron\delta$ bei Soph. (Seite 55) ist noch hinzuzufügen, daß die ältere Tragödie einen solchen aus 2 Wörtern gebildeten Anapäst nicht kennt. Nun folgen die Prosaiker in der Weise, daß Herodot, Thukydides, die Redner, Plato und Xenophon je ein Kapitel füllen. Bei Behandlung der Redner sind Antiphon, Andokides, Isäus, Hyperides, Lykurg, Dinarch, Gorgias, Alcidas, Antisthenes und Äschines, weil nur wenig Material liefernd, zusammengekommen, während Lysias, Isokrates und Demosthenes gesonderte Besprechungen beanspruchen. Bei Herodot erscheint $\epsilon\varsigma\delta$ an 65 Stellen, darunter 49 mit Beziehung auf die Vergangenheit, also ohne $\kappa\epsilon$. Da sich nun $\epsilon\iota\varsigma\delta\kappa\epsilon$ und $\epsilon\varsigma\delta$ außer bei Homer und Herodot nur noch bei Hesiod und einmal in den Hymnen findet, erscheint ihre Bezeichnung als „bis“-Konjunktion des jonischen Dialekts nicht eben unpassend. Bei Herodot begegnen auch neben 7 $\mu\acute{\epsilon}\chi\eta\iota\ \omicron\delta$ 2 $\mu\acute{\epsilon}\chi\eta\iota$, 1 $\mu\acute{\epsilon}\chi\eta\iota\ \delta\sigma\omicron\nu$ und 1 $\acute{\epsilon}\chi\eta\iota\ \omicron\delta$. Bei Thukydides und Demosthenes finden wir je 2, bei Plato 4, bzw. 5 oder 6, bei Xenophon 3 Relativsätze für die Zeitangabe „so lange als“. Unter den 17 Stellen, welche die 10 zusammen besprochenen Redner aufweisen, sind für die Bedeutung „so lange als“ 2 mit $\delta\tau\epsilon$, 1 mit $\acute{\eta}\nu\acute{\iota}\kappa\alpha$ eingeleitet. Bei Xenophon liegt ein derartiger Fall mit $\delta\tau\epsilon$ vor, bei Isokrates 3, an 3 weiteren Isokratesstellen ist diese Übersetzung möglich, desgleichen bei $\acute{\eta}\nu\acute{\iota}\kappa\alpha$ an 3 Stellen des Demosthenes und einer des Plato. Bei Xenophon hat $\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ an 4 Stellen die Bedeutung „während“; bei Lysias korrespondiert diese Partikel dreimal mit vorangehendem $\omicron\delta\ \pi\rho\acute{o}\tau\epsilon\rho\omicron\nu$, ist also gewissermaßen Stellvertreter von $\pi\rho\acute{\iota}\nu$; auch andere relative Beziehungen zu $\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ lassen sich öfter wahrnehmen, insbesondere bei den Rednern und bei Plato. Bei letzterem begegnet ferner mit einer einzigen Ausnahme stets die verstärkte Form $\mu\acute{\epsilon}\chi\eta\iota\ \pi\epsilon\rho\ \acute{\alpha}\nu$, daneben sechsmal $\acute{\epsilon}\omega\varsigma\ \pi\epsilon\rho\ \acute{\alpha}\nu$, das noch zweimal bei Xenophon Hell. 6, 5, 12 extr. und 7, 2, 23 erscheint, ferner die vereinzelt Phänomene $\acute{\epsilon}\omega\varsigma\ \tau' \acute{\alpha}\nu\ \zeta\eta\tau\epsilon$ und $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ = „so lange als“; bei Isäus eine Stelle mit $\acute{\epsilon}\omega\varsigma\ \omicron\delta$, wo anzumerken, daß früher auch Her. 2, 143 so gelesen wurde, während es Xen. Anab. 4, 8, 8 noch

als v. l. vorkommt. Bekanntlich zeigen diese Verbindung auch die Papyri, und die Vulgärsprache scheint nur sie behalten zu haben; über *ἕως οὗ* und *ἕως δὲ* im N. T. s. Blafs² 129 und 223 f. In einer Xenophonstelle steht *ἕστ' ἂν* abwechselnd und ganz synonym mit *δταν* „jedesmal wenn“. Von diesem Autor werden ferner, wie die S. 119 f. angeführten Beispiele zeigen, *μέχρι*, *μέχρι οὗ*, *μέχρι δὲ* und *ἄχρι οὗ* neben der temporalen auch in lokaler Bedeutung gebraucht. Von der Stelle *μέχρι ἐνταῦθα* (Anab. 5, 5, 4) dagegen ist als einer nicht von Xenophon herrührenden analog der bereits von Elmsley als interpoliert erklärten Sophoklesstelle mit *μέχρις οὗ* wohl abzusehen. Wenn es S. 101 heisst, dass die Anwendung von *ἕως* als Präposition in der Gesetzesstelle bei Dem. 18, 106 nicht übersehen werden dürfe, so sei hiermit auch auf die v. l. Xen. Anab. 2, 5, 36 aufmerksam gemacht. Diese Verwendung wird von Aristoteles ab häufig.

Wie oben bei den Dichtern sind auch hier noch einige übersehene Stellen aus Prosaikern nachzutragen: aus Andokides 1, 134 *ἕως* mit Indik. Aor.; 1, 69 *ἕως ἄν* mit Konj. Präs.; 3, 15 *ἕως ἄν* mit Konj. Aor., aus Plato Phaedo 101 D und Theaet. 155 a, beidemale *ἕως* mit Opt. in einem potentialen Satzgefüge; Menex. 245 a und Tim. 61 b *μέχρι*; aus Dem. 2, 31; 8, 41 u. a. aus Xenophon Cyr. 2, 3, 22; 3, 3, 39; Hell. 1, 1, 24 (drei futurische Fälle mit *ἕως ἄν* und Konj. Präs.); Cyr. 5, 3, 53 *ἕως ἄγγελος ἔλθοι* (futur. Fall in or. obl. nach *ἐκέλευεν*); Cyr. 1, 3, 11 *ἕως παρ-τείναιμι* (Opt. durch Attraktion eines Potentialis); ferner *ἕως* Cyr. 3, 3, 49; Hell. 4, 5, 16; 5, 2, 8; 4, 9; 6, 6, 17; Resp. Ath. 2, 14; Anab. 4, 3, 9; *ἕως ἄν* Hell. 3, 4, 5; Mem. 2, 1, 13; 4, 2, 8; 5, 9; Hell. 3, 1, 15 *ὁ δ' ἀπεκρίνατο φυλάττειν αὐτά, ἕστ' ἂν αὐτὸς ἐλθὼν σὺν αὐτῷ ἐκείνῳ λάβῃ τὰ δῶρα*; Cyr. 8, 8, 9 *μέχρι τούτου ἐσθιοντες καὶ πίνοντες, ἔστε περ οἱ ὀψιαίτατοι κοιμώμενοι* (ungewöhnliche Attraktion des Part., etwa zu vergleichen mit Isokr. 4, 21 *ὅσον διαφέρουσιν*) zugleich mit Korrelativ; ferner *ἔστε* Anab. 3, 3, 5; Ag. 2, 13; *ἕστ' ἄν* Anab. 2, 3, 9; Oec. 1, 23; Resp. Lac. 5, 3; *μέχρι* Anab. 7, 1, 1 (bis); Hell. 1, 1, 3; *μέχρις ἄν* Hell. 1, 1, 27.

Eine selbständige Durcharbeitung der Inschriften hat Fuchs nicht unternommen, bezieht sich vielmehr auf die Grammatik von Meisterhans. Von den sechs Paragraphen des Schlusskapitels, in denen die hauptsächlichsten Ergebnisse kurz zusammengefasst werden, verdienen der vierte und fünfte über den Gebrauch der Tempora und Modi als besonders dankenswert rühmend hervorgehoben zu werden.

Ein schlimmer Druckfehler ist es, wenn wir S. 101 Z. 2 v. u. „bis“ st. „so lange“ lesen. Im übrigen ist der Druck recht sorgfältig. Außer einigen bereits oben angedeuteten Versen und etwa elf Unebenheiten in Akzent und Spiritus bedürfen noch zwei Angaben der Richtigstellung. Man lese nämlich S. 12 Z. 1: 609; S. 24 Z. 12: 17, 298.

München.

Ph. Weber.

- 123) **Gustav Hölscher, Palästina in der persischen und hellenistischen Zeit.** (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von W. Sieglin. Heft 5.) Berlin, Weidmann, 1903. 99 S. 8. N 3. —

Zweck der auf eingehenden und sorgfältigen Studien des Verf. beruhenden Arbeit ist es, die Entwicklung der territorialen Verhältnisse Palästinas von der Perserzeit bis zur Einrichtung der römischen Provinz darzustellen. Bei dem geringen historischen Material, das dazu vorliegt, und bei der Kritiklosigkeit der meisten alten Schriftsteller in der geographischen Nomenklatur muß die Kombination der dürftigen Quellenangaben und Vermutung die Lücken möglichst ausfüllen. Ich glaube, daß die meisten Schlüsse des Verf. das Richtige treffen. Der Stoff nötigte zu Einzelabhandlungen, deren Hauptergebnisse ich kurz zusammenfasse.

Die Satrapie des Darius, zu der Palästina gehörte, der 5. νόμος des Herodot, reichte nördlich etwa bis zum Euphratknie, Nordostgrenze war Thapsakus; ihr alter Name war „jenseits des Flusses“ (Euphrat). — Cölesyrien: dieser Name für Syrien westlich vom Euphrat findet sich erst nach Xenophon, zuerst bei dem Periegeten Skylax und zwar von diesem offenbar aus einer Vorlage übernommen, die etwa um 385 entstanden ist. Ἡ κοίλη Συρία bezeichnet im Gegensatz zu ἡ ἄνω Συρία (= Mesopotamien und das Gebiet westlich davon bis ans Meer) das westliche Syrien, der Name Ἀσσυρία verschwindet. Später wird der Name erst beschränkt auf das Tal zwischen Libanon und Antilibanon. — Der Zusammenbruch der Philister ist gegen 400 erfolgt, wo den Phöniziern Askalon überlassen wurde. In das südliche und südwestliche Palästina sind etwa seit 600 arabische Stämme eingerückt; Herodot nennt die palästinischen Syrer beschnitten, während die Philister im Alten Testament oft als unbeschnitten bezeichnet werden. Die Idumäer, ein arabischer Stamm, sind nach der Katastrophe von 586 Herren im Süden geworden. Das Nabatäerreich um Petra scheint gegen Ende des 5. Jahrh. gegründet zu sein. — Die

Ausdehnung des Gebietes der Juden nach Nehemias Zeit läßt sich durch die Bücher der Chronika näher bestimmen, in denen die späteren Zustände auf alte Zeiten übertragen sind. Das samaritanische Schisma, jünger als der Abschluß des Pentateuchs, fällt in die Zeit um 350, wo der Kriegszug des Artaxerxes Ochus viel Unheil über das Land brachte; auf dies Schisma bezieht sich der Tritojesaias (Kap. 56—66). — *Σκυθόπολις*, in dem heidnisch gebliebenen Gebiet nordöstlich von Samaria, hält Verf. nicht für Sukkot, sondern mit älteren Autoren für eine Stadt der Skythen, die bei dem großen Skythenzug um 600 hier sitzen geblieben sind. — Den Fall Jerichos unter König Artaxerxes setzt Verf. mit sehr großer Wahrscheinlichkeit um 350 unter Artaxerxes III. Ochus an; die Juden haben sich sicher an dem großen Aufstande der Mittelmeerküste beteiligt. — Unter den Diadochen erfolgte eine neue Satrapieneinteilung durch Seleukus Nikator; die Bezirke waren jetzt viel kleiner: in Syrien sind es Idumäa, Samaria, Phönice, Cölesyrien, zusammen auch Cölesyrien genannt, und Apamea, Laodicea, Seleucia, Pieria, zusammen = Seleucis. — Der eigentliche Gründer griechischer Städte ist Seleukus Nikator; auch die nach Alexander dem Großen benannten Orte sind erst nach dessen Zeit, meist von Seleukus gegründet. Größtenteils waren es nicht Neugründungen, sondern Bildung selbständiger Kommunen. — Das Gebiet von Jericho, das um 350 den Juden verloren ging, ist durch die Makkabäer wiedergewonnen und zwar durch Johannes Hyrkanus 134. — Der Name Judäa für die Landschaft ist erst in der Makkabäerzeit sicher zu belegen, Galiläa bereits in der Septuaginta, Gälil ist aber der alte Name des Gebietes vor der Seleucidenzeit. — Der letzte Abschnitt behandelt die Tyrannis in Palästina nach der Erhebung der Makkabäer und die Einrichtung der römischen Provinz.

Diese kurze Zusammenstellung mag genügen, um auf die in dem Hefte steckende Fülle von Arbeit und die reichen, hie und da vielleicht anfechtbaren, aber doch bemerkenswerten Ergebnisse hinzuweisen.

Oldesloe.

Reimer Hansen.

- 124) **Fritz Geyer, Topographie und Geschichte der Insel Euböa.** I. Bis zum peloponnesischen Kriege. (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von W. Sieglin. Heft 6.) Berlin, Weidmann, 1903. 124 S. 8. M 4. —.

Diese eingehende Untersuchung verwertet vor allem das inschriftliche Material, bei dessen höchst mühseliger Sammlung Hiller v. Gärtringen

dem Verf. Dienste leistete. Leider reicht der Stoff nicht immer aus, um die alten Örtlichkeiten mit neueren zu identifizieren, und man muß sich öfter mit Vermutungen begnügen. Geyer behandelt zunächst das Allgemeine (Größe, Gebirge und Flüsse, Namen der Insel, Produkte, Bevölkerung, Übersicht der Geschichte), dann die Topographie und Geschichte der einzelnen Ortschaften von Mittel-, Nord- und Süd-Euböa. Die Arbeit erforderte riesigen Sammelfleiß, zahllose kleine Notizen aus der neueren philologischen u. s. w. Literatur mußten verwertet werden. Ich kann auf Einzelheiten hier nicht eingehen, betone nur noch, daß auch für die allgemeine Geschichte, nicht bloß für Lokalgeschichte, durch erneute Prüfung alter Überlieferung und neuerer Vermutungen manches abfällt. Die Fortsetzung wird hoffentlich in nicht zu langer Frist erfolgen.

Oldesloe.

R. Hansen.

- 125) **Führer, Übungsstoff zum Übersetzen ins Lateinische** im Anschluß an Ciceros Reden für S. Roscius, über den Oberbefehl des Cn. Pompejus und für den Dichter Archias. Münster, Aschendorff, 1903. 55 S. 8. M 1. 10.

Während man eine Zeitlang infolge einer Bestimmung der früheren Lehrpläne die Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische so eng an die Lektüre anzuschließen pflegte, daß die Gedanken des Schriftstellers nur mit anderen Worten und Wendungen einfach wiederholt wurden, ist man neuerdings zu der Einsicht gekommen, daß ein solches Verfahren bei dem Schüler notwendig Überdruß und Langeweile hervorrufen muß. Man bemüht sich daher jetzt fast allgemein die Texte so zu gestalten, daß zwar die Beziehung zur Klassenlektüre gewahrt bleibt, die Schriftwerke aber nicht durch öde Umschreibungen und Variationen verwässert, sondern durch andere Gruppierungen des Gedankeninhaltes und geschichtliche Erläuterungen dem Verständnis des Schülers näher gebracht werden.

Nach diesen gesunden Grundsätzen ist auch die Sammlung Führers gearbeitet, und es gibt wenig Bücher, in denen sie mit solcher Folgerichtigkeit und solchem Geschick im einzelnen durchgeführt sind. Mit großer Anschaulichkeit werden die Verhältnisse, unter denen die drei behandelten Reden gehalten sind, geschildert, die historischen Anspielungen, die sich in ihnen finden, sorgfältig erläutert, der Inhalt der Reden selbst scharf gegliedert, die einzelnen Teile durch passende Überschriften hervor-

gehoben — kurz es ist nichts verabsäumt, um dem Schüler ein gründliches Verständnis dieser Schriftwerke zu erschließen.

Ebenso hoch stehen die Stücke in sprachlicher Beziehung. Sie zeichnen sich durch klare, frische und echt deutsche Ausdrucksweise aus, so daß man beim Durchlesen fast vergessen kann, zu welchem Zwecke sie geschrieben sind.

Doch der Verf. selbst verliert diesen Zweck nie aus dem Auge. Es werden nicht nur die wichtigsten grammatischen Regeln reichlich geübt, sondern auch einzelne stilistische Regeln, besonders über Verbindung der Sätze, Unterordnung statt deutscher Beiordnung u. a. zur Anwendung gebracht. Dabei wird aber mit richtigem Takte ein Häufen von Schwierigkeiten, das den Schüler leicht mutlos macht, vermieden. Auch nach dieser Seite verdient die Arbeit uneingeschränktes Lob.

Zum Schlusse sei es mir gestattet auf ein Versehen aufmerksam zu machen. Im St. 52 ist L. Lucullus Propraetor statt Prokonsul genannt. Im St. 38 ist der Ausdruck: „Die Leute betrachteten Pompejus wie einen vom Himmel Herabgefallenen“ verfehlt.

Potsdam.

E. Krause.

126) Fr. Koldewey, Jugendgedichte des Humanisten Johannes Caselius. In Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben.

Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer, 1902. XLVI u. 48 S. 8.

Die gediegene Arbeit verdient die allgemeinste Beachtung der Philologen, trotzdem man in unserer Zeit, wenn auch irrtümlich, lateinische Verskunst als nutzlose Spielerei und Zeitvergeudung zu betrachten pflegt und nicht bedenkt, daß gerade die hervorragendsten Dichter der Humanisten zugleich auch die wissenschaftlich und sittlich tüchtigsten waren. Sie zerfällt in zwei dem Umfange nach fast gleiche Teile. Der erste beschäftigt sich mit dem Lebens- und Entwicklungsgange des 1533 zu Göttingen geborenen und 1613 zu Helmstedt als der letzte große Vertreter des untergehenden Humanismus, wie Verf. S. II treffend betont, gestorbenen Johann Kessel bis zu seiner Immatrikulation in Wittenberg (1551) und nimmt auch auf die Schicksale des Vaters und der Mutter des Dichters Rücksicht. Ersterer mußte wegen seiner fortwährend geringen und unsicheren Einnahmen, sowie wegen vielfacher konfessioneller Anfeindungen als Gegner des Interims achtmal sein Amt und seinen Wohnsitz wechseln, bis er 1580 in Göttingen in leidlicher Ruhe starb.

Der zweite Teil des Buches gibt eine recht gediegene, etwa die Hälfte der *carmina puerilia* umfassende, für den Dichter sehr charakteristische Auswahl in chronologischer Reihenfolge, nämlich 64 längere und kürzere Gedichte, welche im allgemeinen ein glänzendes Zeugnis von der Gewandtheit des Caselius in der Behandlung nicht nur heroischer, elegischer und jambischer, sondern auch verschiedener lyrischer Versmaße, sowie seiner großen Herrschaft über den Sprachgebrauch und seiner Belesenheit in den römischen Dichtern abgeben. Natürlich sind seine Gedichte, die vielfach allerlei biblische Abschnitte, Gebete, christliche Ermahnungen u. ä. in Verse kleiden, auch seine persönlichen Verhältnisse behandeln oder, wie Nr. 1—6 und 9, Streitgedichte auf das von seinen Lehrern und auch ihm selbst gewaltig gehaftete Interim sind, nicht frei von den dem Humanismus überhaupt, wie Verf. S. 35 und 36 eingehend ausführt, eigenen prosodischen und metrischen Fehlern. So mißt er falsch *fāc* Nr. 28, 62 und Nr. 64, 3; *quōtidīanum* Nr. 10, 43, *quōtidīana* nach Catull 68, 139 (vor Lachmann) Nr. 48, 10, dagegen wieder *quōtidīana* Nr. 59, 7; *agendō* und *efficiendō* Nr. 17, 51, bez. 57, 31; *ēvangelium* Nr. 58, 3; er vernachlässigt auch den üblichen Einschnitt zwischen den beiden Choriamben im *asclepiadeus minor* Nr. 11, 5 und 7 und selbst bis in sein höchstes Greisenalter die Cäsur zwischen dem akatalektischen Tetrameter und dem Ithyphallikus in *archilochius major*, wie Nr. 12, 1. 3. 5. 9. Gering ist dagegen die Zahl der bei Caselius vorkommenden, schon damals als solche angesehenen, wirklich groben metrischen Fehler, wie die unmögliche Cäsur in *Atque mari, adversa or | ta tempestate coactam* oder *gar ad | versa orta tempestate* Nr. 28, 24 nebst den Messungen *inhiat*, *animo*, *domicilia*, *Italicos*, *peris*, *lucere* und *mūlteri* in der nicht mitabgedruckten Paraphrase des 113. Psalms.

Als Meisterwerk der Verskunst wollen wir namentlich hervorheben die schon oben erwähnten Nr. 2—6 und 9, meist sehr gewandte Akrostichen, Nr. 10, das Vaterunser zum erstenmal in sapphische Strophen gekleidet, Nr. 17, Paraphrase von Röm. 8, 31, Nr. 18, Paraphrase von Psalm 52, Nr. 22, „Christ ist erstanden“ in fünf verschiedenen Versarten (in phalacischen Versen, sapphischen Strophen, jambischen Trimetern, Distichen und einzelnen Hexametern), Nr. 24, *Epitaphium scholae Theopolitanae*, auf die graue Vernichtung der vom Dichter besuchten Göttinger Schule bezüglich, die tief religiösen Gedichte Nr. 40—60 und unter ihnen namentlich die beiden längeren Elegieen Nr. 47, *Ad Ebrum*, und Nr. 53,

Epicureorum Cogitationes, ferner Nr. 50, sapphische und elegische Verse unter der Bezeichnung *Fortuna pii doctoris* zusammengefaßt, dem wegen seiner Glaubenstreue so vielfach angefeindeten Vater gewidmet, und Nr. 51, eine innige Bitte für den erkrankten jüngsten Bruder. Recht charakteristisch ist auch Nr. 49, Distichen über die *Quatuor sectae philosophorum* enthaltend, in denen er die Hauptgrundsätze und Unterschiede der vier wichtigsten Systeme, der der Peripatetiker, Epikureer, Stoiker und Akademiker, im engsten Anschluß an das Kompendium der Dialektik von Melanchthon kurz darstellt und sich als Anhänger des Aristoteles zu erkennen gibt.

Wollstein.

K. Löschhorn.

127) **Friedrich Aly, Humanismus oder Historismus.** Marburg, N. G. Elwert, 1902. 31 S. gr. 8. M —. 60.

Diese kleine, vom 3. Mai 1902 datierte Schrift wendet sich gegen die obligatorische Einführung des von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff herausgegebenen griechischen Lesebuches und berührt sich daher in manchen Äußerungen und namentlich in ihrem Grundgedanken mit meiner Besprechung jenes Buches, wie ich sie, ohne damals schon Alys Schrift zu kennen, in Nr. 18 dieses Blattes vom 6. September 1902 veröffentlicht habe; Aly hat in einer Broschüre selbstverständlich sowohl etwas weiter ausholen als auch etwas näher auf die einzelnen Bestandteile des Lesebuches eingehen können, als mir das in einem Artikel möglich war. Daß er zu demselben ablehnenden Ergebnisse gelangt, kann mir natürlich nur zur Genugtuung gereichen, aber mit der Art seiner Darlegung bin ich nicht überall ganz einverstanden. Mitunter faßt er mir etwas zu derb zu oder ergeht sich, z. B. in dem, was er über den „Historismus“ oder über die Stellung des Gymnasiallehrers zur Wissenschaft sagt, in nicht vollkommen klaren Wendungen. Insbesondere vermag ich nicht zu glauben, daß mit dem neugeprägten Begriffe des Historismus und seiner Entgegensetzung gegen den des Humanismus der Kern der Streitfrage ganz genau bezeichnet sei; die Vertreter der humanistischen Bildung empfehlen diese doch gerade, weil sie nicht bloß eine philosophische, sondern auch eine historische Schulung sein soll, nur wollen sie diese historische Schulung, soweit sie durch die Betreibung der alten Sprachen und speziell der griechischen beschafft werden soll, durch die Vorführung von Typen, nicht durch eine polyhistorische Unterweisung geben. Das ist auch Alys Mei-

nung, aber sie ist durch den künstlich geschaffenen Gegensatz, wie er in den beiden Wörtern des Titels liegt, eher verdunkelt als ins rechte Licht gestellt worden.

Bremen.

Edm. Fritze.

- 128) **J. B. Segall, Corneille and the Spanish Drama.** New York, The Macmillan Co. 147 S. 8. geb.

Das Buch ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Teilnahme Amerikas an der philologischen Arbeit im Wachsen begriffen ist, trotzdem diese auf dem Weltmarkt noch immer so niedrig notiert wird.

Es bietet eine Reihe von Essays über Dramen Corneilles, die durch den steten Ausblick auf die spanischen Parallelen zu einem Ganzen vereinigt werden. Der Verf. ist bemüht, so vollständig wie möglich zu sein. Deshalb geht er von einer kurzen Erörterung des spanischen Einflusses auf das französische Geistesleben und von der Entwicklung Corneilles aus, um dann die unter direkter spanischer Einwirkung stehenden Dramen genauer zu betrachten und mit ihrer Quelle zu vergleichen. (Dies sind nach Segall *Cid*, *Le menteur*, *La suite du menteur*, *Don Sanche d'Aragon*. *Héraclius* beruht seiner Ansicht nach nicht auf Calderon.) Dabei sucht er in die Motive für Corneilles Behandlung des Stoffes einzudringen und diese zu würdigen.

Die Arbeit zeugt von Verständnis und Urteil. Es fehlt die Heranziehung resp. die Angabe ihrer Vorlagen und Hilfsmittel. Der Anordnung mangelt verschiedentlich der überlegene Gedanke. Die Resultate bieten im wesentlichen nichts Neues.

Wernigerode.

Goerbing.

- 129) **E. Lavissee, Histoire de France depuis les origines jusqu' à la revolution.** Publiée avec la collaboration de MM. Bayet etc. Tome cinquième I: Les guerres d'Italie, La France sous Charles VIII, Louis XII et François I^{er} (1492—1547) par Henry Lemonnier, professeur à l'université de Paris. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1903. 393 S. 4.

Dieser Teil der Geschichte Frankreichs führt uns die auswärtigen Unternehmungen zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. vor, da die italienischen Staaten schon nicht mehr imstande waren, sich selbständig den Türken gegenüber zu behaupten, vielmehr in ihrer Uneinigkeit und Zersplitterung einzelne daran dachten, sich mit den Türken zu

verständigen. Es ist die Zeit der Päpste Alexanders VI. und Julius' II., die uns vor kurzem mit sehr mehrtem Material L. Pastor im dritten Bande seiner „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters“ geschildert hat. Auch der französische Verf. spricht von der Tätigkeit Savonarolas in Florenz, da diese den Unternehmungen König Karls VIII. in Italien zu gute kam. Nach dem Abzug der Franzosen unterlag Savonarola den Medici und der römischen Kurie (1498). „Après sa mort, la place restait libre en Italie à la Papauté temporelle comme à tous les étrangers.“

Nicht ohne Interesse ist die „allgemeine“ Bibliographie, die der Verf. für sein „erstes Buch“, das eben „die Kriege in Italien“ behandelt, anführt. Er nennt das Werk von Joh. Janssen, Bd. I, worin die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters geschildert sind (18. Aufl. 1897), „traduction française de E. Paris sur la 14^e édition, 1887“; H. Ullmanns Kaiser Maximilian; Pastors Päpste, wovon die dritte Auflage erschienen ist: „traduction française de Furey Raynaud, sur une édition antérieure“. Dann mehrere französische Werke: Perrens, Histoire de Florence, depuis la domination des Médicis jusqu'à la chute de la république, t. 1, 2, 3 (1888—1890); Boissonade, Histoire de la réunion de la Navarre à la Castille, 1893. Rott, Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons Suisses, t. I (1900). Himly, Histoire de la formation territoriale des États de l'Europe centrale, 2 vol., 2^e édition, 1894.

Man lernt auf diese Weise die Wertschätzung kennen, deren sich deutsche Werke in Frankreich erfreuen, und französische Literatur, von der die, welche die inneren Angelegenheiten Frankreichs betrifft, wieder besonders ins Gewicht fällt. Für das Studium der allgemein europäischen Geschichte hat jeder Band des Sammelwerkes von Lavissee seine eigentümliche Bedeutung. Während der letztpublizierte erste Teil des vierten Bandes (1902), den A. Coville bearbeitet: „Die ersten Valois und der hundertjährige Krieg (1328—1422)“ mehr den inneren Krisen des französischen Reiches gewidmet war, behandelt der vorliegende erste Teil des fünften Bandes überwiegend die auswärtige Politik, wodurch Frankreich neben Spanien, König Franz I. neben Kaiser Karl V., in die erste Linie vorrückte. Daneben werden aber auch der König und sein Hof, die Ausbildung des monarchischen Systems, ferner die Einflüsse der Renaissance (ein interessantes literar- und kunsthistorisches Kapitel), die Einwirkung der Reformation, die veränderten ökonomischen Verhältnisse, überhaupt die

Anfänge der „modernen“ Zeit in gelungener Weise dargestellt. Auf Einzelheiten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es genügt, den Eindruck im allgemeinen zu konstatieren.

Prag.

J. Jung.

- 130) **Léon Levrault, Les Genres Littéraires.** (Évolution des Genres.) 12. La Poésie Lyrique 150 S. — L'Épopée 112 S. — Le Roman 116 S. — La Comédie 125 S. — Drame et Tragédie 132 S. Paris, Delaplane.

Preis jedes Bändchens geh. fr. —. 75.

Bereits im Jahrg. 1902 dies. Zeitschr. ist auf den Seiten 207 und 568 über die Kompendienreihe berichtet worden, die der Delaplanesche Verlag aus dem Gebiete der Philosophie, der Pädagogik und der französischen Literaturgeschichte herausgibt. Mir liegen fünf solcher Bändchen vor, alle literarischen Inhalts und sämtlich von dem Gymnasialprofessor L. Levrault in den Jahren 1901/2 verfaßt. Sie behandeln die lyrische Poesie, das Epos, das Lustspiel, das Schauspiel und Trauerspiel sowie den Roman. Daß in jedem Bändchen eine Literaturgattung für sich behandelt wird, hängt mit dem Zweck der ganzen Publikation zusammen, die in erster Linie zur Examensvorbereitung bestimmt ist. Da in Universitätsvorlesungen die einzelnen Literaturzweige derselben Epoche meist nebeneinander besprochen werden, ist es zur genauen Einprägung des dort vorgetragenen Stoffes sicher förderlich, wenn dieser den Examinanden einmal in einer ganz anderen Anordnung geboten wird. Dinge, die er zuerst im Querschnitt kennen gelernt hat, werden ihm entschieden vertrauter, wenn er sie im Längsschnitt noch einmal betrachtet. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Bändchen als durchaus praktisch zu bezeichnen. Da außerdem der Verf. das Wichtige vom Unwesentlichen zu trennen weiß und eine glatte Darstellung mit tüchtiger Sachkenntnis vereinigt, so wird seinen Kompendien der buchhändlerische Erfolg nicht fehlen. Das Äußere des Textes liefse sich allerdings wohl noch zweckentsprechender gestalten. Bei Einprägung jedes Lernstoffes ist das Auge ein sehr wesentlicher Faktor. Dem müßte durch konsequentere Benutzung des fetten Druckes Rechnung getragen werden. Die praktische Verwendbarkeit seiner Kompendien würde Levrault sicherlich bedeutend erhöhen, wenn er nach einem gewissen System Schriftsteller, Werke und andere wichtige Tatsachen auch äußerlich als wesentlich kennzeichnete.

Peine.

Carl Friesland.

- 131) **K. Engelke, Cahier de Notes.** Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen für Schüler der Oberklassen, eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte vorgenommenen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. 192 S. 8. geb. M 1.50.

Einen an sich nicht üblen Gedanken hat der Verf. in diesem Buche verwirklicht. Von der Tatsache ausgehend, daß nichts so bildend wirkt als das selbst Erarbeitete, und daß eine Phrase ihre rechte Bedeutung erst im lebendigen Zusammenhange zu zeigen vermag, will Engelke den Schüler selbsttätig zur Mitarbeit, zum Beobachten und zum Sammeln des Sprachmaterials heranziehen. Er hat sich daher im allgemeinen auf einen kleinen Stamm von Beispielen beschränkt, den der Schüler selbständig oder unter Anleitung des Lehrers vermehren kann. Zu diesem Zwecke ist das Buch reichlich mit leeren Blättern durchschossen, und der Schüler ist so in der Lage, die aus der Lektüre neu gewonnene sprachliche Belehrung an passender Stelle einzutragen, das Neue in ein System von ähnlichen und bekannten Ausdrücken einzugliedern und es so vor dem häufigen Schicksal des schnellen Vergessenwerdens zu retten. — Das ganze Werk ist aus allmählichen Aufzeichnungen des Verf. hervorgegangen, wie man ihm noch deutlich anmerkt. Es ist dadurch recht Verschiedenartiges zusammengeraten: stilistische, synonymische, orthographische, lexikalische, grammatische, etymologische, historische und phraseologische Bemerkungen füllen die verschiedenen Rubriken, ein reiches Material, das an einigen Stellen noch besser hätte geordnet werden können. So wäre S. 45 bei den Wörtern mit leicht zu verwechselndem Geschlecht wenigstens alphabetische Reihenfolge zu beobachten gewesen. Die stilistischen Ratschläge sind etwas äußerlich ausgefallen. Wenn z. B. S. 8 ohne weiteren Zusatz der Gebrauch des historischen Infinitivs angeraten wird, so muß das dem Schüler einen ganz falschen Begriff von der Verwendbarkeit dieses Stilmittels geben. Auf S. 68 ist die Regierungszeit Ludwigs XIV. falsch angegeben.

In der Hand verständiger Schüler, die einige Anleitung in der Einrichtung solcher Sammlungen erhalten haben, könnte sich das Heft recht nützlich erweisen.

Bremen.

W. Röhrs.

- 132) **Ludwig Hasberg, Englische Lieder** mit Singnoten und Wörterbuch. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1902. 80 S. 8. geb. M 1. —.

Das Bändchen enthält auf S. 3—6 eine ausführliche Vorrede, die besonders darauf hinweist, daß die Lieder und Melodien einer solchen Sammlung für jede Klassenstufe praktisch und bequem verwendbar gewählt sein müssen, daß das Singen fremdsprachlicher Lieder und Gedichte eine lautlich reine Aussprache vermitteln sowie das Lernen von Vokabeln und Redewendungen erleichtern, daß es nützlich und angenehm ist, wenn die Schüler ein fremdsprachliches Liederbuch durch alle Klassenstufen hindurch in ihren Händen haben. Auf S. 7—11 befinden sich „kurze Vorbemerkungen“, die einfach und klar gehalten sind und aus folgenden Abschnitten bestehen: 1) Erst der Laut und dann die Schrift, 2) Stimmhafte und stimmlose Laute, 3) Kurze Bemerkungen über die englische Aussprache, 4) Die Bindung im Englischen, 5) Das Singen englischer Lieder.

Dann folgt auf S. 12 und 13 das Inhaltsverzeichnis der Lieder, auf S. 14 das Verzeichnis nach Melodien, auf S. 15—57 der Text der Lieder und die zu jedem Liede oder jeder Liedergruppe gehörigen Singnoten; auf S. 58 befinden sich die Lautzeichen und deren charakteristische englische Schreibweise nebst treffenden Beispielen, wobei *au*, *ai*, *oi* konsequenter durch *aw*, *ai*, *oi* wiedergegeben wäre. Auf S. 59—80 findet sich das Vokabularium und zwar so, daß für jedes Lied gesondert die den Schülern etwa unbekannten Wörter, Wendungen und Verbalformen angegeben sind. Die Aussprache, allerdings ohne Angabe des Wortakzentes, ist zum Teil beigefügt, in manchen Fällen sogar überflüssigerweise (z. B. bei *but*, *do*, *steep* etc., die schon als Musterwörter in der Lauttabelle stehen), in anderen Fällen aber ohne Grund unterlassen (z. B. bei *shepherdess*, *beautiful*, *unharmed* etc.).

Die Liedersammlung enthält Lieder und Gedichte, die englischen Liedersammlungen entnommen sind, oder die der Verf. selbst im Auslande gesammelt hat, daneben auch elf Übersetzungen bekannter deutscher Lieder. Die Wahl der ersteren ist zweckmäßig geschehen, die Zahl der letzteren scheint mir dagegen zu groß, eins oder zwei als Probe englischer Übersetzung hätten auch genügt, da man wohl kaum Übersetzungen wie *The Watch on the Rhine*, *The Linden Tree*, *When the Swallows homeward fly* etc. lernen und singen lassen wird, wenn einem englische Originale zu Gebote stehen.

Abgesehen von einigen leichten Druckfehlern in der Aussprachebezeichnung des Vocabulary entspricht das Bändchen in seiner ganzen Ausstattung allen Anforderungen und kann somit allen Freunden des Gesanges fremdsprachlicher Lieder beim Unterricht empfohlen werden.

Lauenburg (Pommern).

Hugo Niemer.

133) **Charles Turley, Godfrey Marten Schoolboy.** London,

W. Heinemann, 1902. 338 S. 8.

3 s. 6 d.

Das Buch schildert das Leben und Treiben eines Schülers einer englischen public school und einiger seiner Freunde. Es gibt jedoch nicht — und hierin liegt meines Erachtens einer seiner Hauptnachteile — grofse, abgerundete Schilderungen der verschiedenen Seiten des englischen Schullebens, etwa in der Art wie Tom Brown's Schooldays sie bietet, und gerade solche sucht doch der deutsche Leser in derartigen Büchern besonders. Vielmehr erzählt es die Erlebnisse jedes term, manchmal einzelner Tage in tagebuchartiger, oft ermüdender Ausführlichkeit. Daher ist zum Verständnis einige Kenntnis der Organisation einer public school und besonders der englischen Nationalspiele cricket und Fussball nötig. Natürlich hat diese Ausführlichkeit auch ihr Gutes, da sie ein getreues Bild des alltäglichen Lebens, des Denkens und Fühlens eines englischen Schülers gibt. Besonders interessant ist das Buch auch nach der sprachlichen Seite hin, es ist in ganz familiärem Stile gehalten und vermittelt so die Kenntnis zahlreicher Ausdrücke des school slang.

Der Inhalt läfst sich schwer wiedergeben. Wir sehen den Helden Freundschaften schliessen, einige fights mit seinen Feinden unter den Schülern und zahlreiche rows mit der Jugend der benachbarten Dörfer, mit Bauern und sogar mit Wilddieben bestehen, wegen deren er beinahe von der Schule weggejagt wird. Wir erfahren, wie er und andere Cricket und Fussball spielen, und der Verlauf zahlreicher matches wird uns vorgeführt, wobei wir in die Eifersüchteleien und Feindschaften zwischen den einzelnen boarding houses der Anstalt Einblick erhalten. Das Verhältnis der Schüler zueinander und zu den Lehrern, besonders zu dem an der Spitze des Hauses stehenden wird eingehend dargestellt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Schülern desselben Hauses, das sich allerdings auch manchmal gegen die Lehrer richtet, der Abscheu vor Angeberei aber auch vor der Lüge tritt deutlich hervor. Freilich stöfst uns manches ab, wie z. B. die Art der Aufrechterhaltung des Disziplin durch Prügel,

die von dem Lehrer und den älteren Schülern, den prefect, reichlich ausgeteilt werden. Auch das Urteil des Verf. über die Lehrer ist sehr freimütig, besonders in einem Falle, wo einer von ihnen als absolute idiot, superb brute etc. bezeichnet wird. Zu kurz kommt auch die Schilderung des Lebens der Gesamtschule und der wissenschaftlichen Arbeit der Schüler, die ja in England überhaupt erst in zweiter Linie steht. Aber auch die Lichtseiten der englischen Erziehung zeigt dieses Buch klar: die Erziehung zu körperlicher Gewandtheit, Ausdauer, Mut und Entschlossenheit, die Erziehung zum gentleman und zu freiwilliger Unterordnung und die Selbstzucht, die die Schüler untereinander ausüben.

Breslau.

Curt Reicheh.

- 134) **Jul. Riegel, Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen.** Ein Beitrag zur Schulreform. Cöthen, Otto Schulze, 1903. VII u. 52 S. 8.

Der Verf. bittet im Vorwort „davon überzeugt zu sein, daß redliches Streben nach Wahrheit sein steter Grundgedanke war“, und seine Ausführungen machen in jeder Zeile den Eindruck, daß wir es mit einem ernst strebenden, für seinen Beruf begeisterten und nur das Beste der Schule wollenden Lehrer zu tun haben. Wenn auch vieles mehr für die bayerische Heimat des Verf. bestimmt und aus den besonderen Zuständen der bayerischen höheren Schulen erwachsen ist, so darf das Schriftchen doch Anspruch auf allgemeine Anerkennung machen, da es so manche Frage berührt, die für alle Schulen gilt und überall und immer ihre Bedeutung behält. Allerdings tritt dabei der „Neuphilologe“ oft in den Hintergrund, um dem praktischen Schulmann im allgemeinen den Vortritt zu lassen; und wenn das auch mit dem eigentlichen Ziele des Verf. im Widerspruch steht, so wird ihm doch mancher Anfänger für die zahlreichen Winke und Belehrungen dankbar sein. Einem älteren Schulmann wird nicht viel neues gesagt, trotzdem wird auch er einzelne Kapitel wegen der Frische der Darstellung und der Ehrlichkeit der Überzeugung des Verf. gerne lesen. Ein bedeutender Beitrag zur Schulreform ist die Schrift nicht; der Verf. scheint sehr nach der Seite der „Reform“ zu neigen, wenn er auch für die grammatische Methode hie und da eine Bemerkung übrig hat. Soll indessen wirklich (S. 33) die alte grammatische Methode bequemer sein, die Denkkraft der Schüler und die physischen und psychischen Kräfte des Lehrers mehr schonen als die sogen. neue? Ich habe

die Vorteile und Nachteile der „Reform“ am eigenen Leibe kennen gelernt und beantworte heute diese Frage mit einem überzeugten Nein. Ebenso überlasse ich neidlos den Reformern (S. 14) „die von einigen derselben berichteten, zum Teil ganz fabelhaft klingenden Erfolge“ und freue mich für meine Person über jeden wirklichen Erfolg, mag er noch so bescheiden sein.

Nauen.

Fries.

Vakanzen.

Attendorn, G. Obl. Math. Bürgermeister.
 Brandenburg, G. Obl. klass. Phil. Magistrat.
 Danzig, H.M.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
 — Städt. G. Obl. Math. u. Turnen. Magistrat.
 Dortmund, O.R.S. zwei Obl. 1) Math. 2) N. Spr. Gesch. Schulkuratorium.
 Elbing, Augusta-Viktoria-Sch. (H.M.S.) Obl. Deutsch. Magistrat.
 Eschwege, G. Obl. klass. Phil. Kuratorium.
 Frankfurt a. M., Elisabethsch. (H.M.S.), Direktor. Kuratorium d. höh. Sch.
 Graudenz, O.R.S. zwei Obl. 1) Math. 2) N. Spr. oder Deutsch u. Gesch. Magistrat.
 Itzehoe, R.S. Direktor. Kuratorium.
 Kattowitz, O.R.S. Obl. Math. Nat. od. N. Spr. Magistrat.
 Köln, Städt. G. u. R.G. Obl. klass. Phil. u. Gesch. Oberbürgermeister.
 Wesel, H.M.S. Direktor. Oberbürgermeister.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. R. Schnee.

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Preis: \mathcal{M} 1. —.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Preis: \mathcal{M} —. 80.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.

Bearbeitet von Dr. Reimer Hansen.

1. Heft: Buch I. Preis: \mathcal{M} 3.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von Dr. Adolf Lange.

1. Heft: Buch I—V. Preis: \mathcal{M} 4.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 30. Mai.

Nr. 11, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112 sup. (J. May) p. 241.
Rezensionen: 135) A. Zingerle, Livi ab urbe condita libri; VII. Fasc. III. Liber XXXVIII (F. Luterbacher) p. 251. — 136) M. Hodermann, Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung (Bruncke) p. 252. — 137) W. Frei, herr von Landau, Die Stele von Amrith (B. Hansen) p. 253. — 138) G. Tropea-Numismatica Messano-Mamertina (O. Hey) p. 254. — 139) A. Waldeck, Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik (E. Köhler) p. 254. — 140) R. Schnee, Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht (M. Kleinschmit) p. 255. — 141) P. Stapfer, Victor Hugo et la Grande Poésie Satirique en France (Erich Meyer) p. 256. — 142) H. Scherer, Une Famille pendant la Guerre 1870/71 par Mme B. Boissonnas (E. Werner) p. 258. — 143) F. J. Wershoven, Frankreich (Ad. Wackerzapp) p. 259. — 144) J. Koch, Geoffrey Chaucer, The Pardoner's Prologue and Tale (H. Jantzen) p. 260. — 145) F. Rentsch, Talks about English Life (Ad. Wackerzapp) p. 262. — 146) Ph. Hangen, Englische Übungsbibliothek. Nr. 4: Gutzkow, Zopf und Schwert (H. Hoffschulte) p. 262. — Vakanzien. — Anzeigen.

Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112 sup.

Von J. May (Durlach).

Da schon längere Zeit keine Fortsetzung der Kollation dieser Handschr. erschien, so sei wiederholt, daß behufs Vereinfachung des Materials nicht mehr die zahlreichen mit FQ übereinstimmenden Lesarten, sondern nur die allerdings nicht zahlreichen Stellen verzeichnet sind, an denen D von FQ abweicht. Wenn also bei Dindorf oder Blafs die Bezeichnung FQ erscheint, so gilt dies auch für D, falls nichts Besonderes bemerkt ist. Im übrigen beweist auch die folgende Kollation zu den Reden 45. 46. 47. 48. 49, daß D mit den besten Handschriften konkurriert.

Rede 45.

Ἐπίθεσις τοῦ κατὰ Στεφάνου ψευδομαρτυριῶν λόγου. Überschrift der Rede selbst:

Κατὰ Στεφάνου ψευδομαρτυριῶν λόγος πρῶτος.

^D
1 *ω* δικάσται¹⁾. 2 *αἰσχρομερδίαν*²⁾ (pr. Σ). *τήν τε τούτου πον.* (FΣQ). — 3 *πολλῶ*³⁾ *ἀγαν*. — 5 *Στέφανος οὕτως*⁴⁾. — *κατεμαρτύρησε. καὶ*⁵⁾. — 6 *εὐθυσδικίαν εἰσιέναι*⁶⁾. — *ἦρτιν' οὖν*⁷⁾. — 8 *Ἀμφίας* (Q). — 9 *αἰσθάνεσθ' ἡ* gegen FQ. — 11 *μή με θέλειν*. — *ὡδὲ δεῖ σκοπεῖτε*⁸⁾. — *τίνος ἦν εἵνεκεν*. Dazu Randbemerkung: *γρ. καὶ τοῦ τις ἦν*⁹⁾. — 13 *πρὸς ὃν τὸ πρᾶγμα*¹⁰⁾. — 15 *ἀγαγεῖν πρὸς ὅμῃς*. — 16 *οὐκ ἔνεστιν*¹¹⁾ *ἐναντ.* — *ἔξω ποῦ τ. χ.* — 17 *Ἀθήνησι*. — *ἐπὶ τούτων ἦα*¹²⁾. — 19 *λάβε*¹³⁾ *μοι* (F). — *Κεφάλωνος* (BFQ). — 21 *τοῦ μού πρῶς*. — 22 *εἰάσθαι*. — 23 *τίνων ἄλλων* (v. corr. Σ). — 24 *ἦν*

1) An anderen Stellen ist geschrieben: *ω* δικάσται; das obige Zeichen über *ω* bedeutet δ. So liest D überall, also immer *δ* ἄνδρες δικάσται und nicht *ω* δικάσται. § 3 ist *δ* ἄνδρες δικάσται ausgeschrieben. Nach Σ ist aber in § 1 *ὡς ἄνδρες Ἀθηναῖοι* zu lesen.

2) Diese Form in D immer.

3) So schreibt D nicht selten den Dativ dieses Wortes. An sich wäre ja eine vollere Form vor *ἀγαν* erwünscht, aber der Dativ statt des passenden Akk. des Inhalts ist sehr zweifelhaft.

4) Ebenso *κατὰ Στεφ.* B § 1. in § 18 sogar *γέγονε Στέφανος οὕτως*.

5) An noch anderen Stellen fehlt in D am Schlusse des Satzes *ν*, so § 85 *παρ-εσκεύασε; καὶ*. § 49 *ἔροῦσι. δικάσειν*. Ebenso vor kleineren Interpunktionen (Komma).

6) Der Dativ, obwohl er bei Isäus steht, scheint nicht Demosthenischer Sprachgebrauch zu sein, denn Rede 34, 4 heisst es auch *εὐθυσδικίαν εἰσιόντα*.

7) So trennt D bei dieser Form immer, ebenso *οὐκ οὖν*.

8) An der Stelle scheint die Interpunktion nicht richtig zu sein. Der Satz *ἀλλ' ἔ* bis *ἀνοίγειν* ist Vordersatz zu *ὡδὲ δὴ σκοπεῖτε*, also Komma nach *ἀνοίγειν*: Ich sage noch nichts darüber, ob dies Testament wahr oder falsch ist; ich werde euch sogleich darüber belehren, sondern was sie bezeugt haben, daß ich das Dokument nicht eröffnen wollte, erwäget folgendermaßen: „sed illud, quod testati sunt me tabulas aperire noluisse sic considerate“ (H. Wolf-Schäfer). Auch in dieser Übersetzung also sind beide Sätze zusammengekommen. Nimmt man dies an, dann paßt besser *ὡδὲ δεῖ σκοπεῖν. σκοπεῖτε* kann aus mißverständlicher Lesung entstanden sein, denn *σκοπεῖν* wird handschriftlich so geschrieben, daß man es für *σκοπεῖτε* lesen kann: *σκοπεῖτ'.*

9) Wenn ersteres Sinn haben soll, dann wäre auch *ἑφ' ἑαυτῷ* nötig, denn der Redner spricht von sich.

10) Ist zweifellos richtig, denn erstens geht *τὸ πρᾶγμα* voraus, zweitens ist der Ausdruck ganz allgemein: *quocum mihi res erat*.

11) Wird von den Rednern gern gebraucht.

12) Jedenfalls *τοῦτον*, aber *ἦα* deckt sich mit Σ und Reiskes Konjekturen *ἦα*. In D fehlt nur *iota subscr.*

13) D akzentuiert immer so.

ἐξετάσας ¹⁾. — δόξη (F). — ἡ μὴν φησὶν ²⁾ (FQΣ). — 25 ἐκείνως ³⁾. — ἡ μὴν φ. (F). — 27 ἦν γὰρ (BFΣQ). — τούτῳι ⁴⁾ πρῶτον μὲν. — εἰκοῦα διαθήκη. — ὅπως μὴ δῶσι. — 30 δι' ἃ τῆς δ. (Q). — 31 λάβε δὴ μοι (F). — 33 φέρουιν (BFΣQ). — μάλλον εἶναι. — 34 καὶ τὰ ἄλλα ⁵⁾. — ἐξεῖναι δὲ (Σ). — παντελῶς δηλοῖ (BFΣQ). — κατέλιπε (FΣQ). — 37 καὶ ὁ εἰδείη (BFQ). — 39 ἐκότερος τῶ ⁶⁾. — γεγραμμένα ὑπὸ τούτου ⁷⁾. — αἰσχύνῃν τσαύτην καὶ ὕβριν ⁸⁾ ἔχ. — 41 ἐάσαι ⁹⁾ καὶ καθ' ¹⁰⁾. — 42 μίσθωσις (ΣQ). — 43 ἀπλῶς αὐτῷ ¹⁰⁾. — εἰ δ' ἐστὶν ἡ μὴ, ταῦτα οὐδὲν αὐτῷ προσήκει σκοπεῖν ¹¹⁾. — 44 βέλπιστον γὰρ ἐστὶ ¹²⁾. — προσειπεῖν (F). — τό τ' οὖν ¹³⁾. — 47 κατάσχοι (Σ). — 48 ἀλλ' οὐδ' ἑταρόν γε. — 51 τῆς γραφῆς (F). — 53 γεγραμμένους ὁ τ. ἔνθρ. μόνον νόμους ¹⁴⁾. — 55 θεομνήστου (Q). — 57 ῥαίων (corr. Σ). — ἐνοῦσαν τῷ ἐχίνῳ. —

1) Wie Wolf und Reiske getrennt haben.

2) „Omnino affirmat.“

3) Wie Wolf.

4) Interessant ist, daß Schäfer zu den folgenden *κυρίῳ γ.* bemerkt: „Dativum (*κυρίῳ*) tuerer, si v. 19 (das ist eben die vorliegende Stelle) scriptum esset: ἦν — τοῦτο Φορμίῳι πρῶτον μὲν.“ Nun steht hier der von Schäfer verlangte Dativ, also wird obige Lesart richtig sein.

5) Sonst immer τὰλλα.

6) Steht zwar ΣQ am nächsten, ist aber auch nicht mehr weit von der Wolfschen Konjekturen entfernt.

7) Ist die bessere Stellung.

8) Die Stellung wird wohl richtig sein.

9) So akzentuiert D immer; das folgende καὶ bedeutet „sogar“ und verstärkt καθ' αὐτοῦ.

10) Zu betonen ist, daß Gegensatz und Nachdruck nicht in αὐτός und ἐκείνων liegt, sondern in ταῦτα μὲν und τὰ δ' ἄλλα. αὐτός ist Konjekturen Wolfs, αὐτὸ BΣQ, was natürlich unmöglich ist. Das Natürlichste wäre nun, da unmittelbar vorher Phormion genannt wird und das Subjekt zu φησὶς Stephanos ist, (ἀπλῶς) οὗτος zu sagen, womit der Gegner bezeichnet wird. Es geht aber auch ohne ausdrückliche Bezeichnung aus dem Zusammenhang hervor, daß Stephanos als Subjekt zu denken ist. Etwa auf Grund der Lesart von D αὐτῷ?

11) Diese Interpunktion hat viel für sich, dann aber αὐτῷ προσήκειν. Der Satz ist wirksamer ohne σκοπεῖν.

12) D interpungiert nach ἀναλίσκειν, wahrscheinlich um γὰρ zu erklären; γὰρ ist aber unmöglich, wenn nicht nach ἀναλ. etwas ausgefallen ist.

13) Kommt natürlich auf nichts anderes als auf τότ' οὖν hinaus. Es ist aber die Frage, ob τότε heißt: zweitens oder damals und ob ἐπειτα καὶ als der dritte Fall anzunehmen ist. τότε ist aber nicht der richtige Ausdruck, um den zweiten Punkt zu bezeichnen. Wenn aber τότε damals bezeichnen soll, so weiß man nicht, wann? In τότε scheint ein Fehler zu liegen.

14) Bei dieser Stellung ist μόνους unmöglich.

59 τοῦτον ἄλλον. του (FΣQ). — 60 ἐξωμόσασθε. — 62 ἐπίστ. ἐαυτῶ. — οὐκ ἂν ἐδέξατο ¹⁾ (FQ). — δεηθέντος του δακνῆσαι ἂν ²⁾. — 63 δοὺς ἂν δ. ³⁾. — ἡνίκα συνέβ. ⁴⁾ (F). — ἴσα ⁵⁾. — 64 τὰ πλ. τὰ (Σ). — τὰ ψευδῆ δέ μου φαν. οὕτως ⁶⁾. — 65 μὴ ἄλλο (FQ) μηδὲν σκοπεῖν (Q) ὅπως πλέον ἔξει ⁷⁾. — 66 λειτουργίαν ἐώραται (F). — 67 τὰς ἐαυτῶν. — 69 οὐδένα ⁸⁾ ἂν. — 70 τοῦτον ἡμεῖς. — 78 τὰς ⁹⁾ δ' εἰς τ. π. — 81 εἰς τίνα ἂν ταῦτα ἀνήγαγες; — 82 ἐμοῦ δ' ἔλαττον¹⁰⁾. — 84 ὅφ' ὦν αὐτὸν¹¹⁾ θαυμάζεσθαι πρ. — 86 οὐχ ἰκανὸν¹²⁾ τὸ ὕδωρ. — ἐαυτὸν οἰηθείη¹³⁾. — 87 πρὸς ἕκαστον om. καὶ (FΣQ). — τίς οὖν ἡ (F). — 88 τῆς ὕγαν κ. (gegen FΣQ).

Rede 46.

Ὑπόθεσις τοῦ κατὰ στεφάνου ψευδομαρτυριῶν λόγου B.
προσεισάγεται¹⁴⁾.

Κατὰ στεφάνου ψευδομαρτυριῶν λ^ο B̄.

3 τὰς δὲ διαθήκας μὴ ἔχειν (FΣQ). — οἶδε (B). — διαθεμένου¹⁵⁾ τοῦ

1) ἂν wird nach einem Zwischensatz und gerade nach οὐκ formelhaft häufig wiederholt; es ist wirklich kein Grund, es zu tilgen.

2) Aus demselben Grunde wie vorher ist ἂν hier berechtigt, und του, das Reiske vermutet, während es in D steht, wird auch von Schäfer verteidigt.

3) Blafs behält ἂν mit Recht bei, das gesetzt ist, um anzudeuten, daß das hypothetische Verhältniß sich auch auf das Partizipium bezieht.

4) μὲν häuft die Kürzen.

5) Nur notiert, weil es auch Schäfer und Reiske tun. D akzentuiert aber meistens so.

6) οὕτως vor Konsonant und zwar vor κ.

7) πλὴν fehlt, und die anderen Lesarten sind konstruktionswidrig.

8) Wie Wolf.

9) Ist offenbar kein Schreibversehen, sondern gesagt als Gegensatz zu dem vorhergehenden τὰς εἰς ἐμαυτὸν δαπάνας. καὶ ὅσα ist verallgemeinernd, und zu beiden gehört ποιῶ.

10) Passt sehr gut, denn es ist doch sicher nicht anzunehmen, daß der Redner in Vorder- und Nachsatz die gleiche Partikel angewendet hat.

11) Scheint mir deswegen besser, weil der Gegensatz zu τούτους schärfer hervortritt.

12) Diese Lesart stimmt mit Blafs überein, der ὅν ebenfalls streicht. — ὅν ὅν τὸ ist allerdings nicht Demosthenisch.

13) Ich glaube nicht, daß diese Lesart auf einem Mißverständnis beruht. Allerdings paßt das Partisip. πεπονθότα nicht. Es ist möglich, daß das an und für sich sehr passende οἰηθείη samt seiner Konstr. duro h. θείη verdrängt worden ist.

14) Wie Wolf.

15) Nach § 2 διατιθεμένου — παρεγένετο muß man allerdings das Präs. erwarten.

πρς. — 4 *ὅταν δὲ καὶ τοὺς μάρτυρας παρὰσχηται* ¹⁾. — 5 *Ἀμφίων* ²⁾. — 6 *ἀλλ' ὃ ἂν εἶδῃ* ³⁾. — 8 *πῶποτε . . . μένῃ* ⁴⁾. — 9 *ἔργῳ δ' αὐτὸς* ⁵⁾. — *προσθησάμενους* ⁶⁾. — *καὶ κατὰ τοῦτο* ⁷⁾. — 11 *γεγραμμένους* (Q corr. F). — *ἵνα εἴ τι βουληθῇ — ἦν* ⁸⁾. — 13 *καὶ οὐ κἀλλοις* ⁹⁾. — *προσπηλάμισε*. — *δωρεᾶς*. — 17 *δόντι* ¹⁰⁾. — 23 *ἡβούλετο* (Σ). — 25 *φαίνη* (B). — 26 *Ἐάν τις συνιστάται* ¹¹⁾. — *συνιστάει*. — *λ. τὰ χρ.* (F). — 27 *ἡδέως τοίνυν*. — 28 *ὅτι διαθήκης* (ΣQ Wolf).

Rede 47.

Ὑπόθεσις τοῦ κατὰ Εὐέργου καὶ Μνησιβοῦλου ψευδομαρτυροῦ λόγου.

1 *ναυτικὴν γράφεται ψήφισμα* ¹²⁾. — *Δημοχάρη* (F). — 2 *πλ. ἀλλήλ. ἐνέειπεν* (FΣ). — *καὶ κατ' ἀλλ.* ¹³⁾ (FΣ). — 3 *ὥς ψευσαμένους* (FΣ). —

Κατὰ Εὐέργου καὶ Μνησιβοῦλου ψευδομαρτυριῶν.

3 *ψηφίσασθε*. — 5 *Nach ἐξὸν γὰρ ἦν steht αὐτοῖς* (Σ). — *καὶ νῦν δὲ*

1) Ist nachdrückliche Wiederaufnahme des vorhergehenden Ausdrucks, die wegen des folgenden *τούτοις* nicht unwahrscheinlich ist.

2) In der vorhergehenden Rede liest D *ἰμφίας*.

3) Wie nahe D mit Σ oft sich berührt, sieht man auch hier. D ursprünglich wie Σ pr. bloß *ἂν*, dann ist aber in D *εἰ*, wie oben angegeben, darüber geschrieben.

4) Solche Rasuren, in Σ häufig, sind in D sehr selten; es sollte uns wundern, wenn in Σ an derselben Stelle nicht auch Rasur wäre.

5) Richtig und notwendig (Hiatus). — H. Wolf-Schäfer übersetzen: *re ipsa vero*, wie wenn *δὲ* im Text stände. Die Lesart *ἔργῳ δ'* bietet sich von selbst. In der Regel heisst es aber sonst noch *πρόφασιν μὲν*.

6) Ist natürlich unrichtig; höchstens *προσθησάμεν* zu *αὐτῷ*.

7) Aus dem folgenden *αὐτοῦ τούτου* mußt man allerdings schliessen, daß *κατ' αὐτὸ τοῦτο* besser ist.

8) „notanda constructio“ sagt Schäfer. Festzustellen ist, daß *προσῆκει* vorausgeht; *ἵνα* mit dem Imperf. wäre aber nur möglich, wenn es *προσῆκεν* hiesse. Der Konj. nach *εἰ* ist zwar sehr selten, kommt aber doch vor. Belassen könnte also *εἰ-βουληθῇ* werden, aber *ἦν* nicht. Statt dessen: *ῆ*.

9) So geschrieben, bedeutet aber keine Verschiedenheit von *οὐκ ἄλλοις*.

10) Hierbei kommt es ganz darauf an, ob man unter *τῷ — δόντι* Pasion versteht. In diesem Fall ist alte Lesart richtig. Versteht man aber unter der in Frage kommenden Person Phormion, dann ist die Lesart von Blafs besser.

11) Zu *συνίσταται* schreibt Wolf „quasi esset βαρύτερον συνίστομαι, ἀντὶ τοῦ συνιστάται“. In D steht also diese Form.

12) Es fehlt also hier *ἐνδεῖ σκ. τρ. καὶ*. Das gibt auch einen guten Sinn, da *τοὺς ἀφείλοντας σκεύη τρηκιδά* folgt.

13) Wolf schlägt vor *καὶ κατ' ἀλλήλων δίκας ἀπήνεγκαν αἰκίας*, was sehr beachtenswert ist.

- 131) **K. Engelke, Cahier de Notes.** Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen für Schüler der Oberklassen, eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte vorgenommenen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. 192 S. 8. geb. M 1.50.

Einen an sich nicht üblen Gedanken hat der Verf. in diesem Buche verwirklicht. Von der Tatsache ausgehend, daß nichts so bildend wirkt als das selbst Erarbeitete, und daß eine Phrase ihre rechte Bedeutung erst im lebendigen Zusammenhange zu zeigen vermag, will Engelke den Schüler selbsttätig zur Mitarbeit, zum Beobachten und zum Sammeln des Sprachmaterials heranziehen. Er hat sich daher im allgemeinen auf einen kleinen Stamm von Beispielen beschränkt, den der Schüler selbständig oder unter Anleitung des Lehrers vermehren kann. Zu diesem Zwecke ist das Buch reichlich mit leeren Blättern durchschossen, und der Schüler ist so in der Lage, die aus der Lektüre neu gewonnene sprachliche Belehrung an passender Stelle einzutragen, das Neue in ein System von ähnlichen und bekannten Ausdrücken einzugliedern und es so vor dem häufigen Schicksal des schnellen Vergessenwerdens zu retten. — Das ganze Werk ist aus allmählichen Aufzeichnungen des Verf. hervorgegangen, wie man ihm noch deutlich anmerkt. Es ist dadurch recht Verschiedenartiges zusammengeraut: stilistische, synonymische, orthographische, lexikalische, grammatische, etymologische, historische und phraseologische Bemerkungen füllen die verschiedenen Rubriken, ein reiches Material, das an einigen Stellen noch besser hätte geordnet werden können. So wäre S. 45 bei den Wörtern mit leicht zu verwechselndem Geschlecht wenigstens alphabetische Reihenfolge zu beobachten gewesen. Die stilistischen Ratschläge sind etwas äußerlich ausgefallen. Wenn z. B. S. 8 ohne weiteren Zusatz der Gebrauch des historischen Infinitivs angeraten wird, so muß das dem Schüler einen ganz falschen Begriff von der Verwendbarkeit dieses Stilmittels geben. Auf S. 68 ist die Regierungszeit Ludwigs XIV. falsch angegeben.

In der Hand verständiger Schüler, die einige Anleitung in der Einrichtung solcher Sammlungen erhalten haben, könnte sich das Heft recht nützlich erweisen.

Bremen.

W. Röhrs.

- 132) **Ludwig Hasberg, Englische Lieder** mit Singnoten und Wörterbuch. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1902. 80 S. 8. geb. *M* 1. —.

Das Bändchen enthält auf S. 3—6 eine ausführliche Vorrede, die besonders darauf hinweist, daß die Lieder und Melodien einer solchen Sammlung für jede Klassenstufe praktisch und bequem verwendbar gewählt sein müssen, daß das Singen fremdsprachlicher Lieder und Gedichte eine lautlich reine Aussprache vermitteln sowie das Lernen von Vokabeln und Redewendungen erleichtern, daß es nützlich und angenehm ist, wenn die Schüler ein fremdsprachliches Liederbuch durch alle Klassenstufen hindurch in ihren Händen haben. Auf S. 7—11 befinden sich „kurze Vorbemerkungen“, die einfach und klar gehalten sind und aus folgenden Abschnitten bestehen: 1) Erst der Laut und dann die Schrift, 2) Stimmhafte und stimmlose Laute, 3) Kurze Bemerkungen über die englische Aussprache, 4) Die Bindung im Englischen, 5) Das Singen englischer Lieder.

Dann folgt auf S. 12 und 13 das Inhaltsverzeichnis der Lieder, auf S. 14 das Verzeichnis nach Melodien, auf S. 15—57 der Text der Lieder und die zu jedem Liede oder jeder Liedergruppe gehörigen Singnoten; auf S. 58 befinden sich die Lautzeichen und deren charakteristische englische Schreibweise nebst treffenden Beispielen, wobei *au*, *ai*, *oi* konsequenter durch *au*, *ai*, *oi* wiedergegeben wäre. Auf S. 59—80 findet sich das Vokabularium und zwar so, daß für jedes Lied gesondert die den Schülern etwa unbekannten Wörter, Wendungen und Verbalformen angegeben sind. Die Aussprache, allerdings ohne Angabe des Wortakzentes, ist zum Teil beigefügt, in manchen Fällen sogar überflüssigerweise (z. B. bei *but*, *do*, *steep* etc., die schon als Musterwörter in der Lauttabelle stehen), in anderen Fällen aber ohne Grund unterlassen (z. B. bei *shepherdess*, *beautiful*, *unharmful* etc.).

Die Liedersammlung enthält Lieder und Gedichte, die englischen Liedersammlungen entnommen sind, oder die der Verf. selbst im Auslande gesammelt hat, daneben auch elf Übersetzungen bekannter deutscher Lieder. Die Wahl der ersteren ist zweckmäßig geschehen, die Zahl der letzteren scheint mir dagegen zu groß, eins oder zwei als Probe englischer Übersetzung hätten auch genügt, da man wohl kaum Übersetzungen wie *The Watch on the Rhine*, *The Linden Tree*, *When the Swallows homeward fly* etc. lernen und singen lassen wird, wenn einem englische Originale zu Gebote stehen.

die Vorteile und Nachteile der „Reform“ am eigenen Leibe kennen gelernt und beantworte heute diese Frage mit einem überzeugten Nein. Ebenso überlasse ich neidlos den Reformern (S. 14) „die von einigen derselben berichteten, zum Teil ganz fabelhaft klingenden Erfolge“ und freue mich für meine Person über jeden wirklichen Erfolg, mag er noch so bescheiden sein.

Nauen.

Fries.

Vakanzen.

Attendorf, G. Obl. Math. Bürgermeister.
 Brandenburg, G. Obl. klass. Phil. Magistrat.
 Danzig, H.M.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
 — Städt. G. Obl. Math. u. Turnen. Magistrat.
 Dortmund, O.R.S. zwei Obl. 1) Math. 2) N. Spr. Gesch. Schulkuratorium.
 Elbing, Augusta-Viktoria-Sch. (H.M.S.) Obl. Deutsch. Magistrat.
 Eschwege, G. Obl. klass. Phil. Kuratorium.
 Frankfurt a. M., Elisabethsch. (H.M.S.), Direktor. Kuratorium d. höh. Sch.
 Graudenz, O.R.S. zwei Obl. 1) Math. 2) N. Spr. oder Deutsch u. Gesch. Magistrat.
 Itzehoe, R.S. Direktor. Kuratorium.
 Kattowitz, O.R.S. Obl. Math. Nat. od. N. Spr. Magistrat.
 Köln, Städt. G. u. R.G. Obl. klass. Phil. u. Gesch. Oberbürgermeister.
 Wesel, H.M.S. Direktor. Oberbürgermeister.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. R. Schnee.

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Preis: \mathcal{M} 1. —.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Preis: \mathcal{M} —. 80.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.

Bearbeitet von Dr. Reimer Hansen.

1. Heft: Buch I. Preis: \mathcal{M} 3.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von Dr. Adolf Lange.

1. Heft: Buch I—V. Preis: \mathcal{M} 4.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

10. 12. 1903

Gotha, 30. Mai.

Nr. 11, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112 sup. (J. May) p. 241.
Rezensionen: 135) A. Zingerle, Livi ab urbe condita libri; VII. Fasc. III. Liber XXXIII (F. Luterbacher) p. 251. — 136) M. Hodermann, Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung (Bruncke) p. 252. — 137) W. Frei, herr von Landau, Die Stele von Amrith (R. Hansen) p. 253. — 138) G. Tropea-Numismatica Messano-Mamertina (O. Hey) p. 254 — 139) A. Waldeck, Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik (E. Köhler) p. 254. — 140) R. Schnee, Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht (M. Kleinschmit) p. 255. — 141) P. Stapfer, Victor Hugo et la Grande Poésie Satirique en France (Erich Meyer) p. 256. — 142) H. Scherer, Une Famille pendant la Guerre 1870/71 par Mme B. Boissonnas (E. Werner) p. 258. — 143) F. J. Wershoven, Frankreich (Ad. Wackerzapp) p. 259. — 144) J. Koch, Geoffrey Chaucer, The Pardoner's Prologue and Tale (H. Jantzen) p. 260. — 145) F. Rentsch, Talks about English Life (Ad. Wackerzapp) p. 262. — 146) Ph. Hangen, Englische Übungsbibliothek. Nr. 4: Gutzkow, Zopf und Schwert (H. Hoffschulte) p. 262. — Vakanzen. — Anzeigen.

Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112 sup.

Von **J. May** (Durlach).

Da schon längere Zeit keine Fortsetzung der Kollation dieser Handschr. erschien, so sei wiederholt, daß behufs Vereinfachung des Materials nicht mehr die zahlreichen mit FQ übereinstimmenden Lesarten, sondern nur die allerdings nicht zahlreichen Stellen verzeichnet sind, an denen D von FQ abweicht. Wenn also bei Dindorf oder Blafs die Bezeichnung FQ erscheint, so gilt dies auch für D, falls nichts Besonderes bemerkt ist. Im übrigen beweist auch die folgende Kollation zu den Reden 45. 46. 47. 48. 49, daß D mit den besten Handschriften konkurriert.

Rede 45.

Ἐνόςθεος τοῦ κατὰ Στεφάνου ψευδομαρτυριῶν λόγος. Überschrift der Rede selbst:

Κατὰ Στεφάνου ψευδομαρτυριῶν λόγος πρῶτος.

^D
1 ω δικάσται¹⁾. 2 αἰσχροκαρδίαν²⁾ (pr. Σ). τὴν τε τούτου πον.
(FΣQ). — 3 πολλῶ³⁾ ἀγαν. — 5 Στέφανος οὐτοσί⁴⁾. — κατεμαρτύ-
ρησε. καὶ⁵⁾. — 6 εὐθυδικίαν εἰσεῖναι⁶⁾. — ἦντιν' οὖν⁷⁾. — 8 Ἀμ-
φίας (Q). — 9 αἰσθάνεσθαι πω gegen FQ. — 11 μή με θέλειν. —
ὡδὲ δεῖ σκοπεῖτε⁸⁾. — τίνος ἔν εἵνεκεν. Dazu Randbemerkung: γρ. καί:
τοῦ τις ἔν⁹⁾. — 13 πρὸς ὃν τὸ πρᾶγμα¹⁰⁾. — 15 ἀγαγεῖν πρὸς ὑμᾶς. —
16 οὐκ ἔνεστιν¹¹⁾ ἔναντι. — ἔξω ποῦ τ. χ. — 17 Ἀθήρησι. — ἐπὶ
τούτων ἦα¹²⁾. — 19 λάβε¹³⁾ μοι (F). — Κεφάλωνος (BFQ). — 21 τοῦ
μοῦ πρς. — 22 εἰσθαι. — 23 τίνων ἄλλων (v. corr. Σ). — 24 ἔν

1) An anderen Stellen ist geschrieben: ω δικάσται; das obige Zeichen über ω be-
deutet δ. So liest D überall, also immer δ ἄνδρες δικάσται und nicht δ δικάσται.
§ 3 ist δ ἄνδρες δικάσται ausgeschrieben. Nach Σ ist aber in § 1 δς ἄνδρες Ἀθη-
ναῖοι zu lesen.

2) Diese Form in D immer.

3) So schreibt D nicht selten den Dativ dieses Wortes. An sich wäre ja eine
vollere Form vor ἀγαν. erwünscht, aber der Dativ statt des passenden Akk. des In-
halts ist sehr zweifelhaft.

4) Ebenso κατὰ Στεφ. B § 1. in § 18 sogar γέγονε Στέφανος οὐτοσί.

5) An noch anderen Stellen fehlt in D am Schlusse des Satzes ν, so § 85 παρ-
εσεύασε; καὶ. § 49 ἐροῦσα. δικάσειν. Ebenso vor kleineren Interpunktionen (Komma).

6) Der Dativ, obwohl er bei Isäus steht, scheint nicht Demosthenischer Sprach-
gebrauch zu sein, denn Rede 84, 4 heisst es auch εὐθυδικίαν εἰσεῖναι.

7) So trennt D bei dieser Form immer, ebenso οὐκ οὖν.

8) An der Stelle scheint die Interpunktion nicht richtig zu sein. Der Satz ἐλὶ δ
bis ἀνολγειν ist Vordersatz zu ὡδὲ δεῖ σκοπεῖτε, also Komma nach ἀνολγειν: Ich
sage noch nichts darüber, ob dies Testament wahr oder falsch ist; ich werde euch so-
gleich darüber belehren, sondern was sie bezeugt haben, das ich das Dokument
nicht eröffnen wollte, erwäget folgendermaßen: „sed illud, quod testati sunt me ta-
bular aperire noluisse sic considerate“ (H. Wolf-Schäfer). Auch in dieser Übersetzung
also sind beide Sätze zusammengekommen. Nimmt man dies an, dann paßt besser
ὡδὲ δεῖ σκοπεῖν. σκοπεῖτε kann aus mißverständlicher Lesung entstanden sein, denn
σκοπεῖν wird handschriftlich so geschrieben, das man es für σκοπεῖτε lesen kann:
σκοπεῖτε.

9) Wenn ersteres Sinn haben soll, dann wäre auch ἐφευγον nötig, denn der Redner
spricht von sich.

10) Ist zweifellos richtig, denn erstens geht τὸ πρᾶγμα voraus, zweitens ist der
Ausdruck ganz allgemein: quocum mihi res erat.

11) Wird von den Rednern gern gebraucht.

12) Jedenfalls τοῦτον, aber ἦα deckt sich mit Σ und Reiskes Konjekture ἦα. In D
fehlt nur iota subscr.

13) D akzentuiert immer so.

ἐξετάσας ¹⁾. — δόξῃ (F). — ἡ μὴν φησὶν ²⁾ (FQΣ). — 25 ἐκείνως ³⁾. — ἡ μὴν φ. (F). — 27 ἦν γὰρ (BFΣQ). — τούτῳ ⁴⁾ πρῶτον μὲν. — εἰκνῖα διαθήκη. — ὅπως μὴ δῶσι. — 30 δι' ἃ τῆς δ. (Q). — 31 λάβε δὴ μοι (F). — 33 φέρειν (BFΣQ). — μάλλον εἶναι. — 34 καὶ τὰ ἄλλα ⁵⁾. — ἐξεῖναι δὲ (Σ). — πανταλῶς δηλοῖ (BFΣQ). — κατέλιπε (FΣQ). — 37 καὶ ὁ εἰδείη (BFQ). — 39 ἐκότερος τῷ ⁶⁾. — γεγραμμένα ὑπὸ τούτου ⁷⁾. — αἰσχύνῃν τοςάυτην καὶ ὕβριν ⁸⁾ ἔχ. — 41 ἐάσαι ⁹⁾ καὶ καθ' ⁹⁾. — 42 μίσθωσις (ΣQ). — 43 ἀπλῶς αὐτῷ ¹⁰⁾. — εἰ δ' ἔστιν ἡ μὴ, ταῦτα οὐδὲν αὐτῷ προσήκει σκοπεῖν ¹¹⁾. — 44 βέλτιστον γὰρ ἔστι ¹²⁾. — προσεπιτεῖν (F). — τό τ' οὖν ¹³⁾. — 47 κατάσχοι (Σ). — 48 ἀλλ' οὐδ' ἔτερόν γε. — 51 τῆς γραφῆς (F). — 53 γεγραμμένους ὁ τ. ἄνθρ. μόνον νόμους ¹⁴⁾. — 55 θεωρήστου (Q). — 57 ζαίων (corr. Σ). — ἐνούσαν τῷ ἐρίῳ. —

1) Wie Wolf und Reiske getrennt haben.

2) „Omnino affirmat.“

3) Wie Wolf.

4) Interessant ist, daß Schäfer zu den folgenden κυρίῳ γ. bemerkt: „Dativum (κυρίῳ) tuerer, si v. 19 (das ist eben die vorliegende Stelle) scriptum esset: ἦν — τούτῳ φερμῖωνι πρῶτον μὲν.“ Nun steht hier der von Schäfer verlangte Dativ, also wird obige Lesart richtig sein.

5) Sonst immer τὰλλα.

6) Steht zwar ΣQ am nächsten, ist aber auch nicht mehr weit von der Wolfsehen Konjektur entfernt.

7) Ist die bessere Stellung.

8) Die Stellung wird wohl richtig sein.

9) So akzentuiert D immer; das folgende καὶ bedeutet „sogar“ und verstärkt καθ' αὐτοῦ.

10) Zu betonen ist, daß Gegensatz und Nachdruck nicht in αὐτός und ἐκείνον liegt, sondern in ταῦτα μὲν und τὰ δ' ἄλλα. αὐτός ist Konjektur Wolfs, αὐτὸ BΣQ, was natürlich unmöglich ist. Das Natürlichste wäre nun, da unmittelbar vorher Phormion genannt wird und das Subjekt zu φησὶ Stephanos ist, (ἀπλῶς) οὗτος zu sagen, womit der Gegner bezeichnet wird. Es geht aber auch ohne ausdrückliche Bezeichnung aus dem Zusammenhang hervor, daß Stephanos als Subjekt zu denken ist. Etwa auf Grund der Lesart von D αὐτῷ?

11) Diese Interpunktion hat viel für sich, dann aber αὐτῷ προσήκειν. Der Satz ist wirksamer ohne σκοπεῖν.

12) D interpungiert nach ἀναλθεῖν, wahrscheinlich um γὰρ zu erklären; γὰρ ist aber unmöglich, wenn nicht nach ἀναλθ. etwas ausgefallen ist.

13) Kommt natürlich auf nichts anderes als auf τότ' οὖν hinaus. Es ist aber die Frage, ob τότῃ heißt: zweitens oder damals und ob ἐπειτα καὶ als der dritte Fall anzunehmen ist. τότῃ ist aber nicht der richtige Ausdruck, um den zweiten Punkt zu bezeichnen. Wenn aber τότῃ damals bezeichnen soll, so weiß man nicht, wann? In τότῃ scheint ein Fehler zu liegen.

14) Bei dieser Stellung ist μόνους unmöglich.

weiß er, was er in dieser Richtung voraussetzen darf. Folgt man dieser Methode der Auswertung der Lektüre bis zur Oberprima hinauf, so wird man für jede Klasse eine sichere Kenntnis eines fest umgrenzten Wort- und Phrasenschatzes erreichen können. Der Nutzen wird in den Extemporalien bald zu Tage treten: die Dürre und Unsicherheit im Ausdruck, die auch bei grammatisch gut herangebildeten Klassen sich zeigen, werden von Jahr zu Jahr mehr schwinden. Aber ich glaube, daß auch die Lektüre selbst durch das konsequente Festhalten und Wiederholen der gelesenen Redewendungen gewinnen wird. Schließlich noch eine Bemerkung: da die vorliegende Phrasensammlung dem Gange der Lektüre nach Kapiteln folgt, so ist sie geeignet, den Schüler auch bei der häuslichen Vorbereitung wirksam zu unterstützen.

Im zweiten Teile behandelt der Verf. auf 81 Seiten die wichtigsten stilistischen Regeln und belegt sie mit zahlreichen Beispielen aus den in der Schule gelesenen Schriften. Wer in der Praxis steht, wird erkennen, daß gerade die Gebiete, deren Erfassen dem Schüler die größten Schwierigkeiten bereitet, vom Verf. am ausführlichsten besprochen worden sind.

Hamburg.

M. Kleinschmitt.

141) Paul Stapfer, Victor Hugo et la Grande Poésie Satirique en France. Paris, Paul Ollendorf, 1901. 349 S. 8. fr. 3.50.

Der behandelte Gegenstand hat augenscheinlich auf die Art der Behandlung eingewirkt: das ist ein Buch so langatmig und eintönig wie Victor Hugos Poesie selbst, und das wirklich Wertvolle verliert sich wie einzelne Weizenkörner in der Spreu. Wertvoll ist eigentlich nur der letzte Abschnitt, der den Beziehungen zwischen Victor Hugo und Agrippa d'Aubigné nachgeht. Daß mancherlei Fäden von dem Satiriker des 16. Jahrh. (1550—1630) zu dem des 19. herüberleiten, liegt ja auf der Hand. Stapfer deckt sie systematisch auf und erklärt sie in zutreffender Weise. Grundbedingung ist natürlich eine Ähnlichkeit der Charaktere. Dann aber liegt entschieden eine Einwirkung des Älteren auf den Jüngeren vor, da Victor Hugo ihn in seiner Jugend gelesen hat. Wie fest solche Leseerträge in Hugos Erinnerung saßen und wie sie ihm wieder in die Feder liefen, ohne daß er sich bewußt war, eine Anlehnung zu suchen oder gar ein Plagiat zu begehen, dafür erzählt Stapfer aus eigener Erinnerung ein Erlebnis, das alles Ähnliche weit hinter sich läßt. Das Hauptverdienst

der übrigen acht Abschnitte ist eigentlich nur, daß man an der Hand eines Kundigen einen großen Teil der Hugoeschen Lyrik in einem bestimmten Sinne durchwandert und sich so ihrer Merkmale wieder erinnert; irgend etwas Neues wird nicht zu Tage gefördert. Gegen die These des ersten Abschnittes, daß vor Hugo die Satire in unpersönlichen Sittenpredigten bestanden habe, das Persönliche erst von ihm hineingebracht sei, gibt es mancherlei Einwände: man denke nur an Aubigné. Richtig aber ist, daß Victor Hugo, wie überhaupt, so auch in seiner Satire sich als das Maß aller Dinge hinstellt. Auch das wird man zugeben, daß ihm niemand gleichkomme „im Ausdruck der heftigen und düsteren Leidenschaften, der Empörung, des Zornes, des Hasses, der Verachtung“. Sicherlich entsprach auch, wie Stapfer ausführt, diese satirische Lyrik am vollkommensten seinem Wesen, insofern er mehr und bewußter als andere Dichter das Bedürfnis gespürt hatte, zu belehren, und den — nach unserer Meinung freilich ohnmächtigen — Wunsch, umgestaltend in die Entwicklung der Dinge einzugreifen. Im Anschluß an diese Auseinandersetzungen aber wirft Stapfer noch die Frage auf, wie man sich dazu stellen solle, daß Victor Hugo, der strenge Sittenrichter, in seinem eigenen Hause so wenig auf Beobachtung der Sittengesetze gehalten habe. Eben jetzt erscheinen in der *Revue de Paris* (Février 1903) die erbaulichen Dokumente seines bigamischen Lebens. Natürlich weiß Stapfer auch weiter nichts zu sagen, als daß ein Satiriker kein Heiliger zu sein brauche, und daß die gepredigten Tugendlehren darum nicht weniger wahr und erhaben seien und was dergleichen Verlegenheitsauskünfte mehr sind. So entläßt dieser Abschnitt den Leser mit einem peinlichen Gefühl, das weit entfernt wieder zu schwinden, stetig zunimmt. Es gibt wenig Schilderungen, in denen Hugo so klein erscheint, wie in dieser, obschon Stapfer ihn gewissenhaft immer den „Großen Dichter“ nennt. Führt er doch selbst so viele Beispiele seiner Unzulänglichkeit an — bekannte und weniger bekannte — daß man Seiten damit füllen könnte: Hugo ist kein Denker, er ist kein Philosoph, er ist in seinem Haß stets blind, indem er unterschiedslos ganze Klassen und Stände verfolgt, er „kennt sich selbst garnicht“, er steckt voll kindischer Selbstüberhebung, er scheut vor den fadeften Albernheiten ebensowenig zurück, wie vor den unedelsten Schimpfwörtern, er verwickelt sich in ungezählte Widersprüche — wo bleibt da die Größe, ja wie kann dabei Hugo auf literargeschichtliche Bedeutung Anspruch erheben? Das Positive gegenüber all diesen ehrlich gemachten

μ. (Σ). — 6 οὐδὲ τότε (Q). — 7 φεύγειν δέ με¹⁾. — 9 προήρηται (ΣQ). — 14 νῦν δὲ σεαυτὸν μὲν μαμαρτύρηκας. — ἄνθρωπον μέλλον δὲ προκαλεῖσθαι περὶ τ. δ. (BFQ). — ἀλλ' οὐ²⁾. — 15 ἐθέλων παραδιδόναι³⁾. — 16 ὅπου εἰσήγαγες τὴν ἄνθρωπον πρὸς τὸ δ.⁴⁾. — 18 ἐξαπατήσας τ. δ. ἀλλὰ κ. τ. β. (Σ γρ. B)⁵⁾. — 19 τριηρικὰ (FΣQ). — 20 ἔτυχεν ἐκπλουσῶν τριηρικῶν⁶⁾. — στυπία⁷⁾. — 21 οἱ τῶν νεωρίων ἐ.⁸⁾. — τριηράρχαις (Q pr. Σ). — τοὺς ὀφείλ. παραλαβεῖν (F). — ἡγάκαζε om. τὸ (γρ. B. Wolf). — 23 ἔμπροσθεν (F). — 25 μαμαρτύρηκε⁹⁾. — 26 ὑπὲρ ἐμοῦ. — παρὰ¹⁰⁾ τῆς β. (γρ. B). — 38 ἡντιδίκησεν (F). — 32 τετελευτημένος τοῦ Δ. (mg. Σ). — 33 προσήλσαν¹¹⁾. — 34 νενεμημένος (γρ. Q u. § 35). — 37 οὐδὲν δὲ θέλοντος. — 38 ἐπιμαρτυράμενος (Σ). — 39 οἶμαι δεῖν (BFQ). — ἤθελεν Θεόφ.¹²⁾. — ἐφ' ἐτέρας δίκης¹³⁾. — 40 ὅς ἂν ἄρξιμι χειρῶν ἀδίκων πρότερα¹⁴⁾. — μαρτυρία¹⁵⁾ (Σ). — 43 πρότερα ἐν τῷ δικ. π.¹⁶⁾. — 44 Μάρτυρες¹⁷⁾. — ἐκέλευσεν (ΣQ). — 45 ἀντιπρο-

1) So scheint auch Σ zu lesen, doch erkennt man es aus der Notiz bei Dindorf-Blaß nicht recht.

2) Es ist wohl möglich, daß D, um die Häufung der δὲ zu vermeiden, ἀλλ' οὐ schrieb st. ἄλλου. Dann dürfte freilich nicht gleich wieder δὲ (σοι) folgen.

3) Vgl. § 47 ὅτι ἐμαρτύρησαν ἐθέλειν παραδιδόναι τὸν Θ. τὴν ἄνθρωπον.

4) εἰσήγ. πρὸς τὸ δ. auch am Schluß des §. Sonst § 24. 26. 27. 28. 31. 39 εἰσαγ. oder εἰσελθεῖν εἰς τὸ δ., aber nie ἄγειν allein, auch nicht in Verbindung mit εἰς τὴν ἀγοράν. Deswegen wird die Lesart D richtig sein.

5) Hier also gegen FQB. Schäfer bemerkt zu der Stelle: „Sunt aliquot huius orationis loci luxati et a traiectione verborum corrupti.“ Das trifft nicht bloß bei dieser Rede, sondern, wie schon einmal bemerkt, bei allen Reden zu.

6) Natürlich τριήρων. ἐκπλουσῶν weist aber auf Σ hin (ἐκπλεύσων).

7) Wird verschieden geschrieben und wie scheint auch verschieden akzentuiert.

8) Bestätigung der Konjektur Baiters. Die Behörde (ἡ μὲν ἀρχή) sind eben οἱ τῶν ν. ἐ.

9) Es ist durchaus nicht notwendig, am Satzschluß gegen die Handschriften ν ἐπελκ. zu setzen, wie Bekker hier tut.

10) Wenn dies richtig, so ist ἐκ τ. ἀρχ. nachher begreiflich.

11) ἦσαν jonisch.

12) So vielleicht zur Vermeidung der Kürzen, vgl. 58 κυμβίον Θεόφ.

13) Ist jedenfalls die ursprüngliche Lesart, wobei aus Versehen δίκης in δίκας geändert wurde. Da aber der Akk. Pl. unrichtig ist, so wollte Blaß den Dat. Pl. Die Lesart D ist aber passender.

14) Stellung wie in Σ gegen FQ, aber πρότερα ist falsch.

15) In D ist εἰς durchstrichen, also gleich Σ.

16) Sonst natürlich εἰς τὸ δ., aber auch § 6 ἄλλοθι — παραδιδόμενον.

17) Allein richtig, denn die Überschrift entspricht doch jeweils der vorhergehenden Bezeichnung: μαρτύρας ὁ παρὲξομαι.

καλεσαμένου ¹⁾ (Σ). — 48 ἔδει διδόναι δίκην. — τριηραρχῶν ²⁾. — 50 Ἀκλίμαχος (Σ γρ. B). — κελείοι (Σ γρ. B). — τὴν νᾶν om. ταύτην (BFQ). — 51 ἐγὼ τὴν μὲν τρ. — 53 ἀπεχώρησεν (F). — καταβαλόντες gegen FQ. — 54 τὴν γὰρ οὐσάν μοι τότε ³⁾. — 55 παιδίαν. — τίτθῃ. — ἔπαν. αὐτῇ (F). — 56 ἐνδεῇ οὐσαν μὴ δὲ τι τῶν ἐμὴν γενομένην καὶ παιδαγωγόν ⁴⁾. — οὔτοι om. καὶ (ΣBQ). — 58 τὸ κυμβεῖον ⁵⁾. — Ἐδ. ἀδελφός (ΣQ). — 59 πέλιον. — 60 δρ. πορθουμένην τὴν οἰκίαν τ. ἐ. — ἐκ τῆς οἰκίας. — 61 Μαρτυρίαι ⁶⁾ (BΣ). — 62 βούλονται (BFQ). — 63 διαμαρτυραμένου. — εἴ τινα ἐν τῇ προτέρᾳ (Q). — 67 καὶ ἰατροῦς (F). — ἀγαγὼν μάρτυρας (F). — ἀσθ. καὶ οὐκέτι οὐδέν ⁷⁾. — ὡς δὲ ἀληθῆ λέγω (FQ) ⁸⁾. — 68 εἰς ⁹⁾ τοὺς ἐξηγ. — πότερα (BQ) ἐξηγησονται (ΣQ). — συμβουλευουσιν ¹⁰⁾. — 70 διομεῖ (Σ). — δόξεις εἶναι πολ-

1) Vorher aber προσακλ.

2) Vgl. § 21. Die Lesarten schwanken zwischen der älteren und der jüngeren Form.

3) So D allein; die anderen Handschr., die diese Lesart haben, schreiben ποτε τότε ist aber richtiger.

4) τίτθῃ hier und nachher wieder anders akzentuiert als vorher. Es kann dies daher kommen, daß der Schreiber das Wort überhaupt falsch verstanden hat, wie man aus der Trennung der beiden Silben sieht. Durch ἐνδεῇ οὐσαν wird in eklatanter Weise Wolfs Konjektur bestätigt: „sua ratione hic masculinum plurale ponatur, cum sententia postulet singulare femininum (de una enim anicula vidua loquitur) ἐνδεῇ οὐσαν, me non intelligere fateor.“ Auffallend ist ferner καὶ παιδ. Das weist deutlich darauf hin, daß der Redner sagen wollte: ich konnte sie nicht der Armut preisgeben, die meine Amme und Erzieherin gewesen war. καὶ ist aber nicht möglich, wenn μῆδὲ vorausgeht. Es schreiben deshalb die Herausgeber mit Σ γρ. Q μήτε — μήτε. Seager will τὴν γε τ. ἐ. γ. Ich möchte: ἐνδεῇ οὐσαν τὴν τε τίτθῃν ἐμὴν γεν. καὶ π. Dies scheint mir den Sinn am deutlichsten auszudrücken.

5) So immer.

6) Natürlich, da der Plural auch unmittelbar vorher gebraucht ist.

7) FQ οὐδέν οὐκέτι. Die Lesart D ist besser, wie auch die von Blafs zitierte Stelle aus Eur. Alc. 387 beweist: ὡς οὐκέτ' οὐδέν οὐσαν. Etwas anderes ist v. 390 οὐδέν εἰμ' ἔτι.

8) FQ lassen ταῦτα vor λέγω mit Recht weg. Blafs führt dabei einige Stellen an, wo es steht und fehlt. Es gibt aber noch viel mehr ähnliche Stellen. Unter den 84 Stellen in den von mir bis jetzt verglichenen Reden ist keine einzige, die der gewöhnlichen Lesart an unserer Stelle entspricht. Dagegen häufig ὡς ἀληθῆ λέγω mit Weglassung von ταῦτα. Wenn aber ταῦτα steht, dann immer vor ἀληθῆ. Steht es aber nach, dann wird ταῦτα durch καὶ hervorgehoben vgl. Rede 40, 35 ὅτι τοίνυν ἀληθῆ καὶ ταῦτα λ. 40, 52 ὡς δ' ἀληθῆ καὶ ταῦτα λ. An allen anderen Stellen ist entweder ταῦτα ganz weggelassen oder steht voraus.

9) Ist gerade bei den Rednern eine beliebte Wendung.

10) D ist mit dem Futur. συμβ. wenigstens konsequent.

λοῖς¹⁾. — ἀποφύγησ. — φθονηθήσῃ²⁾. — 71 οὐκέτι μοι προσεῖχεν³⁾. — 72 ὃ τι προσ. (Reiske). — 73 οὐ γὰρ οὕτως (Σ). — ἀναγνώσεται (Q corr. F Blafs). — 76 ἐπήγγειλα (γρ. FQ). — 77 ἦ τὰ ἐ. — διακοσίας δεκατρεῖς. — 78 ἡ στρατηγὸς⁴⁾. — εἰ δὲ μὴ π. οἱ μαρτυρήσαντες ὥς ἤθελε π. (γρ. FQ). — 80 καὶ ἀπηλθον (Σ). — 81 ἐπαγγείλ. δέ μου. — χιλ. διακοσίας δεκατρεῖς wie § 77. — 82 ἔν ἐκ τούτων σκ.⁵⁾.

Rede 48.

᾿Υπόθεσις τοῦ κατ' Ὀλυμπιοδώρου Βλάβης λόγος.

§ 4 βουλόμενοι (FΣ) om. κοινῇ⁶⁾. — τὸν μὲν Ὁ. — τὸν δὲ Κ. (FΣ). — ἐκλείπειν (FΣ). — 5 τοῦ ἡμίσεος (F). — 6 συντεθειμένοι (FB). —

Κατὰ Ὀλυμπιοδώρου Βλάβης.

§ 1 ἀναγκ. ἐστὶν ἴσως. — νῦν συμβ. (Q). — μέγα ἀδ. (FΣQ). — 4 δι' Ὀλ. — 5 ἔστι γὰρ (AFr). — Κόμων (Ar pr. Σ) so immer. — 6 καὶ αὐτὸν τ. μ. — τὴν ἀναισχυντίαν (F). — 8 καὶ αὐτὸς ἐ. (F). — ὦν om. (FΣQ). — τῶν ἐμαντοῦ παιδων. — 10 δημοτ. om. μὲν (FΣQ). — ὃς ἀπεδῆμει om. (ΣQ). — καὶ κοινῇ (FΣQ). — 12 καὶ συνθ. (FΣQ). — καὶ τὰ ἄλλα wie Σ, sonst τᾶλλα. — εἰς τ. οἰκοδομήν⁷⁾. — 14 καὶ δὴ⁸⁾ τὸ ἀργ. — 15 οὗτος ὁ οἶκ. ὁ Μ. om. — 16 ὑφείλετο (FΣQ). — 19 τοῦ ἀνθρώπου (Σ) st. τάνθρω. — αὐτὸν τοῦτον (ΣQ). — 24 αὕτη ἡ (FΣQ). — 30 Ὀλ. οὕτως (FΣQ). — ἐγὼ vor κατὰ om. — 32 διαπραξάμενος (Felicianus). — 34 ἀναγίν. δὴ gegen FΣQ. — 36 οὐδὲ θέλει. — τὰ αὐτὰ (Σ). — 37 παρὰ τοῦ αὐτοῦ ἀν. — 38 ἔτι νυνὶ (FΣQ). — 39 ταῦτα ὑπόνοια οὐδεμία ἐστίν· — 41 ὅτι ἀεὶ δέῃ (FΣQ). — 42 καὶ αἰτίαι (FΣQ). — 46 ὥς γν. (FΣQ). — ὦν λέγει, am Rand: γρ. καὶ: ὥς λέγει. — 48 τὸ ἔτερον (FΣQ). — 48 ἐγγραψαμένους (AFQr). — 49 ταῦτα ἐμοῦ (Σ⁹⁾). — 51 ἐπηγγειλάμην (BFQ). — οὐδ' ὅτι οὐν ἀνέχοισθε

1) Gute Stellung.

2) So auch γρ. FQ und Wolf.

3) St. προσῆκεν.

4) Dafs dies möglich, zeigt Aristoph. Eccl. 491. 500.

5) ἀπάντων sehr unnötig; denn der Plur. τούτων bezieht sich auf die zwei Punkte τῶν τε λεχθ. καὶ τῶν μαρτ. Dazu aber braucht man ἀπάντ. nicht.

6) Gerade die Ungewissheit, wohin κοινῇ zu ziehen, läßt Zweifel an der Richtigkeit zu. Zu συντίθεται gehört es nicht, denn § 4 heifst es: κοινῇ καὶ συντεθειμένοι, also zu βουλευόμεν. Notwendig aber ist κοινῇ überhaupt nicht.

7) Gilt sonst als späteres, unattisches Wort.

8) Unmittelbar darauf καὶ δὲ καὶ; es ist nicht anzunehmen, dafs in so unmittelbarer Folge dieselben Konjunktionen stehen. Einmal lassen das zweite καὶ auch Ar weg und zwar an zweiter Stelle.

9) Diese Lesart von ΣD scheint die richtige zu sein.

(FΣQ) ¹⁾. — 52 ταῦτα οὗτος (FΣQ). — ἀκούσαντες ἅπαντες ²⁾. — 53 καὶ αὐτῇ ἔστιν. — 54 ὑπὲρ αὐτοῦ (F). — 56 Ὁ μὲν τοιούτοις (FΣQ). — οὐδείς πώποτ' οὐ παρεφθ. — ἐνομοθέτησε Σόλων εἶναι. — 57 ἱκετεύομεν ἡμᾶς ὧς δικασταὶ καὶ ἀντιβολοῦμεν.

Rede 49.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Τιμόθεον ὑπὲρ χρεῶς λόγος.
ἀτεχνῶν ³⁾. — τοῖς ὑπὸ (BΣ). —

Πρὸς Τιμόθεον ὑπὲρ χρεῶς.

3 ἐποιήσατο om. ὁ πατήρ ⁴⁾. — κομίσασθαι (FΣQ). — 5 τὰ τε ληφθέντα (gegen FQ). — 6 ἐκέλευσε χρῆσαι om. αὐτὸν ⁵⁾. — καὶ δ. ἐκέλευεν (BQΣ). — 7 ἦν κελύσας ⁶⁾. — 8 μίαν δὲ ὀβολῷ (BΣQ). — 10 πιστότατ' ἔν (FΣQ). — μόλις om. μὲν (FΣQ). — 11 ὁ μὲν ἐν (FΣQ). — 12 ἀνέσπαιεν in der Pause. — 14 διαπελθόντων τῶν στρ. ⁷⁾. — 15 οὐκ ἔ. παραμένειν (AΣr). — 17 προσάγων (FΣQ). — 18 χρεῶς (ABFΣQ). — εἰδῆτε gegen FQ ⁸⁾. — 19 δέ μου αὐτῷ ⁹⁾. — καταδέδιγηται (F). — 20 ἐδάνεισε ¹⁰⁾. — 21 αὐτῷ ¹¹⁾ γε. — 22 Ἰπποδαμείᾳ (Harpocrat). — 23 τοῦ ἀκ. τούτου (FΣQ). — 24 ἔγχει (FΣQ). — 26 δν συνίστησιν ¹²⁾. — 27 εὐπαθεῖν ¹³⁾. — 29 καὶ vor προσελθ. om. (Σ). — 30 ἀπεγράψατο δέ (FΣQ). — ἦν Ἀλυσθένους. — 31 λυκουργ. (FΣQ). — 32 δὲ Τιμοσθέ-

1) In D fehlt also ἀν. Es ist schon möglich, daß dieses ἀν in ἀνέχοισθε steckt und οὐδ' ὅτιοις ἀν δέχοισθε oder ἀποδέχοισθε zu lesen ist.

2) Ist unrichtig.

3) Dann ist das Wort von ἀτεχνῆς abgeleitet.

4) Der Redner hätte im folgenden Satz kaum schon wieder das Wort gesetzt wenn er es im vorhergehenden gebraucht hätte.

5) Ist unnötig, vgl. § 8: τὸν κελύσαντα χρῆσαι Τιμόθ.

6) Ist so besser. Reiske, der auch eine andere Verbindung mit dem Vorhergehenden wünschte, schrieb ὁ καὶ κελύσας. Die Lesart D ist einfacher.

7) So auch Blafs: „alterum πρότερον deleverim“.

8) Stand εἰδῆτε da, ist aber in εἰδῆτε korrigiert.

9) Bestätigung der Konjektur Wolfs. αὐτῶν, das FΣQ haben, kommt von dem mißverstandenen εἰς adscriptum.

10) So auch Bekker. Außer der Pause.

11) Kommt Σ am nächsten.

12) Wahrscheinlich durch Mißverständnis aus συνέστησεν entstanden. Daß aber συνίστη ebenso falsch ist, scheint mir sicher. Was soll das Imp. von einer vorvergangenen Handlung? Vgl. vorher συστήσας Φ und § 28.

13) Ist wahrscheinlich durch Mißverständnis entstanden, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Ableitung von εὐπαθεῖν dem Sinne entsprechen würde, obgleich εὐπαθεῖν auch heißen kann: von jem. Gutes erfahren.

γους. — *πριακονταεπτά*¹⁾. — *οὗτος αὐτός* (FΣQ). — 34 *ἐγὼ ἤραθς* (BΣQ). — 35 *στρ. τοῦ βασιλ.* (F). — *ἡ δάσαι* — *καὶ καμῆν* (FΣQ). — *ἕως ἂν ἐκομίσαιο*²⁾. — 37 *ὡς ἀπὸν* (r). — 38 *τούτου γ'* (ABΣr). — *διέλυσεν ἢ ὡς* (FΣQ). — 39 *ἐκείνὸ τε* (FΣQ). — 41 *ἀλλὰ δυοῖν θάτερον οὐδενὶ· εἰδῶς*. — *ἐξέπλεις. ἢ οἶει ἐὰν* (Σ) *δυνήθη*³⁾. — 42 *ἐκέλευσεν*⁴⁾. *καὶ*. — *Ὅρκοι* (AB). — 43 *Φρασιμολιδ.* (AΣQ) beide Male. — 43 *τῷ δὲ*⁵⁾ *Φρ.* — 44 *καὶ Εὐφροναῖος*. — *τῷ ἑαυτοῦ* (Σ). — 46 *δτι καλεύσετε* (Σ). — 49 *σύμπαντα* (FΣQ) *ἔξελέγξας*⁶⁾. — 50 *περιμέκωσιν* (FΣQ). — 51 *αὐτόν φησι* (AFQr). — *οἶκ. τ. ἐμῶν* (FΣQ). — 53 *καὶ τίνος ἔνεκα, ἂν ποτε*⁷⁾. — 54 *ἂν δύνηται* (Σ). — 55 *τὸν ἑαυτοῦ* (Σ). — *αὐτόν, ἐπέσχον* (FΣQ). — *ὡς ἐλ. ὄντος om.* (F). Dann fährt D in einer Randbemerkung fort: *δ. γ' οὔτε ὡς ἐλευθέρου ὄντος, τοῦ ἀισχρίωνος*⁸⁾. — 56 *ἐπὶ τῶνδε*⁹⁾ (Ar). — *παραδώσει* (FΣQ). — 57 *καταρχ.*

1) So wurde wahrscheinlich gesprochen, so daß der spiritus asper nicht hörbar war.

2) Ist nicht falsch. Ebenso gut als z. B. ein vorausgehender Optativ mit *ἂν* auf einen im Optat. stehenden Nebensatz mit *ἕως* wirken kann, so daß dieser ebenfalls mit *ἂν* verbunden wird, ebenso ist in einem hypothetischen Satzverhältnis *ἕως ἂν* mit dem Indikativ möglich.

3) Es herrscht hier einige Verwirrung. Der Schreiber ist nach *θάτερον* sofort auf das zweite *οὐδενὶ* abgeirrt. Die Auslassung von *ἢ* vor *εἰδῶς* findet sich auch noch in anderen Handschriften, z. B. in B; ebenso die Einschlebung von *ἢ* oder *ἢ* vor *οἶει*. Richtig ist aber jedenfalls nur *ἢ* vor *εἰδῶς*, und die Auslassung von *ἢ* oder *ἢ* vor *οἶει*. — *δυνήθη* O, also ist D genauer, in der nur diesen beiden Handschriften eigentümlichen Lesart: *δυνήθης*.

4) Unrichtig wäre dies nicht.

5) *τῷ πε. A* (Senger, Schäfer); *τῷ δε. vgl.* Wenn *τῷ πε.* dem *καὶ ὡς ὥμοι* entsprechen soll, so ist dies eine gezwungene Responsion. Dann wäre die Lesart D noch vorzuziehen, da *δὲ* auch einen Hauptsatz einleiten kann.

6) Dasselbe Wort auch F, aber mit anderem Akzent. Auffallend ist, daß mit dem Wegfall von *οὐ* durch *σύμπαντα* auch ein Partizipium (*ἔξελέγξας*) verbunden ist. Das zweimalige *οὐ* — *καὶ οὐ* ist überhaupt nicht nötig. Es ist möglich, daß nach *ἐκ τῶν συμμάχων* ein Verbum ausgefallen ist, das das finitum für den Satz war.

7) Bestätigung der Lesart Dindorfs.

8) *γε* würde bedeuten: „denn er hat ja weder“, „was möglich wäre“. Die Stelle selbst, aber mit *ὁ δὲ*, steht auch so ΣQ, woraus sie die Herausgeber genommen haben. Übrigens ist die Auslassung mit F und andererseits wieder die Hinzufügung dessen, was auch ΣO haben, aber wie *γε* beweist, aus einer anderen Quelle, ein neuer Beweis der Selbständigkeit von D. Die Klasse FQOΣD ist zwar verwandt, aber D steht doch selbständig da.

9) So zuerst, dann in *τῶνδε* korrigiert. Man sieht also, daß der Schreiber von D auch noch andere Vorlagen hatte als den Archetyp von FQOΣ und daß er zumeist diesem folgte, nur ganz selten A r.

πρὸς ¹⁾ δ. — 58 καὶ μοι (ΣQ). — 58 τ. Ἀλλὰ: ἀποδοῦναι. — 59 ἀπὸ
ἐτίσε gegen FQ, die ἀπὸ τῆς ἐτίσε lesen. — 60 τὸ ν. τὸν ξ. (FΣQ). —
61 ἐπ' αὐτὰ Φιλ. — 62 ἤτης: om. μὲν (AFQr). — ἀπεδέξατο (FΣQ). —
ἀφείκοντες του ²⁾. — τιμὴν om. τὴν (FΣQ). — 64 χρέους σοι ἐπ.: —
πρὸς βασι. (ΣQ). — 65 ἐγὼ τοῦτον (ΣQ). — καὶ αὐτὸς ἐμὲ (FΣQ). —
μαρτύριον ὄντων ἐμοῦ (ΣQ). — 66 εἴη ohne Litura. — αὐτῶ σὺν ὧν
δρόκους οὐκ ἐπιδόεις. — τῶ νιδι. — 67 ἐπαρ. ἐαυτῶ (Σ). — 68 ἐκεί-
νους om. (FΣQ). — 69 τὸ ἀργ. (Σ).

135) Antonius Zingerle, T. Livii ab urbe condita libri Pars
VII. Fasc. III. Liber XXXIII. Editio maior. Lipsiae sumptus
fecit G. Freytag, MDCCCCL. IV. u. 30 S. 8. M. — 50.

Der verdiente Herausg. des Livius hat auch für dieses lückenhaft
erhaltene Buch die einzige Handschr. in Wien aufs genaueste verglichen
und die Konjekturen der Gelehrten sehr gewissenhaft zusammengetragen.
Die Abwägung dieses Materials ergab einen Text, der an 35 Stellen von
Weissenborn-Müllers Ausgabe abweicht.

1, 9: *novo periculo itinere* sind die Adjektive durch *que* verbunden
(nach Hertz). — 6, 11 ist die Zusammenstellung *Carthaginensium* . . .
inducantes durch den Beisatz *legati* erleichtert (nach H. J. Müller). —
7, 5 heißt das Haupt der Gesandtschaft von Chalcis *Micythion* (Hk. M-
cion) indem angenommen wird, es sei jener Micythion der 22 Jahre vorher
die Sache der Römer in Chalcis gegen die Ätolier und Antiochos ver-
focht. — 15, 8 ist aufgenommen: *ita ius iurandum exigebant* (Hk. adi-
gebant) nach H. J. Müller. — 18, 11 ist das unverständliche *primum*
(*arma ademit*) durch den Zusatz *dein libertatem* erklärt. — 19, 14 *hor-
tarentur Gentium in amicitiam* . . . *iungendam* ist die notwendige Kor-
rektur *ad* eingesetzt.

Natürlich sind mir an einzelnen Stellen Zweifel gegen die von Zingerle
gewählte Lesart aufgestoßen. 2, 6 ist überliefert: *cum M. Titinio primum*
... *recuperatores sumpserunt*. Novák verlangte *egerunt* und Z. hat dies
aufgenommen. Der Ausdruck „die Richter verhandeln mit dem Beklag-
ten“ scheint mir sonderbar. Der Prätor Canuleius hatte den Auftrag,
dafa er *recuperatores ex ordine senatorio daret*. Wenn er Richter gab, so

1) Es verdient hervorgehoben zu werden, dafa D hier allein mit einer Randlesart
der ersten Hand in Σ übereinstimmt.

2) Versehen sti: τοῦτον.

waren die Kläger die Nehmer. Der Angeklagte konnte sich durch freiwilliges Exil (§ 10) dem Gericht entziehen. Titinius blieb in Rom; also ließen sich die Kläger mit dem M. Titinius zusammen ein Gericht bestellen. — 5, 8. Meines Erachtens waren zwei Brüder des Cincibilus nach Rom gekommen. Alle anderen Gesandten erhielten das übliche Geschenk (vgl. 6, 10 u. 14), diese aber nicht, sondern *praecipua*. Die Meinung Weissenborns, *et comitibus* . . . fieret beziehe sich auch auf die anderen Gesandten, ist falsch. *duobus fratribus reguli* (Madvig), „zwei Brüdern des Häuptlings“, scheint mir richtig. — 7, 10 liest Z. mit Ernesti, Vahlen, Gitlbauer: *spolia sacrilegis C. Lucretium navibus Antium devexisse*. Es scheint unpassend, die Schiffe als ‘tempelräuberisch’ zu bezeichnen. Vollends das Epitheton *sacrilegis* durch die Stellung vor *C. Lucretium* mit Nachdruck hervorzuheben, ist ein rhetorischer Fehler. Die Stelle scheint mir von Weissenborn so gut als möglich hergestellt zu sein. — 12, 8. Die Zahl XVI wird durch *sedecim* wiedergegeben; ich ziehe *sedecim* oder *decem sex* vor. — 13, 1. *qua* ist nicht mit Madvig in *quia* zu ändern. Die eine *neglegentia* ist, daß man nicht mehr an Warnungen der Götter glaubt, die andere, daß die Prodigien nicht mehr beachtet werden. Die beiden Glieder mit *neque* . . . *neque* sind nur eine Art der *neglegentia*: es werden keine Prodigien mehr gemeldet und selbstverständlich auch keine mehr aufgezeichnet. Zwei Prodigien wurden nach § 6 nicht gestöhnt, weil das eine *in privato loco*, das andere *in loco peregrino* geschehen war. Also muß 42, 2, 4 *in Veienti apud Rementem lapidatum* eine öffentliche Stätte gemeint sein. Nach Nissens italischer Landeskunde (II 360) gehörte das Weichbild des zerstörten Veji zur Tribus Tromentina. Man schreibe also *apud Tromentum*; dies wird der Ort gewesen sein, nach dem die Tribus genannt wurde. — 20, 3 *qua unda barbarus inops impelli ad bellum non poterat*. Es scheint mir möglich, *unda* als Rest eines Gerundivs aufzufassen: *qua neganda*, bei dessen Verweigerung.

Burgdorf bei Bern

F. Luterbacher.

- 136) **Max Hodermann, Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung.** Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürsche Buchhandlung, 1903. 53 S. 8. N 1.—

Als ich die erste Auflage dieser Schrift (1899) in der N. Ph. R. besprach, nannte ich sie ein höchst willkommenes Hilfsmittel zur Cäsar-

Erklärung, die jetzt vorliegende zweite Auflage möchte ich nach den vielfachen Besserungen und Umarbeitungen als ein für Lehrer unentbehrliches Hilfsmittel bezeichnen. Namentlich die Kollegen, die selbst Reserveoffiziere sind oder gewesen sind, werden aus eigener militärischer Erfahrung und nach dem Studium der von H. S. 7 angeführten Schriften (Exerzierreglement f. d. Infanterie, Die Felddienstordnung, die Schriften Moltkes und die Veröffentlichungen des Großen Generalstabes) das vom Verf. eingeschlagene Verfahren prüfen und nach besten Kräften im Unterricht betätigen können. Werden aber unsere Schüler als Tertianer daran gewöhnt, die deutsche Armeesprache nach Möglichkeit und mit Verständnis für die Cäsar-Übersetzung zu verwenden, so werden sie daraus auch großen Gewinn für die spätere Livius- und Tacitus-Lektüre ziehen. — Hoffentlich findet der Verf. Zeit und Gelegenheit, seine Durchforschung der deutschen Armeesprache nicht bloß für Cäsar nutzbar zu machen, sondern auch auf die anderen in der Schule gelesenen Klassiker auszudehnen. Er würde sich dadurch unstreitig ein großes Verdienst erwerben, insonderheit auch der Benutzung billiger und schlechter gedruckter Übersetzungen der Schriftsteller vorbeugen. Eine Schrift: „Unsere Armeesprache im Dienste der Klassikerübersetzung“ wäre mit Freuden zu begrüßen. Ausstellungen und Verbesserungsvorschläge für diese zweite Auflage der Hodermannschen Schrift habe ich nicht zu machen.

Wolfenbüttel.

Bruncke.

- 137) **Wilhelm Freiherr v. Landau, Beiträge zur Altertumskunde des Orients.** III. Die Stele von Amrith. Die neuen phönizischen Inschriften. Leipzig, Ed. Pfeiffer, 1903. 29 S. 8. M 1.80.

Der Verf. vergleicht die 1881 bekannt gewordene Stele von Amrith mit einer Darstellung in den Torskulpturen von Sendschirli und versucht die Deutung der mythologischen Figuren. Die Inschrift ist später hinzugefügt, die Säule aus der Zeit, wo noch hethitische Einflüsse in Phönizien vorhanden waren. Dann gibt Verf. die neuesten 28 phönizischen Inschriften, aus Phönizien, Ägypten und (13) Karthago mit Übersetzung und Anmerkungen, Grab- und Votivinschriften auf Krügen, Vasen, Amuletten u. s. w.

Oldesloe.

Reimer Hansen.

138) **Giuseppe Tropea, Numismatica Messano-Mamertina**
[Estratto dall' Archivio Storico Messinese. II. 3/4.], Messina.
1902. 43 S. 8.

Der Verf. sagt in der Vorrede, daß er es für nützlich befunden, alles, was ihm von messinesischen Münztypen des Altertums (5.—2. Jahrh. v. Chr.) erreichbar war, zu sammeln. Es sind 156 Nummern, von denen fünf (Nr. 57, ein Subaeratus von schon bekanntem Typus, und vier Brönnen: 76. 77. 130. 139) noch nicht publiziert zu sein scheinen; wünschenswert wäre es gewesen, wenn T. diese abgebildet hätte: statt dessen finden wir die Broschüre mit einigen Holzschnitten von sehr zweifelhafter Güte nach bekannten Münzen ausgestattet. Tropeas Serie der messinesischen Münzen darf übrigens keinen Anspruch darauf machen, vollständig zu sein; denn wenn der Verf. auch sagt, daß er alles berücksichtigt habe, was seit Paruta (1612) über sizilische Münzkuden erschienen, so hat er doch zwei der wichtigsten Publikationen der letzten Jahre übersehen: die Aufsätze von A. J. Evans in der Numismatic Chronicle (1890, 91, 94, 96) und A. Holms Geschichte des sizilischen Münzwesens im Anhang zu seiner Geschichte Siziliens (III 543—787). So weiß denn T. nichts von dem interessanten Incusus ältester Prägung (Holm Nr. 5; vgl. auch Nr. 6) und zitiert die Münze mit dem Pan (Holm Nr. 170 Tafel VI 15 — übrigens auch bei Head hist. num. S. 135) noch nach Eckhels Doctrina. Zu dem wegen der anachronistischen Legende *ZANKALION* bemerkenswerten Stück (Nr. 35) empfehlen wir dem Verf., die ausführliche Erörterung von Holm zu lesen; hier ist auch der beigegebene Holzschnitt ganz unzulänglich: die Muschel unterhalb des Delphins und das *AI* der Legende sind auf Holms Phototypie deutlich sichtbar, während sie auf dem Holzschnitt (die Muschel auch in der Beschreibung) fehlen.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen verlohnt es sich nicht. Für sizilische Sammler etwa mag das Büchlein ganz brauchbar sein; es ist jedenfalls billig und man kann seine Münzen danach bestimmen und ordnen; darüber hinaus aber hat es keinen Wert.

München.

O. Hoyer.

139) **August Waldéck, Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik** nach dem neuen Lehrplanen. Zweite, verbesserte Auflage. Halle a. S.; Buchhandlung des Waisenhauses, 1902. 217 S. 8.

Dieses Buch, dessen erste Auflage mir nicht zu Händen gekommen ist, möchte ich allen Lehrern der alten Sprachen, namentlich aber den Anfängern

und jüngeren Kollegen, dringend empfohlen. Die darin niedergelegte Behandlungsweise der Regeln kann natürlich und soll, wie der Verf. selbst betont, keine Schablone zum mechanischen Nachmachen sein, sondern jeder Lehrer mag dieselben mit selbständigem Urteile nach seiner Eigenart modifizieren. Aber die ganze Verfahrensart wird dabei zu Grunde zu legen sein. Der Verf. vertritt mit Nachdruck, und gewiss mit Recht, das induktive Verfahren, wobei allerdings, wie er selbst S. 23 sagt, dieses nicht stets und überall maßgebend sein kann. Induktion und Deduktion werden einander ergänzen müssen; das induktive Verfahren wird mehr in den unteren und mittleren Klassen, das deduktive mehr in den oberen zur Geltung kommen, aber nicht ausschließlich herrschen. — Der größere Teil des Buches ist dem praktischen Unterrichte gewidmet, und hier zeigt sich der erfahrene Schulmann. Es ist hier der ganze lateinische Unterricht in seiner Entwicklung von VI bis I durchgenommen, und hier wird ein jeder, der das Buch aufmerksam durcharbeitet, mag er auch vielleicht selbst in ähnlicher Weise verfahren, oder hier und da sich ablehnend verhalten, viele neue Anregungen und Fingerzeige empfangen. Auf Einzelheiten pro und contra hinzuweisen, kann ich mir ersparen: möge ein jeder selbst prüfen; jedenfalls möchte ich meine Empfehlung dieser wirklich praktischen Anleitung wiederholen.

Böckeburg.

E. Köhler.

140). R. Schnee, Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht. Erster Teil: Phrasensammlung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1903. VI u. 103 S. 8.

geb. M 1. —.

Der Verf. stellt einen Kanon der wichtigsten lateinischen Ausdrücke und Phrasen auf und verteilt den Stoff auf die einzelnen Klassen des Gymnasiums. Für die unteren Klassen schöpft er ihn aus Busch-Fries und Müller-Ostermann, für die anderen lediglich aus der Lektüre. Er benutzt nur die in den Gymnasien am meisten gelesenen Schriften des Altertums. Vielleicht könnten später noch verwertet werden das *Somnium Scipionis*, de officiis lib. I und das erste Buch der Historien des Tacitus.

Der praktische Nutzen der sorgfältigen Arbeit ist meines Erachtens einleuchtend: wenn die aus der Lektüre gewonnenen Phrasen systematisch gelernt und wiederholt werden, so wird der Lehrer der höheren Klasse in der Lage sein, auf diesem festen Grunde weiter zu bauen; außerdem

weißt er, was er in dieser Richtung voraussetzen darf. Folgt man dieser Methode der Auswertung der Lektüre bis zur Oberprima hinauf, so wird man für jede Klasse eine sichere Kenntnis eines fest umgrenzten Wort- und Phrasenschatzes erreichen können. Der Nutzen wird in den Extemporalien bald zu Tage treten: die Dürre und Unsicherheit im Ausdruck, die auch bei grammatisch gut herangebildeten Klassen sich zeigen, werden von Jahr zu Jahr mehr schwinden. Aber ich glaube, daß auch die Lektüre selbst durch das konsequente Festhalten und Wiederholen der gelesenen Redewendungen gewinnen wird. Schließlich noch eine Bemerkung: da die vorliegende Phrasensammlung dem Gange der Lektüre nach Kapiteln folgt, so ist sie geeignet, den Schüler auch bei der häuslichen Vorbereitung wirksam zu unterstützen.

Im zweiten Teile behandelt der Verf. auf 81 Seiten die wichtigsten stilistischen Regeln und belegt sie mit zahlreichen Beispielen aus den in der Schule gelesenen Schriften. Wer in der Praxis steht, wird erkennen, daß gerade die Gebiete, deren Erfassen dem Schüler die größten Schwierigkeiten bereitet, vom Verf. am ausführlichsten besprochen worden sind.

Hamburg.

M. Kleinschmitt.

141) **Paul Stapfer, Victor Hugo et la Grande Poésie Satirique en France.** Paris, Paul Ollendorf, 1901. 349 S. 8. fr. 3.50.

Der behandelte Gegenstand hat augenscheinlich auf die Art der Behandlung eingewirkt: das ist ein Buch so langatmig und eintönig wie Victor Hugos Poesie selbst, und das wirklich Wertvolle verliert sich wie einzelne Weizenkörner in der Spreu. Wertvoll ist eigentlich nur der letzte Abschnitt, der den Beziehungen zwischen Victor Hugo und Agrippa d'Aubigné nachgeht. Daß mancherlei Fäden von dem Satiriker des 16. Jahrh. (1550—1630) zu dem des 19. herüberleiten, liegt ja auf der Hand. Stapfer deckt sie systematisch auf und erklärt sie in zutreffender Weise. Grundbedingung ist natürlich eine Ähnlichkeit der Charaktere. Dann aber liegt entschieden eine Einwirkung des Älteren auf den Jüngeren vor, da Victor Hugo ihn in seiner Jugend gelesen hat. Wie fest solche Lese-früchte in Hugos Erinnerung saßen und wie sie ihm wieder in die Feder liefen, ohne daß er sich bewußt war, eine Anlehnung zu suchen oder gar ein Plagiat zu begehen, dafür erzählt Stapfer aus eigener Erinnerung ein Erlebnis, das alles Ähnliche weit hinter sich läßt. Das Hauptverdienst

der übrigen acht Abschnitte ist eigentlich nur, daß man an der Hand eines Kundigen einen großen Teil der Hugoschen Lyrik in einem bestimmten Sinne durchwandert und sich so ihrer Merkmale wieder erinnert; irgend etwas Neues wird nicht zu Tage gefördert. Gegen die These des ersten Abschnittes, daß vor Hugo die Satire in unpersönlichen Sittenpredigten bestanden habe, das Persönliche erst von ihm hineingebracht sei, gibt es mancherlei Einwände: man denke nur an Aubigné. Richtig aber ist, daß Victor Hugo, wie überhaupt, so auch in seiner Satire sich als das Maß aller Dinge hinstellt. Auch das wird man zugeben, daß ihm niemand gleichkomme „im Ausdruck der heftigen und düsteren Leidenschaften, der Empörung, des Zornes, des Hasses, der Verachtung“. Sicherlich entsprach auch, wie Stapfer ausführt, diese satirische Lyrik am vollkommensten seinem Wesen, insofern er mehr und bewußter als andere Dichter das Bedürfnis gespürt hatte, zu belehren, und den — nach unserer Meinung freilich ohnmächtigen — Wunsch, umgestaltend in die Entwicklung der Dinge einzugreifen. Im Anschluß an diese Auseinandersetzungen aber wirft Stapfer noch die Frage auf, wie man sich dazu stellen solle, daß Victor Hugo, der strenge Sittenrichter, in seinem eigenen Hause so wenig auf Beobachtung der Sittengesetze gehalten habe. Eben jetzt erscheinen in der *Revue de Paris* (Février 1903) die erbaulichen Dokumente seines bigamischen Lebens. Natürlich weiß Stapfer auch weiter nichts zu sagen, als daß ein Satiriker kein Heiliger zu sein braucht, und daß die gepredigten Tugendlehren darum nicht weniger wahr und erhaben seien und was dergleichen Verlegenheitsauskünfte mehr sind. So entläßt dieser Abschnitt den Leser mit einem peinlichen Gefühl, das weit entfernt wieder zu schwinden, stetig zunimmt. Es gibt wenig Schilderungen, in denen Hugo so klein erscheint, wie in dieser, obschon Stapfer ihn gewissenhaft immer den „Großen Dichter“ nennt. Führt er doch selbst so viele Beispiele seiner Unzulänglichkeit an — bekannte und weniger bekannte — daß man Seiten damit füllen könnte: Hugo ist kein Denker, er ist kein Philosoph, er ist in seinem Haß stets blind, indem er unterschiedlos ganze Klassen und Stände verfolgt, er „kennt sich selbst gar nicht“, er steckt voll kindischer Selbstüberhebung, er scheut vor den fadeften Albernheiten ebensowenig zurück, wie vor den unedelsten Schimpfwörtern, er verwickelt sich in ungezählte Widersprüche — wo bleibt da die Größe, ja wie kann dabei Hugo auf literargeschichtliche Bedeutung Anspruch erheben? Das Positive gegenüber all diesen ehrlich gemachten

Ausstellungen ist verhältnismäßig gering. Wenn uns ein Abschnitt beispielsweise verspricht, uns in die „Gesetze der Vorstellungskraft Hugos“ einzuführen, so erwarten wir, wenn anders Hugo wirklich der „Große Dichter“ ist, hier in die Geheimnisse des schaffenden Menschengenies schlechthin eingeführt zu werden. Und was erfahren wir? Eins dieser angeblichen „Gesetze“ sei die „Antithese“, ein anderes „die Übertreibung“. Das würde man doch höchstens „rhetorische Mittel, durch die er Wirkungen zu erzielen sucht“, nennen können. Ein weiteres „Gesetz“, das in diesem Genius lebendig war, soll dann sein, daß „die Worte in seinen Augen ein wirkliches Leben annehmen“. Um mit den Worten plastische Vorstellungen zu verbinden, braucht man noch nicht einmal Dichter zu sein. Und dann werden zwei gänzlich negative Eigenschaften seines dichterischen Wesens unter diesen „Gesetzen“ genannt, nämlich gänzliche Unfähigkeit zur Selbstironie und Mangel an psychologischem Unterscheidungsvermögen, mag auch immerhin das letztere positiv ausgedrückt sein: *la simplification extrême des choses que les mots représentent*. Man muß sagen: entweder ist Stapfer nicht in die Tiefe von Hugos Wesen eingedrungen, oder diese Tiefe ist überhaupt nicht vorhanden. Und daß das zweite der Fall sei, ist der bedauerliche Eindruck, den dies Buch hinterläßt. Es beweist, daß man auf diesem Wege Hugos unleugbare Bedeutung nicht fassen kann. Man wird immer von dem Zugeständnis ausgehen müssen, daß er keiner von den Großen, keiner von den Führenden gewesen ist, sondern unter dem großen Haufen der nach wechselnden Zielen drängenden Menge einer der lautesten Rufer und unermüdlichsten Kämpfer nicht mehr und nicht weniger.

Weimar.

Erich Meyer.

- 142) H. Scherer, *Une Famille pendant la Guerre 1870/71* par Mme B. Boissonnas. Im Auszug zum Schulgebrauch herausgegeben. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1902. 92 S. 8. brosch. M —. 80, geb. M 1. —.

Die von Madame Boissonnas veröffentlichten Erlebnisse einer französischen Familie während des Kriegsjahres erfreuen sich als Schullektüre zunehmender Beliebtheit. In der Tat bietet das Werk eine solche Fülle anziehenden Stoffes, der für die Zwecke des französischen Unterrichts und vom ethischen Gesichtspunkte aus in gleichem Maße wertvoll ist, daß es schwer fällt, auf den für eine Schulausgabe verfügbaren Raum sich zu

beschränken. In vorliegender Ausgabe fehlen leider die fesselnden Briefe von Frau v. Thieulin, die ein anschauliches Bild der Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen bieten. Dafür ist die abenteuerliche Flucht des Capitaine Herbauld mit aufgenommen.

In den „Einleitenden Bemerkungen“ ist das Nötigste enthalten. Übrigens ist nicht nur die Bezeichnung des Gutes, „Les Platanes“, sondern auch der Name der Familie, de Vineuil, willkürlich gewählt.

Zeilenzählung am Rande des Textes ist nicht vorhanden; daher muß durch beigefügte Ziffern auf die Anmerkungen verwiesen werden. Diese (S. 65—73) sind fast ausschließlich geschichtlicher oder geographischer Natur. Einige davon sind wohl entbehrlich: „Die Loire entspringt auf den *Cévennes* und ist bei einer Länge von 1002 km der größte Fluß Frankreichs.“ (Ähnlich unter *Seine, Bretagne, Lorraine*.) — „*Guillaume*. Friedrich (sic!) Wilhelm 1797—1888, König von Preußen, seit 1871 Deutscher Kaiser.“

Das Wörterverzeichnis (S. 75—92) enthält fast gar keine Aussprachebezeichnung, obwohl bei Wörtern wie *baby, encoignure, essentiel, fusil* eine solche wünschenswert wäre.

Durch Beigabe einer Kartenskizze der Umgebung von Paris, vielleicht auch des Kriegsschauplatzes an der Loire, würde die Brauchbarkeit der Ausgabe wesentlich gewinnen. Der Text bietet eine willkommene Lektüre für Sekunda; für Obertertia würde sich der Mangel an Übersetzungshilfen wohl störend bemerkbar machen.

Baden-Baden.

E. Werner.

- 143) **F. J. Wershoven, Frankreich.** Realienbuch für den französischen Unterricht. Dritte verbesserte Auflage. Cöthen, O. Schulze, 1903. VIII u. 224 S. 8.

Das Buch will nicht Stoffe zu Sprechübungen über Vorgänge und Verhältnisse des wirklichen Lebens bieten, sondern solche für freie Arbeiten u. s. w. über Geschichte, Literatur und Kultur des französischen Volkes. Es ist eine ziemlich bunte Zusammenstellung, die ja manches Brauchbare enthalten mag, aber nichts besonders Wertvolles. Von der Flüchtigkeit der Arbeit erhält man einen netten Begriff, wenn man sich das Verzeichnis der Druckfehler ansieht, welche die Besprechung in der Zeitschr. f. lateinlose höhere Schulen 1902, S. 102, aufzählt. Dabei liegt die „dritte verbesserte Auflage“ vor! Ein solches Buch darf man

ja den Schülern gar nicht in die Hand geben. — Anmerkungen und Synonyma zeigen geradezu augenverderbenden Druck. Quellennachweise sind nur zum Teil vorhanden.

Viersen.

Ad. Wackerzapp.

- 144) John Koch, Geoffrey Chaucer, *The Pardoner's Prologue and Tale*. A Critical Edition. (= Englische Textbibliothek, herausgegeben von J. Hoops, 7.) Berlin, E. Felber, 1902. LXXII u. 164 S. 8. M 3. —.

Alle sechs früheren Bände dieser schönen und zweckdienlichen Sammlung sind in deutscher Sprache erschienen, wie es sich für das Unternehmen eines deutschen Gelehrten und eines deutschen Verlegers geziemt. J. Koch ist der erste, der diesen Grundsatz durchbricht. Ganz geheuer scheint es ihm freilich selbst ursprünglich dabei nicht gewesen zu sein, denn er fühlt sich verpflichtet, die *Prefatory Note* mit folgenden charakteristischen Worten einzuleiten: *The first question asked by many on opening this book will perhaps be, 'Why was it written in English, its author being a German?'* Dann gehts nicht minder bezeichnend weiter: *The plain answer is, 'At the suggestion of the learned Editor of this Collection, who, like the author, thinks that in this 'shape' the book will find more friends among the English-speaking nations, for whom it is as much intended as for German students'.* Also gewöhnliche Nützlichkeitsbestrebungen oder Liebedienerei vor dem Auslande führen noch immer bei uns zu Erfolgen, wie sie kein anderes Volk der Welt aufzuweisen hat. Ich habe noch keine deutsch geschriebene germanistische Abhandlung oder Ausgabe eines Franzosen oder Engländers gesehen, selbst Tschechen und Ungarn schreiben Fachaufsätze und wissenschaftliche Bücher in ihrer Muttersprache, der deutsche Gelehrte aber muß seine Schriften über englische Philologie getreulich in englischer Sprache abfassen; denn auf das bifschen Deutsch kommts ja nicht an, wenn nur die Herren Engländer und Amerikaner die Güte haben, so ein Werk mit herablassendem Danke hinzunehmen und es ihrer Beachtung zu würdigen. Es wäre dringend zu wünschen, daß auch in der Wissenschaft etwas mehr nationales Selbstbewußtsein zum Vorschein käme und Erscheinungen wie die vorliegende allmählich von der Bildfläche verschwänden. Denn die deutsche Wissenschaft, besonders auch die Anglistik, hat doch wahrlich das Recht, auch in deutschem Gewande vom Ausland beachtet zu werden. Geschieht das

dennoch nicht, wie es in England freilich fast Regel ist, so bleibt der Schaden auf seiten derer, die da zu bequem sind, deutsch zu lernen. Wegen solcher Bequemlichkeit Fremder aber, die nicht selten in Hochmut ausartet, so ohne weiteres auf die Muttersprache zu verzichten, das ist nicht würdig. (Vgl. hierzu auch die Bemerkungen über Holthausers Sammlung *Old and Middle English Texts* im Jahrg. 1901, S. 187 dieser Zeitschr.).

Rein sachlich betrachtet ist das Buch natürlich eine Musterleistung eines deutschen Gelehrten, ja man könnte ihm vielleicht für seine Zwecke — hauptsächlich soll die Sammlung zum Gebrauch an Universitätsseminaren dienen — etwas weniger Gelehrsamkeit wünschen. Denn die Seiten der Ausgabe sehen in der Regel so aus, daß 4—7 Zeilen Text darauf stehen und der ganze Rest von den Handschriftenvarianten eingenommen wird. Das ist ja nun zweifellos ein Zeichen von großer Gründlichkeit und Genauigkeit bei der kritischen Herstellung und Bearbeitung des Textes, aber ob das in dem Maße und gerade bei Chaucer notwendig oder für den Studenten auch nur nützlich ist, ist doch wohl eine Frage, über die man geteilter Meinung sein kann. Denn allzugroße Fülle kann bekanntlich auch verwirrend wirken und unter den 55 für die *Pardoner's Tale* in Betracht kommenden Handschriften und Drucken läßt sich, wie Koch ja selbst in seiner Einleitung zeigt, eine verhältnismäßig einfache Gruppierung erzielen, die wohl unschwer noch etwas mehr Knappheit in der Gestaltung des Variantenapparats ermöglicht hätte. Das ist indessen, zum Teil wenigstens, Ansichtssache. — Die umfangreiche Einleitung enthält nun im einzelnen im ersten Kapitel eine kritische Übersicht über die früheren Ausgaben der *Pard. Tale*, die übrigens hier zum ersten Male allein in einer Sonderausgabe erscheint, das zweite gibt die notwendigen Bemerkungen über die Anlage und Einrichtung der Ausgabe, Kap. III bespricht die Stellung der *Pard. Tale* im Rahmen des Gesamtwerkes, wobei Koch sie auf 1390—91 datiert, Kap. IV bringt eine Übersicht über das Quellenverhältnis, Kap. V eine Charakteristik des *Pardoner*, und Kap. VI endlich (S. xxx—lxxii) besteht aus einer ungemein eingehenden und sorgsam Untersuchung über die Handschriften und Drucke der Erzählung, ihren Wert, ihre Beschaffenheit und ihr Verhältnis zueinander; ihr Endergebnis besteht wiederum darin, daß das Ellesmere-Manuskript sich als die beste Überlieferung darstellt und als Grundlage eines kritischen Textes dienen muß. Auf den Text folgen dann noch die auch sehr reich-

haltigen *Notes* (S. 94—160), die mit großer Gründlichkeit alle möglichen Fragen, sachliche, sprachliche, grammatische, vergleichende, solche der Aussprache, Metrik u. a. m. erörtern, und öfter auch eine deutsche Übersetzung oder Erklärung bieten.

Breslau.

Hermann Jantzen.

- 145) **F. Rentsch, Talks about English Life.** Cöthen, O. Schulze, 1902. XVI u. 301 S. 8.

Nach dem Titelblatte ist das Buch auch für höhere Lehranstalten bestimmt (außerdem für Fortbildungsschulen, Pensionate und zum Selbststudium), deshalb mag hier eine kurze Besprechung am Platze sein. An sich ist das Buch nicht schlecht, aber für höhere Schulen ist es kaum zu verwenden. Ganz abgesehen von der weitläufigen Anlage vieler Kapitel, enthält es Verschiedenes, das wir doch nicht gut unseren Schülern vorzulegen brauchen, so den köstlichen Abschnitt über die Vorzüge des Jungesellentums, denjenigen über Herren- und Damentoilette u. s. w. Am ersten wird sich das Buch zum Selbststudium empfehlen, allenfalls auch für Mädchenpensionate. — Druck und Ausstattung sind gut.

Viersen.

A. Wackerzapp.

- 146) **Ph. Hangen, Englische Übungsbibliothek** zur Benutzung an höheren Lehranstalten sowie zum Privatstudium. Dresden, L. Ehlermann (o. J.). Nr. 4: Gutzkow, Zopf und Schwert. 5. Aufl. 124 S. 8. geb. M 1.20.

Über die im Verlag von Ehlermann erscheinende Übungsbibliothek ist in diesem Blatte Jahrg. 1901, Nr. 26, schon gesprochen worden. So wie dort der Wert einzelner Bändchen dieser Sammlung gebührend hervorgehoben wurde, so darf auch an dieser Stelle die fünfte verbesserte Auflage der Bearbeitung des Gutzkowschen Stückes allen denjenigen empfohlen werden, die, sei es im Unterrichte, sei es zum Privatstudium, die Übertragung eines echt deutschen Schriftwerkes ins Englische ins Auge gefaßt haben.

Münster i. W.

H. Hoffschulte.

Vakanzen.

Braunschweig, H.M.S. Obl. N. Spr. Stadtmagistrat.
Cassel, R.S. Zwei Obl. 1) N. Spr.; 2) Rel., Deutsch u. Gesch. Magistrat.
Dortmund, O.R. Obl. 1) Math.; 2) N. Spr. Schulkuratorium.
Eschwege, G. u. R.S. Obl. Alte Spr. u. Deutsch. Kuratorium.
Guben, G. Hilfsf. Gesch. u. Deutsch. Dir. Dr. Hamdorff.
Halle a. S., G. Obl. Klass. Phil. Magistrat.
Köln, O.R. u. R.G. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dickmann.
Marlenburg, H.M.S. Obl. Deutsch u. Gesch. oder Rel. u. Gesch.
 Dir. Dr. Römstedt.
Schwerte, Prg. Obl. N. Spr. Kuratorium.
Viersen, G. Hilfsf. Alte oder N. Spr. Dir. Löhner.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Perthes' Schulausgaben

englischer und französischer Schriftsteller.

- Nr. 16 B. **Histoire de l'Expédition d'Egypte**, tirée de l'Histoire de la Révolution française par A. Thiers. Edition annotée à l'usage des classes par Charles Beckmann, Professeur au Gymnasium Carolinum d'Osnabrück. Gebunden M 1.20. — Wörterbuch dazu M —.40.
- Nr. 34 B. **F. H. Burnett. Little Lord Fauntleroy**. (1866.) Edited with explanatory notes by Dr. A. Stoeriko.
 Gebunden M 1.—. — Wörterbuch dazu M —.20.
- Nr. 40 B. **Mademoiselle de la Seiglière**, comédie par Jules Sandeau. (1851.) Édition précédée de notices biographique et historique et accompagnée de notes par K. Engelke, Docteur en philosophie et professeur à la Oberrealschule de Flensburg.
 Gebunden M 1.60. — Wörterbuch dazu M —.20.
- Nr. 42 B. **Sailing alone around the world**. By Capt. Joshua Slocum. Adapted for the use of schools by R. Blume, Ph. D., Professor at the Realschule beim Doventor, Bremen. With a plan and a map.
 Gebunden M 1.20. — Wörterbuch dazu M —.20.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts-
 und Schulverkehrssprache

von

Dr. K. Engelke,

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Zweite, verbesserte Auflage. Preis: M 0.80.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Cahier de Notes.

**Stillstisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen
für Schüler der Oberklassen,**

eingrichtet zur Aufnahme von weiteren, im Unterricht gewonnenen sprach-
lichen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken

von Dr. K. Engelke,

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Preis: \mathcal{M} 1.50.

100 Dichtungen aus der Zeit der Befreiungskriege

zusammengestellt

von

Dr. Hans Dütschke,

Professor am Kgl. Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin.

Preis: gebunden \mathcal{M} 1.—.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Paul Neff Verlag (Carl Böhle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebis

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie

neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröder

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln

weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Die Ausspracheangaben Schröders verdienen das größte Lob. Mit welcher Vorsicht der Verfasser vorgeht, ist besonders daraus zu ersehen, daß er von vielen Wörtern zwei und mehr verschiedene Aussprachen angiebt. Natürlich wird die an erster Stelle stehende als die beste empfohlen.

Prof. Dr. Ellinger, Treppau, in der „Anglia“.

 **Zu haben in allen Buchhandlungen** 

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen

Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

6.
UNIV. MUSEUM
JUN 1903

Gotha, 13. Juni.

Nr. 12, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 147) Ch. W. Peppler, *Comic Terminations in Aristophanes and the Comic Fragments* (Ph. Weber) p. 265. — 148) Fred. H. M. Blaydes, *Spicilegium Aristophanenum* (Pongratz) p. 268. — 149) Jacob van der Valk, *De Lucretiano carmine* (H. Schröder) p. 268. — 150/152) W. Dörpfeld, *Das Homerische Ithaka*; Hugo Michael, *Das Homerische und das heutige Ithaka*; N. K. Παυλάτου Φαρμακίας, *Ἡ ἀληθὴς Ἰθάκη τοῦ Ὀμήρου* (R. Menge) p. 270. — 153) L. Hervieux, *Notice sur les fables latines d'origine indienne* (Fr. Heidenhain) p. 275. — 154) P. Varese, *Il calendario romano all'età della prima guerra punica* (F. Luterbacher) p. 275. — 155) M. Wetzel, *Griech. Lesebuch* (F. Adami) p. 276. — 156) Uppenkamp, *Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Tacitus* (E. Krause) p. 279. — 157) A. Brofmer, *Aïgar et Maurin* (M. Goldschmidt) p. 280. — 158) M. Hoffmann, *Guy de Maupassant* (A. Rohr) p. 281. — 159) B. Lade, *Henri Malin, Un Collégien de Paris en 1870* (K. Pusch) p. 282. — 160) E. Goerlich, *Hilfsbuch für den franz. Unterricht* (A. Wackerzapp) p. 283. — 161) V. Kerb, *The Valiant Welshman* by R. A. Gent (-tz-) p. 284. — 162) H. Lohre, *Von Percy zum Wunderhorn* (T.) p. 285. — 163) M. Steffen, *Einführung in den englischen kaufmännischen Briefwechsel* (Bahrs) p. 287. — 164) H. Fischer, *Der Neuhumanismus in der deutschen Literatur* (T.) p. 288. — Anzeigen.

147) Charles William Peppler, *Comic Terminations in Aristophanes and the Comic Fragments*. Part I: Diminutives, Charakter Names, Patronymics. Baltimore, John Murphy Company, 1902. 53 S. 8.

Der Überschrift entsprechend zerfällt die hiermit angezeigte Dissertation in drei Teile, und zwar dergestalt, daß die gute erste Hälfte der Abhandlung von den Diminutiven handelt, während die beiden anderen Wortklassen sich in die Resthälfte teilen. Diese Ungleichheit des äußeren Umfangs in der Behandlung der drei namhaft gemachten Erscheinungen, die, wie man sofort begreift, Spezies einer und derselben Art sind, insofern bei allen der komische Zweck durch Änderung der gewöhnlichen Endung in eine neue und unerwartete erreicht wird, dürfte zu der mehr oder weniger häufigen Anwendung dieser Mittel behufs Erzielung der beabsich-

tigten Wirkung im richtigen Verhältnis stehen. Jedenfalls treten gegenüber den Deminutiven die beiden anderen weit zurück. Wurzelnd in der täglichen Umgangssprache des Volkes dienen die Deminutive dem an der Unterhaltung regen Anteil nehmenden Gemüte je nach den Umständen zum Ausdruck der ungeheuerlichsten Stimmungskontraste; leihen sie ja doch der liebevollsten Teilnahme und dem stärksten Abscheu gleich bededten Ausdruck, sind ebensogut Kosenamen als verächtliche Benennungen. Die Komiker allerdings wenden sie hauptsächlich in letzterem Sinne an.

Nach einer kurzen Einleitung bespricht der Verf. zunächst Zweck und Wirkung der Deminutiva, soweit sie im Sinne hyperbolischer Verkleinerung verwendet werden, und belegt seine Ausführungen theoretisch durch Grammatikerstellen, praktisch durch nicht aus griechischen Komikern ausschließlich, sondern auch aus Plautus, ja selbst Cicero u. a. entnommene Beispiele, ein Verfahren, das er die ganze Arbeit hindurch ziemlich gleichmäßig beibehält. Der nächste Abschnitt handelt von der übertriebenen Anwendung der Deminutive, die wieder doppelter Art ist, erstlich eine Vervielfältigung (richtiger Verdoppelung!) der Deminutivsuffixe (*παιδισκάριον, χλανισκίδιον, Πριαμιλλόδριον, Αημακίδιον*, womit zu vergleichen *peditastellus, gravastellus*), zweitens eine Häufung von Deminutiven. Ausdrücke wie *parvulum palliolum* und *aureola oratunculula* sind als äquivalent mit der an erster Stelle genannten Verdoppelung zu betrachten. Das reichlich angezogene Material läßt in diesem Teile deutlicher als in anderen Partien Vertrautsein des Verf. mit den Quellen und Vorarbeiten ersehen. Während indes später *ὀνιδιον, κρεῖστος, σανδαλίσκος, σκελίσκος, medullula, imulus, mollicellus, eruditulus* als *ἅπαξ εἰρημένα* bezeichnet sind, fehlt dieser Zusatz hier bei *Αημακίδιον*. Was vollends *κρεῖστος* anlangt, so möchte es trotz der Analogie der beiden nächsten Wörter meines Erachtens doch geratener sein, einstweilen noch an der Form *κρεῖστον* festzuhalten; es ist ja richtig, daß die beiden anderen Maskulinformen von Neutris gebildet sind, aber Kock (zu den Fröschchen V. 405) findet diese Bildung „sehr auffällig“. Nunmehr folgen die Deminutive liebkosender Zärtlichkeit und Schmeichelei, wo indes der angeführte Gebrauch von *φιλότης* in der Anrede mit nichts auf die zitierte Platostelle beschränkt ist, und im Anschluß hieran die der Verächtlichmachung, bei welchen die von Aristophanes an der Sprache des Euripides geübte Kritik als recht ergiebige Fundgrube sich erweist. Der zweite Teil, der eine bemerkenswerte Vorliebe der Griechen für Spott-

namen erkennen läßt, geht der Reihe nach die Endungen *-ων*, *-λων*, *-ώ*, *-ις*, *ἰᾶς* (zu *διφθερίας* ist noch Varr. r. r. 2, 11 zu vergleichen), *-ᾶς* (und *-ῶς*: *Λιονῶς*) und *-ᾱς* durch. Unter dem aus II. 10, 68 f. entlehnten Motto bildet endlich die Betrachtung der Patronymika den Schluß. Bei letzteren wird, wie dies eingehender schon bei den Deminutiven der Fall gewesen ist, auch der etwaige Einfluß des Metrums auf Anwendung oder Nichtanwendung solcher Wörter einer ziemlich eingehenden Besprechung gewürdigt. Ob die dabei geäußerten Vermutungen einen über die statistischen Feststellungen noch hinausgehenden Wert haben, muß dahin gestellt bleiben.

Gilt es nun schließlic, die Arbeit, welche stellenweise mehr den Charakter einer Betrachtung als einer Abhandlung an sich trägt, in einem zusammenfassenden Urteile zu werten, so können ihr Vorzüge mancherlei Art gewiß nicht abgesprochen werden. Mit Klarheit und Übersichtlichkeit der Gruppierung verbindet sich verständige Sichtung der einschlägigen Literatur und maßvolles Abwägen des Für und Wider. An manchen Stellen tritt auch selbständige Durchforschung der Quellen zu Tage, sodaß Peppers in der erfreulichen Lage ist, die Beispielsammlungen anderer durch kleine Beiträge zu vermehren; öfter freilich verläßt er sich auf fremde Feststellungen. Wenn man jedoch noch weiter einerseits die Schwierigkeiten bedenkt, die sich erheben, sobald man in einem bestimmten Falle entscheiden soll, ob das hier in Frage kommende Wort dem Komischen zuzurechnen ist oder nicht, zumal da es sich um eine fremde und noch dazu tote Sprache handelt, deren Umgangsidiom, welches doch das eigentliche Gebiet hierfür ist, bei dem allgemeinen literarischen Schiffbruch, um ein Bild Wytttenbachs zu gebrauchen, im Vergleiche zu dem Bestande der auf uns geretteten Literatursprache größtenteils über Bord ging, anderseits darauf hinweisen kann, daß keine der von Peppler in Betracht gezogenen Stellen zur Opposition herausfordert, so darf man wohl in dieser vorsichtigen Beschränkung auch eine Art Meisterschaft erblicken.

Druckfehler haben sich nur wenige eingeschlichen. Man verbessere und lese S. 11 Z. 30 *πωλάριον*; S. 18 Z. 26 *-άριον*; S. 19 Z. 30 *πόσιον*; Z. 32 *Μυρρινίδιον*; S. 50 Z. 28 *πολυετής*.

München.

Ph. Weber.

- 148) **Fredericus H. M. Blaydes, Spicilegium Aristophaneum.**
Halis Saxonum, in orphanotrophaei libraria MDCCCXCII. 136 S. 8.

№ 3. —

Das Buch bildet eine Ergänzung zu des Verf. bekannter Aristophanesausgabe. Es zeigt, wie wenig sich Blaydes genug tun kann in Anführung von Parallelstellen, eine Eigenheit, die nicht allerwärts Anklang gefunden hat. Am Schlusse sind noch Bemerkungen beigelegt zu anderen Komikern und ganz zuletzt noch einmal Addenda zu Aristophanes, sodaß ein gewissenhafter Benutzer von Blaydes' Aristophanesausgabe an drei Orten sich Rats erholen muß.

Amberg.

Pongratz.

- 149) **Jacob van der Valk, De Lucretiano carmine a poeta perfecto atque absoluto.** Disputatio litteraria. Campis apud Ph. Zalsman, MCMII. VIII u. 171 S. 8.

Die herrschende Lukrezkritik verdankt ihre Eigenart der Hieronymusstelle, nach welcher der Dichter in lichten Zeiten zwischen Wahnsinnsperioden eine Reihe von Büchern verfaßte, die dann Cicero herausgegeben, und einer Vermutung Lachmanns, wonach dem Herausgeber als Hinterlassenschaft des Dichters, außer dem unfertigen Werke, auf Konzeptblättern einzelne Stellen in späterer Bearbeitung übergeben worden seien, die er dann schlecht genug in den laufenden Text eingefügt. Sie findet also ihre Aufgabe nicht mehr in der Beseitigung von Interpolationen — höchstens ein Vers gilt noch für unecht — sondern sie sucht den Text herzustellen, wie Lukrez ihn gestaltet haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, unter den hinzugekommenen Fragmenten Auslese zu halten, das Wertvolle passend unterzubringen und die Kommissuren glatt zu überbrücken. Neben Verwerfungen von einzelnen Versen und Versgruppen und Lücken sind spätere Einschübsel und doppelte Redaktionen in erster Linie Gegenstand der Aufmerksamkeit, das Ergebnis aber Ausgaben, die, so hoch sie sonst stehen, äußerlich durch verwirrende Verszählung, Andeutung von Lücken und Athetesezeichen den Eindruck machen, als habe Peerlkamps Geist, aus der Horazkritik glücklich gebannt, sich bei Lukrez eingenistet.

Demgegenüber will v. d. Valk die Annahme, daß der Dichter sein Werk nicht vollendet und nicht selbst herausgegeben habe, widerlegen. Er zeigt, indem er des Arnobius und des Laktanz Schweigen betont, zum Teil mit

Brieger, im ganzen aber mit dem besten Sachverständigen in solchen Fragen, W. Teuffel, zusammentreffend, daß, wie der biographische Teil der Hieronymusstelle keinen Glauben verdient, so auch Ciceros Herausgeberschaft aus den Fingern gezogen ist. Dann prüft er die auf Hieronymus mittelbar oder unmittelbar fußenden Hypothesen älterer Zeit, um endlich auf die Lachmannsche zu kommen, die, während jene praktisch überwunden sind, bei ihrer noch weiterzeugenden Kraft es beansprucht, daß alle in ihrem Sinne ausgesprochenen Vermutungen geprüft werden. Keine Mühe hat der Verf. geschenkt, unter beständiger Berücksichtigung der Ausgaben von Lachmann, Bernays, Munro, Brieger, Giussani, Bailey und Heinze das in Zeit- und Gelegenheitsschriften verstreute Material heranzuziehen und das Für und Wider bei allen beanstandeten Stellen abzuwägen. Da ist er denn in der Lage, bei etwa 80 Stellen sich bald auf einen, bald auf mehrere Eideshelfer berufen zu können; übernimmt er bei über 50 Stellen selbst die Rettung und bespricht endlich noch über 30 Stellen, wo er die erhobenen Bedenken mehr oder weniger teilt, aber teils anders als im Sinne der Lachmannschen Hypothese, teils durch Annahme von Lücken und Zulassung von Umstellungen beseitigt. So sind zwar Lücken (25), Wiederholungen von Versen (18) und Verwerfungen (40) zuzugeben; aber sie haben, meint der Verf., nichts Befremdliches bei Handschr., die alle auf einen und denselben Archetypus zurückgehen. Dagegen ist kein Abschnitt wegen Störung des Zusammenhanges herauszuheben, somit die Zetteltheorie widerlegt. Frägt man noch, wie der Verf. über den Schluß des sechsten Buches denkt, so ist er der Ansicht, daß durch Beschädigung des Archetypus am Ende ein Abschnitt verloren gegangen sei, in dem der Dichter sein V, 155 gegebenes Versprechen einlöste und im Anschluß an die Pestschilderung den Satz: *deorum potestatem nil ad nos pertinere* bewies, wie am Ende von Buch III gezeigt worden ist: *mortem nil ad nos esse*.

Der Verf. weiß gediegene Kenntnis des epikureischen Systems wie der Sprache und Metrik des Lukrez mit Scharfsinn und guter Methode zu verwerten. So wird seine Arbeit Eindruck machen, freilich nicht so weit, daß alle seine Beweisführungen für gelungen und alle Rätsel, auf denen die Existenz der Lachmannschen Hypothese beruht, für gelöst gelten könnten; ist doch auch die Zahl der zugegebenen Lücken und Verwerfungen unverhältnismäßig groß. Abschließende Resultate sind vielmehr erst zu erwarten, wenn der Gebrauch der Übergangspartikeln sowie

die Übergangs- und Verweisungsformeln allseitig beleuchtet, ferner das Verhältnis der jeweiligen Anordnung bei Lukrez zur Disposition der jeweiligen Vorlage, endlich auch die sprachliche Abhängigkeit von den griechischen Vorlagen, deren sich gewiß noch mehr als bisher abseits von den Epicurea nachweisen lassen, genügend ins Licht gestellt sein werden. Abschließende Resultate werden sich auch eher dem einstellen, der bei allseitiger Bearbeitung jedes Buches für sich den Grundsatz festhält, auf die durch Lachmann nahegelegten Auswege ganz zu verzichten, als wer die in Betracht kommenden Stellen einzeln prüft, wobei, der isolierten Stelle gegenüber, leicht Meisterung des Sinnes durch vorgefasste Meinungen platzgreift. So verweist v. d. Valk wiederholt mit Glück auf Parallelismen in Gedanken und Form; das verleitet ihn aber, wie wenn es sich um Strophe und Antistrophe handelte, dazu, in der Stelle über die Mondfinsternisse den Vers *menstrua* (sc. luna) *dum rigidas coni perlabitur umbras* (V, 764=771) dort zu tilgen, wo es sich um *ἐπιπροςθέτης*, und ihn dort zu halten, wo es sich um *σβέσις* handelt, nur um Ebenmaßs in den Verszahlen (5 + 4 und 5 + 4) herzustellen; wovor er sich im Zusammenhange exegetischer Durcharbeitung des ganzen astronomischen Abschnittes wohl gehütet hätte. Solcher Ausstellungen ließen sich noch mehr machen; aber das ist sicher, daß v. d. Valks Arbeit an ihrem Teil dazu beitragen wird, daß das Beispiel Heinzes, durch dessen erfolgreiche Bearbeitung des dritten Buches v. d. Valk doch wohl zu seiner Arbeit angeregt und ermutigt worden ist, wie seine grundsätzlichen Bemerkungen sowohl in jener Ausgabe als auch in der inhaltreichen Besprechung des Lukrez von Giussani (Gött. Gel. Anz. 1897) gebührende und erspriessliche Nachachtung finden.

Straßburg i. E.

Hans Schröder.

150/152) **W. Dörpfeld, Das Homerische Ithaka.** Sonderabdruck aus *Mélanges Perrot*. Paris, Thorin & fils, 1902. S. 79—93. gr. 8.

Hugo Michael, Das Homerische und das heutige Ithaka.

Wiss. Beil. des Gymnasiums in Jauer, Ostern 1902 Jauer, Oskar Hellmann. 28 S. 4 und drei Kartenskizzen. M 1. 50.

Νικολάου Κ. Παυλάτου *Φαρμακέως*. 'Η ἀληθὴς Ἰθάκη τοῦ 'Ομήρου. *Ἀρχαιολογικὴ μελέτη*. "Ἐκδοσις δευτέρα. 'Εν Ἀθήναις, ἐκ τοῦ τυπογραφείου τῆς Κορίνθου. 1902. 30 S. 8.

Die Ithaka-Frage beschäftigt wieder einmal weitere Kreise: aber jetzt handelt es sich nicht mehr darum, ob der Dichter der Odyssee das Hei-

matland des Odysseus gekannt habe, sondern welche der jonischen Inseln das älteste Anrecht auf den Namen Ithaka habe, ob das heutige Ithaka oder Leukas. Kein Geringerer als Dörpfeld hat sich in der oben bezeichneten Schrift für Leukas ausgesprochen in derselben Weise, wie er es in der Julisitzung der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin im Jahre 1902 getan hatte. Bis jetzt hatte man von dieser seiner Ansicht schon öfter gehört und gelesen, jetzt liegt sie endlich in seiner eigenen Darstellung gedruckt vor. Dafs er schwerwiegende Gründe hat, läfst sich von vornherein annehmen: es fragt sich nur, ob sie alle die Zweifel aufzuwiegen vermögen, die gegen seine Meinung sich geltend machen. Hierüber läfst sich zu einem abschließenden Urteile noch nicht kommen, da seine Abhandlung fast nur die geographische Lage der Insel und fast nicht die vom Dichter genauer ausgemalten Örtlichkeiten und ihre vorausgesetzte Lage zueinander behandelt. Zunächst erörtert er, dafs Leukas schon im Altertum eine Insel war, nicht eine Halbinsel, wie andere annehmen, und dafs es die vierte Insel der vom Dichter genannten vier Inseln Ithaka, Dulichion, Same und Zakynthos sei. Dann behandelt er die auf das heutige Ithaka nicht recht passende Stelle Od. IX, 21—26, nach der die Insel

— — — *χθαμαλή πανπεράτη ἐν ἁλὶ κεῖται*

πρὸς ζόρον, αἱ δὲ τ' ἄνευθε πρὸς ἧν τ' ἡέλιόν τε.

Er setzt ζόρος = Westen. So liegt aber Leukas nicht im Verhältnisse zu den anderen Inseln. Es muß mit einem Irrtum der Alten gerechnet werden, nach deren Meinung die Küste des Festlandes gegenüber diesen Inseln nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten verläuft. Wenn freilich hierbei herauskommen sollte, dafs der Dichter die Lage von Leukas-Ithaka ähnlich angenommen habe, wie sie auf der Karte nach Ptolemaios angegeben ist (s. H. Kiepert, Neuer Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien, in 15 Blättern, Berlin 1872, Karte 13), dann müßte bestritten werden, dafs er die Insel je selbst gesehen hat. Denn dort liegt sie westlich von der Nordhälfte Kephallonias und weit vom Festlande entfernt. Dann würde aber auch die Deutung von *χθαμαλή*, die Dörpfeld dem Worte gibt, nicht passen. Er meint nämlich, indem er von der Bedeutung „*χθαμαλός* = niedrig“ ausgeht: „Eine Insel liegt für den Dichter niedrig im Meere, oder unten im Meere, wenn sie sich sehr nahe am Festlande befindet.“ Das ließe sich an sich gewifs erwägen, aber nimmer mit der Lage in Einklang bringen, die Ptolemaios

der Insel Leukas zugewiesen hat. Im Gegenteil würde es nach Ptolemaios' Karte eher zu Ithaka passen. Sollte aber endlich Homer Leukas-Ithaka für die westlichste der jonischen Inseln gehalten, aber ihre Lage zum Festlande richtig gekannt haben, dann ist es wunderbar, daß dies Verhältnis zum Festlande, das für Leukas so sehr bezeichnend ist, bei dem Dichter nicht greifbarer hervortritt. Ja, ist es denkbar, daß er die Worte *εἰν ἄλι* dazugesetzt haben würde, wenn er die Insel sich als am Festlande liegend vorgestellt hätte? Zwar, wenn man mit Göbel glaubt, daß *ἄλς* = Küstenmeer, so würde *χθαρὰ λῆ* ... *εἰν ἄλι καί ται* den erwünschten Sinn geben; aber diese Deutung des Wortes *ἄλς* ist wohl nicht allgemein angenommen. So scheint mir die oben erwähnte Odysseestelle und somit die Frage, ob Ithaka = Leukas sei, noch nicht hinreichend geklärt. Denn die von Dörpfeld weiter aufgeführten Dinge, die Fährre, die öfters wiederholte Bemerkung „du bist doch nicht zu Fuß hierher gekommen“ u. a. sind nicht von durchschlagender Bedeutung. Mehr Gewicht legt D. selbst dem Umstande bei, daß als die Insel Asteris, wo die Freier dem Telemachos auflauerten, die südöstlich von Leukas gelegene Insel Arkudi mit mehr Recht angesehen werden könne als das der homerischen Beschreibung wenig entsprechende Daskalio zwischen dem heutigen Ithaka und Kephallonia. Aber, wie soll es sich erklären, wenn Leukas das alte Ithaka ist, das jetzige Ithaka aber das homerische Same, daß aus dem letzteren bei einem Flächeninhalt von 94 qkm 24 Freier zugegen sind, aus ersterem aber, das gegen 290 qkm mißt, nur 12 (Od. XVI, 249 f.)? — Daß während der ganzen klassischen Zeit das heutige Ithaka für das homerische gegolten habe, zieht D. nicht in Zweifel. Die Übertragung des Namens sei erfolgt im Zusammenhang mit der Völker- und Namenverschiebung, welche die dorische Wanderung mit sich gebracht habe. Im Schiffskataloge, dem jüngsten Teile der Ilias, sei Ithaka schon das heutige Ithaka. So verquickt sich diese Einzelfrage mit der großen Frage nach der Entstehung der homerischen Gedichte.

Als Dörpfelds entschiedener Gegner, der dessen Ansichten allerdings bloß aus den Mitteilungen anderer kennt, tritt H. Michael auf, ein Mann, der um so mehr gehört zu werden verdient, als er seinerzeit mit dem um die Erforschung der jonischen Inseln so verdienten Partsch fünf Tage auf Ithaka verbracht hat. Partsch hat zwar im 98. Ergänzungshefte der Petermannschen Mitteilungen nachgewiesen, daß der Dichter das heutige Ithaka vor Augen gehabt hat, und mein Aufenthalt dort hat mich dasselbe

gelehrt (s. „Ithaka nach eigener Anschauung geschildert“, Gütersloh, Bertelsmann), aber nachdem Dörpfeld eine andere Ansicht aufgestellt hat, ist es doch willkommen, daß die Tatsachen noch einmal geprüft werden, wie es von Michael geschieht. Er gibt drei Kapitel: 1) die Lage der Insel, 2) die Beschaffenheit der Insel, 3) die vom Dichter genannten Örtlichkeiten der Insel. Zunächst weist er darauf hin, daß *πρὸς ζόφον* nicht bedeute „nach Westen“, sondern „nach dem Dunkel“, also „nach Norden hin“. Der Dichter behauptet also Od. IX, 26: „Die Insel Ithaka liegt weiter nach der Seite des Dunkels, also nach Norden, als seine Nachbarinseln, was auch der Lage des heutigen Ithaka entspricht.“ Für *χαμαλή* hält er an der Bedeutung „niedrig, flach“ fest, gibt zu, daß dies auf Ithaka nicht passe, und möchte deshalb am liebsten die zwei oben angeführten Verse gestrichen sehen, zumal sie auch zu dem Vorhergehenden in Widerspruch stehen. Unter Dulichion versteht Michael, wie auch schon andere, den westlichen Teil der Insel Kephallonia, der vom östlichen, in dem er das homerische Same sieht, fast ganz abgesondert liegt. Hierfür hätte er einen Beweis auch in dem Texte Homers finden können, der Dulichion und Same immer durch *τε-τε* zu einer Einheit verbindet, der er Zakynthos als andere Einheit gegenüberstellt z. B. 9, 24 *Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ἄλγεσσα Ζάκυνθος*. Scheint solche Deutung etwa künstlich, so ist zu bemerken: Einfacher wird die Benennung der jonischen Inseln auch nach Dörpfeld nicht, da dieser S. 93 auch einräumt „Im Schiffskatalog ist Ithaka das heutige Ithaka“. Wir können nicht verfolgen, wie Michael weiter die Behauptungen Dörpfelds zu entkräften sucht. Nur von der Insel Asteris sei noch die Rede. Michael weist darauf hin, daß *πορθμός* = Überfahrtstelle, Meerenge, Sund wohl auf den Kanal zwischen Ithaka und Kephallonia passe, nicht aber auf das zwischen Leukas und Ithaka liegende Meer, auf das es von Dörpfeld bezogen wird. Die Insel Daskalio entspreche freilich nicht genau der Beschreibung des Dichters — früher soll sie nach Strabo II 356 dies getan haben —, aber auf die Insel Arkudi, die äußerlich ähnlicher ist, passe des Dichters Erzählung nicht. Schon die für die Reise des Telemach angedeuteten Entfernungen stimmten nicht zu Leukas. Weitere Einzelheiten muß man in dem Schriftchen selbst nachsehen. Im zweiten Teil desselben wird nachgewiesen, daß die vom Dichter über die Beschaffenheit der Insel gemachten Angaben auf Ithaka sehr wohl passen, nicht aber auf Leukas. Wie weit Dörpfeld auch die vom Dichter genauer bezeichneten Örtlichkeiten auf Leukas wieder-

findet, ist mit Ausnahme der πόλις, die er — beiläufig — in die Ebene von Nidri neben den Hafen von Vlichos verlegt, noch unbekannt. Michael kann also auch hier keinen Gegenbeweis antreten, sondern nur nachweisen, daß diese Ortlichkeiten sich auf Ithaka finden. Nur ob er die von Thiersch, und auch von mir und ebenso von Reisch (Serta Harteliana, Wien 1896, im Aufsätze Nr. 24 „Ithaka“, S. 157) als Nymphengrotte bezeichnete Stalaktitengrotte als solche anerkennen soll, ist ihm zweifelhaft, da nach dem Dichter die Grotte näher am Strande gelegen hat. Im übrigen ist Michael so fest davon überzeugt, daß das heutige Ithaka die Heimat des Odysseus sei, daß er schliefst: „Selbst wenn die auf Leukas veranstalteten Ausgrabungen das Vorhandensein einer Stadt aus der mykenischen Periode erweisen sollten, so wird dies der kleinen Insel (Ithaka) den seit Jahrtausenden besessenen Ruhm, das Vaterland des Dulders Odysseus zu sein, nicht nehmen können¹⁾.“

Gleichen Zweck wie Michael verfolgt der Ithakasier Paulatos, dessen Abhandlung in erster Auflage übrigens schon früher erschienen ist. Er bringt ähnliche Gründe wie dieser gegen Dörpfeld vor. Im Anfange betont er besonders, daß von Leukas doch unmöglich Od. IX, 22 f. gesagt werden könne, daß ἀμφὶ viele Inseln liegen; wenn dies ἀμφὶ aber von den Gegnern als πλησίον gefaßt werde, dann vertrüge sich wieder damit die alsbald folgende Angabe nicht, daß diese Inseln fern liegen. Über die Verteilung der Inselnamen, den πορθμός, πρὸς ζόφον, die Insel Asteris, die Reise des Telemach, äußert er sich in gleichem Sinne wie Michael. Bei seinen Beweisen berücksichtigt er besonders die Angaben der Überlieferung und zeigt dabei gute Literaturkenntnisse. Wenn er die Lage der Λευκὰς πέτρα (Od. XXIV, 11) auf dem Pfade der zum Hades wandernden Seelen gegen Dörpfeld geltend machen will, so ist dieser ihm inzwischen ausgewichen, indem er S. 86 seines Aufsatzes die Stelle mit Partsch anders deutet, als P. annimmt. Der Verf. führt seinen Kampf gegen Dörpfeld natürlich nicht bloß mit Verstandesgründen, sondern er ist ihm auch Herzenssache. Aber er läßt sich durch das Gefühl

1) Auf einige kleine Versehen in Michaels Abhandlung macht mich Professor Hennings in Husum aufmerksam: S. 6 letzte Zeile lies statt η 129: η 189; S. 8 Mitte M 38 st. M 381; S. 19 bei ἐδδελος fehlt § 344; S. 20 Z. 9 lies st. T 201: Γ 201; S. 24 Mitte lies st. α 398, π 425: β 390, π 325; S. 25 unten st. ο, 495: π 325; S. 27 Mitte st. ε 188: λ 188.

den Verstand nicht trüben und verdient daher Beachtung, um so mehr, als er ja mit den Örtlichkeiten vertraut ist wie keiner.

Auch in griechischen Zeitungen, von denen mir einige zugegangen sind, vertritt er seinen Standpunkt mit Nachdruck und Geschick. Und er hat auch die Topographie Ithakas selbst gefördert. In der Zeitschrift *Ἀι Μοῦσαι*, 1892, Nr. 226 (Zakynth d.1. Sept.) macht er es sehr wahrscheinlich, daß er die Stelle genauer bestimmt hat, wo des Laertes Landgut gelegen hat. Sie führt noch heute den Namen Agri, der recht wohl zusammenhängen kann mit der Bezeichnung Ἀγρός (*Laértas*), und entspricht den Andeutungen des Dichters.

Oldenburg i. Gr.

Rud. Menge.

153) **Léopold Hervieux, Notice sur les fables latines d'origine indienne.** Paris, F. Didot, 1898. 78 S. 8.

Diese Schrift ist, wie der Verf. selbst sagt, eigentlich nur die Vorrede zu einem Buche, nämlich zu einer Ausgabe von dem *Directorium humanae vitae* des Johannes von Capua und dem Baldos, der ihn in Prosa, wie dem des Raymond aus Béziers, der ihn unter Zugabe poetischen Schmuckes nachahmte. Was an den anderen Werken H.s gerühmt wurde (vgl. N. P. R. 1900, Nr. 7), die peinliche Sorgfalt, die umfassende Darlegung des Tatbestandes, das vorsichtige Urteil: alle diese Eigenschaften zeigt auch das vorliegende Büchlein. Anschaulich erzählt H., wie das Panscha-tantra der Indier zu den Persern, von diesen zu den Arabern kam, um schließlich, wie so viele andere Werke des Orients, von den stammverwandten, zugleich aber dem Abendlande angehörenden Juden in das Lateinische übertragen zu werden und so in den Besitz der europäischen Völker überzugehen: und der eingehenden Darlegung des Nachlebens, dessen sich die indische Fabelsammlung in dem Latein des Mittelalters erfreute, ist H.s Arbeit gewidmet. Mit ihr fügt er ein neues wertvolles Stück in den nach großem Plane von ihm entworfenen Bau einer Geschichte der lateinischen Fabel.

Marienburg (Westpr.).

Fr. Heidenhain.

154) **Prospero Varese, Il calendario romano all'età della prima guerra punica** (= Studi di storia antica, pubblicati da Giulio Beloch. Fascicolo III). Roma, Ermanno Loescher, 1902. 74 S. in 8 gr. 4 lire.

Varese revidiert die Chronologie der Jahre 263—229 v. Chr., von denen er am Schlusse eine Tabelle nach dem julianischen Kalender ent-

wirft. Die Triumphe der Konsuln fallen alle in die Zeit von Anfang Oktober bis zum 13. April. Danach glaubt V., daß der Antritt ihres Amtes am 1. Mai stattfand. Sicher ist, daß Cn. Fulvius 227 bei seinem Triumph am 21. Juni pro consule war.

Besonders behandelt wird das Datum der Schlacht bei den Ägatischen Inseln. Polybius sagt I, 58, 8: *ἐτοιμασθέντων διακοσίων πλοίων πεντηρικῶν στρατηγὸν καταστήσαντες Γάιον Λυτάτιον ἐξέπεμψαν ἀρχομένης τῆς Σεπτείας*. Das bedeutet: Von den beiden Konsuln, deren Amtszeit vom 1. Mai 242 bis zum 29. April 241 lief, erhielt Catulus den Oberbefehl der Flotte. Die Schlacht war nach Eutrop am 10. März, also 241. Indem V. den Bericht über den Feldzug des Catulus durchgeht, kommt er zu der Überzeugung, daß die Schlacht gegen Ende unseres Monats Mai stattfand, daß also damals der römische Kalender um 2—3 Monate hinter dem astronomischen Jahreslauf zurück war. Der Amtsantritt der Konsuln am 1. Mai fiel also in den Hochsommer. V. bekämpft 1) die Annahme von Reufs, daß die Schlacht ins Jahr 242 zu setzen sei, 2) die Meinung von Fränkel und Seipt, daß der damalige Kalender dem julianischen um 2—3 Monate voraus war und die Schlacht in unseren Dezember fiel, 3) die Ansicht Soltaus, daß der Kalender damals mit dem julianischen übereinstimmte. — Sodann wird die Chronologie des ersten punischen Krieges und der folgenden Zeit bis 218 nach Polybius, den römischen Autoren und den Fasten besprochen. Da jedoch die Chronologie des gallischen Krieges eng mit der des zweiten punischen Krieges verbunden ist, so hat er sie für eine spätere Erörterung aufgespart, in der er auch nachweisen will, daß die Verlegung des Amtsantrittes der Konsuln vom 1. Mai auf den 15. März zu Anfang 222 bei der Abdankung des C. Flaminius erfolgte.

Burgdorf bei Bern.

F. Luterbacher.

- 155) **Wetzel, Griechisches Lesebuch** mit deutschen Übungsstücken für Unter- und Obertertia. 5. durchgesehene Aufl. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1900. XI und 228 S. 8. geb. *M* 2. 25.

Das Buch enthält: I. in 110 Paragraphen griechische und deutsche Übungsstücke. II. 15 deutsche Übungsstücke. III. Vokabularium zu I u. II. IV. Grammatische Bemerkungen zu I. V. Übersicht von Beispielen

des Lesebuches zu syntaktischen Regeln. VI. Verzeichnis der griechischen, deutschen Wörter und der Eigennamen.

Zu I. In den ersten 33 Stücken, in denen alle Deklinationen, vom Verbum Praes. Imperf. Fut. Aor. Akt. behandelt werden, wiegen Einzelsätze vor; von Stück 34 ab, mit dem die Komparation einsetzt, überwiegen durchaus die zusammenhängenden Stücke im griechischen Text sowohl wie in den sich dem vorausgehenden griechischen Text stets anschließenden deutschen Stücken. Von den Stücken mit Einzelsätzen behandeln 47, 56, 101 Erscheinungen, die ohne Künstelei kaum in einen zusammenhängenden Text hätten geprefst werden können, nämlich Pron. ἄλλος, ἕκαστος, πότες etc., Opt. Konj. Imper. Praes. Med. und Pass., εἰμί und Komposita; 61, 67, 106 enthalten Sentenzen und können, da ihr Übungsstoff im nächsten Stück wiederkehrt, übersprungen werden, aus gleichem Grunde auch 78 (Gutturalstämme), und 108—110 (Nachtrag: att. zweite Dekl., Fem auf ω, Dual). So trägt das Buch mit Recht den Namen eines griechischen Lesebuches. Von den Lesestücken selbst aber sind die meisten zu lang geworden; durch Streichung unwesentlicher Züge in der Erzählung können die meisten erheblich gekürzt werden, ohne daß der Übungsstoff darunter litte, z. B. 49, 51, 53, 57 u. a.; auch die Verba pura contracta sind zu breit behandelt; ganz entschieden aber müssen die Verba auf μι in kürzeren Texten vorgeführt werden, selbst wenn eine der Taten des Herakles kürzer erzählt werden oder ganz wegfallen müßte. Sprachlich wäre in 49 der seltene Superlativ ἐσθλότετος durch ἄριστος zu ersetzen, das seltene εἶπω mit seinem ganzen Satze kann wegfallen; nicht gut ist 34 δεῖ βαρύτερα γίνεσθαι, 72 πλεῖω ἱμάτια πορεῖν; δουλάμαι 74 will nicht im Munde des Mardonius passen. Inhaltlich sollte Stück 43 geändert werden, das, nach Plato Apol. 20 E gearbeitet, dem Sokrates die bekannte delphische Entscheidung in allzu breiter und, da der größere Zusammenhang fehlt, prahlerisch wirkenden Rede in den Mund legt; man lasse etwa den Chärephon erzählen. Die spartanische Jugenderziehung verdient sicher nicht die Bewunderung und Hochschätzung, die ihr 72/73 zu teil wird. Im übrigen hat sich der Verf. bemüht, innerhalb des vorgeschriebenen Stoffkreises „der griechischen Geschichte und Sage“ möglichsie Abwechslung zu bringen. Recht passend fänden hier einige Stücke etwa aus Strabo über Britannien und Gallien und ihre Bewohner (vgl. Wilamowitz, Lesebuch IV) Aufnahme; die preussischen Lehrpläne auch von 1901 schreiben jenen Stoffkreis ja auch nur „im wesentlichen“ vor, und

das Lesebuch würde so neben der Unterstützung der Ovidlektüre auch für die Cäsarlektüre dankenswerte Ergänzungen bieten.

Zu II. 15 zusammenhängende Stücke paraphrasieren Xenophons Anab. bis II, 4; einzelne bringen als B auch Einzelsätze. Als Übungsstoff liegt eine erweiternde Wiederholung der Formenlehre zu grunde.

Der IV. Teil bringt 174 grammatische Bemerkungen, die anfangs auch aus der Formenlehre, später vorwiegend aus der Syntax die Erscheinungen besprechen, so wie sie zum ersten Male in den griechischen Lese-stücken vorkommen. Bei weiterem Auftreten wird dann durch Fußnote auf die betr. Regel verwiesen. In diesem Teile finden sich durchaus alle wichtigen Erscheinungen behandelt, sodaß er den Gebrauch der Grammatik völlig entbehrlich macht und den Schüler veranlassen wird, immer wieder auf sein Lesebuch zurückzugreifen. Dabei ist nicht versäumt, auf parallele Erscheinungen im Lateinischen und wiederholt auch im Französischen (37, 47, 76, 162) hinzuweisen. Bei 46 hätte noch an den Unterschied im Gebrauch des französischen Imparfait und Passé défini erinnert werden können; die lateinischen Hinweise wünschte man vollständiger: 31 Abl. instr., 57 militis est, 105 talis — qualis, 110 Abl. modi, 157 ponere, ducere etc., 170 advenire, nuntiare etc. Die Hinweise auf unter sich enger zusammengehörige Regeln sollten mehr angewandt sein, besonders bei 147 auf 113, bei 126 auf 111, 83 u. a. verwiesen werden. Die Fassung der Regel 69 über οὔτε — τέ, 117 (*audito*!) ist nicht klar; bei 54 empfiehlt es sich vor: *lat.: existima* ... „dagegen“ einzuschieben, die Bezeichnung Charakterbuchstabe für das σ des Fut. u. Aor. 45 ist sicher nicht gut.

Zu VI. In dem griechischen und deutschen Wörterverzeichnis wird dem einzelnen Worte nicht die Übersetzung beigegeben, sondern auf das Stück hingewiesen, in dem es zum erstenmal behandelt ist, ein Verfahren, das ebenfalls dazu beitragen wird, den Schüler in seinem Buche heimisch zu machen.

Der Druck ist besonders in den griechischen Texten etwas matt; in der Verbindung von Spiritus lenis und Akzent gerät der Akut oft zu kurz, der Zirkumflex bleibt oft fast ganz aus. Der Druck von VI muß entschieden größer werden auf die Gefahr hin, den Umfang des Buches etwas zu vergrößern. Gleich im Anfang fehlt 5 S. 6 Akz. u. Sp. bei Ω, 34 Z. 5 bei Α.

Zum Vorteil gereicht es dem Buche, daß die Pensen für Unter- und Obertertia zu einem Bande und zu einem Ganzen gearbeitet sind, ein

Zurückgreifen auf früher Gelerntes also jederzeit möglich ist. Dies und die ganze Anlage, besonders des II. und VI. Teiles verspricht die beste Wirkung auf den Schüler: er wird heimisch in einem Buche werden, aus dem er sich auch später für alle wichtigen Fragen sicher und rasch Rat zu holen weiß.

Laubach (Hessen).

F. Adami.

- 156) **Uppenkamp, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische** im Anschluß an Tacitus. Münster, Aschendorff, 1902. Teil I 44 S., Teil II 40 S. 8. à M —. 75.

Der erste Teil dieses Werkchens, der für die Hand des Schülers bestimmt ist, enthält den deutschen Text, der zweite die lateinische Übersetzung und die Angabe der benutzten Stellen, damit dem Lehrer die Nachhilfe und da, wo es gewünscht wird, die Erweiterung des Stoffes erleichtert wird.

Die Aufgaben haben nicht nur die Bestimmung, als Anleitung zum Übersetzen ins Lateinische zu dienen, sondern sollen vor allem den Primaner in die reiche Gedankenwelt des Tacitus einführen. Zu dem Zwecke hat der Verf. Äußerungen und Urteile des großen Historikers über gewisse Kulturzustände und allgemein menschliche Verhältnisse gesammelt, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und teils durch Überarbeitung der Schriftstellen, teils durch Hinzufügung eigener Bemerkungen zu zusammenhängenden Gedankenreihen verknüpft. Auf diese Weise ergeben sich 13 Abschnitte, die folgendermaßen überschrieben sind: I. Geschichtschreibung. II. Religiöse Ansichten des Tacitus. III. Verfassung und Regierung des Staates. IV. Gesetze. V. Das Majestätsgesetz. VI. Schmeichelei und sklavisches Unterwürfigkeit der Vornehmen. VII. Charakter des gemeinen Volkes. VIII. Die Kriegszucht. IX. Üppigkeit und Habsucht. X. Ehrgeiz und Herrschsucht. XI. Neid, Haß und Zwietracht. XII. Glück und Unglück. XIII. Sitten der alten Germanen.

Wie diese Übersicht schon zeigt, hat man es hier mit einer ganz eigenartigen Arbeit zu tun. Das landläufige Verfahren, durch Variation einzelner Schriftstellerkapitel Übersetzungsstoff zurechtzumachen, ist aufgegeben und der Versuch gemacht, unter Berücksichtigung der gesamten Produktion eines Schriftstellers dem Schüler ein Bild von der ganzen Persönlichkeit desselben und von dem Ideengehalte seiner Werke zu vermitteln. So bietet das Werk unter dem bescheidenen Titel von Aufgaben

zum Übersetzen die reifen Früchte eindringender Tacitusstudien, die man kaum in derartigen Übungsbüchern zu finden erwartet.

Freilich darf anderseits nicht verschwiegen werden, daß gerade diese Eigenart des Werkchens seine Brauchbarkeit für Stilübungen etwas beeinträchtigt. Denn trotz der großen Geschicklichkeit, mit der der Verf. die einzelnen *Aperçus* zusammenzufügen versteht, ist es ihm doch nicht gelungen, einen so innigen Zusammenhang herzustellen, daß das Ganze wie aus einem Gusse erscheint. Eine fließende und gleichmäßige Darstellung ist eben bei solcher mosaikartigen Zusammensetzung von Gedankensplittern nicht zu erreichen, zumal wenn man sich, wie der Verf., scheut, durchgreifende Änderungen an dem Wortlaute der Schriftstellen vorzunehmen. Daher wird der Primaner aus dem Buche weniger Gewinn für die Bildung seines Stils und die Befestigung seines grammatischen Wissens ziehen als für die Vertiefung seiner Einsicht in die unsterblichen Werke des Tacitus. Dieser Gewinn ist aber ein so eminenter, daß ich nicht anstehe, das Buch trotz der hervorgehobenen formalen Mängel auf das wärmste zur Benutzung zu empfehlen. Denn es ist jedenfalls wertvoller, wenn der Schüler den Tacitus als Denker und Geschichtsphilosophen begreifen lernt, als wenn ihm an flachen, inhaltsleeren Sätzen stilistische Feinheiten vorgeführt werden.

Potsdam.

E. Krause.

- 157) **Alfred Brofsmer, Aigar et Maurin, Bruchstücke einer Chanson de geste** nach der einzigen Handschrift in Gent neu herausgegeben. (Separatabdruck aus „Romanische Forschungen“ Band XIV, Heft 1.) Erlangen, Fr. Junge, 1902. 103 S. 8.

Aigar et Maurin ist eins der wenigen provenzalischen Volksepen, das, wenn auch nur in Bruchstücken, auf uns gekommen ist. In der Genter Bibliothek im Jahre 1877 auf dem Inneren der beiden Deckel eines Foliobandes aufgefunden, wurde es noch in demselben Jahre von A. Scheler herausgegeben. Da diese Ausgabe vergriffen ist, so hat sich Brofsmer durch die Neuherausgabe des wichtigen Textes unstreitig ein Verdienst erworben. Er hat die Handschr. aufs neue verglichen, Konjekturen von Tobler, Bartsch, Hentschke, soweit sie ihm als Verbesserungen erschienen, aufgenommen, selbst einiges zum Verständnisse beigelegt, so daß der Text nun lesbarer ist als zuvor. Trotzdem ist auch jetzt noch recht vieles dunkel.

In der Einleitung spricht der Herausg. von der Handschrift, führt die literarischen Zeugnisse an (die früheste Erwähnung fällt in das Jahr 1182), sucht die Zeit der Entstehung zu ergründen (nach der Mitte des 12. Jahrh.), gibt ausführlich den Inhalt der Dichtung, behandelt die literargeschichtliche Stellung der Dichtung und stellt die Laute und Flexionen zusammen: letzteres besonders dankenswert, da auch Aïgar et Maurin, wie verschiedene der ältesten Dichtungen Frankreichs, in einer seltsamen halb französischen, halb provenzalischen Mischsprache abgefaßt ist. Daß ein solches Mischidiom wirklich einmal gesprochen wurde, meinen manche Gelehrte. P. Meyer aber und mit ihm unser Herausg. zweifeln daran. Nach ihnen habe der provenzalische Dichter Formen angewendet, die der Sprache des benachbarten Landes, in diesem Falle der französischen, entnommen seien, um so nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch den Nordfranzosen verständlich zu sein.

Ein Verzeichnis der Eigennamen, sowie ein Wörterverzeichnis bilden den Abschluß des Heftes. Das letztere hätte man gern etwas vollständiger gesehen.

Wolfenbüttel.

M. Goldschmidt.

- 158) **Max Hoffmann, Guy de Maupassant. Verse.** In deutscher Übertragung. Mit einer Einleitung des Übersetzers, einem Briefe *Gustave Flauberts* und dem Bildnis des Dichters. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender, 1902. XVII u. 103 S. 8.
N 2. —.

Der Übersetzer, der Sprachgewandtheit und dichterisches Verständnis schon bei mehreren anderen Gelegenheiten bewiesen hat, legt uns hier eine Verdeutschung von Maupassants *Des Vers* vor, die (in erster Auflage) bereits 1884 erschienen sind und teilweise die frühesten Leistungen des Dichters enthalten. Ref. muß gestehen, daß er an Übertragungen aus dem Französischen stets mit Zögern und Mißtrauen herangeht, besonders wenn das dürre Geklapper des einförmigen deutschen Alexandriners droht: diese Arbeit aber hat ihn sehr befriedigt. Die fünffüßigen Jamben — nur stellenweise sind in Anlehnung an die Vorlage andere Versmaße gewählt — lesen sich durchaus wie ein Original, dabei sind die Gedanken überall sinngemäß, mit fast philologischer Genauigkeit wiedergegeben. Wie treffend ist z. B. der Vers:

Ma mère est brillante, et la nuit est brune

(aus la Chanson du rayon de lune) mit:

Meine Mutter steht schimmernd im nächtlichen Saal
übersetzt! Nur ausnahmsweise kann man auf Freiheiten stoßen wie in
dem Verspaare:

So fallen *seinem wilden Wüten*

Zum Opfer Stieglitz, Hänfling, Fink,

während es im Original heißt:

Où tombent, comme une avalanche (= scharenweise)

Linots, pinsons, chardonnerets (aus l'Oiseleur).

Und solche Reime wie:

dafs

Ich beinah' unbewusst und nicht zum Spafs

Verliebt war, — — — — —

kommen nicht wieder vor. Dafs bei dem letzten, einem dramatischen, Gedichte (Histoire du vieux temps) der anmeldende Diener ausgelassen ist, wird wohl niemand bedauern; aber das Fehlen der an Frau Commanville gerichteten kurzen Widmung könnte eher unangenehm empfunden werden.

Strasburg (Westpr.).

A. Rohr.

159) **Bernhard Lade, Henri Malin: Un Collégien de Paris en 1870.** Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig, Freytag, 1903. IV u. 95 S. 8. *N* 1.25.

Wörterbuch dazu 40 S. *N* —.50.

Das kleine Buch erzählt die Erlebnisse eines siebzehnjährigen Gymnasiasten Fernand Gridennes. Dieser hat bei Ausbruch des Krieges in der ersten Begeisterung ins Heer einzutreten versprochen, wie drei seiner Kameraden. Aus Rücksicht auf seine Eltern, besonders seine kränkliche Mutter verschiebt er sein Vorhaben. Er erntet dafür den Spott seiner Freunde, die ihn in Uniform besuchen. Während der ersten Monate des Krieges lebt er mit seinen Eltern im Seebade Le Crotoy. Nach der Rückkehr von dort schließt sich Fernand der Association des pupilles an und zeichnet sich in dieser als Krankenträger aus. Seinem bei Arcueil als Nationalgardist schwer verwundeten Vater rettet er das Leben. Dann macht Fernand die Schrecken der Beschießung von Paris mit. In einem Ballon verläßt der junge Mann Paris, landet nach gefahrvoller Fahrt

— der Ballon wird beschossen — in Hardeilles. Dort hat er Gelegenheit, mit der Waffe dem Vaterlande zu dienen in einem Kampfe zwischen Preussen und Franc tireurs, der zu gunsten der Preussen endet. Diese jubeln über die eben eingetroffene Nachricht von der Übergabe von Paris, während Fernand mit seinem Gefährten Aschuler, dessen Schicksale ebenfalls erzählt werden, betrübt das Weite sucht.

Das Bändchen empfiehlt sich durch seinen ansprechenden Inhalt, der zu Unterhaltung in französischer Sprache reichlich Gelegenheit bietet und sein gefälliges sprachliches Gewand. Die Anmerkungen, meist sachlicher Art, sind sorgfältig gearbeitet, ebenso das Wörterbuch. Die Aussprachebezeichnung ist nach Hatzfeld-Darmesteter, Dictionnaire général gegeben. Eine Übersicht über dieselbe findet sich im Bändchen und im Wörterbuch. Druck und Einband sind vorzüglich.

Hildburghausen.

K. Pusch.

- 160) **E. Goerlich, Hilfsbuch für den französischen Unterricht** in den oberen Klassen. (Mit Karte von Frankreich und Monumentalplan von Paris.) Leipzig, Renger, 1902. XII u. 330 S. 8. broch. *N* 4. —.

Ein umfangreiches, gut angelegtes Lesebuch, welches im vollen Umfange nur an Realanstalten und auch an diesen zum Teil nur durch Privatlektüre voll ausgenutzt werden kann. Die ersten Teile bieten die üblichen geographischen, geschichtlichen und literargeschichtlichen Darstellungen in reicher Fülle, dann auch eine Anzahl Gedichte, Reden u. s. w., die übrigens sorgfältiger ausgewählt sind, als dies bei vielen Werken gleicher Art der Fall zu sein pflegt. Einige Gedichte entsprechen aber doch wohl nicht dem Standpunkte der oberen Klassen. Der letzte Abschnitt enthält eine sehr hübsche Anleitung zur Anfertigung von Aufsätzen, der Schluss eine gute Zusammenstellung von Synonymen. Die Karte von Frankreich ist sorgfältig gearbeitet: der „Monumentalplan“ von Paris dagegen kann mir ganz und gar nicht gefallen. Bei der Kleinheit des Maßstabes, die ja durch den Charakter als Beigabe erklärlich ist, tritt das Äußere der Baulichkeiten doch recht wenig hervor. Weshalb denn nicht überhaupt einfach den Grundriss einzeichnen? Der Schüler kann unmöglich nach diesen Skizzen einen rechten Begriff von den Gebäuden bekommen. Zu tadeln ist die Vergrößerung des Zentrums auf Kosten der Außenbezirke, das heißt denn doch dem Schüler einen ganz falschen

Begriff vom Umfange der inneren Stadt geben! Das Papier ist gut, aber der Druck müßte noch etwas klarer sein, selbst wenn dadurch das Werk etwas teurer werden sollte.

Viersen.

Adolph Wackerzapp.

- 161) **V. Kerb, The Valiant Welshman by R. A. Gent.**
 Nach dem Drucke von 1615 herausgegeben (= Münchener
 Beiträge zur romanischen und englischen Philo-
 logie, herausgegeben von H. Breymann und J. Schiek,
 XXIII.) Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuch-
 handlung Nachf. (G. Böhme), 1902. LXXVII u. 88 S. 8.

A 4 —.

The Valiant Welshman ist ein in vieler Hinsicht merkwürdiges und immerhin beachtenswertes Drama der Elisabethanischen Zeit, das bisher nur ganz gelegentlich in den Kreis der Forschung gezogen worden ist. Kerb hat sich die nicht undankbare Aufgabe gestellt, es neu abzdrukken und literarhistorisch zu untersuchen. Das Stück ist nur in wenigen Exemplaren zweier Quartausgaben von 1615 und 1663 erhalten, die sich nicht wesentlich von einander unterscheiden. Der vorliegende sorgfältige Neudruck schließt sich an die älteste Ausgabe — mit Recht auch in der genauen Beobachtung der orthographischen Eigentümlichkeiten — an und verzeichnet in den Anmerkungen die Abweichungen der jüngeren. Ästhetisch ist das Drama nicht viel wert. Es ist eine verhältnismäßig geschickte Historie, die das Leben und die Taten des keltischen Nationalhelden Caradoc behandelt, ohne sehr auf die Charakteristik der Personen Bedacht zu nehmen. Die Sprache dagegen ist oft recht eindrucksvoll und stellenweise selbst von wirklichem poetischen Schwunge beseelt, und die Metrik ist glatt und regelmäßig, wie überhaupt in den Elisabethanischen Dramen. Wichtiger als alles dies sind die stofflichen und literarischen Beziehungen des Stückes. Der tapfere Caradoc ist nämlich kein anderer als jener historische Held der Walliser Caratacus (oder Caractacus), der im 1. Jahrh. n. Chr. sich aufs lebhafteste den Eroberungsgelüsten der Römer, insbesondere des Kaisers Claudius, widersetzte, derselbe, von dessen Schicksalen und Kämpfen Tacitus in den Annalen XII, 31—37 berichtet. Die Angaben dieses und anderer Geschichtsschreiber sammelt Kerb fleißig, für den Verfasser des Dramas aber kommt als Quelle, wie er überzeugend darlegt, gewiß nur die zusammenfassende Darstellung in Holinsheds Chronik

in Betracht, nicht aber die einzelnen Originalberichte. Die literarische Quellenuntersuchung gestaltet sich sehr viel ergiebiger. Sie berechtigt uns, das Stück eine wahre Mosaikarbeit zu nennen. Denn es finden sich Anklänge und Motive, zum Teil frei, zum Teil auch in sehr engem Anschluß verarbeitet, aus Spencers *Faerie Queene*, aus Shakespeares *Rape of Lucrece* und *Hamlet*, aus Ben Jonsons *Alchemist* und Kyds *Spanish Tragedy* vor, die Kerb alle klarlegt und kritisch beleuchtet. Über die Zeit der Entstehung ist nur so viel zu ermitteln, daß die Abfassung bald nach 1610 anzusetzen ist. Großen Schwierigkeiten begegnet die Verfasserfrage. Auf dem Titelblatt steht nur *R. A. Gent* (d. i. Gentleman). Fast alle Forscher haben dieses R. A. auf den Dichter und Schauspieler Robert Armin — über den übrigens der Verf. bei dieser Gelegenheit eine Reihe wichtiger Bemerkungen anknüpft — gedeutet, allein eine kritische Untersuchung der Frage läßt doch diese Annahme ziemlich unsicher erscheinen, und Kerb dürfte recht haben, wenn er, auf mehrere gewichtige innere und äußere Gründe gestützt, meint, ein junger Akademiker sei der Verfasser gewesen. — Eine Einwirkung des *Valiant Welshman* auf zwei spätere Stücke, Beaumont und Fletchers *Bonduca* (um 1616) und Masons *Caractacus* (1777) ist nicht nachzuweisen.

An die alle irgendwie bemerkenswerten Punkte gewissenhaft und sorgfältig behandelnde Einleitung schließt sich dann der Neudruck, dem eine Anzahl erklärender, meist sprachlicher Anmerkungen beigegeben ist. Die ganze Arbeit ist eine wertvolle und fleißige Leistung. —tz—.

- 162) **Heinrich Lohre, Von Percy zum Wunderhorn.** Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. (= Palaestra, herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. Band XXII.) Berlin, Mayer & Müller, 1902. XII u. 133 S. 8. N 4. —.

Die vorliegende, sehr gewissenhafte Arbeit, deren Anfang schon als Berliner Dissertation 1901 erschienen und aus der Schule Erich Schmidts hervorgegangen ist, bestimmt die Beziehungen zwischen der englischen und deutschen Volksliedforschung, um dann die Wiedergeburt des deutschen Volksliedes zu behandeln. Sie übertrifft an Gründlichkeit der Forschung und vor allem an ästhetischem Urteil bei weitem eine frühere, ähnliche Arbeit, die Heidelberger Dissertation von H. F. Wagener über das „Eindringen von Percys Reliques in Deutschland“ (1897). Es kommt

dem Verf. hauptsächlich darauf an, die Zwischenglieder zwischen den Hauptetappen, welche durch Percys Reliques, Herders „Volkslieder“ und Arnims „Wunderhorn“ gekennzeichnet sind, festzulegen. Der erste kleinere Abschnitt handelt von der Aufnahme, die Percys grundlegende Sammlung bei uns fand, und den Übersetzungsversuchen einzelner Balladen aus derselben. Die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes waren hier die ersten Vermittler zwischen England und Deutschland. Boie, Vofs, Miller, auch Matthias Claudius, ein Freund des Bundes, und besonders Bürger haben übersetzend und nachbildend aus Percy geschöpft. Eingehend werden Herders Bemühungen um die Verdeutschung der englisch-schottischen Lieder gewürdigt, daran schließt sich die Betrachtung der Übersetzungen von Fr. Ursinus, Bodmer, Bothe, Kosegarten, Haug u. a. Noch wichtiger als die Übertragungen aus Percy ist der indirekte Einfluss, den die Sammlung ausübte, indem sie zum Studium der heimischen, damals kaum bekannten Volkslieder anregte. In dem zweiten größeren Abschnitt schildert der Verf. die Wiedergeburt des deutschen Volksliedes, die Bemühungen, nach dem Muster der englischen Sammlung einen deutschen Percy zu schaffen. Der Verf. beginnt mit Goethe, der auf Herders Anregung als Straßburger Student ein Dutzend Volkslieder sammelte, und gibt auch einen Ausblick auf Goethes spätere Beschäftigung mit dem Volkslied, auch mit dem außerdeutschen. In Herders Volksliedern ist die Zahl der deutschen Lieder verhältnismäßig gering, da ihm fast nur die Sammlung des Paul von der Aelst vorlag, so daß er sich genötigt sah, mehrfach bei den Kunstdichtern Anleihen zu machen und volksliedähnliche Lieder wie Simon Dachs „Ännchen von Tharau“ und gar Goethes „Fischer“ aufzunehmen. Ihm folgte, abgesehen von vielen zerstreuten Publikationen einzelner Lieder, die mit großer Sachkenntnis aufgezeigt werden, Nicolais „Feyner kleyner Almanach“, der eine Persiflage gegen Herder und Bürger sein sollte, aber die Kenntnis manchen alten Volksliedes vermittelte und der volksliedfreundlichen Bewegung nicht schadete. Ausführlich werden dann Elwerts „Ungedruckte Reste alten Gesanges“ (1784) behandelt. Die Darstellung der bezüglichen Forschungen Gräters, die er in der jetzt verschollenen Zeitschrift „Bragur“ veröffentlichte, weitet sich zu einer ausführlichen Charakteristik dieses jetzt meistens unterschätzten Gelehrten aus. Daran schließt sich eine kurze Entstehungsgeschichte der Sammlung von Arnim und Brentano, die alle früheren Studien zusammenfaßt und die Entsprechung zu Percys „Reliques“ bildet. Im Verlauf seiner Arbeit hat

der Verf. mehrfach auf die Unklarheiten hingewiesen, die mit dem Begriff „Volkslied“ verbunden wurden. Wenn wir auch heute ein bedeutendes Stück weiter sind in der Erkenntnis der Merkmale eines Volksliedes, so bleibt doch noch manches aufzuklären, und ich teile nicht ganz die zuversichtliche Auffassung, die Lohre S. XII äußert. **T.**

- 163) **Max Steffen, Einführung in den englischen kaufmännischen Briefwechsel.** 2. Auflage. Leipzig, August Neumann (Fr. Lucas), 1903. XII u. 166 S. 8. geb. M 2.40.

Der Verf. erklärt in der Vorrede zu seinem Werke, daß dieses sich in Anordnung und Inhalt eng an die im gleichen Verlage erschienene „Einführung in den französischen kaufmännischen Briefwechsel“ von Dr. Peters anschließt. Er will den Schüler der Oberklasse der Handelsschulen in planmäßiger und methodischer Weise zur Abfassung von „Briefen aus dem Bereiche der wichtigeren Vorfälle des Geschäftslebens“ anleiten, und man kann nicht leugnen, daß der Weg, den er zur Erreichung dieses Zieles beim Unterricht einschlägt, ein sehr praktischer ist. In 16 Kapiteln werden die Hauptsachen, die in der Handelskorrespondenz in Betracht kommen können, mit Gründlichkeit und unter Beibringung reichlichen Materials sowie der verschiedenartigsten Musterbriefe behandelt. Den Eingang jedes Kapitels bildet eine kurze sachliche Erörterung der einschlägigen Fragen. Ihr folgen die Briefe sowie ein Verzeichnis von Wendungen und Ausdrücken mit beigefügter Übersetzung, auch Material zur Anfertigung von Briefen seitens der Schüler, und deutsche Briefe, von denen eine häusliche Übersetzung anzufertigen ist. Am Schluß findet sich auch noch ein deutsch-englisches Vokabular.

Was besonders das kleine Buch von manchen anderen Werken ähnlicher Art vorteilhaft unterscheidet, ist der Umstand, daß es nicht nur die Kenntnis des geschäftlichen Briefwechsels vermittelt, sondern eben auch zur selbständigen Anfertigung mannigfacher derartiger Briefe in, wie mir scheint, sehr geeigneter Weise methodisch anleitet. Man kann es also den Handelsschulen und überhaupt allen Anstalten, die auf den Gegenstand eine gewisse Zeit verwenden können, nur empfehlen.

Dessau.

Bahrs.

- 164) **Hermann Fischer, Der Neuhumanismus in der deutschen Literatur.** Rektoratsrede, zum Geburtsfeste des Königs von Württemberg am 2. Februar 1902 an der Universität Tübingen gehalten. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung, 1902. 31 S. 8. *N* —. 60.

Nachdem der Verf. den Unterschied zwischen dem Humanismus des 16. Jahrh. und dem sogen. Neuhumanismus des 18. und 19. Jahrh. angedeutet hat, betrachtet er die zwei auf die Erneuerung der Antike gerichteten Strömungen unserer Literatur. Die eine mehr formale knüpft sich an die Namen Klopstock und Voß. Die andere materiale, die vor allem die Belebung des geistigen, sittlichen und künstlerischen Gehalts der Antike erstrebt und schliesslich zum Griechenkultus führt, wird durch Winkelmann und Herder, Heinse, Schiller und Goethe und Hölderlin vertreten. Der Vortrag gibt, ohne neue sachliche Gesichtspunkte aufzustellen, in gewählter und gewandter Sprache einen inhaltreichen, auf genauer Kenntnis beruhenden Überblick über die wichtigsten hierher gehörenden Erscheinungen. Am Schluss kann es sich der Verf. nicht versagen, in einem offenen Bekenntnis eine Lanze für das humanistische Gymnasium zu brechen und den modernen Bildungsbestrebungen ein Fragezeichen entgegenzustellen. Der letzte Absatz zur Ehrung des Königs, der mit dem Inhalt der Rede in keiner wesentlichen Beziehung steht, hätte unseres Erachtens im Druck fortgelassen werden können. **T.**

Paul Neff Verlag (Carl Bühle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebis

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie
neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröer

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln

weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Erwähnenswert ist es, daß die Einleitung das Nötigste über Formenlehre und Orthographie, namentlich über die Verdoppelung der Endkonsonanten enthält, um das Aufschlagen auch Ungewübteren zu erleichtern. Ich glaube, auch mancher Anfänger wird sich, um die zweimalige Ausgabe zu vermeiden, gleich ein Buch „fürs Leben“ anschaffen.

Direktor Dr. Krummacker, Kassel, in „Englische Studien“.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen

Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

JUL 9 1903

Gotha, 27. Juni.

Nr. 13, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 165) A. Römer, *Homerische Studien* (O. Dingeldein) p. 289. — 166) E. Harrison, *Studies in Theognis together with a text of the poems* (s) p. 290. — 167) Paul Brandt, *Ovidi de arte amatoria libri tres* (G. Schüler) p. 291. — 168) W. A. Eckels, *Notes as an index of style in the orators* (Ph. Weber) p. 294. — 169) Beiträge zur klassischen Philologie, Alfred Schöne dargebracht (B.) p. 299. — 170) H. Francotte, *Formation des villes, des états, des confédérations et des ligues dans la Grèce ancienne* (H. Swoboda) p. 301. — 161) J. C. H. Matile, *Explication de quelques fables de La Fontaine* (R. Kiessmann) p. 303. — 172) E. Meyer, *Emile Augier, Le Gendre de Monsieur Poirier* (P. Leja) p. 306. — 173) E. Lehmann, *Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache* (Bahrs) p. 307. — 174) Nietzsches *Gesammelte Briefe* (E. Neuling) p. 308. — **Vakanzen.** — **Anzeigen.**

165) Adolf Römer, Homerische Studien. (Aus den Abhandlungen der k. bayer. Ak. der Wiss. I. Kl. XXII. Bd. II. Abt. S. 387—451). München, in Kommission des H. Franzschen Verlags (L. Roth), 1902. 54 S. 4.

Die Schrift ist eine Art Fortsetzung des früher hier besprochenen Aufsatzes von A. Römer „Homerische Gestalten und Gestaltungen“, auf den auch öfter Bezug genommen wird. Den größten Teil der Abhandlung nimmt Abschnitt I ein: „Zur Kunstbetrachtung des zweiten Teiles der Odyssee“. Es soll darin gezeigt werden, daß dieser Teil in Komposition und Kolorit, in Erfindung und — um einen Lieblingsausdruck des Verf. zu gebrauchen — in Gestaltung in weit höherem Grade Kunstarbeit sei, als die übrigen Homerischen Gesänge. Er faßt diese Ansicht (S. 399) in den Satz: „Die Komposition der anderen Gesänge Homers ist ἀπλή, die Komposition des zweiten Teiles der Odyssee ist im schärfsten Gegensatz dazu πεπλεγμένη.“ Von Volkspoesie und einem Volksdichter könne man da nicht sprechen. — Der Rest der Schrift enthält einige Betrachtungen über Kritik und Exegese des Textes und der Scholien. Wenn die

Arbeit auch einige treffende Beobachtungen enthält, so kann Ref. in ihr ebensowenig wie in ihrer Vorläuferin einen nennenswerten Fortschritt in der Homerforschung erblicken. Kraftausdrücke wie „Unsinn“ (S. 408), „dumme und rohe Interpolationen“ (S. 414), „abscheuliche Interpolationen und wüste Einschübe“ machen die Lektüre nicht erquicklicher.

Büdingen.

O. Dingeldein.

- 166) **E. Harrison, Studies in Theognis together with a text of the poems.** Cambridge, University Press. London, J. C Clay & Sons, 1902. XII u. 336 S. 8. 10 sh. 6.

Die gelehrte Forschung hat sich in dem letzten Vierteljahrhundert eingehend mit Theognis beschäftigt, und es gibt wohl keine auf ihn bezügliche Frage, die nicht behandelt worden wäre. Trotzdem konnte eine Einigung über alle Punkte bis jetzt nicht erzielt werden und wird vermutlich auch in Zukunft nicht erzielt werden können; das liegt einmal in der Natur der Sache. Aber über einen Punkt herrschte unter allen Forschern Übereinstimmung, nämlich darüber, daß die auf uns gekommene Sammlung der Theognidea nicht das ursprüngliche Werk des Theognis ist, sondern ein späteres Erzeugnis, das Verse verschiedener älterer Elegiker in sich vereinigt.

Gegen dieses, wie man bisher glaubte, unumstößliche Ergebnis der Theognisforschung läuft jetzt der Verf. der vorliegenden Studien Sturm. Nach ihm dichtete Theognis alle oder doch fast alle Verse, die jetzt unter seinem Namen gehen; er teilte sie in zwei Bücher, die nach Inhalt und Anordnung von den beiden erhaltenen nicht sehr verschieden waren; daher hat man jeden Vers, der in einer der beiden Sammlungen steht, schon aus dem Grunde, weil er darin steht, für theognideisch zu halten.

Wer unsere Sammlung der Theognideen genauer kennt, weiß, daß es unmöglich ist, diese Sätze zu beweisen, und so konnte es auch dem Verf. nicht gelingen. Er muß annehmen, daß Theognis alle Verse und Gedichte, welche die Überlieferung älteren Dichtern zuschreibt, diesen entlehnt habe, um sie entweder unverändert seinen eigenen Dichtungen einzuverleiben, oder nachdem er Wortlaut und Sinn mehr oder weniger abgeändert hat, daß er ferner in der gleichen Weise auch Verse von sich selbst, wo es ihm gut schien, wiederholt habe, und daß er endlich solche Gedichte nebeneinander gestellt habe, von denen das zweite dem ersten widersprach oder sonst in irgend einer Weise auf es antwortete. Werden

diese Annahmen irgend jemand wahrscheinlich oder glaubwürdig erscheinen? Und selbst wenn dies an sich der Fall sein sollte, so wird man sofort wieder bedenklich werden, wenn man von dem Verf. hört, daß man trotz alledem das Gedicht V. 903—930 als späteres Einschub betrachten muß; denn man wird sich sagen, daß ebensogut, wie diese Verse, auch alle jene eingedrungen sein können, welche die Alten selbst anderen Dichtern zuschreiben, welche Wiederholungen früherer Verse, Urteile über vorhergehende Verse u. s. w. sind. Das Vorhandensein eines Verses in der Sammlung ist also keine Gewähr dafür, daß dieser auch wirklich echt ist.

So läßt sich das Hauptergebnis, zu dem der Verf. gelangt ist, nicht aufrecht erhalten. Was er sonst noch in seinen Studien, denen noch acht Appendices beigegeben sind, vorbringt, ist von untergeordneter Bedeutung, größtenteils nichts Neues, sondern eine oft gelungene, manchmal auch mißlungene Besprechung der Ansichten anderer. Auch der Text der Theognideen, der den Studien vorausgeschickt ist, bietet kaum etwas Beachtenswertes.

ß.

167) **Paul Brandt, P. Ovidi Nasonis de arte amatoria libri tres.** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1902. XXIII u. 255 S. 8. M 8. —; geb. M 10. —.

Beinahe binnen Jahresfrist ist Ovids *ars amatoria*, die einem Aschenbrödel gleich solange eine unverdiente Zurücksetzung erfahren hat, in einem neuen, eigenartigen Gewande an die Öffentlichkeit getreten. H. Blümner (vgl. Nr. 1 S. 11 f. ds. Jahrgs.) hat sie für einen größeren Leserkreis in gereimte fünffüßige Jamben gekleidet, und P. Brandt hat ihren von R. Ehwald hergestellten Text für einen engbegrenzten Kreis von Fachleuten mit fortlaufenden Erläuterungen ausgestattet. Welchen Klassen von Lesern Br. mit seiner Ausgabe Hilfe zu bringen gedenkt, gibt er selbst (S. vi) an: „Zu oft tappt der Leser der *Ars* im Dunkeln: sei es nun, daß er das Gedicht um seiner selbst willen lesen will, so wird er oft aufgehalten durch die Fülle von Anspielungen auf Antiquitäten, Kultus, Mythologie, die er sich erst notdürftig zurecht suchen muß, um doch bei sehr vielen Stellen unbefriedigt zu bleiben, oder daß er das Gedicht benutzen will zu näherer Kenntnis einer kulturgeschichtlich höchst interessanten Zeit, so fehlt es auch hier immer wieder an dem notwendigen Material.“ Alle diese Leser werden dem Verf. Dank dafür wissen, daß

er mit Geschick und Geschmack „das Verständnis und vor allem den poetischen Genuß des einzig dastehenden Gedichtes“ gefördert hat. Die Ausgabe zerfällt in zwei Abteilungen: die erste enthält neben einem Vorworte und einer Einleitung den Text und Kommentar, die zweite (der Anhang) umfaßt Zusätze und Ausführungen zum Kommentar sowie Indices (I. Eigennamen, II. Sprachliches, III. Sachliches).

In der Einleitung (S. ix—xxiii) sucht Br. den künstlerischen Wert, der Ars gebührend darzulegen. — Da er auf die Kritik verzichtet und nur dem Verständnisse des einmal vorhandenen Textes förderlich zu sein sich bestrebt, so schließt er sich eng an den Text der Ehwaldschen Ausgabe an. Die wenigen Abweichungen hat er fast ausschließlich im Anhang, ganz vereinzelt im Kommentare selbst begründet. Seinen Änderungen wird man im allgemeinen zustimmen können, etwas bedenklich jedoch erscheint die Abweichung III 270. Hier hat er Blümmers Konjektur *Phariae vestis* statt des überlieferten *Pharii piscis* aufgenommen und versteht darunter die im Altertume berühmte ägyptische Leinwand. Diese Konjektur, die er noch näher zu begründen sucht, hat viel Bestechendes, zumal wenn man zugibt, daß es sich hier „um die geschickte Wahl der Toilette“ handelt und auch im vorhergehenden Verse (269) unter „purpureis virgis“ die sogen. vestes virgatae, buntgemusterte, der Länge nach gestreifte Kleider versteht. Allein die Anweisung (V. 261/2):

occule mendas,

Quaque potes, vitium corporis abde tui!

scheint in V. 269 sowohl wie in V. 270 mehr die Erwähnung einer Schminke zu verlangen und einen so gewaltsamen Eingriff in die Überlieferung unnötig zu machen. Würde nicht eine Schöne mit zu schwarzer Haut gerade durch ein Gewand aus Linnen vom Ägypterland ihren Schönheitsfehler nur noch mehr hervortreten lassen? — Lib. I 544 lies *iubas* st. *inbas*.

Jedes der drei Bücher wird durch einen kurzen „Inhalt“ eröffnet, der dann innerhalb des Kommentars etwas ausführlicher wiederkehrt. Der Kommentar selbst bietet alles, was zur Erläuterung der einzelnen Verse erforderlich und zweckdienlich sein kann, in der ergiebigsten Weise. Die wesentlichsten Zitate sind möglichst vollständig ausgeschrieben, gute Verdeutschungen aus den bekannten Übersetzern angeführt, einzelne Parallelen auch aus unseren deutschen Dichtern zum Vergleiche herangezogen. Zu III 321 könnte auch auf Horand hingewiesen sein, von dem es in der

Gudrun am Anfange des sechsten Abenteuers (Strophe 372 bei H. A. Junghans) heißt:

„vom Dänenlande der kühne Degen sang

Mit so schöner Stimme, daß es wohl gefallen

Mufste allen Leuten. Davon schwieg selbst der holden Vöglein Schallen.“
Selbst mit solchen Stellen, die der Erklärung nicht unerhebliche Schwierigkeiten verursachen, weiß sich der Verf. ganz geschickt abzufinden. So vermutete er I 405 f., teilweise wohl auch im Anschlusse an Blümner, daß an dem ersten April, dem Festtage der Venus Verticordia und der Fortuna Virilis, die Geliebten von ihren Verehrern Geschenke empfangen, und sucht aus V. 407 u. 408 zu folgern, „daß zur Zeit der Saturnalien und vor dem Neujahrstage im Zirkus eine Art Messe oder Jahrmarkt stattfand, wo die zu Geschenken dienenden Sachen, zum Teil kostbarster Art (regum opes) ausgestellt waren (positas)“. Es ist demnach für den Liebhaber der Neujahrstag wegen der damit verbundenen kostspieligen Geschenke der eigentliche dies ater, nicht der (früher liegende) Tag, an dem sigillaria, an diese denkt der Verf. bei 'sigillis' V. 407, kleine Figuren und Puppen aus Ton, geschenkt wurden. — III 327 zu genialia muß es st. „fröhlich, heiter“ wohl genauer „erfreuend, erheiternd“ heißen, und III 332 ist vielleicht weniger auf Menander als auf Terenz hingedeutet, in dessen Phormio bekanntlich die beiden Greise Demipho und Chremes von dem Sklaven Geta hintergangen werden.

Im ganzen ist der gesamte Stoff, der für die Erklärung zusammengetragen ist, sorgfältig verarbeitet und mit Besonnenheit geordnet. Für eine Neuauflage jodoch dürfte es sich empfehlen, den ganzen Kommentar nochmals gehörig zu sichten und dann nur das zum Verständnisse Aller- notwendigste unter dem Texte zu belassen, alles übrige aber in den Anhang zu verweisen. Jeder Leser wird es mit Freuden begrüßen, wenn er, um das Nötigste herauszufinden, sich nicht immer erst durch so umfangreiche Anmerkungen hindurchzuarbeiten braucht.

Das Buch als Ganzes stellt sich als eine recht aner kennenswerte Leistung dar und enthält so viele Vorzüge, daß vereinzelte Schwächen, manche kleine Unebenheiten im Stil und Ausdruck u. dgl. gar nicht ins Gewicht fallen. Es wird ohne Zweifel nicht nur bei den Leipziger Freunden, denen es der Verf. gewidmet hat, sondern auch bei allen den Lesern, für die es hauptsächlich bestimmt ist, die freundlichste Aufnahme finden.

Wilhelmshaven.

G. Schüler.

- 168) **William Alexander Eckels**, "Ore as an index of style in the orators. Baltimore, John Murphy Company, 1901. 83 S. 8.

Die Aufgabe, die der Verf. dieser Inauguraldissertation der John Hopkins Universität sich gesetzt hat, besteht in einer Untersuchung des Gebrauchs von *ōre* bei den attischen Rednern. Sie ist insofern eine doppelte, als sie sich nicht auf die syntaktisch-statistische Seite beschränkt, sondern ihr Hauptaugenmerk der Prüfung der Frage zuwendet, ob etwa der *ōre*-Satz und die verschiedenen syntaktischen und sonstigen Erscheinungen, die er darbietet, rhetorischen Zwecken dienen. Eine diesbezügliche Arbeit hatte schon 1896 Wendelin Berdolt in seiner zu Erlangen erschienenen Würzburger Inauguraldissertation „Der Folgesatz bei Plato u. s. w.“ in Aussicht gestellt. Dafs diese unterblieb, ist um so bedauerlicher, als Berdolt im Vergleich zu seinen Vorgängern in der Behandlung dieser Materie — ich habe in erster Linie die grundlegende Göttinger Inauguraldissertation von Hermannus Seume, *De sententiis consecutivis Graecis*, 1883, im Auge, sodann die Dissertationen von M. Fellmann 1883 und M. Wehmann 1891, deren erstere den Gebrauch dieser Satzart bei den Tragikern, letztere den bei den Historikern (Herodot, Thukydides, Xenophon) behandelt, schliesslich den Aufsatz des in allen Zweigen der philologischen Wissenschaft außerordentlich rührigen B. Gildersleve (in Amer. Journ. of Phil. VII, 161 ff.) — in seiner verdienstvollen Arbeit den Gegenstand nicht nur eingehender und anregender zu erörtern, sondern demselben auch neue ungemein fruchtbare Seiten in größerem Umfange abzugewinnen gewußt hat (vgl. Gildersleve ebendort XIV, 240 ff.). Doch hat Eckels augenscheinlich, wenigstens bei Behandlung der Modi und Korrelativa, die von Berdolt eingeschlagene Methode sich zum Vorbilde genommen. Die wissenschaftlich wertlose Sammlung von Thukydidesstellen von Wilde wird mit Recht nirgends erwähnt. Auch die von Bertold so reichhaltig angeführte Literatur zu Herodot (S. 20) scheidet hier aus und bleibt außer Betracht.

Angesichts der zurzeit so gearteten Sachlage, dafs die Redner allein auf dem Gebiete statistischer Durchforschung des *ōre*-Satzes keine alle Erscheinungen desselben umfassende Bearbeitung gefunden hatten — die wenigstens teilweise hier einschlägige Würzburger Inauguraldissertation des Schweizers Paul Dessoulavy „Grammatisch-stilistische Beobachtungen über eine Redensart u. s. w.“ scheint, wohl infolge ihres seltsamen Titels,

allen entgangen zu sein — müßte die endlich einmal erfolgte Ausfüllung dieser „klaffenden Lücke“, wie sie Berdolt in seinem Vorworte nennt, selbst wenn sich die vorliegende Untersuchung in dem engen Rahmen der Statistik bewegte, willkommen geheißen werden. Allerdings darf dabei nicht verschwiegen werden, daß auch schon Seume seine meisten Beispiele aus den Rednern hergeholt und, wie aus dem Satze „qui artissima sententiarum per particulam *ὅστε* coniunctione, in qua magna est vis oratoria, creberrime utuntur“ zur Genüge hervorgeht, an die Verwendbarkeit des *ὅστε*-Satzes zu rhetorischen Zwecken geglaubt hat. Nicht weniger unumwunden hat dem gleichen Gedanken Gildersleve Ausdruck geliehen mit den Worten „it is safe to speak of stylistic effect within the range of *ὅστε*“. Eben dieser besonderen stilistischen Verwendung der Konstruktion gelten die weiteren Bemühungen des Verf., oder vielmehr ihre Klarstellung läßt sich als die Hauptaufgabe bezeichnen, welche er durch diese Abhandlung zu lösen versucht.

Daß, will man überhaupt mit solchen Studien ein wirklich stichhaltiges Resultat erzielen, die rhetorischen Erzeugnisse der Kunstprosa, vor allem auch die bei den Nichtrednern, vornehmlich den Historikern, sich findenden größeren Reden zu grunde zu legen sind, sollte sich doch wohl, dünkte ich, von selbst verstehen. Meines Erachtens schlägt daher Eckels hier gleich von vornherein einen nicht ganz einwandfreien Gang der Untersuchung ein. Er stellt nämlich zu diesem Behufe zunächst eine Tabelle auf, in welcher die Frequenz von *ὅστε* bei den sieben ersten Rednern des Kanons (Antiphon, Andokides, Lysias, Isokrates, Isäus, Demosthenes, Äschines) jener bei den vier wichtigsten anderen Prosaklassikern (Herodot, Thukydides, Plato, Xenophon) schlechthin proportional nach Teubnerschen Textseiten gegenübergestellt wird. Da springt denn freilich sofort die weit überwiegende Häufigkeit des Vorkommens von *ὅστε* bei den Rednern in die Augen. Denn von Xenophon abgesehen werden die drei anderen Prosaisten sogar von dem niedrigststehenden der Redner, nämlich Antiphon, noch übertroffen. Aber wie sollte es denn auch anders sein? Oder vermeinte Eckels mit diesem Resultate irgendjemand etwas Neues oder Überraschendes bieten zu können? Parturiunt montes. Also dürfte eine solche auf bloßen Ziffern fußende Beweisführung, um für die Beurteilung des Stils der Autoren schieflich zu einem negativen Ergebnis zu führen, verdientermaßen wenig oder richtiger gar keinen Anklang finden. Hatte ja doch bereits Berdolt in dem Abschnitte über die „Frequenz des Konsekutiv-

satzes“ gezeigt, daß die Frequenzunterschiede in den einzelnen Schriften Platos ganz erhebliche sind. So hätten gewiß auch zwischen den geschichtlich erzählenden und den rednerischen Partien des Werkes desselben Historikers angestellte Vergleiche interessantere und besser verwertbare Resultate gezeitigt. Jedenfalls wäre es ein verhängnisvoller Trugschluss, wollte man aus der chronologisch angelegten Tabelle und dem im ganzen eine regelmäßige Zu- und Abnahme zeigenden Zifferbild 28 : 36 : 95 : 100 : 69 : 46 : 30 eine sich mehr und mehr entwickelnde Sorgfalt in der künstlerischen Behandlung der Rede und ein dadurch bedingtes Emporblühen der Sprache bis zu Isokrates als dem das Stadium der Reife bezeichnenden Höhepunkte und einen von da ab wieder eintretenden Verfall ablesen; es würden ja in diesem Falle die gefeierten Werke, die den Namen des Demosthenes und Äschines tragen, einen gewaltigen Rückschritt bedeuten, ganz abgesehen von dem Bedenken, das schon darin läge, daß die Vertreter zweier ganz verschiedener Stilgattungen, nämlich Isokrates, das Muster des überladenen („florid“) Stils, und Lysias, der Hauptrepräsentant des *genus tenue*, in der häufigen Verwendung dieser Konjunktion sich so nähern, daß man nahezu von einer völligen Übereinstimmung sprechen kann, und daß oben- drein die Vergleichung zweier demselben Verfasser, aber verschiedenen Stilgattungen angehörender Reden ebenfalls mit negativem Resultate abschließt. Und so läßt sich denn auch das Resultat der Untersuchungen Eckels nach dieser Seite dahin zusammenfassen, daß die Häufigkeit des Vorkommens der Konjunktion im allgemeinen als charakteristisches Merkmal des Stils nicht erachtet werden kann, ja daß nicht einmal dem Gebrauche der Modi in dieser Hinsicht ein irgendwie belangreiches Gewicht beigemessen werden darf. Einem Satze indes, den Eckels aus dem Bilde dieser Frequenztafel ableiten zu können glaubt, möchte ich, allerdings nur im eingeschränktesten Wortverstande, beipflichten. Es scheint nämlich bei den auf Lysias und Isokrates zeitlich folgenden Rednern sich eine gewisse Reaktion gegen den fast bis zur Manieriertheit entarteten ausgedehnten Gebrauch von *ὅτι* geltend gemacht zu haben. Die Anfänge dieses Rückschlags will der Verf. schon in den letzten Werken des Isokrates erkennen und bringt dafür Belege, die aber, da sich diese Erscheinung auch noch anders erklären läßt, zu einer unumstößlichen Begründung sich unzureichend erweisen.

Läßt nun auch die Frequenz der Konjunktion an sich keinen Rückschluss auf die Verschiedenheit des Stils zu, so spiegelt sich letztere nach

der Behauptung des Verf. um so deutlicher in der Setzung oder dem Mangel von Korrelativen zu *ὥστε*, deren Phänomene in ihrem Werte daher nicht unterschätzt werden dürften. Dies versucht er zunächst im allgemeinen zu begründen, dann in Bezug auf die Redner im einzelnen nachzuweisen. Den Ausgangs- und Angelpunkt bildet ihm der gewiß richtige Satz Gildersleves von der auf den respondierenden Korrelativen beruhenden Folgerichtigkeit („consequentiality“), die als erster bei seiner Untersuchung praktisch verwertet zu haben Berndt sich rühmen darf. Während aber dieser seine Urteile nach den Grundsätzen der Vernunft abwägt und so mit den unerläßlich zu stellenden wissenschaftlichen Anforderungen in Einklang bringt und dadurch seiner bahnbrechenden Arbeit gern gezollten Beifall und Anerkennung erzwingt, stellt sich Eckels auch hier wieder vorzugsweise auf den statistischen Standpunkt. Durch eine zweite Tabelle veranschaulicht er das Zahlenverhältnis des Gebrauchs von korrelativem und nichtkorrelativem *ὥστε*, indem er hier die nämlichen sieben Redner den Tragikern (st. Äschylus heißt es irrig Äschines!) Herodot, Thukydides, Aristophanes und Plato gegenüberstellt. Daraus erhellt, daß einerseits nur bei Isokrates, Demosthenes und Äschines der korrelative Gebrauch den nichtkorrelativen überragt, während sich bei den übrigen Rednern und bei Herodot beide Phänomene umgekehrt verhalten, jedoch so, daß selbst die extremsten Verhältnisse (2, 21 : 1 bei Isokrates und 1 : 2, 73 bei Antiphon) nur mäßig differieren, daß dagegen andererseits bei den attischen Nichtrednern sich das Verhältnis sehr zu Ungunsten der Korrelation gestaltet (Plato 1 : 3, 9, Euripides 1 : 4, 5, Sophokles 1 : 5, Äschylus 1 : 6 und gar erst Aristophanes 1 : 10 und Thukydides 1 : 11). Das namentlich bei Herodot so beliebte verwachsene („coalesced“) *ὅττω* *ὥστε*, das Berndt ausgeschieden hat, dürfte dabei wohl mitgerechnet sein. Wenigstens sagt Eckels S. 12: „I inclined, on the whole, to class it C.“

Wie nun in beiden Tabellen Isokrates zugleich als Höhe- und Mittelpunkt erscheint, so hat ihn Eckels auch zum Angelpunkt seiner Abhandlung gemacht, weil diesen Redner neben seinem peinlichen Streben nach technischer Vollendung auch Erwägungen praktischer Art hierzu am geeignetsten erscheinen ließen (vgl. S. 12). Dies geschieht nun in der Weise, daß der Gebrauch von *ὥστε* bei Isokrates zunächst mit jenem der anderen Redner, dann hinsichtlich der verschiedenen Stilgattungen, deren fünf unterschieden werden: die epideiktische, die philosophische, die politische, die gerichtliche und die ermahnende, ferner innerhalb verschiedener Reden

derselben Gattung und schliesslich nach den verschiedenen Teilen ein und derselben Rede verglichen und des näheren erörtert wird. Es würde hier zu weit führen, wollte ich alle dabei gemachten feinen Einzelbeobachtungen, die teils den Folgesatz als solchen und seine Modi, teils die Korrelativa zu *ὥστε*, beziehungsweise die Unterlassung der Korrelation, teils auch die Ersatzmittel dieser Wechselbeziehungen angehen, reproduzierend vorführen. Sie verdienen volle und ungeteilte Anerkennung, obzwar manche derselben, z. B. die in der Fußnote S. 15 als bemerkenswert hervorgehobene Erscheinung, sich schon aus Dessoulavy ersehen lassen. Gegenüber Fuhr gestatte ich mir hier noch anzumerken, daß die Formel *εἰς τοῦτο ἔκειν* bei Isaios außer 1, 2 — einzig diese Stelle kann er im Auge haben — auch 4, 24 und 6, 43 vorkommt, außerdem noch *εἰς τοῦτο ἀριγμένοι εἰσὶν* 3, 60 u. *εἰς τοῦτο ἤλθον* 6, 39, ferner bei Demosthenes *εἰς τοῦτο ἔκειν* 4, 27; 18, 22; 19, 72; 36, 46 u. 48; 45, 73; *εἰς τοσοῦτο προήκειν* 51, 19 u. 13 synonyme Ausdrücke, bei Pseudo-Demosthenes *εἰς τοῦτο ἔκειν* 12, 20; 17, 12; 25, 49; 40, 28 u. 49; 52, 28; 56, 3 u. 11 analoge Wendungen.

Was dagegen den Versuch der Verwertung der Frequenz des korrelativen *ὥστε*-Satzes als Gradmesser stilistischer Redekunst anlangt, so ist derselbe meines Erachtens nicht gelungen und auf diese schablonenhafte Weise überhaupt nicht einer gedeihlichen Lösung zuzuführen. Um hier zu einem positiven Ergebnis zu kommen, müßten außer Echtheit und Unechtheit noch so viele andere Gesichtspunkte in Betracht gezogen werden, daß schliesslich die Frequenz resp. das Verhältnis zwischen korrelativen und nichtkorrelativen Folgesätzen, in der Kette der Beweisführung überhaupt keine ausschlaggebende Rolle mehr spielt, also auch kein richtiges Bild zu liefern vermag. Dies tut es nur insofern, als mit der Entwicklung der Sprache, wie die Periodenbildung im allgemeinen, so auch die im Folgesatze zunimmt, was aber heutzutage keines weiteren Beweises mehr bedarf, sondern für die meisten Satzarten schon bis zur Evidenz nachgewiesen worden ist und erforderlichenfalls leicht belegt werden kann. Was aber soll und kann denn eigentlich gegenüber den zahllosen Mitteln, wie sie dem theoretisch geschulten und praktisch geübten Redner zwecks Erzielung von Effekten zu Gebote stehen, eine so gewissermaßen natürliche Einzelercheinung besagen? Zur Ermöglichung eines annähernd richtigen Urteilsergebnisses müßten doch wohl zum mindesten auch alle anderen korrelativen Perioden in Berücksichtigung ge-

zogen werden, dienen sie doch ihrerseits gleichfalls der *περιβολή* im Gegensatze zur *λέξις εἰρομένη*, und zwar sind sie in einem noch viel höheren Grade dazu geeigenschaftet, insofern ja bei ihnen durch die Satzstellung a A, die Xenophon sogar bei den Sätzen mit *ἕως* und *ἔως* hat, oftmals ein „interiectional effect“, eine „surprise“ in einer Weise erreicht werden kann, wie sie dem in die Stellung A a gebannten korrelativen *ὅστε*-Satzes versagt ist. Nach dieser Seite eine umfassende Prüfung anzustellen, dürfte nicht nur interessant, sondern auch lohnender sein, und für eine solche wäre der zweite Teil vorliegender Untersuchung eine nicht zu verachtende Vorarbeit.

Eine andere Achillesferse haftet ferner der Arbeit dadurch an, daß sie, indem sie Isokrates zu ihrem Alpha und Omega macht, einen wesentlichen Gesichtspunkt außer acht lassen muß. Gerade von diesem Redner heißt es bei Cicero (Brut. 8) „*luce forensi caruit et intra parietes aluit eam gloriam*“. Seine Werke sind daher neben den Erzeugnissen eines Isäus, Demosthenes, Äschines u. a. gewissermaßen mehr als Aufsätze denn als Reden zu beurteilen. Oder sollte Eckels wirklich so blind auf den Buchstaben des von ihm am Ende seiner Schlussbemerkungen zitierten Satzes des übrigens von anderen Leuten, die auch etwas von der Sache verstehen, durchaus nicht für unfehlbar gehaltenen Meisters Blafs schwören, daß ihm etwa der § 27 der Rede *περὶ τοῦ ζεύγους* mit seinem, man halte mir den Ausdruck zu gute, Überstil der Kulminationspunkt stilistischer Kunst dünkt? Dann allerdings hat Isokrates als attischer Überredner zu gelten.

Der Druck ist recht sauber. Außer dem bereits oben verbesserten Fehler (S. 11 Z. 23) habe ich nur noch in der Stelle adv. Euth. 5 (S. 11) Druckversehen bemerkt, hier allerdings gleich drei.

München.

Ph. Weber.

169) **Beiträge zur klassischen Philologie**, Alfred Schöne dargebracht. Kiel, Robert Cordes, 1903. 42 S. 8. *N* 1.50.

Dem von der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel scheidenden Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft, Prof. Schöne, haben einige seiner Schüler als Zeichen ihrer Dankbarkeit eine würdige Gabe dargebracht. Die Schrift enthält vier Abhandlungen, deren erste, „De Cicerone et Torquato Epicureo“ betitelt, von Joseph Kaussen verfaßt ist: dieser behandelt das persönliche Verhältnis zwischen Cicero

und dem jungen Torquatus (de fin. I—II), den die faszinierende Macht der Persönlichkeit Epikurs zu einem Fanatiker des Epikureismus gemacht hat. An seinem für diese Weltanschauung entschiedenen Willen prallen alle rhetorischen und dialektischen Künste des älteren Freundes ab. Er ist als blinder Anhänger dieses philosophischen Systems für Vernunftgründe, für wahre Aufklärung und bessere Belehrung nicht mehr zugänglich. Die Darstellung ist einfach und übersichtlich und hebt mit geschickter Hinweisung auf das psychologische und persönliche Moment die Hauptpunkte der Ciceronianischen Technik klar hervor. Es wäre eine lohnende Aufgabe, auch den anderen in Ciceros philosophischen Schriften auftretenden Epikureer C. Velleius einer besonderen Betrachtung zu unterziehen. Vielleicht entschließt sich der Verf., der uns hierfür wohlvorbereitet erscheint, dazu, dies bei Gelegenheit nachzuholen. (Druckfehler S. 5: illo philosophia statt illa.)

Alle übrigen Aufsätze haben den Herausgeber der Schrift Gustav Wörpel zum Verfasser. Zunächst gibt er einige Einzelbemerkungen zu Juvenal VII, 40 ff. Mit Recht lehnt er Jessens Änderung von *portas* in *porcas* ab und erklärt V. 41 *longe*, das bislang als gleichbedeutend mit *diu* aufgefaßt wurde, in lokalem Sinne. Eine bekannte *crux philologica* bildet der Eigenname *Maculo*, dem Altertum wie Jetztzeit ratlos gegenüberstanden. Wörpel zeigt in überzeugender Weise, daß sich jede Änderung der bestbeglaubigten Lesung verbiete und daß die Entscheidung über den richtigen Sinn der Stelle lediglich von der Etymologie dieses Wortes abhängt. Das Resultat, zu dem er auf Grund eines reichen sprachlichen Materials gelangt, ist, daß *Maculo* eine *vox barbara* in klassischem Kostüm ist und mit dem hebräischen *mahlon* zu kombinieren ist. Damit sind in sehr scharfsinniger Weise alle Schwierigkeiten gelöst und die behandelten Verse in ein völlig neues Licht gerückt.

Höchst interessant sind die nun folgenden Ausführungen über die Deuteroskopie bei Homer. Der Verf. bringt den Nachweis, daß es sich in der Theoklymenos- (v. 345 ff.) und Xanthos-Episode (T. 404 ff.) um die Vision des *second sight* handele, daß mithin die Kenntnis der ekstatischen Mantik dem Dichter zuzusprechen sei, was von Lobeck und Rhode bestritten wird.

Der letzte Aufsatz ist dem pseudovergilischen Gedicht *Ciris* gewidmet, das in neuester Zeit durch Skutsch Buch „Aus Vergils Frühzeit“ den Gelehrten ergiebigen Stoff zu Kontroversen geliefert hat. Außer text-

kritischen und exegetischen Erörterungen gibt Wörpel einige wertvolle Beiträge zur Kenntnis der äußeren Lebensumstände und des poetischen Charakters des Verf. Eine genaue Vergleichung zwischen Ovid Met. VIII und der Ciris gibt eine Handhabe zur chronologischen Fixierung der letzteren; denn der Cirisdichter setzt die Ovidische Schilderung von Scyllas Verwandlung als bekannt voraus und beabsichtigt nur, ein Supplement zu dieser zu liefern.

Das angezeigte Büchlein, das ein so schönes Zeugnis ablegt für die pietätvolle Gesinnung der Verfasser gegenüber ihrem scheidenden Lehrer verdient Beachtung.

B.

170) **Henri Francotte, Formation des villes, des états, des confédérations et des lignes dans la Grèce ancienne.**
Paris, Émile Bouillon, 1901. 66 S. 8.

Der Verf., der durch sein Werk *L'Industrie dans la Grèce ancienne* in den Kreisen der Fachgenossen vorteilhaft bekannt ist, macht in der vorliegenden Abhandlung, welche zuerst in den Bulletins der königlich belgischen Akademie erschien, den ansprechenden Versuch, zu einer Ansicht über die Bildung des griechischen Staats zu kommen, liefert also, wie er selbst betont, einen Beitrag zu dem griechischen Staatsrecht der Zukunft. Bei aller Anerkennung für seine Intention wird man aber doch gegen seine Aufstellungen einige Bedenken äußern müssen. F. selbst spricht davon, daß er sich von der induktiven Methode leiten lasse; nicht ganz im Einklang damit steht, daß er von einigen Voraussetzungen ausgeht, welche er als gegeben betrachtet, die aber fraglicher Natur sind. Eine der wichtigsten davon ist, daß die Griechen bei dem Einrücken in ihr Land in *nations* geteilt waren, die wieder in *peuplades* zerfielen — es ist schwer, einen entsprechenden deutschen Ausdruck dafür einzusetzen. Es ist richtig, daß E. Meyer eine ähnliche Ansicht aufstellt, während Beloch eine gegenteilige und durchaus nicht unverächtliche Anschauung vertritt. Was wir von der Geschichte der griechischen Stamm-bildung, speziell in Kleinasien, wissen, spricht nicht für F.s Ansicht, vielmehr erscheint unter den griechischen Stämmen von Anfang an nur der dorische als geschlossene Einheit. Auch die weitere Ansicht, daß die Gliederung in Phylen, Phratrien und Geschlechter ursprünglich und daß sie überall vorgekommen sei, ist nicht richtig; ich weise darauf hin, daß

Szanto, der in einer zu gleicher Zeit mit F.s Schrift erschienenen Abhandlung „Die griechischen Phylen“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse, Bd. 144) ähnlichen Problemen nachging, sie aber unstreitig viel tiefer gefaßt hat, nachwies, daß die Teilung in Phylen durchaus nicht überall in Griechenland anzutreffen ist. Andererseits ist auch das γένος in seiner charakteristischen Besonderheit als Adelsverband unzweifelhaft erst ein Produkt des griechischen Mittelalters, darin ist E. Meyer vollständig beizustimmen.

Als die maßgebende Form für die Entstehung eines Staats erscheint F. der Synoikismos, was auch wieder fraglich ist, wenn man nicht unter „Synoikismos“ einfach den Vorgang verstehen will, daß mehrere offene Niederlassungen mit einem Mauerring umgeben und dadurch zur Stadt wurden. Dagegen ist zuzugeben, daß die Analyse der verschiedenen Formen des Synoikismos nach den historischen Beispielen durch den Verf. gut durchgeführt ist, was auch von deren relativer Altersbestimmung gilt. Die darauf folgende Untersuchung über das Verhältnis der gentilizischen Verbände zum Staat leidet an dem schon berührten Mangel, daß was eigentlich nur für den dorischen Stamm gilt, auf das gesamte Griechentum ausgedehnt wird und die Wandlung der Phylen aus ursprünglich territorialen Einteilungen zu gentilizischen Verbänden, die dann wieder von örtlichen Bezirken durchkreuzt wurden — wie dies Szanto so treffend dargelegt hat — nicht erkannt ist. Das Verdienst der Abhandlung F.s liegt meines Erachtens mehr in der Erörterung der Einzelheiten, obwohl auch da Manches nicht richtig aufgefaßt ist. So erscheinen die Bemerkungen über die Gliederung von Kos und Samos nicht als ausreichend; was Samos anlangt, so hätte F. für die geschichtliche Beurteilung der „Geschlechter“ einiges meinem Aufsatz in der Festschrift für Benndorf entnehmen können, der ihm entgangen ist. Bei Elis wäre es besser gewesen, das Kollegium der Frauen für die Frage nach den Phylen ganz außer acht zu lassen; und was Rhodos betrifft, so ist es doch höchst fraglich, in den *κροῖραι* keine örtlichen Bezirke zu sehen.

Knapper sind die beiden Kapitel über die Sympolitien und den „Perioikismus“. In dem ersten fiel mir die höchst unwahrscheinliche Annahme auf, daß jemand Bundesbürger sein konnte, ohne Bürger einer Bundesstadt zu sein. Was das boiotische Syneidion anlangt (CIGS. I 2418), welches F. streift, so ist es der Rat der, wenn man so sagen darf, weiteren Verbündeten Boiotie ns, hauptsächlich in Mittellgriechenland, gewesen (Rhein.

Mus. LV 467 ff.) und hat mit der staatsrechtlichen Organisation des boiotischen Staats nichts zu tun.

Prag.

Heinrich Swoboda.

171) J. C. H. Matile, *Explication de quelques fables de La Fontaine*. Groningue, P. Noordhoff, o. J. [1902]. 184 S. 8.

fl. 1.50 = fr. 3.25.

Das Buch ist geschrieben *à l'usage de ceux qui se préparent aux examens de français en Hollande*. Es erhebt nicht den Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit, sondern will, nach den Worten der Vorrede, nur einen Versuch über die Art und Weise darstellen, wie man die Fabeln Jean de La Fontaines studieren könnte. Vierzehn bunt ausgewählte Fabeln sind mehr oder weniger eingehend behandelt worden; zwei andere sind mit einem *Questionnaire* versehen worden, das einen Anhalt zu selbständigem Studium geben soll.

Im voraus will ich bemerken, daß neben den wichtigsten Bemerkungen zum Verständnis der Fabeln La Fontaines, die sich ja schon in den früheren, von Matile erwähnten Kommentaren finden, auch allgemeine, Gallizismen, Wortgeschichte, Synonyma u. s. w. behandelnde Exkurse aufgenommen worden sind. Ich habe die Schrift nicht ohne Interesse durchgelesen und gebe im folgenden, den Seitenzahlen nach, meine Bemerkungen.

S. 2 zur Fabel VII, 3 sind die Bedeutungen von *légende* unvollständig angegeben; es fehlt *légende* = erklärende Unterschrift bei Landkarten, Münzen u. s. w. Die Unterschiede der verschiedenen holländer Käse und die Anekdote, die im Anschluß an die „*tête de mort*“ erzählt wird, interessieren uns wenig. Weitschweifigkeiten finden sich auch S. 4 ff. Ist *Dieu vous assiste, Dieu vous bénisse* als Zuruf an Niesende wirklich allgemein üblich? (S. 9.) Bei den Verben, die mit dem Akkusativ und Dativ verbunden werden, fehlen einige der wichtigsten (S. 9 f.). In der Fabel I, 12 ist zu V. 6 der juristische Ausdruck *de leur chef* nicht erklärt, wozu man *du chef de la femme* zu vergleichen hat. Pädagogisch falsch ist es, S. 14 zu sagen: *Remarques qu'on dit: je me le rappelle je me rappelle une chose ... et non pas: je me rappelle d'une chose ...* V. 16 war *à moins* = *pour une cause moindre* zu deuten; in V. 21 kann man *chef* als dichterisch oder scherzhaft (Lubarsch) gebraucht erklären, ich möchte darin eine archaische Anwendung des Wortes erblicken.

XI, 8 wird im ganzen recht ansprechend interpretiert, nur hätten zu V. 17—21 die oft zitierten Verse von Maucroix Erwähnung finden können. Die überaus breite Einleitung zu XII, 6 mußte viel knapper gestaltet werden. Zu welchem Zwecke hat der Verf. die ganze französische Weidmannssprache in Bewegung gesetzt? (S. 23 ff.; vgl. a. u. S. 115 ff. über die Abrichtung der Falken.)

Die nächste Fabel ist nach der sonst üblichen Zählung I, 20. S. 33 war *lapidaire* auch in der Bedeutung Steinbuch anzugeben. Auf den Parallelismus der beiden Strophen dieser Fabel war hinzuweisen. Im *Questionnaire* zu XI, 4 finden sich manche recht überflüssige Fragen; einige sind zu elementarer Natur, während bei anderen den holländischen Kandidaten die Antwort recht schwer fallen dürfte. Bei V. 151 *ce qui vient de la flûte s'en retourne au tambour* beachte man die Verwertung des Sprichworts in E. Rostands *Cyrano de Bergerac* IV. Anlässlich der Besprechung von IV, 5 verweist der Verf. richtig auf *Ars poetica* V. 385. Er hätte nur das

Tu nihil invita dices faciesve Minerva

gleich mit hinsetzen sollen. Das Zitat aus Virgil auf der folgenden Seite ist unvollständig, es muß heißen VI, 129.

S. 48 ff. finden sich wieder viele Weitschweifigkeiten, die zum Teil die einfachsten Dinge umständlich erörtern. *Comment prononce-t-on les mots: dessous, dessus, ressort, vraisemblable, transition.* — *Racontez quelque chose sur l'utilité des animaux domestiques.* Wichtigeres fehlt; so war bei *Holà, Martin-bâton* (zu S. 55) auf Rabelais III, ch. XII (ed. Moland S. 238) aufmerksam zu machen. Übermäßig breite, ganz elementare Fragen behandelnde Ausführungen stören u. a. S. 57 ff. (Fabel IV, 13); um so seltsamer berührt die Aufforderung (S. 63): *Expliques, par la grammaire historique, les irrégularités actuelles du verbe pouvoir.* Der Verf. erspart sich die Antwort, die, wenn sie erschöpfend ausfallen soll, gar nicht einfach ist. In V. 20 war zu beachten, daß *meilleur* Adverb ist. Die nächste Fabel wird meist als IV, 19 (nicht 20) zu finden sein. *Par bénéfice d'inventaire* war aus *beneficium inventarii* zu erklären. Von dem *Questionnaire* zu X, 2 gilt das oben Gesagte.

Le Rat et l'Huître wird — wohl irrtümlich — als VIII, 8 — statt 9 — angeführt. Die etwas zu eingehenden naturhistorischen Bemerkungen über die Austern (S. 90), die stark medizinischen Ausführungen über das Gehirn (S. 91), wie später über das Auge (S. 155) und S. 167 zu *idiot*,

hätten ebensowohl wie die Erklärung der *eau de javelle* und die nach den Leyguesschen Reformen für die Zwecke des Buches kaum notwendige sorgsame Behandlung der Partizipialveränderung bei Verben wie *valoir*, *peser*, *coûter* (S. 93) wegfallen können. Bei den vielen Gallizismen mit *mont* gebührte auch dem *Mont-de-piété* ein Platz (S. 96). Dafs Tethys in der Poesie oft metonymisch für „Meer“ gebraucht worden ist, brauchte nicht erst umständlich durch ein Zitat aus M^{me} Deshoulières belegt zu werden. Die guten Ausführungen zu „sire“ (S. 99) hätten schon S. 12 eingefügt werden können. Bei V. 16 verweisen die Kommentatoren gewöhnlich auf Rabelais I, 66 (ed. Moland S. 66). S. 106 und 107, 110 und 120 können wesentlich gekürzt werden. Bei S. 112 zu V. 12 u. 13 war ein Hinweis auf Phädrus III, 18¹³ angebracht: *augurium corvo, laeva cornici omina scil. data sunt*. War *porte-malheur* erwähnt (S. 112), so konnte auch *porte-bonheur* (vierblättriges Kleeblatt als Anhängsel, Armband mit Inschrift u. s. w.) genannt werden. Die Zusammenstellung der Verben mit dem Präfix *dé(s)* (S. 117) und ähnliche sich öfters findende Gruppierungen haben kaum irgend welchen Wert. Die poetischen Lizenzen sind S. 119 unvollständig angegeben. In V. 39 erforderte *las* Berücksichtigung. Die letzten Verse, die (seltsam genug bei La Fontaine) in düstere Melancholie ausklingen:

Ne sentirai-je plus de charme qui m'arrête?

Ai-je passé le temps d'aimer?

scheint M. nicht mehr erklärt zu haben, ebensowenig wie die Einleitung zu X, 10 S. 149 ff. Unter dem Titel „*Un souper chez Jean de La Fontaine*“ ist (S. 126) ein literarhistorisches Fragment eingefügt worden, das leider zu sehr als Torso wirkt, so hübsch es sich sonst der Fabel von den beiden Tauben anschliesst.

Zu V. 9 der Fabel von den pestkranken Tieren war ein Hinweis auf „*mourante vie*“ Corneille Cid III, 4 am Platze. Die Anekdoten S. 135 u. 148. 174 können fehlen. Die Seiten 138–146. 164. 165 mögen in einer späteren Ausgabe auf einen geringen Bruchteil ihres jetzigen Umfangs reduziert werden.

III, 1 V. 71 war in der Konstruktion zu erklären, wozu man bei Lubarsch (Berlin, Weidmann, 1881) den Verweis auf Mätzner § 136, 10 s findet. Das Zitat der nächsten Fabel (soll I, xvi heissen) ist unvollständig. Der empfehlende Hinweis auf einige Veröffentlichungen des P. Noordhoffschen Verlages (S. 174) stört, da bibliographische Hinweise

dieser Art sonst fehlen. Die *machine ronde* des V. 8 ist nebenbei bemerkt auch in *Le Chartier embourbré* VI, 18 V. 17 erwähnt. Der Sinn von V. 16 ist übrigens nicht so einfach, wie M. meint; das Nähere mag man in der Ausgabe Lubarsch nachlesen. Zum Schluss druckt M. eine Fabel einer Urenkelin La Fontaines ab, die Madame Elisabeth, der Schwester Ludwigs XVI., 1780 in Château-Thierry vorgetragen wurde, und in der das arme Mädchen den Schutz der großen Dame anruft. Ein Index schließt den Band.

Alles in allem ein Buch, das die schon bekannten, zum Verständnis notwendigen Erklärungen des La Fontaineschen Textes verständig vorträgt, ansprechende Ausblicke lexikalischer und phraseologischer Art bringt, Synonyma u. s. w. sowie die Etymologie maßvoll berücksichtigt, leider jedoch an einer nicht selten hervortretenden Weitschweifigkeit krankt. Die wenigen Druckfehler sind leicht zu bessern.

Bernburg.

R. Kießmann.

- 172) **Erich Meyer, Emile Augier, Le Gendre de Monsieur Poirier.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1901. (Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Nr. 28.) 8. geb. M 1. 60.

In der rühmlichst bekannten Sammlung der Perthesschen Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller ist dankenswerterweise auch Augiers Lustspiel *Le Gendre de Mr. Poirier* aufgenommen worden. Wer unsere Schüler mit einem modernen französischen Lustspiele bekannt machen will, wird gern dieses Augiersche Stück wählen, das gehaltvoll und wohl gegliedert in seiner leicht und gefällig dahinfließenden Konversation eine Fülle interessanter Kenntnisse vermittelt und eine überaus ergiebige Quelle für Bereicherung des Wortschatzes und für die Veranstaltung von Gesprächen liefert. In der vorliegenden Ausgabe geht dem Text eine deutsch geschriebene Einleitung voraus, die außer den üblichen biographischen Notizen über die Tendenz des Stückes einige kurze, aber zutreffende Bemerkungen bringt. Die am Ende des Buches beigegebenen Anmerkungen sind nach jeder Richtung wertvoll, indem sie nicht bloß präzise Sach-erklärungen geben, sondern auch idiomatische Ausdrücke und Wendungen treffend verdeutschen (so z. B. *troupier fini*, Kommisssoldat; *faire courier*, Rennpferde halten, *il ferait beau voir*, es wäre ein schöner Anblick u. a. m.). Indes könnten rein subjektive Bemerkungen wie die über den französischen

Adel zu *duc* I 1, 23 oder über die Ehrenlegion zu *étoile des braves* I 2, 75 besser fortbleiben. Ein Wörterbuch als besonderes Heftchen hebt auch für schwächere Schüler alle Schwierigkeiten bei der Vorbereitung auf. Die Ausgabe sei für die Primalektüre bestens empfohlen.

Neustadt (O.-Schles.).

P. Leja.

- 173) **Ernst Lehmann, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache.** Nach der Anschauungsmethode mit Bildern bearbeitet. 6. Auflage. Mannheim, J. Bensheimer, 1902. XV u. 246 S. 8.

geb. M 3.—.

Das Charakteristische des Buches ist, daß es in umfangreicherer Weise, als es sonst der Fall ist, die Anschauung in den Dienst des Unterrichts stellt. Den 34 Lektionen, die seinen Hauptteil ausmachen, ist ein reichliches Bildermaterial beigegeben, so daß außer einigen wenigen, die sich wie Schulzimmer, Kleidung u. s. w. auf direkte Anschauung stützen oder ihrem Charakter nach weitere Veranschaulichung entbehren können, jede Lektion ihr Bild hat. Sämtliche Lektionen bestehen einfach aus Lektürestoffen. Die ersten 20 beschäftigen sich mit Dingen aus dem alltäglichen Leben und der nächsten Umgebung des Schülers, dann folgen ansprechende kleine Geschichten, während in den letzten sechs Lektionen in ziemlich eingehender Weise die vier Jahreszeiten, Industrie und Krieg sowie der Mensch und die Erde behandelt werden. Dabei werden in passender Weise naturgeschichtliche und geschichtliche Stoffe herangezogen, dann und wann untermischt mit harmlosen aber doch lehrreichen Anekdoten.

Der Lektüre jedes einzelnen Stückes empfiehlt der Verf. eine kurze Besprechung des entsprechenden Bildes vorangehen zu lassen, an die Lektüre aber grammatische Erörterungen unter Benutzung der einen weiteren Teil des Lehr- und Lesebuches bildenden Grammatik anzuschließen und endlich eine eingehendere Besprechung des Bildes vorzunehmen.

Man braucht nicht zu bezweifeln, daß bei diesem praktischen Betriebe, bei dem natürlich Lehrer und Schüler sich der Muttersprache so wenig wie möglich bedienen, das Buch unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers auch im Klassenunterricht einen guten Erfolg erzielen wird.

Die am Schluß auf 47 Seiten zusammengefaßte Grammatik bringt das wichtigste aus Formenlehre und Syntax; es ist — dem Berichterstatter sehr sympathisch — eine Grammatik in Beispielen, die den sehr

knapp gehaltenen Text in englischer Sprache, aber in so einfacher Weise gibt, daß er auch schwächeren Schülern keine Schwierigkeiten machen kann.

Etwas zu umfangreich für den vorliegenden Zweck ist dagegen meines Erachtens die vorausgeschickte ebenfalls in englischer Sprache abgefaßte Lautlehre ausgefallen. Auch würde sie an Einfachheit und Deutlichkeit entschieden gewonnen haben, wenn der Verf., anstatt für jeden Buchstaben die verschiedenen möglichen Aussprachen anzugeben, den Laut zum Ausgangspunkt gemacht und dazu die möglichen Darstellungen in der Schrift in Beispielen aufgezählt hätte. Das würde auch einen großen Teil der diakritischen Zeichen, die auseinander zu halten dem Schüler bisweilen schwer werden wird, entbehrlich gemacht und überdies der ganzen Methode des Verf. mehr entsprochen haben. Im einzelnen erwähne ich noch, daß der Vokallaut in Wörtern wie *up*, *but*, *son* nicht genügend beschrieben und daß Wörter wie *branch*, *dance* zurzeit in London und im ganzen Süden Englands wohl mit dem „Italian a“, gesprochen werden.

Hinsichtlich der Bilder wäre endlich noch zu wünschen, daß sie — namentlich die der vier Jahreszeiten — bei einer weiteren Auflage, die wir dem trefflichen Buche wohl wünschen und gönnen möchten, teilweise wenigstens durch solche mit etwas künstlerischerer Ausführung und etwas modernerem Charakter ersetzt würden.

Dessau.

Bahrs.

- 174) **Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe.** Erster Band: Briefe an Pinder, Krug, Deussen, Freiherrn von Gersdorff, Carl Fuchs, Frau Baumgartner, Frau Louise O., Freiherrn von Seydlitz u. a. Herausgegeben von **Elisabeth Förster-Nietzsche** und **Peter Gast**. 3. Auflage. XXVI u. 602 S. 8. — Zweiter Band: Briefwechsel mit Erwin Rohde. Herausgegeben von **Elisabeth Förster-Nietzsche** und **Fritz Schöll**. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler, 1902. XXVIII u. 628 S. 8.

Es erscheint gar nicht leicht, für diese Anzeige den richtigen Ton zu finden, den Ton nämlich, aus dem die Leser dieser Zeitschrift, doch wohl ausschließlich Philologen, heraushören könnten, welche Ausbeute gerade sie aus einem Studium der angezeigten Schriften sich versprechen dürften. Denn dafür läßt sich schlechterdings keine allgemeine Formel finden, und ein Versuch, sie durch Anhäufung von Details zu ersetzen,

wird gleichfalls zu keinem befriedigenden Ziele führen. Es würde ein ganz falsches Bild geben, wollte jemand etwa addieren, was für mannigfache Gebiete der Philologie als in jenen Briefen des ausführlicheren behandelt oder leichter hin gestreift, der Bericht aufzählen würde. In dieser Beziehung entbehren selbst die eingehenderen Untersuchungen in den Briefsammlungen des Abschlusses, da im ersten Bande nur Nietzsches Fragestellungen und Meinungen enthalten sind, nicht aber der Adressat zu Worte kommt, ein Mifsstand, an dem ja alle einseitigen Briefpublikationen krankten. In dem Briefwechsel mit Rohde aber treten auffälligerweise die rein philologischen Aussprachen schon nach dem ersten Drittel so gut wie ganz zurück, um Platz zu machen einerseits der gegenseitigen Versicherung gemeinsamen Begeisterungsrausches für Schopenhauer und Richard Wagner, anderseits der Aufrichtung und schließlich tragischen Zerbröckelung eines Denkmals erhebendster Freundestreue. Und das dürfte vielleicht für alle Leser die Quintessenz des Ganzen sein, daß sie, wenn sie die Bücher aus der Hand legen, sich nicht bereichert fühlen werden durch Aufklärung über Sachen, sondern durch den Einblick in Menschenseelen, Rohdes und Nietzsches selber zumeist. Das ist freilich ein Gewinn und Genuß, der die angewandte Mühe reichlich lohnt: Mühe muß man es sich allerdings kosten lassen, sich über manche öde Strecken hin genußfähig zu erhalten. Hier hätten die Herausgeber wohl etwas mehr im Interesse eines größeren Leserkreises diesem entgegenkommen können. So wird der Zwang, fast bei jedem Briefe in den erst am Schluß des Bandes zusammengestellten Anmerkungen sich Rats erholen zu müssen, der noch dazu allzu häufig ausbleibt, schwer empfunden. Und ebenso, da Ausmerzungen nicht zu umgehen waren, hätten die Herausgeber wohl noch bedeutend mehr auslassen dürfen. Das bezieht sich sowohl auf ganze, völlig belanglose Briefe, als auf Einzelheiten in den Briefen. Zu solchen wünschenswerten Streichungen rechne ich in allererster Linie die — ich stehe nicht an zu sagen — unqualifizierbaren Epitheta, mit denen gewisse, noch lebende Gegner Rohdes und Nietzsches signiert werden. Sie resultieren aus dem Temperament und der damaligen Kämpferstellung der beiden Freunde, machen aber als posthume Fußstritte einen den Leser quälenden Eindruck, auch für den, der, wie ich, sich zu den dankbarsten Schülern und wärmsten Verehrern Rohdes zählt. „Briefe sind eben subjektive Stimmungsbilder“ (an Deussen I, 73). „Auch ist es eine edle Kunst, in solchen Dingen zur rechten Zeit zu schweigen. Das Wort ist ein gefährliches Ding

und selten bei derartigen Anlässen das rechte. Wie vieles darf man nicht aussprechen“ (an von Gersdorff I, 188). „In mir gährt jetzt sehr vieles, und mitunter sehr Extremes und Gewagtes. Ich möchte wissen, bis wie weit ich solcherlei meinen besten Freunden mitteilen dürfte? Brieflich natürlich überhaupt nicht“ (an denselben I, 283). „Wir anderen Sterblichen haben kein Recht, Briefe zu veröffentlichen, wir wären denn affektierte Narren und wollten dies öffentlich zur Schau stellen“ (an C. Fuchs I, 349).

Diese kleine Blütenlese aus Nietzsches eigenen Worten berührt selbstredend nicht den hier angezogenen Fall, und ich weiß wohl, ihr stehen andere Stellen gegenüber wie II, 84 an Rohde: „Wenn sich zwei Freunde unserer Art Briefe schreiben, da freuen sich bekanntlich die Engelchen“, aber sie gibt doch dem oben ausgesprochenen Wunsche einen kräftigen Fürsprecher.

Es mag übrigens Zufall sein, daß die paar hier wörtlich gegebenen Zitate gerade denjenigen Briefgruppen, d. h. wenn man die Briefe nach ihren Adressaten gruppiert, entstammen, die mir wenigstens beim Lesen den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen haben. Obenan steht natürlich der Briefwechsel mit Erwin Rohde. Er ist ja schon nach Verdienst benutzt und gewürdigt in dem prächtigen Buche von Otto Crusius über Rohde, auf das in den Anmerkungen fortlaufend verwiesen wird. Es erübrigt daher hier vielleicht nur noch, auf die interessante Tatsache hinzuweisen, daß Rohde (von dem Nietzsche übrigens eingesteht (II, 514), daß jener „schärfer und schneller denke“ als er selbst) bereits in einem Briefe von 1868 (II, 102) den Freund auf die innigen Berührungen ihrer Weltanschauung mit den Romantikern aufmerksam zu machen beginnt, die Karl Joël im diesjährigen Maiheft der Neuen Deutschen Rundschau so ausgiebig für das Verständnis Nietzschescher Philosophie verwendet. Und auch für die Weiterbildung, oder richtiger für den Umschlag Nietzschescher Probleme, bleibt Rohdes Brief vom 16. Juni 1878 ein bedeutsames Zeugnis, daß er bei der Lektüre von „Menschliches, Allzumenschliches“ aufrichtig seine schmerzliche Überraschung bekennt (II, 544); Rée, den Verfasser von „Ursprung der moralischen Empfindungen“, in jenem Buche hören zu müssen glaubt, und dem Freunde direkt vorhält: an diese „Unverantwortlichkeit wird mich niemand jemals glauben machen, kein Mensch glaubt daran, auch Du nicht“.

Im ersten Bande sind die Briefe an den Freiherrn von Gersdorff die

vielseitigsten. Bei ihnen besonders wird der lebhafteste Wunsch rege, die Einwirkungen auf und die Anregungen von dem Adressaten kennen zu lernen. Am meisten philologisches Interesse erwecken die Briefe an den Kieler Universitätsprofessor Paul Deussen. Bei ihrer wiederholten Lektüre kam mir der Gedanke, man solle sie, nicht alle gerade, für sich allein drucken lassen und als Vademecum jungen Philologie Studierenden in die Hand geben. Sie würden nach vielen Richtungen hin segensreich wirken; darin stecken Körner reinsten Goldes, für deren Mitteilung dem ersten Besitzer Hochachtung und Dank zu schulden ist. Denn mag auch Nietzsche, der Gründer des philologischen Studentenvereins in Leipzig und spätere Philologieprofessor in Basel, in seiner dritten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ uns „Philologen und Schulmänner die gebildetsten und eingeildetsten Gelehrten von Berufs wegen“ nennen, dort und in diesen Briefen an Deussen entbehrt seine gallige Kritik nicht jeder Berechtigung, und was er in den letzteren an positiven Forderungen vorbringt, ist wohl der Nacheiferung wert.

Für die unreifen Jungen wird Nietzsche der Philosoph mit seiner Voltaireischen Niederreißungswut eine ständige Gefahr bedeuten. Rückt ihn aber erst eine objektive, historische Betrachtung aus dem vermeintlichen Zielpunkte in den ihm tatsächlich gebührenden Durchgangspunkt, wo er für die Kultur im letzten Drittel des 19. Jahrh. charakteristisch und als Gegengewicht gegen die übertriebene soziologische Humanitätsduselei notwendig erscheint, dann wird die Sammlung seiner Briefe erst in ihrer ganzen Bedeutung als Dokument für Nietzsche den Freund und Nietzsche den Menschen empfunden werden.

Bremen.

Ernst Neuling.

Berichtigung.

S. 55 d. Z. ist zu lesen *carminum amatoriorum*.

Vakanzen.

Arolsen, Rpg. Obl. Math. N. Kuratorium. **Dortmund**, G. Obl. Kl. Ph. u. Deutsch. Kuratorium. **Elberfeld**, RG. Obl. Math. Nat. Kuratorium. **Frankfurt a. M.**, RS. zu Sachsenhausen: zwei Obl. N. Spr. Kuratorium d. H. Sch. **Frankfurt a. M.**, Klinger-O.R.S. Obl., 1) Physik u. Chemie, 2) N. Spr. Kuratorium d. H. Sch. **Gartz**, G. Obl. Klass. Ph. Kuratorium. **Herne**, R.S. u. Prg. Obl. Kl. Ph. Kuratorium. **Höchst a. M.**, G. u. RS. Obl. Math. u. Nat. Kuratorium. **Kattowitz**, H.M.S. Obl. N. Spr. Magistrat. **Köln**, G. u. R.G. Obl. Geogr. u. Gesch. Oberbürgermeister. **Lübeck**, H.M.S. Obl. Franz. u. Deutsch. Dir. Hoffmann. **Rixdorf**, R.G. Obl. N. Spr. Magistrat. **Rüttenscheid**, Prg. i. E. Obl. N. Spr. Bgmstr. Held. **Schoeneberg**, R.G. u. RS. u. H.M.S. Obl. Nat.; Obl. N. Spr.; Obl. Math.; Obl. Latein. Magistrat. **Zaborze**, G. Obl. Ev. Rel. u. kl. Ph. Dir. Dr. Drechsler.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Platons Phädon.

Für den Schulgebrauch

erklärt von

Dr. Karl Linde,

Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Preis: **M** 1.20.

M. Tulli Ciceronis

pro

Cn. Plancio oratio.

Für den Schulgebrauch

erklärt

von

Prof. Dr. L. Reinhardt,

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Wohlau.

Preis: **M** 1.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor **Dr. R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Preis: **M** 1. —.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Preis: **M** —. 80.

Cahier de Notes.

**Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen
für Schüler der Oberklassen,**

eingerrichtet zur Aufnahme von weiteren, im Unterricht gewonnenen sprach-
lichen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken

von **Dr. K. Engelke,**

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Preis: **M** 1. 50.

100 Dichtungen aus der Zeit der Befreiungskriege

zusammengestellt

von

Dr. Hans Dütschke,

Professor am Kgl. Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin.

Preis: gebunden **M** 1. —.

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** 

Für die Redaktion verantwortlich **Dr. E. Ludwig** in Bremen
Druck und Verlag von **Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.**

UNIV. OF MICH.
JUL 24 1903

Gotha, 11. Juli.

Nr. 14, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 175) Th. Birt, Der Hiat bei Plautus (W.) p. 313. — 176) Mélanges Perrot, Recueil de Mémoires concernant l'archéologie classique, la littérature et l'histoire anciennes (J. Jung) p. 318. — 177) Eine neue Erklärung der Apokolokyntosis (A. Chambalu) p. 322. — 178) R. Hirzel, Der Eid (O. Wackermann) p. 322. — 179) J. Ackerknecht, Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Französischen? (M. Krüger) p. 326. — 180) J. Klapperich, London old and new (A. Herting) p. 329. — 181) K. Meyer und B. Aismann, Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache (H. Niemer) p. 330. — 182) M. Trautmann, Kleine Lautlehre des Deutschen, Französischen und Englischen (H. Schmidt) p. 334. — Vakanten. — Anzeigen.

175) Th. Birt, Der Hiat bei Plautus und die lateinische Aspiration bis zum 10. Jahrhundert n. Chr. Marburg, N. G. Elwert, 1901. IV u. 375 S. 8. M 9.60.

Das erste Buch handelt von dem *h* der Zeit der Republik; es ist da zunächst die Rede vom auslautenden *h* in *oh*, *ah*, *vah* ('stoßende Aussprache mit gehauchtem Vokalabsatz'), vom nachkonsonantischen *h* (in der älteren Zeit Aspiration nur nach Gutturalen, cf. Gellius II 3, 1 f.; Cic. Orat. 160), vom Schwund des echten *h* zwischen (gleichen) Vokalen, von dem scheinbar als Dehnungszeichen verwendeten *h* (in *aha*, *vaha*, *oho* 'langer zweigipfelter Vokal mit Expirationsstoß in der Mitte') sowie von dem Verhalten des *h* im Inlaut vor Jot und vor *i*-Vokal (*h* vor *i* = *j* [*ch*]), also Spirans, cf. *abhicio* = *abjicio*, *tragitur* = *trajitur* = *trahitur*; folgte auf *hi* ein Konsonant, fiel *h* aus, cf. *ahit* = *agit* = *ait*, *traicus* = *trajicus*, oft hielt es sich aber auch zähe, cf. *uechiculum* u. ä.). Die Hauptsache kommt in Kapitel 7 u. 8, in denen vom anlautenden *h* gehandelt wird. Birt stellt hier vier Möglichkeiten auf: 1) *h* = *ch*, 2) *h* = Mittelstufe zwischen *ch* und griech. Spiritus asper, 3) *h* = neuhochd. *h*, 4) *h* = griech. Spiritus lenis. Bei Plautus Truc. 252 läßt sich auch *dé frumento* | *ánseres* messen

aus der Aspirata *kh* ist echtes italisches *h* entstanden, vgl. *χότος hortus*, *χιών hiems*, danach ist zu *χῆν hanser* zu stellen; da nun bei obiger Messung Hiat entstehen würde, so wird Plautus *hanseres* gesprochen haben. Dann muß aber das *h* im Anlaut hörbar gewesen sein und mindestens zwischen *ch* und deutschem *h* gestanden haben, 'ein Kehlkopfreibegeräusch mit gewisser palataler Artikulation' (S. 34). Eine Bestätigung dafür findet Birt einmal in Gleichungen wie *habeo* = *cipio* (nach B.), sodann besonders in dem c. 84 des Catull, wo ein gewisser Arrius verspottet wird, der *chommoda* und *hinsidias* sprach, was Catull vermutlich auf Vererbung in der mütterlichen Familie zurückführt. Durch seine Interpretation des Gedichtes gelangt B. zu dem Schlusse, daß Arrius das *h* nicht 'leniter et leviter' sprach, daß es vielmehr ein '*h forte et durum*' war; daß ferner Catull diese Aussprache nicht im allgemeinen, sondern nur die Aspiration am falschen Platze tadelte (das war nach Nigidius Figulus eine Eigentümlichkeit des '*rusticus sermo*'); daß endlich durch Catulls Bemerkung über den Großvater des Arrius dieser Fehler bis an das Ende des 2. Jahrh. v. Chr. zurückdatiert wurde. Belege für diese rustikane Gepflogenheit sucht B. nun u. a. bei Plautus und Terenz zu ermitteln, indem er Schreibungen wie *cui* für *hui* (Terenz Hec. 283 in allen Handschr.) u. ä. zunächst dem Archetyp und dann dem Autor selbst zuweist. Also sprach auch Plautus das '*h forte*', das Position macht und den Hiat verhindert. Aber nun elidiert auch Plautus über *h* hinweg, und das ist sogar das Vorwiegende; wie ist dies zu erklären? 'Des Plautus Wesen ist die Inkonstanz, und er zeigt uns in vielen Punkten einen Zustand des Überganges' (S. 51); sogut er Formen wie *aibat* und *aiebat* nebeneinander gebrauchte, und die Jamben Kürzung ganz ad libitum verwendete, so ist auch eine zweifache Wertung der Aspiration bei ihm anzunehmen. Der alte Saturnier hat noch das echte lateinische *h*, aber durch das Studium der griechischen Originale machte sich der Einfluß des Griechischen geltend, wo der Spiritus asper meist quantitátslos und dem Spiritus lenis gleich behandelt war; latein. *h* und griech. Spiritus asper wurden aber gleich gesetzt (Hercules *Ἡρακλῆς*). So wurde *h* im Anlaut eine schwankende Größe, wie *s* im Auslaut, und verlor durch den Einfluß der griechischen Wertung in der Kunstpoesie seine prosodische Geltung; die klassische Verskunst der Römer kennt kein '*h forte*'. Während aber die Aussprache des *s* in der republikanischen Zeit wirklich gelitten hatte, war das beim *h* keineswegs der Fall (S. 54).

Das zweite Buch bringt Untersuchungen über das *h* der Kaiserzeit. Durch die archaisierenden Poëten wurde auch das *h* wieder belebt, wodurch ein bewußter volkstümlicher Archaismus erzielt wurde (S. 105). Die Metriker und Grammatiker des 4. Jahrh. erkennen ein Schwanken der Auffassung an, indem ihnen *h* bald 'consonans', bald 'nota adspirationis' ist; jenes '*h* consonans' wird beschrieben als ein Expirationsstofs, der dem Vokal vorausgeht, während der Spiritus erst mit dem Vokal selbst einsetzt (S. 108). Von den beiden Lehren, die nebeneinander gehen, ist die, welche lat. *h* dem Spiritus asper gleichsetzt, auf Varro zurückzuführen, der '*h* inter litteras non esse disputavit', d. h. nach Birts Meinung, eine Vulgärauffassung bekämpfte, der *h* für eine littera galt; die andere Lehre, daß *h* auch consonans sein könne, möchte B. auf Remmius Palaemon zurückführen (S. 113—115). Wir finden außerdem bei den Artigraphen die Angabe, daß man *h* 'vulgo' zu den mutae rechnete. Aus alledem folgert B., daß *h* nicht nur die ganze Kaiserzeit über hörbar gewesen sei, sondern auch stärker als der Spiritus asper: 'es war Konsonant im Lateinischen wie im Germanischen' (S. 122).

Die beiden nächsten Kapitel gelten dem '*h* omissum' und '*h* spurium'. Aus gelegentlichem Fehlen des *h* in der Schrift ist kein Schluß darauf zu ziehen, daß es auch nicht mehr gesprochen wurde. Das Fehlen in der Schrift geht auf die Lehre der Schule zurück, die lat. *h* griech. Spiritus asper gleichsetzte, sodaß in Nachahmung des Griechischen, wo der Spiritus nicht ausgedrückt wurde, auch in lateinischer Schrift *h* weggelassen werden konnte. Der griechisch erzogene Römer brauchte kein geschriebenes *h*, wohl aber der Bauer, der ungebildete Mann ('opicus' Ter. Scaurus, 'rusticus' Nigidius): 'Der Bauer hatte gleichsam eine Begierde auf das *h* und kann es nie genug sprechen' (S. 129), daher die falsche Aspiration, wie sie auch Catull an Arrius tadelt. Der Schwund des anlautenden *h* ist teils eine Folge etymologischer Kombination (Varro; *holera* = *olera*: *olla*; *hortus* = *ortus*: *oriri*), teils verursacht durch Homonyma (*hac* = *ac*: *ac*). Die letzteren haben aber anderseits auch das Vordringen des *h* spurium begünstigt, das schon 'von früh ab den Trieb hatte, den Anlaut zu überwuchern' (S. 150; nach B. *haud* = *aud* von *ab* = *av*; also auch *hab* gesprochen) und dies um so mehr tat, je mehr die Rusticitas der Sprache über den Einfluß der Schule siegte. Daß das unechte *h* keinesfalls ein stummer Laut war, bezeugt nach B. wiederum Catulls Gedicht.

Im dritten Buch spricht B. über lateinisches *h* im 7. bis 10. Jahrh. Die beiden eben geschilderten Prozesse, Verlust des echten *h* und Prothese des unechten, zogen sich nach B. bis ins 10. Jahrh. hinein und erstreckten sich auch auf die romanischen Sprachen: *h* spurium wie *h* genuinum wurden beide wirklich gesprochen. Das Erlöschen des italienischen und französischen *h* hängt mit dem des griechischen zusammen und schreitet durch die Jahrhunderte von Süden vor (S. 295). Die Lehre von '*h* muette' und '*h* aspirée' stammt von den Gelehrten des 16. Jahrh. (S. 294); vorher ist nirgends von einem stummen *h* die Rede (S. 162 f.).

Mit dem vierten Buch kehrt B. wieder zu Plautus zurück: '*Spiritus lenis* in der Verskunst des Plautus' ist es überschrieben. B. erinnert zunächst daran, daß '*h* consonans' den Hiat verhindere, und meint, auch die übrigen Fälle müßten sich aus der Pronuntiatio erklären lassen, nämlich aus der Beschaffenheit des *Spiritus lenis* im Latein. Aus Auct. ad Her. IV 18 und Cicero Orat. 150 ff. erweist B., daß 'das Sprechen mit Hiat rustican' war (S. 361); dieser volkstümliche Hiat ist aber nichts anderes als die Ablehnung der Synaloephe durch die Kraft des Anlautes. Dieser kann von viererlei Art sein: entweder leiser Einsatz wie im Französischen, oder fester Einsatz wie im Deutschen (mit 'hustenartigem, knackenden Geräusch'), oder mit Aspiration verbunden, wobei entweder der Hauch dem Vokal vorausgeht, wie bei deutschem *h* mit folgendem Vokal, oder ihn begleitet, so beim griech. *Spiritus asper*. Die erste und letzte Art eigneten der griechischen Sprache, die beiden anderen der lateinischen, die sonach mit der deutschen übereinstimmte. Das, was die gebildeten Römer, die sich möglichst der griechischen Sprachweise befleißigten, als rustikan bezeichneten, war eben der feste Vokaleinsatz. Naevius und Plautus verwendeten nun nicht nur das griechische *h* neben dem italischen, sondern auch den hauchlosen leisen Einsatz der Griechen neben dem festen der Italiker (S. 303); dieser letztere aber hinderte den Hiat, er bewirkte, daß zwischen zwei aufeinander folgenden Vokalen ein kleines Zeitintervall entstand, das die Zeit des sonst vokal-trennenden Konsonanten ersetzte, weshalb auch keine Verkürzung eines langen Endvokals eintrat.

Auf dem Eintreten einer neuen Expiration beruht der Hiat in den Diäresen der gestreckten Langverse wie bei Personenwechsel; aber wie Plautus hier auch verschleifen konnte und es der Regel nach tat, so erklärt sich auch im sonstigen Text seine Inkonsequenz in Bezug auf Hiat und Synaloephe. Als besonders wahrscheinlich bezeichnet es B., daß Plautus

in solchen Fällen von der hiattilgenden Beschaffenheit des rustikanischen, echt italischen Vokaleinsatzes (Spiritus lenis) Gebrauch gemacht habe, wo sich später mit Vorliebe das *h* spurium einstellte: in erster Linie bei Wörtern, die mit *ab* (*a*), *av* und *in* beginnen (vgl. Catull 'hinsidia'), dann aber auch da, wo im vierten Kapitel des zweiten Buches das *h* spurium in späterer Zeit nachgewiesen worden ist. Andere Gelegenheiten zu starkem Vokaleinsatz bieten fremde Eigennamen und Lehnwörter, Pronomina mit *i-* unter dem Versiktus, Sprechpausen und die ursprünglich konsonantisch anlautenden Pronominaladverbien (*ut*, *ubi*, *unde*, *usque* etc.). Damit sind freilich noch nicht alle Fälle erschöpft; auch wo sonst Hiat auftritt und der Text ohne Anstoss ist, muß die Beschaffenheit des Spiritus lenis im Lateinischen die Erscheinung erklären, sodafs jeder Versuch, durch Emendation den Hiat zu beseitigen, von vornherein abzulehnen ist. Anhangsweise werden eine Anzahl Plautusstellen auf Grund der vorgetragenen Theorien geändert.

Fassen wir das Resultat zusammen, so lehrt B., dafs jeder Hiat bei Plautus in Versen, die gut überliefert und inhaltlich ohne Anstand sind, zu behalten ist, denn entweder ist es nur ein scheinbarer Hiat, nämlich vor *h*, das dann eben konsonantische Geltung hat, oder es liegt bei vokalischem Anlaut der feste, italische Einsatz vor, wir haben dann also den berechtigten volkstümlichen Hiat. Mit dieser Lehre und der Proklamation der Inkonstanz des Plautus wäre ja nun die Hiatfrage glücklich erledigt — wenn sich nicht zu viele Bedenken gegen die ganze Theorie erheben. Da ist zunächst die Hypothese von dem konsonantischen *h*, die auf recht schwachen Füfsen steht; die Art, wie das spöttische Catullgedicht ausgelegt, richtiger ausgepfeift wird; die Art, wie Lesarten später Handschriften über den Archetypus auf den Dichter selbst zurückgeführt werden; die Art, wie Dinge, die B. selbst als unsicher bezeichnen muß, schliesslich doch mit in der Argumentation verwendet werden: das alles erweckt doch lebhaften Zweifel an der Richtigkeit der Theorie. Unter der Überfülle von Belegen, die B. zusammengetragen hat, figurieren eine ganze Menge Lesarten einzelner Handschr. (so z. B. für Plautus die Rezension der Palatini oder einzelne Handschr. wie der Vetus allein), aus denen Schlüsse gezogen werden, die man schwerlich als berechtigt anerkennen kann, denn sie nehmen auf die Textgeschichte viel zu wenig oder gar keine Rücksicht. Weiterhin ist es sehr schwer alle einzelnen Belege auf ihre Richtigkeit zu prüfen — das würde beinahe ein Spezialstudium erfordern —, und

wenn man so gelegentlich dabei auf unzutreffende Angaben stößt, wie z. B. S. 69 zu Terenz Ad. 946 u. 947 (vgl. Kauer im Anhang z. d. St.), so wird man doch zu einiger Vorsicht gemahnt. Gelegentlich muß B. selbst zugeben, daß nicht alles stimmt. So wird S. 153 aus Catull auf rustikanes *hin* für *in* geschlossen und diese Prothese des *h* spurium mit Hilfe desselben Gedichtes zwei Menschenalter zurückdatiert, auch unter Anführung von Bacch. 286, wo tatsächlich Hiat überliefert ist, dem Plautus vindiziert; aber S. 271 heißt es dann 'Auffallend ist darum, daß die Schreibung *hin* in Wirklichkeit verhältnismäßig so selten sich belegen läßt; und nach einer ausreichenden Erklärung hierfür suche ich vergebens!' Sollte das nicht am Ende daran liegen, daß B. etwas schnell bei der Hand ist, aus Einzelfällen allgemeine Schlüsse abzuleiten? — Auf der anderen Seite aber müssen wir, um nicht ungerecht zu sein, auch betonen, daß manches, was B. vorträgt, recht plausibel erscheint, und daß jedenfalls sein Buch eine Fülle von Anregung gewährt, durch die der Leser zu aufrichtigem Danke verpflichtet wird.

Br.

W.

- 176) **Mélanges Perrot, Recueil de Mémoires concernant l'archéologie classique, la littérature et l'histoire anciennes, dédié à Georges Perrot, membre de l'Institut, directeur de l'École normale supérieure, professeur honoraire à la faculté des lettres de l'université de Paris. A l'occasion du 50^e anniversaire de son entrée à l'École normale supérieure. Ouvrage contenant un portrait en héliogravure, cinq planches hors texte en phototypie et trente-six illustrations dans le texte. Paris, Ancienne librairie Thorin et fils, Albert Fontemoing, éditeur, 1902.**

343 S. 4.

80 fra.

Gratulationswerke, wie sie nach dem Vorbild der „Commentationes Mommsenianae“ seit einem Vierteljahrhundert üblich geworden sind, bieten den Vorteil, daß neben der in unserer Zeitschriftenliteratur immer mehr um sich greifenden Zersplitterung doch auch die Zusammenfassung verwandter Disziplinen zum Worte kommt. In dieser Hinsicht ist das vorliegende Werk, das in glänzender Ausstattung erscheint, besonders lehrreich, um so mehr als es zugleich einen internationalen Charakter an sich trägt. Es beteiligten sich außer französischen auch englische und deutsche Gelehrte, die meisten in ihrer Nationalsprache schreibend, ferner die ita-

lienische Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli (mit einem Aufsatz „L'isola Tiberina“) und der Grieche P. Cavaddias, der „sur la guérison de malades au hiéron d'Épidaure“ schrieb. England ist vertreten durch E. Gardner in Oxford („Aphrodite with the Goat“) und durch den Konservator am Britischen Museum A. S. Murray („An Athenian Alabastos“). An der Spitze der deutschen Gelehrten eröffnet O. Benndorf die Sammlung, indem er eine durch ihre Form auffallende „Grabstele von Arsada in Lykien“ behandelt, die aus hellenistischer Zeit stammt. Das Relief zeigt rechts auf einem Stuhl eine Frau, die das Obergewand über den Kopf gezogen hat, während Gesicht und Brust dem Beschauer zugewendet sind; als Nebenfigur ein Mädchen: nach der Inschrift eine Lykierin namens Sonbrate und ihre Tochter Pladarmate. Die Stele, von Benndorf im Jahre 1892 gefunden und abgezeichnet, ist seitdem verschwunden; sollte sie ins Ausland verkauft sein, so wäre durch Benndorfs Aufsatz in diesen *Mélanges* die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Von Deutschen arbeiteten noch folgende Archäologen mit: W. Dörpfeld („Das homerische Ithaka“), A. Furtwängler („Vom Zeus des Phidias“), E. Loewy („Zum Harpyienmonument“), Ad. Michaelis („Hallenförmige Basiliken“), C. Robert („Le poignard d'Achille chez Euripide, et les chevaux d'Hector sur le vase de Charès“), F. Studniczka („Über das Schauspielerrelief aus dem Piräus“), G. Treu („Zur Mänade des Skopas“). P. Wolters spendete einen Beitrag „Loco sigilli“, über die Art und Weise, wie auf inschriftlichen Kopieen von Dokumenten die Tatsache der Besiegelung zum Ausdruck gebracht wird. W. Helbig behandelt in methodisch und sachlich interessanter Weise den „currus des römischen Königs“, mit Heranziehung einiger Reliefs aus Toscanella und Pitigliano im ehemaligen Etrurien, auf denen der currus zur Darstellung gebracht ist, so daß auch die Nachrichten der römischen Schriftsteller verständlicher werden; etruskische und römische Kulturzustände beeinflussten sich gegenseitig. Da gerade von Etrurien die Rede ist, erwähne ich an dieser Stelle J. Martha „Observations grammaticales sur la langue etrusque“, worin (im Anschluß an Deecke) von den etruskisch-lateinischen Bilinguen und dem daraus zu konstatierenden Suffix -al ausgegangen ist, dann auch andere Suffixe besprochen werden. Der Verf. stellt grammatische Eigentümlichkeiten fest, welche das Etruskische aus der Reihe der indoeuropäischen oder semitischen Sprachen ausschließen; hingegen eine gewisse Verwandtschaft mit den uralaltaischen Idiomen dartun würden.

Von den französischen Gelehrten behandelt weiter L. Heuzey „*Quelques règles d'interprétation pour les figures Assyriens*“. B. Haussouillier: „*Inscriptions grecques de l'Extrême-Orient grec*“, nämlich griechische Inschriften aus Babylon und Susa, letztere durch die Expedition Morgan gewonnen, woraus zu ersehen, daß Susa in seleucidischer und wohl auch noch in arsacidischer Zeit „Seleucia am Eulaios“ hieß, während unter den Sassaniden wieder der alteinheimische Name „Schusch“ hervortritt. G. Fougères „*Encore le Lyciarque et l'archiéreus des Augustes*“ stimmt jetzt Mommsen in der Identifikation dieser Würden bei, für die im Lande selbst mit Vorliebe der eine Titel, hingegen von römisch-offizieller Seite der andere gebraucht wurde. St. Gsell gibt eine „*Note sur deux antiquités puniques trouvées en Algérie*“. P. Paris, „*Bijou phénicien trouvé en Espagne*“. P. Vidal de la Blache, „*Les Purpurariae du roi Juba*“. Es sind die Inseln, die nach König Jubas II. Bericht im sechsten Buche des Plinius erwähnt werden und die der Verf. bei Mogador ansetzt. Der Purpurschnecke halber belebte sich im 1. Jahrh. n. Chr. wieder die Schifffahrt nach der Westküste von Afrika, wodurch das geographische Interesse, das seit Hannos Periplus diese Gegenden zeitweise vernachlässigt hatte, neu erweckt wurde. R. Cagnat teilt eine Inschrift mit, die 1902 in den Ruinen des römischen Kastells zu Kherbet-Ksar-Tir, bei Ain-Melloul südwärts von Sétif (Algerien), gefunden wurde. Sie meldet, daß unter Kaiser Gordian (III) das hier gelegene „*Castellum Vana[rz]anensem*“ (sic) wieder hergestellt und vergrößert wurde, zur Zeit da (der schon bekannte frühere *praefectus vigilum*) Faltonius Bestituti[ti]anus Statthalter (*praeses*) war, unter Leitung des (Domanial-)Prokurators [Aur]elius oder [A]elius Felix. Aus anderen Inschriften wissen wir, daß die Kastelle jener Gegend damals, als nach längerer Unruhe wieder stabilere Verhältnisse eintraten, einem allgemeineren Plane entsprechend repariert wurden. P. Gauckler ist durch die Dedikationsinschrift einer römischen Befestigung bei Ksar-Tarcine im südlichen Tunesien veranlaßt, über „*centenarius, terme d'art militaire*“ sich auszusprechen. Der Ausdruck *centenarius*, der in den afrikanischen Provinzen schon Ende des 3. Jahrh. vorkommt, erscheint auch auswärts, z. B. in den Itinerarien; in der *Notitia dignitatum* ist von einem „*burgus centenarius*“ die Rede, eine Inschrift aus der Zeit der Kaiser Leo und Konstantin Kopronymus (zwischen 727 und 741 n. Chr.) nennt (bei Nicäa) *πύργον κεντηνάριον*; selbst noch im *Liber pontificalis* der römischen Kirche findet man saec. VIII dem

Ausdruck „centenarium“. Der Verf. vergleicht die Bezeichnung „burgus speculatorius“ und „centenarius“; wir haben es hier mit baulichen Varietäten des „burgus“ zu tun, wovon der letztere wohl einem Posten resp. einem Kommandanten „von 100 Mann“ entspricht.

Mit der antiken Kunstgeschichte beschäftigen sich, wie zu erwarten, noch eine Reihe von Beiträgen: S. Reinach, „Recherches nouvelles sur la ‚Venus‘ de Médicis“. Th. Homolle, „Bronze grec de la première moitié du V^e siècle“. P. Jamot, „Deux petits monuments relatifs au culte de Déméter en Béotie“. A. Joubin, „Statuette en marbre de l'époque hellénistique“. H. Lechat, „Le front de l'Hermès d'Olympie“. A. de Ridder, „Vases archaïques à reliefs“. E. Michon, „Vase et bijoux d'argent trouvés près d'Aléria“. E. Pottier, „Petit vase archaïque à tête de femme“. M. Collignon, „Tête féminine provenant de Tralles“. P. Foucart, „Le culte de Bendis en Attique“. H. Graillet, „Médaille au type de Cybèle“. P. Perdrizet, „De quelques monuments figurés du culte d'Athéna Ergané“. Diesen archäologischen Aufsätzen gehören die meisten der durchwegs vortrefflichen Illustrationen an.

Von den Aufsätzen zur alten Geschichte und Literatur sind zu nennen: M. Holleaux, „Le prétendu traité de 306 entre les Rhodiens et les Romains“, dem der Verf., wie der Titel zeigt, skeptisch gegenübersteht; er emendiert danach den Text des Polybios 30, 5, 6, indem er im Jahre 167 v. Chr. das Bündnis zwischen Rom und Rhodos statt 140 Jahre den bekannten Tatsachen entsprechend (mit Auslassung von *πρὸς τοῖς ἐκατόν*) bloß 40 Jahre dauern läßt. — M. Clerc, „La bataille de Tauroentum (Épisode du siège de Marseille par Jules César)“. G. Bloch, „Hellènes et Doriens“. G. Boissier, „Introduction de la rhétorique grecque à Rome“. A. Bouché-Leclercq, „Les reclus du Sérapéum de Memphis“. G. Radet, „Sur un point de l'itinéraire d'Alexandre en Asie mineure“ (in Lykien während des Winters von 334 auf 333 v. Chr. Vergleichung der Darstellung Arrians und Diodors, mit Zugrundelegung der österreichischen und Heranziehung der älteren Forschungsberichte von Schönborn, Spratt und Forbes).

Wir notieren zum Schluss noch die Artikel von mehr philologischem Inhalt: Ph.-E. Legrand, „L'Oracle rendu à Chairéphôn“. A. Croiset, „Sur le Ménexène de Platon“. P. Guiraud, „Note sur un passage d'Aristote (*Ἀθηναίων πολιτεία*)“. P. Girard, „Observations philo-

logiques sur Aristophane“. Am. Hauvette, „Sur un passage de la deuxième Pythique de Pindare“. M. Bréal, „*Αντομίμησις*“. V. Bérard, „*Γαῖθα νόξια*“. Em. Bourget, „*Θυῖαι-Θόστιον*“. M. Croiset, „Date de la troisième Olynthienne“. P. Decharme, „La loi de Diopeithès“. Th. Reinach, „Un ostrakon littéraire de Theben“. (Ein erotischer Dialog.) H. Weil, „Nouvelles tablettes grecques provenant d'Egypte“ (griechische Scholmeisterpoesie).

Bei der Unmöglichkeit, alle 53 Artikel zu analysieren, ist durch diese Aufzählung der behandelten Themen den Interessenten der beteiligten Forschungsgebiete der Anhalt geboten, selbst nachzusehen.

Prag-Weinberge.

J. Jung.

177) **Eine neue Erklärung der „Apokolokyntosis“** (zu Nr. 108 dieses Jahrganges).

Herr Dr. Max Maas (München) schreibt mir, er habe in einer Erklärung der neuen Javenalverse (Archiv für lat. Lexikogr. u. Gramm. 1899, p. 419) *κολοκύνθη* nach Plinius N. L. XIX, 71 (cucurbitarum usus) und Petron 45 (illa matella), als ein Nachtgeschirr gedeutet, darauf hin habe Lundström im Eranos (Acta philologica Suecana IV, 1) Upsala, Maerz 1900, *ἀποκολοκύνθωσις* als Verwandlung des Claudius in ein Nachtgeschirr erklärt. Da der Ton der Schmutzschrift zu dieser „unästhetischen“ Deutung paßt, stehe ich nicht an, sie einem weiteren Kreise bekannt zu geben.

Köln.

August Chambain.

178) **Rudolf Hirzel, Der Eid.** Ein Beitrag zu seiner Geschichte.

Leipzig, S. Hirzel, 1902. VI u. 225 S. gr. 8. M 6.—.

So allgemein der Titel dieses Buches klingt, so ist doch die Zeit, mit der es sich beschäftigt, beschränkt und auch das räumliche Gebiet begrenzt. Verf. bespricht Ursprung, Entwicklung und Bedeutung des Eides vornehmlich bei den Griechen, doch nicht so, daß er ausschließlich die Anschauungen dieses Volkes zum Gegenstande nimmt, sondern er verfolgt dabei die der gesamten antiken Welt, also auch der Römer bis in die späte Kaiserzeit, wobei zur Vergleichung nicht selten Germanen, Inder, Juden herangezogen werden. Auch wird bei der Behandlung kein durchgehender und grundsätzlicher Unterschied gemacht zwischen dem juristisch formulierten Eidschwur und der eidlichen Beteuerung, wie sie auch das

gewöhnliche Gespräch bringt. Das soll kein Tadel sein, sondern nur im allgemeinen andeuten, wessen sich der Leser in dem Buche zu versehen hat, da der so allgemein gehaltene Titel zu wenig Anhalt gibt. Wünschenswert wäre es gewesen, Verf. hätte seine Untersuchungen in der Weise mehr systematisch durchgeführt, daß das aufgerichtete Gebäude auch äußerlich deutlicher erkennbar gewesen wäre. Indessen das Buch will in seinem ganzen Zusammenhange gelesen sein, und es verdient eine eingehende Lektüre mit Rücksicht auf den reichen Inhalt und auf die wertvollen Ergebnisse der gewissenhaften und scharfsinnigen Untersuchung. Einige Hauptgedanken mögen hier kurz skizziert werden.

Verf. geht von den Anschauungen aus, die im Altertum die herrschenden waren. Wenngleich an manchen Stellen der alten Schriftsteller der Eid ausschließlich als Versicherung erscheint, an anderen wiederum sich nur als Gelöbnis auffassen läßt, auch sich beide Arten bei den Alten keineswegs immer ausschließen, so ist doch die Unterscheidung des assertorischen und promissorischen Eides, obwohl erst durch Nachdenken entstanden, sehr alt. Wie es verschiedene Arten des Eides gibt, so auch verschiedene Grade; aber auch nach den Menschen, ihren Sitten und Charakteren, unterscheiden sich die Eide, ein Gedanke, der für Athen besonders ausgeführt wird in § 14 („Geringschätzung des Eides in Athen“) daher das Wort des Äschylus frg. 394 N²: „Nicht der Eid macht den Mann glaubwürdig, sondern der Mann den Eid.“ Es war immer ein Höheres, Würdigeres, ein *τίμιον*, bei dem man schwur; da die Götter nichts Höheres kennen, schwören sie bei sich selbst, bis Zeus der Styx die Ehre erwies, daß bei ihr geschworen wurde.

Die Griechen waren im ganzen in ihren Rechtsanschauungen weniger streng als die Römer; Autolykos und Hermes sind griechische Gestalten. Aber wenn den Römern der Grundsatz gilt „ius civile vigilantibus scriptum est“ (Dig. 42, 8, 24), so ist das nicht viel verschieden von Platons Ausspruch (Rep. I 334 A): *κλέπτῃς ἄρα τις ὁ δίκαιος, ὡς ζῶντι, πέφανται*. Und so ist auch der sophistische Eid sehr alt und zu allen Zeiten angewandt; des Euripides Wort (Hippol. 612) *ἡ γλῶσσ' ὁμῶμοχ', ἡ δὲ φρενὶ ἀνώμοτος* erlangte sprichwörtliche Bedeutung. Erst durch manche Irrungen kam man vom bindenden Wort zum bindenden Sinn des Eides. Aber neben jener Theorie findet sich auch schon bei Euripides die Anschauung, daß den aus Not geschworenen Eiden gegenüber die Götter nicht strenges Recht üben; zum gültigen Eide gehört

nicht bloß rechtliche, sondern auch geistige Freiheit, und Rechtsverbindlichkeit des Eides ist nur da und so lange vorhanden, als Rechtsgemeinschaft besteht; daher Cicero z. B. den Eid gegenüber Piraten nicht als rechtsverbindlich erachtet, eine Anschauung übrigens, die in bewegten Zeiten auch anderswo sich findet.

Doch wenn schon bei Homer und Hesiod wissentlicher und unwissentlicher, absichtlicher und unabsichtlicher Meineid unterschieden wird, so hat die Frage über den sittlichen und rechtlichen Meineid, die Frage, ob es Meineid sei, zu schwören in der Absicht, den Eid nicht zu halten, oder erst, wenn der Schwörende das im Eide Gelobte unterläßt, die Stoiker vielfach beschäftigt, und einige unterscheiden danach Meineid und Falscheid; eine fast christliche Beurteilung des Meineides, die indessen merkwürdigerweise schon im 5. Jahrh. v. Chr. der delphische Gott hat (Hdt. VI, 86). Allein daß man früh über den Eid nach seinen verschiedenen Bedeutungen und Erscheinungen nachdachte, läßt erkennen, daß der Zweifel an seinem Werte stieg, der Glaube an seine Kraft schwand. Ebenso früh sind denn auch die Versuche, den Mißbrauch des Eides abzustellen; in diesem Bestreben begegnen sich die dem Rhadamanthys beigelegten Reformen und die Anschauungen des Sokrates. Des Rhadamanthys Theorie wurde nun aber wieder als eine Überschätzung betrachtet, und in der Opposition gegen ihn suchte man den Eid zu einem Beweismittel zu machen ganz gleich anderen; ja es folgen Bestrebungen, ihn ganz abzuschaffen, da er in zahllosen Fällen doch seine Wertlosigkeit zeigte; und stolze Naturen, von Achill an, haben als Kennzeichen auch rücksichtslose Wahrhaftigkeit stets an sich, die des Eides nicht bedarf. Wer schwur oder des Eides bedurfte, erweckte gerade dadurch Mißtrauen. So wurde der Eid herabgesetzt, weil er eigentlich entbehrlich sein sollte; es kamen Zeiten, wo wie im Mittelalter geradezu als Sprichwort galt: ein Handschlag ist mehr wert als sieben Eide. Geringschätzung des Eides zeigt sich vornehmlich in Athen. Daher hat Solon, wenn er ihn auch nicht abschaffte, allerlei auf diesem Gebiete reformiert; und „wo ein freies Volk durch geschriebene Gesetze sich selbst regiert, ist er das Hauptmittel, das die Gewissen der Bürger zur Erfüllung der Gesetze anhält“.

Der Eid ist aber auch eine Beschwörungsformel, ein Fluch; und so ist der *Ὀρκος* als Personifikation schon bei Hesiod ein verderblicher Dämon; er gehört zu dem Geschlecht der unheilbringenden Nacht. In diesem Zusammenhang gibt Verf. eine ansprechende Etymologie von *ἐπὶ ὀρκος*, das

nach der Analogie von *ἐπίνομος*, *ἐπίτιμος* eigentlich das Gegenteil von dem bedeuten müßte, was es heißt; *ἐπιλοχος* ist nicht der Eidestreue, sondern der Meineidige, um den der Rachegeist schwebt. In diesem Sinne aber ist Horkos kein anderer als der Todesgott, der Orcus der Lateiner. *Ὅρκον δυνάμει* hieß danach nicht sowohl „einen Eid schwören“, als vielmehr „unter Anrufung des *Ὅρκος* schwören“, ganz wie *Δία, Ποσειδάωνα δυνάμει*. Dieser zweifellos ursprünglichen Personifizierung des *Ὅρκος* (verwandt mit Orcus) widmet Verf. eine besonders eingehende Besprechung; daher auch das *δρκον πύλαι* bei Schol. Theokr. 3, 22 gegen Meineke und seine Nachfolger verteidigt wird S. 164 Anm. 1. Es ist nicht bloß Gleichklang des Wortes, wenn Verg. Georg. I 277 ff. von Orcus spricht, wo Hesiod. W. u. T. 802 ff. *Ὅρκος* sagt. Verf. vermag einleuchtend darzutun (bes. S. 159—170), daß man uralten beim Todesgott schwur, daß dieser Schwur der erste und einzige war und daß in weiterer Entwicklung der Geschichte des Wortes *δρκος* dies allmählich die Bedeutung des Eidschwures schlechthin annahm. — Ein dem alten Schwur beim Horkos synonymmer Eid ist auch in historischer Zeit bestehen geblieben, wenigstens in der Welt der Dichter. Das ist eben der Schwur bei der Styx, die zu den Göttern in einem ähnlichen Verhältnis steht, wie der Horkos zu den Menschen. Auch hier zeigt sich, wie gerade die ältesten und heiligsten Eide bei den Unterirdischen geschworen werden. — In diesem Abschnitte des Buches scheint uns der Schwerpunkt der Untersuchung zu liegen.

Der Eid bei der Styx ist ursprünglich als ein Gottesurteil zu erkennen nach Hes. Th. 780 ff. (wenngleich die Übertragung auf menschliche Verhältnisse nicht recht deutlich ist). Man kann zwei Arten Gottesurteile unterscheiden: 1) diejenigen, in denen Gott als Schiedsrichter zwischen zwei Parteien angerufen wird (Losurteil und Kampfurteil), 2) das Wunder (Bruch der Naturgesetze) als Gottesurteil. Ein solches Urteil, nicht ein Gericht, ist auch das Styxurteil. Das Ansehen der Gottesurteile konnte aber bei einem so kritischen Volke wie die Griechen, zumal die Athener, sich nicht lange auf der Höhe erhalten; die innere Unvernunft und der nahe gelegte Mißbrauch brachte sie zu Falle. So kommt es, daß in der Zeit, auf die das Licht der Geschichte fällt, die Nachrichten darüber überaus spärlich sind. Ein Schatten hat sich erhalten in der Folter der Sklaven und im Eide, der eben, wie ausgeführt, ursprünglich die Bedeutung eines Gottesurteils hat, wie er denn wirklich von Plato und Aristoteles als eine *κρίσις θεῶν* bezeichnet wird. Das alte Gottesurteil

verlor die Körperhaftigkeit des Verfahrens, und es blieb das bloße Wort. Der alte Styxeid sank vom Gottesurteil herab zum bloßen Eide, behielt die Bedeutung der Anrufung eines göttlichen Zeugnisses; anderseits wurde der Eid über den Kreis der Versicherung einer Tatsache hinaus übertragen auf das Gelöbniß — assertorischer und promissorischer Eid —; aber der Ausdehnung des Geltungsbereiches entspricht eine Abnahme der Kraft.

Der Schluß zeigt einen Ausblick auf die spätere Zeit, in der in anderer Form das Gottesurteil fortlebt. Als die alten Götter ihre Hilfe versagten, galt es den Versuch mit dem neuen Gotte; ihn machten die jugendlichen Völker der Germanen.

Da das Buch durchweg auf gleichartige Anschauungen bei anderen Völkern und in anderen Zeiten Bezug nimmt, bietet es zugleich einen lehrreichen Beitrag zur Völkerpsychologie.

Hanau.

O. Wackermann.

- 179) **Julius Ackerknecht, Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Französischen?** Abdruck aus der Zeitschr. „Die Neueren Sprachen“. Marburg, N. G. Elwert, 1902. 27 S. 8. A — 50.

Selbst auf die Gefahr hin, in dieser Zeit allgemeinen Fortschritts, namentlich auch auf dem Gebiete des neu sprachlichen Unterrichts, für rückständig angesehen zu werden, möchte ich einige Bemerkungen über den Vereinfachungserlaß des französischen Unterrichtsministers und über die Rückwirkungen, die er meines Erachtens auf unsere deutschen Schulen ausüben sollte, voraussenden. Gültigkeit für die Franzosen sowohl wie für die Deutschen hat ja nur der Erlaß vom 26. Februar 1901. Es ist aber doch recht interessant, ihn mit dem früheren vom 31. Juli 1900 zu vergleichen; wohl verstanden nur den Erlaß, nicht die angefügte Liste. Artikel 1 stimmt in beiden überein und besagt, daß die Verstöße gegen die Orthographie, welche in der angefügten Liste aufgeführt sind, den Prüflingen nicht als Fehler angerechnet werden sollen. Diese Verstöße werden mit mildem Ausdruck als *tolérances* bezeichnet, ein Ausdruck, dessen Stammverwandte sich dann noch öfter auch in der Liste wiederholen. Also den Prüflingen, und dann wird noch hinzugefügt, soweit es sich um Prüfungen handelt, die vom Unterrichtsministerium angeordnet sind: *dans les examens ou a concours dépendent du Ministère de l'Instruction publique*. Artikel 2 des alten Erlasses ordnet an, daß die Gebräuche und Vorschriften,

welche dem im Anhange aufgeführten *tolérances* zuwider sind, in der Schule nicht als Regeln gelehrt werden sollen. Dieser Artikel 2 ist nun in der neuen Verfügung nicht enthalten. Das scheint den deutschen übereifrigen Kommentatoren der französischen „Simplification“ ganz entgangen zu sein, denn diese Weglassung sagt doch klipp und klar, daß die bisherigen Regeln noch nicht abgeschafft sind, daß sie noch ihre volle Geltung haben, und daß nur einzelne Verstöße gegen sie als unerheblich „geduldet“ werden sollen, und zwar dem Wortlaut der Verfügung nach, nur bei den Prüfungen im Bereich des Unterrichtsministeriums. Demnach ist der französische Erlaß für die Lehrer, nicht für die Schüler gegeben. Und was machen nun manche unserer deutschen Schulmänner aus diesem einfachen Tatbestande? Sie erheben das, was der französische Minister nur als *tolérances* bei Prüfungsarbeiten bezeichnet, zu Regeln und wollen diese flott schon in die deutschen Schulen einführen. Dies Verfahren halte ich für ganz verkehrt. Wir können doch nicht französischer sein als die Franzosen und nicht ministerieller als der Minister! Machen wir es doch auch so. Lehren wir ruhig die alten Regeln weiter und „tolerieren“ wir bei der Korrektur unserer Schülerarbeiten — ich konzediere sogar bei allen, nicht bloß bei den Prüfungsarbeiten — die in der Liste des französischen Ministers als „*tolérances*“ bezeichneten Verstöße. So haben wir es am Gymnasium in Görlitz gehalten, so halten wir es am Königlichen Realgymnasium in Erfurt, und so wird es hoffentlich auch an mancher anderen Anstalt gehalten. Auch ist mir bisher noch keine Verfügung unseres preussischen Ministeriums zu Gesicht gekommen, die einen anderen Standpunkt anordnete. Übrigens stellt sich auf denselben auch Gustav Plötz in der neuesten Gymnasialausgabe E seines Elementarbuches: es gibt die alten Regeln im Text und die sogen. Vereinfachungen in Anmerkungen oder in Klammern. — Mit dieser Darlegung will ich nun nicht abschwören, daß ich nicht später einmal einen anderen Standpunkt einnehmen werde: das wird aber erst geschehen, wenn die Mehrzahl der französischen Schriftsteller in Büchern und Zeitungen die in dem übrigens oft recht unklaren Erlaß (vgl. Ackerknecht S. 14) bisher nur geduldeten Vereinfachungen zu Regeln erhoben haben wird. Ein Minister kann dergleichen schwer befehlen, das sehen wir doch in unserem eigenen Lande. Die Zeitschrift, in der Ackerknecht für die nur „tolerirte“ neue französische Orthographie eine Lanze bricht, kümmert sich in der von ihr beliebten Orthographie um die durch Verordnung des preussischen Ministers angeord-

nete deutsche Orthographie nicht. Ein seltsames Schauspiel! Und nun noch einige Bemerkungen zu Ackerknechts Buch, das ich nach dem vorher Gesagten für verfrüht ansehe und, nebenbei bemerkt, auch für zu umfangreich. Wenn die Schüler alle die Regeln darin lernen sollen, so bietet das Buch nicht mehr eine „Simplification“, sondern ist ein Ansatz zur Überbürdung. Fort aus unseren deutschen Lehrbüchern mit *une aigle romaine, délices, un orgue, une automne, orge* und vielen anderen in dem vorliegenden Buche besprochenen Einzelheiten. Das mag der Schüler lernen, wenn das Wort als Vokabel in der Lektüre einmal vorkommt, das gehört aber meines Erachtens nicht in eine französisch-deutsche Grammatik. Solche Quisquilien als Regeln pauken, wäre Rückschritt, nicht Fortschritt. Anders liegt die Sache bei *gens*. Die bisher geltende Regel, deren Willkür ich gar nicht bestreite, ist trotzdem eine gute Geistesübung für unsere Schüler und muß gelernt werden, da sie bei allen Schulautoren sich noch in voller Geltung findet und aus den Dichtern sich auch wohl niemals hoffentlich herausdichten lassen wird: in den eigenen Elaboraten der Schüler mag man ja dann das Femininum des Adjektivs überall dulden. Diesen Standpunkt hat ja nach Ackerknechts eigener Angabe auch Herr Banderet, sein Kollege französischer Zunge, den er um Rat gefragt hat, nur mit Widerstreben aufgegeben (S. 4). Auch in bezug auf den Teilungsartikel „möchte B. die alte gebräuchlichere Form mit bloßem *de* — vor Adj. — nicht vernachlässigt wissen. „Ganz meine Ansicht: du bon vin mag man dulden, de bon vin soll man lehren und üben. Und nun, um nur noch eins zu erwähnen, das Kapitel der Bindestriche! Ackerknecht bespricht dort alle möglichen Fälle, in denen er für Weglassung des Bindestrichs kämpft, obwohl der Erlaß, der gerade hier besonders unvollständig und ungründlich ist, diese gar nicht erwähnt. Ich meine, der Bindestrich ist soviel Sorgfalt gar nicht wert: er ist doch nur fürs Auge da, nicht fürs Ohr, hat also im Leben der Sprache nur recht geringe Bedeutung. Es kommt da recht viel auf den Geschmack an, wie auch ein Blick auf das Englische zeigt. In manchen Fällen möchte ich ihn trotzdem nicht entbehren. Ich kann *ai je* gut vertragen, aber nicht *a t il*, *en voilà t il*. In der s. Z. von Ackerknecht vorgeschlagenen, dann aber wieder zurückgezogenen Schreibung *at il* sehe ich einen guten Ausweg; aber mit Ackerknecht behaupte ich, daß es doch nicht die Sache von uns Deutschen ist, die Franzosen ihre Orthographie zu lehren. Also schreiben wir doch ruhig *a-t-il*! Auf weitere Einzelheiten mag ich nicht eingehen, ich will ja

nicht den Erlafs, sondern Ackerknechts Schrift anzeigen, und da hat auf Einzelheiten einzugehen wenig Zweck, da ich eben die ganze Schrift, wie gesagt, als Lehranweisung für verfrüht halte. Ein Gutes muſs ich ihr aber nachrühmen: sie hat gezeigt, wie wenig vollständig, gründlich und genau der französische Erlafs ist, wie viele Bedenken er dem Philologen in seiner Akribie erregt, und Ackerknecht sagt selbst S. 6: „Meiner ansicht nach wird daher mit der vorliegenden amtlichen verfügung in betreff dieses punktes (Zusammenschreibung zusammengesetzter Hauptwörter) — und vielleicht auch bezüglich anderer punkte — noch nicht das letzte wort gesprochen sein.“ Also warten wir das letzte Wort erst ab. Noch etwas Äuſerliches! Die vielen Klammern, runde sowohl als eckige, machen die Lektüre der Schrift Ackerknechts recht mühselig: z. B. 5] (wie bisher) *un automne* [bisweilen (dichterisch) *une automne*] oder: 36] Für das vor hauptwörtern [sowie in gewissen fällen vor eigenschaftswörtern und vor ordnungszahlen — im spracherlafs nicht aufgeführt] und vor fürwörtern stehende „es (dies, das) ist“, „es sind“ darf — sogar vor mehrzahl — hauptwörtern [bzw. — eigenschaftswörtern oder — ordnungszahlen] und vor mehrzahl = fürwörtern der 3. person, anstatt *ce sont* — stets *c'est* gesetzt werden [selbstverständlich auch: es war(en) = *c'était* (statt *c'étaient*) u. dgl.]

Erfurt.

Max Krüger.

180) J. Klapperich, London old and new; history, monuments, trade, government. Mit 11 Abbildungen und einem Plan von London. VIII u. 112 S. 8. Glogau, Flemming, 1902.

geb. M 1.60.

Das Buch bietet in 27 Abschnitten Skizzen aus der Geschichte Londons, Schilderungen der Hauptsehenswürdigkeiten der gegenwärtigen Stadt und einiges über Handel und Verwaltung. Fünfzehn Stücke sind aus *The Story of London* (Arnold, London), je drei aus Besant, *History of London* und *London past and present* (Blackie and Son, London), die übrigen aus verschiedenen Schriftstellern, Lesebüchern u. s. w. entnommen. Unter den Schulausgaben, die mit den Verhältnissen Londons bekannt machen wollen, gehört diese zu den besten. Das Buch vermeidet langweilige Aufzählungen und hält durch kurze Betrachtungen oder Hinweise auf die geschichtliche Entwicklung das Interesse wach. Der Herausgeber empfiehlt das Buch für das dritte Schuljahr, doch werden seiner

Verwendung im zweiten kaum Hindernisse entgegenstehen, vorausgesetzt, daß die richtige Auswahl getroffen, bezw. die richtige Reihenfolge beobachtet wird. Denn des Herausgebers Bemerkung, daß auf „Einheitlichkeit in Sprache, Stil und Darstellung“ Bedacht genommen sei, ist nicht so aufzufassen, daß alles gleich leicht zu verstehen oder zu übersetzen wäre (vgl. z. B. Abschnitt I und II mit VIII oder X). Wie wäre das auch möglich bei einem Buch, das aus neun anderen zusammengestellt ist? Übrigens ist es auch gar nicht nötig, wenn nur die Unterschiede nicht gar zu groß sind; und das sind sie hier nicht. Die Anmerkungen sind kurz und bündig und, soweit wir sehen konnten, zuverlässig und vollständig. Sie enthalten fast nur sachliche Erläuterungen. Von den Abbildungen sind die meisten gut, wenige dürftig (z. B. Tower, Westminster Abbey). An manchen Stellen, wo eine Örtlichkeit ausführlicher geschildert wird, vermißt man die Abbildung (z. B. von dem Innern von St. Paul's, Westminster Hall, Old London Bridge). An Ungenauigkeiten wurden nur bemerkt die Trennung *bet-ween* auf S. 66 und die Schreibung *civilization* S. 2 neben *civilisation* S. 29. Ein Sonderwörterbuch ist nicht vorhanden. Druck und Ausstattung sind gut.

Flensburg.

Adolf Herting.

- 181) **K. Meier und B. Afsmann, Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache.** Ausgabe für Anstalten mit dreijährigem Kursus. Teil I: Englischer Lehrgang. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1902. 298 S. u. 8 S. Anhang. 8. Teil II: Englischs Lesebuch. Ebendasselbst. 229 S. 8 und eine Karte.

Teil I: Englischer Lehrgang, ist nach den Grundsätzen des direkten Verfahrens gearbeitet. Das Vorwort (S. 1 u. 2) gibt Auskunft über die Anlage und Verwendung des Lehrbuches sowie über die Verteilung des grammatischen Stoffes nebst den dazu gehörigen Übungen auf drei Schuljahre. — Die Einleitung (S. 3—7) handelt kurz und sachlich über Ausbreitung, Wesen und Entwicklung der englischen Sprache, über Notwendigkeit und Nutzen einer guten Aussprache, über die englischen Sprachlaute und die Lautschrift, über die Sprechfähigkeit des Engländers und den Standpunkt der englischen Orthographie im Vergleich zur heutigen Aussprache sowie über den Gebrauch der großen und kleinen englischen Buchstaben.

Preliminary Lesson (S. 8—10) bietet die Vorübung zur Einführung in die dem Englischen eigentümlichen Laute und die dafür gebrauchten Lautzeichen ohne Verwendung der englischen Orthographie. Hierbei scheint mir die Erklärung der Laute „a“ (sun), „o“ (girl), „ŋ“ (sing) nicht ausreichend.

Die Pronunciation Exercises (S. 11—32) enthalten in 12 lessons Stoff aus dem Schulleben und nach dem Frühlingsbilde mit Aussprache- und Sprechübungen in Satzform. Unter jedem in englischer Orthographie gedruckten Satze befindet sich die dazu gehörige Lautschrift. Fragen zur Einübung und Befestigung des Lehrstoffes oder Sätze zur Einübung grammatischer Regeln sind nur in der gewöhnlichen Schreibweise gedruckt. Überflüssig scheint mir hier die Verwendung der Lautschrift neben der englischen Orthographie. Nachdem die Schüler die dem Englischen eigentümlichen Laute in einem Lautkursus eingeübt haben, müssen sie sich an die englische Orthographie gewöhnen, bei längerer Beibehaltung der Lautschrift ist nämlich leicht Gefahr vorhanden, daß sie diese mit der gewöhnlichen Orthographie verwechseln. Im übrigen wollen die Verf. diese letztere auch schon zu häuslichen Schreibübungen und Umformungen, zu Diktaten und Extemporalien verwendet wissen. Weder am Anfang noch am Ende jeder dieser Übungen finden sich die dem Schüler unbekannten Ausdrücke zusammengestellt, ihre deutschen Bedeutungen sind vielmehr stets den betreffenden englischen Wörtern im Texte beigelegt. Die Schüler müssen daher jeden neuen Ausdruck in ihr Präparationsheft schreiben, wobei erfahrungsmäßig sich leicht und oft Fehler einschleichen. Am Ende jeder Lesson werden die neuen grammatischen Erscheinungen kurz zusammengestellt und an englischen Sätzen durch Umformen oder Ergänzen eingeübt, sodaß der Schüler nach Absolvierung der 12 Lessons bereits einen beträchtlichen Teil der Formenlehre sich zu eigen gemacht hat.

Auf S. 33—50 folgen dann 6 Reading, Writing, and Grammar Exercises. In diesen erst wird die Lautschrift in der üblichen Weise, zur Angabe der Aussprache fremder Wörter, verwendet. Von der englischen Schreibweise der Wörter ausgehend, geben die Verf. in übersichtlicher und knapper Form eine Anzahl allgemein gültiger Ausspracheregeln unter Beifügung zahlreicher Beispiele nebst deutscher Bedeutung.

Die Grammar Exercises (S. 51—212) enthalten den grammatischen Stoff nebst Übungssätzen. „Die Sprachregeln sind nicht auf Grund der Vergleichung mit den Ausdrucksmitteln der deutschen Sprache aufgestellt,

sondern unter Zuhilfenahme der dem Schüler aus dem deutschen und fremdsprachlichen Unterrichte geläufigen grammatischen Begriffe.“ Die Verf. kommen dieser Aufgabe in löblicher Weise nach, die Word-building Lessons und die übersichtliche Gruppierung der unregelmäßigen Verben sind dabei besonders wertvoll. Nur finde ich im dritten Teile dieses Abschnittes die Satzlehre zu eingehend und schematisch behandelt, als daß sie in der dazu verfügbaren Zeit erschöpfend behandelt werden könnte. Die Verf. nehmen allerdings für das 2. und 3. Jahr je 2 wöchentliche Stunden, die Hälfte der wöchentlichen englischen Unterrichtsstunden, zur Durcharbeitung der betreffenden Penssen ihres Lehrganges in Anspruch, für die preussischen Realgymnasien aber, denen nur 3 Stunden in der Woche zu Gebote stehen, wäre dies nicht angängig, da dann für die Lektüre zu wenig Zeit übrig bliebe. Im Anfange dieser Exercises werden zuerst die grammatischen Regeln aufgestellt, darauf folgen die Musterbeispiele, zuletzt die englischen und im zweiten Teile dieses Abschnittes auch die deutschen Übungssätze. Wenn zuerst die Mustersätze kämen, dann die Regeln folgten, würde mir diese Reihenfolge vorteilhafter erscheinen. Aufgabe der Schüler ist es, die vorangestellten grammatischen Erscheinungen durchweg durch Umformung und Ergänzung der englischen Übungssätze einzüben, die fast durchweg modernen Schriftstellern entnommen sind und daher idiomatischen, praktisch verwertbaren Sprachstoff bieten. Die Übersetzung der deutschen Sätze soll zur Einübung schwieriger syntaktischer Erscheinungen geschehen. Der Übungsstoff ist deswegen so reich bemessen, damit dem Lehrer bei Wiederholungen noch ein Teil der Beispiele übrig bleiben soll. Dem ersten Jahre fällt demnach die Einübung der Aussprache, der Lese- und Schreibübungen und der Konjugation (Exercise 1—16), dem zweiten der Abschluß der Formenlehre (Exercise 17—30) und dem dritten die Einübung der Syntax (Exercise 31—63) zu.

Den Grammar Exercises folgen die Composition Exercises (S. 213 bis 228), die nach dem Vorworte „Stoff zu Sprechübungen bieten und an die Schüler die immerhin nicht leichte Aufgabe stellen, den ihnen bekannten Stoff in fortlaufender Darstellung schriftlich wiederzugeben, ihn zu erweitern und durch eigene Gedanken zu vertiefen“. Die Schwierigkeit dieser Übungen wird jedoch durch Stellung von Fragen, durch Angabe von Wendungen und kürzeren Sätzen über das betreffende Thema, oder durch kürzere und längere Dispositionen erheblich vermindert. In diesem und dem vorangehenden Abschnitte des Lehrbuches macht sich

aber das Fehlen eines englisch-deutschen Wörterverzeichnisses fühlbar, so-
dafs es dem Schüler nicht möglich ist, zu Hause die Bedeutung neuer
oder ihm entfallener Ausdrücke bequem nachzuschlagen. Manche dieser
Composition Exercises scheinen mir selbst für Schüler des 3. englischen
Unterrichtsjahres zu schwer, falls nicht eine gründliche Vorbereitung der-
selben in der Klasse vorangeht. Die Lehrpläne verlangen für diese Klassen-
stufe als freie Übungen hauptsächlich nur nachahmende Wiedergaben von
Gelesenem oder Vorerzähltem.

In den Stoffen zu Übersetzungsübungen (S. 229—262) befolgen die
Verf. mit Recht den Grundsatz, auf die elementarsten Übersetzungen zu
verzichten und sogleich an das auch nach den neuen Lehrplänen geforderte
Hinübersetzen zusammenhängender Stücke zu gehen. Jedoch dürfen solche
zusammenhängenden Stücke nicht zu schwer sein und müssen sich möglichst
an die Lektüre oder Sprechübungen anschließen. Dafs diese Übersetzungs-
übungen des Lehrganges selbst im 1. Teile dieses Abschnittes nicht immer
leicht sind, beweisen schon die vielen Übersetzungshilfen innerhalb des
Textes in Gestalt von in Klammern befindlichen englischen Ausdrücken,
deutschen Umgestaltungen und grammatischen Hinweisen. Vorteilhafter
wäre es auch hier gewesen, die dem Schüler unbekannten Ausdrücke
einem sich anschließenden deutsch-englischen Wörterverzeichnis zu über-
weisen.

Das Vocabulary (S. 263—281) soll für alle vorangegangenen Übungen
noch ergänzendes Material zu den Sprechübungen bieten und zur plan-
mäßigen Gewinnung des für die gesprochene Sprache unentbehrlichen Wort-
und Phrasenschatzes beitragen. Es enthält den Wortvorrat für das Sommer-,
Herbst- und Winterbild, deren Besprechung nach Vorbild des Frühlings-
bildes geschehen soll, sodann noch 13 Gruppen begrifflich zusammen-
gehöriger Wörter und Redensarten (Animals; Trades; The Human Body;
Clothing and Toilet-making; Stuffs; Collective Nouns; Tools, Instruments
and Utensils; Plants; Meals and Food; Work and Conduct; Time and
Age; The State and Society), die in den ersten 30 Grammar Exercises
zur Durchnahme gelangen sollen.

Hieran schließt sich eine Liste der englischen Herrscher vom Jahre
1066 an, sodann folgen Grundsätze für die Verwendung von Satz-
bildern als Erklärung für die im zweiten Teil der Grammar Exer-
cises gebrauchten schematischen Abkürzungen und Satzbilder. Eine Liste
der Verben mit präpositionalen Ergänzungen, eine alphabetische Liste

der starken Verben und ein Register bilden den Schluß des Lehrganges, dem als Anhang noch 11 Lieder mit Singnoten beigelegt sind. Eine alphabetische Liste der unregelmäßig schwachen Verben fehlt jedoch; das Register hätte ausführlicher sein können.

Mein Schlufs Urteil über den „englischen Lehrgang“ geht dahin, daß dieser ein äußerst fleißig und geschickt abgefaßtes und gut ausgestaltetes Lehrbuch ist, daß dieser aber seiner ganzen Anlage nach hauptsächlich für Anstalten mit dreijährigem Kursus paßt, denen mehr als drei Unterrichtsstunden wöchentlich zu Gebote stehen und die neben dem Lehrgange sich eines englischen Lesebuches bedienen.

Teil II: Englisch-Lesebuch. Es zerfällt in zwei Teile; der erste ist erzählender und beschreibender Art und enthält auf S. 1—13 Anecdotes and Fables, auf S. 14—25 Lesestücke über Nature and Seasons, auf S. 26—44 solche aus dem Every-Day Life, auf S. 49—66 solche über England and the English und auf S. 67—91 Tales. Der zweite Teil bietet Historisches und Literarisches. Als Anhang findet sich noch eine Chronological Table of English History and Literature und eine Karte von der Umgebung von London. Aus dieser Einteilung und noch mehr aus den Überschriften der einzelnen Lesestücke ist zu erkennen, daß die Auswahl des Lesestoffes, der stets mustergiltigen Autoren entlehnt ist, eine zweckmäßige, mannigfaltige und umsichtige ist und die Einführung der Schüler in die englische Kultur- und Volkskunde erstrebt. Daß die Bemerkungen am Fuße der Seiten nur zu Anfang in deutscher, später fast ausschließlich in englischer Sprache gegeben sind, gereicht dem Lesebuche nur zum Vorteil. Leider sind die Gedichte im Inhaltsverzeichnis S. 5 u. 6 nicht, z. B. durch ein Sternchen, kenntlich gemacht.

Das englische Lesebuch, das allen an ein solches gestellten Anforderungen gerecht wird, kann daher aufs beste empfohlen werden.

Lauenburg-Pommern.

H. Niemer.

- 182) **Moritz Trautmann, Kleine Lautlehre des Deutschen, Französischen und Englischen.** Zweite Hälfte. Bonn, Verlag von Carl Georgis Universitäts-Druckerei, 1903. X und S. 81—150. 8.

Der im Jahre 1901 erschienenen ersten Hälfte der kleinen Lautlehre ist nunmehr die zweite Hälfte gefolgt. Sie bringt die Fortsetzung der

Darstellung der Laute des Deutschen und die Behandlung der französischen und englischen Vokale und Konsonanten.

Das Buch ist auch in seiner zweiten Hälfte nichts anderes als eine kürzere Darstellung des Inhalts von T.s größerem Werk. Wie der Verf. ausdrücklich im Vorwort erklärt, hat für ihn kein Anlaß vorgelegen, seine vor etwa 20 Jahren geäußerten Überzeugungen zu ändern.

Auf alle Einzelheiten, in denen T. von anderen Phonetikern abweicht, einzugehen, würde zu weit führen. Zur Charakteristik der Stellung, die der Bonner Gelehrte auf dem Gebiete der Phonetik einnimmt, verweise ich auf meine Bemerkungen in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1901, S. 621, wo ich über den ersten Teil des Buches berichtet habe. Nur eins sei hier besonders hervorgehoben. T. erklärt, daß die auslautenden Vokale des Französischen im tatsächlichen Gebrauche fast alle lang oder mindestens halblang sind, fügt aber gleich darauf hinzu, daß z. B. das *a* im Zusammenhang mit anderen Worten, wie in *tas de choses* wirklich kurz wird. Ohne mich auf namhafte deutsche Phonetiker zu berufen, möchte ich doch erwähnen, daß auch Zünd-Burguet, ein Schüler des bekannten französischen Experimentalphonetikers Rousselot, in seinen lehrreichen Schriften die Vokale im Auslaut für kurz erklärt. Auf alle Fälle haben wir Neusprachler in der Praxis des französischen Unterrichts auf kurze Aussprache zu halten, weil sonst nach deutscher Weise (er ist da!) sehr leicht Dehnung eintritt, die der Aussprache eine unfranzösische Färbung verleiht.

Das Bestreben des Verf., fast nur deutsche Fachausdrücke zu gebrauchen, hat eine Bezeichnungsart der wissenschaftlichen Ausdrücke erzeugt, die manchem gar seltsam vorkommen wird und die von einigen Kritikern als eine Schrulle verurteilt worden ist. Im übrigen aber verdient die klare, präzise, zuweilen flott-burschikose Art der Darstellung alles Lob.

Ich empfehle das Buch allen Fachgenossen, besonders den Kollegen, die aus irgend welchem Grunde es verabsäumt haben sollten, das größere Werk des Verf. eingehend zu studieren.

Altona-Ottensen.

H. Schmidt.

Vakanzen.

Berlin, Kadettenkorps, Obl. N. Spr. Kommando des K.K. Berlin SW. 11.
 Beuthen, RS. Obl. ev. Rel. Magistrat.
 Bochum, ORS. Obl. 1) N. Spr.; 2) Math. Bürgermeister Graff.
 Dortmund, HMS. Obl. Rel., Deutsch u. Gesch. Städt. Schulkuratorium.
 Elberfeld, RS. Obl. Math. u. Nat. Kuratorium.
 Frankfurt a. M., RG. Obl. Deutsch, Lat., Gesch. Kuratorium.
 Gartz, G. Obl. 1) Klass. Phil.; 2) Math. u. Phys. Kuratorium.
 Grunewald-Berlin, RG. Obl. Nat. Kuratorium.
 Heide, RS. Obl. 1) N. Sp.; 2) Math. Kuratorium.
 Herne, Prg. u. RS. Obl. Klass. Phil. Kuratorium.
 Bemscheid, HMS. Obl. Deutsch u. Gesch. Dir. Dr. Stolze.
 Sachsenhausen, RS. Obl. N. Spr. Kuratorium.
 Velbert, RPrG. Obl. N. Spr. Dirig. Obl. Hinrichs.
 Wilmersdorf, G. Obl. Franz. Dir. Coste.

Paul Neff Verlag (Carl Böhle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebis

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie
 neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröer

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln

weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch-Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Was die Anordnung der Wortbedeutungen in den einzelnen Artikeln anlangt, so verfährt der Herausgeber hier nach einem ebenso wissenschaftlichen wie praktisch wertvollen Grundsatz. Er bringt methodische Ordnung in die verwirrende Masse der Bedeutungen, die in andern Wörterbüchern nicht selten planlos und mechanisch aneinander gereiht sind. Sein Bestreben ist, die Grundbedeutungen möglichst verständlich hervorzuheben und zu erklären und daraus die anderen abzuleiten.

In der Tat ein mustergültiges Werk in jeder Beziehung, eine lexikalische Leistung ersten Ranges.

Dr. J. Hoops, ord. Professor der engl. Philologie an der Universität Heidelberg,
 im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 25. Juli.

Nr. 15, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 183) Hugo Magnus, Die Metamorphosen des Ovid (G. Schüller) p. 337. — 184) K. Knaut, Taciti historiae. I. Bändchen (Ed. Wolff) p. 339. — 185) B. Romano, La critica letteraria in Aulo Gellio (F. Luterbacher) p. 341. — 186) G. Körting, Latein.-Romanisches Wörterbuch p. 343. — 187) T. Montanari, Punto per punto. Dimostrazione della completa assurdità di tutte le vecchie ipotesi intorno alla via d'Annibale dal Rodano al Po (F. Luterbacher) p. 344. — 188) Paul Risson, Histoire sommaire du Commerce (F. Weyel) p. 346. — 189) H. Ludwig, Latein. Stilübungen (E. Krause) p. 347. — 190) Morceaux choisis de Alfred de Vigny (L. Klinger) p. 348. — 191) K. Böhm, Beiträge zur Kenntnis des Einflusses Senecas auf die in der Zeit von 1552 bis 1562 erschienenen französischen Tragödien (A. Andrae) p. 349. — 192) E. Hackauf, Die älteste mittellenglische Version der Assumptio Mariae (-tz-) p. 351. — 193) George Eliot by Leslie Stephen (H. Hoffschulte) p. 351. — 194) Fr. Kürschner, 200 englische Geschäftsbriefe (M. Steffen) p. 355. — 195) W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik p. 356. — 196) W. Lexis, Die Reform des höheren Unterrichts in Preußen (W. Grosse) p. 357. — 197) Meyers Großes Konversations-Lexikon p. 359. — Anzeigen.

183) Hugo Magnus, Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso.

Für den Schulgebrauch erklärt. II. Bändchen. Buch VI—X.

2. Aufl. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, A.-G., 1903. VI u.

194 S. 8.

Durch seine eingehenden „Studien zur Überlieferung und Kritik der Metamorphosen Ovids“ hat M. für die Gestaltung des Textes eine neue und erheblich festere Grundlage hergestellt. Die Ergebnisse seiner sorgfältigen Forschungen sind vor allem der Neuauflage des vorliegenden Bändchens zu gute gekommen, die der ersten Auflage (1885) gegenüber einen ganz bedeutenden Fortschritt bezeichnet. Zunächst hat der Text eine große Anzahl Änderungen und Verbesserungen erfahren. Die Abweichungen vom Texte der ersten Auflage sind S. III—VI übersichtlich zusammengestellt. Leider fehlt jegliche nähere Angabe über die Herkunft der neu-

Verlag der WEIDMANNschen BUCHHANDLUNG in Berlin.

Neuere Werke der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft.

Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und Deutsch von H. Diels. gr. 8°. (X u. 601 S.) geb. Mk. 15.—, in Leinw. geb. Mk. 16,50.

Herakleitos von Ephesos. Griechisch und Deutsch von H. Diels. gr. 8°. (XII u. 56 S.) geh. Mk. 2.40.

Beiträge zur alten Geschichte und Griechisch-Römischen Altertumskunde. Festschrift zu Otto Hirschfelds sechzigstem Geburtstage. gr. Lex. 8°. (X u. 513 S.) geh. Mk. 20.—.

Die griechische Bühne. Eine architektonische Untersuchung von Otto Puchstein. Mit 43 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 4°. (VI u. 144 S.) geh. Mk. 8.—.

Studien zur Ilias von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. gr. 8°. (VIII u. 591 S.) geh. Mk. 16.—.

Antike Schlachtfelder in Griechenland. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte von Johannes Kromayer. I. Band. Von Epaminondas bis zum Eingreifen der Römer. Mit 6 lithogr. Karten und 4 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8°. (X u. 352 S.) geh. Mk. 12.—.

Dionis Cassii Cocceiani, Historiarum Romanarum quae superunt. Edidit Ursulus Philippus Boissevain. Vol. III, liber LXI—LXXX. Xiphilini epitome librorum 36—80. Adiecta sunt specimina phototypica tria libri Vaticani N. 1288. gr. 8°. (XVIII u. 800 S.) Mk. 32.—. Vol. I Mk. 24.—. Vol. II Mk. 28.—.

Poetarum Graecorum Fragmenta auctore Udalrico de Willamowitz-Moellendorff collecta et edita. Vol. III fasc. prior: Poetarum philosophorum fragmenta edidit H. Diels. gr. 8°. (VIII u. 270 S.) Mk. 10.—. Vol. VI fasc. I Comicorum Graecorum fragmenta ed G. Kaibel. Vol. I fasc. 1. gr. 8°. (VIII und 256 S.) geh. M. 10.—.

Der Mimus. Ein litterar-entwicklungsgeschichtlicher Versuch von Hermann Reich. I. Bd., 1. u. 2. Teil. gr. 8°. geh. Mk. 24.—.
1. Teil. Theorie des Mimus. (XII u. S. 1—413.)
2. Teil. Entwicklungsgeschichte des Mimus. (S. 414—900 mit einer Stammtafel.)

Die Tagesgötter in Rom und den Provinzen. Aus der Kultur des Niederganges der Antiken Welt von Ernst Maass. Mit 30 Abbildungen. gr. 8°. (VII u. 311 S.) geh. Mk. 10.—.

Italische Landeskunde von Heinrich Nissen. II. Bd. Die Städte. 1. u. 2. Hälfte. gr. 8°. (1004 S.) geh. Mk. 15.—.
I. Bd. Land und Leute. gr. 8°. 1883. (VIII u. 566 S.) geh. Mk. 8.—.

Der Hannibalweg. Neu untersucht und durch Zeichnungen und Tafeln erläutert von Wilhelm Osiander. Mit 13 Abbildungen und drei Karten. gr. 8°. (VIII u. 204 S.) geh. Mk. 8.—.

Inscriptiones latinae selectae. Edidit Hermannus Dessau. Vol. II. pars I. gr. 8°. (IV u. 736 S.) geh. Mk. 24.—.
Vol. I. (VII u. 580 S.) 1892. geh. Mk. 16.—.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

aber, die zugleich auch Verbesserungen sind, werden sicherlich dem Buche zu den bisherigen Freunden viele neue hinzuerwerben. Die erste Auflage läßt sich neben der zweiten ganz bequem weiter gebrauchen.

Wilhelmshaven.

G. Schüler.

184) **K. Knaut, Cornelii Taciti Historiarum libri qui supersunt.**

Für den Schulgebrauch erklärt. I. Bändchen. Buch I. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. IV u. 102. 8.

Kurz nachdem seine Agricolaausgabe in zweiter Auflage erschienen, beginnt Kn. die Gothaer Sammlung durch eine Bearbeitung der Historien des Tacitus zu vervollständigen, die, nach der vorliegenden Probe zu urteilen, ihrer Bestimmung ebenfalls aufs beste entsprechen wird. — Der lateinische Text ist im ganzen nach Halms letzter Rezension gestaltet, für manche Stellen hat Kn. aus den Lesarten anderer Ausgaben eine gute Auswahl getroffen; mit Vorteil sind auch Andresens paläographische Untersuchungen (Progr. des Askan. Gym. Berlin 1899 u. 1900) berücksichtigt worden; so liest der Herausg. 68, 12 *infesto* agmine, 84, 6 *ut* confusi; warum nicht auch 39, 4 *redire . . . petere*? 51, 11 mußte, ebensowohl wie 21, 5, geschrieben werden *rursus*. Andresens wohlbegründete Vorschläge zu 71, 9 und 74, 3 mögen Kn. doch noch allzu kühn erschienen sein. 15, 22 würde ich *blanditia* et (Quintilian hat nur den Sing.!) und 55, 16 den bloßen Abl. *suggestu* beibehalten haben.

Die Einleitung (S. 1—10) besteht aus einer gedrängten „Vorgeschichte“, einem Abschnitt über die Abfassung der Historien und „Sprachlichen Bemerkungen“, die natürlich nur auf die wichtigsten Eigenheiten des taciteischen Stils, unter Anführung von Beispielen, aufmerksam machen und als Anknüpfungspunkte für weitere Belehrung dienen sollen. Die zweite dieser Bemerkungen: „Das zusammengesetzte Verbum wird statt des einfachen gebraucht“, kann ich in solcher Form nicht ohne weiteres gelten lassen, am wenigsten in bezug auf die drei angeführten Beispiele; denn *exoculari* steht I 45, 3 und II 49, 15 in sehr verstärkter Bedeutung = zerküssen, brünstig küssen, etwa wie (manus) *osculis conterere* (Sen. ep. 118, 3); *expostulare* hat namentlich I 45, 8 den besonderen Sinn: die Auslieferung fordern; an anderen Stellen ist es ein nachdrückliches, stürmisches *postulare*. *Ementiri* endlich findet sich dreimal bei Tacitus: II 42, 2 *exercitum ementiretur*; 2, 66, 5 *mortem sponte sump-tum ementitur*; 13, 47, 10 *auctorem eius doli Sullam ementitur* — und

in diesen drei Fällen ist wohl für die Wahl des Kompositums die Rücksicht auf den Wohlklang mitbestimmend gewesen. Vgl. *tantam rem ementiare* (Cic.) und *tantam rem est mentitus* (Sall.). Daß das Simplex bei Tacitus überhaupt nicht vorkommt, muß demnach als etwas Zufälliges betrachtet werden. — Auch die Bemerkung Nr. 10. b) „Adjektiva werden passivisch statt aktivisch gebraucht“, trifft für 34, 7 *credulus* und II 101, 8 *lubricus* meines Erachtens nicht zu.

Der Kommentar, durch zusammenfassende Inhaltsangaben übersichtlicher gemacht, bringt in leicht faßlicher Sprache die erforderlichen Erklärungen und Winke, diese zuweilen in geschickter Frageform; er gibt Resultate tüchtiger Studien und ist in vieler Hinsicht reich an feinen Beobachtungen. Passende Zitate aus Dichtern, namentlich aus Horaz, werden zur Illustration eingestreut; so läßt sich für die wundervolle Selbstironie „*post fortunam credidimus*“ (10, 15) kaum eine bessere Parallele finden als Hor. *carm.* III 5, 1 *Caelo tonantem credidimus regnare Iovem!* Die Übersetzung: „erst (so auch Roth) nach seiner Thronbesteigung“ bringt übrigens meines Erachtens jene Ironie nicht fein genug zum Ausdruck; die Zeitpartikel muß fortbleiben. — *Simplicissime* 15, 24 wird durch den Gegensatz *duplex Ulixes* (Hor. *carm.* I 6, 7), die Art der „*adoratio*“ (36, 11) durch eine Pliniusstelle gut kommentiert; bei 15, 18 *secundae res . . . corrumpimur* erinnert Kn. an Goethes Sentenz „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen“. Derartige Hinweisungen auf Aussprüche gedankenreicher römischer wie deutscher Dichter drängen sich ja überall bei der Lektüre des Tacitus geradezu auf. Ku. versäumt aber auch nicht, wiederholt daran zu erinnern, mit welchen rhetorischen Mitteln der Schriftsteller seine Schilderung belebt, wie er z. B. Kap. 45—47 den plötzlichen Umschwung in der Volkstimmung, nach dem Erfolg des Verbrechens, anschaulich zu machen weiß. Der taciteischen Breviloquenz und anderen stilistischen Eigentümlichkeiten wird ebenfalls im Kommentar die nötige Beachtung gewidmet. Vom pädagogischen Standpunkt aus dürfte kaum eine dieser Art von Anmerkungen als überflüssig erscheinen; hin und wieder vermisste ich eine Erläuterung oder einen Wink für den Schüler; so werden die Eingangsworte des Kap. 8 *Et hic (= tam varius, diversus) . . . multitudine*, inhaltlich erst völlig klar durch einen Hinweis auf Kap. 4: *varios motus animorum . . . patres laeti, primores equitum, pars populi clientes libertique plebs sordida, miles urbanus sqq.*; 17, 1 liegt die Frage nahe, welcher

Kasus intuentibus sei; vgl. 27, 8 requirentibus; 48, 4 ad hoc in der besonderen Bedeutung „dazu, dafür“, fast wie 6, 17, 2; sonst regelmässig bei Tac. „überdies“. 49, 14 metus temporum ostentui, wie so? — Nicht ganz zutreffend gibt Kn. 13, 11 incuriose durch „fahrlässig“ wieder, statt durch „leichtsinnig“. 27, 8 praedia „ein Landgut“, richtiger: „ein Landhaus“, nicht nur wegen Sueton und Plutarch (G. 24), sondern auch, weil die gewählten Stichworte höchst wahrscheinlich doppel-sinnig gemeint waren. An das „verdächtig auffällige alte Haus“ mußte ich denken, als ich las, daß seiner Zeit Orsinis Mitverschworenen die Parole „acheter une maison“ für „tuer l'empereur“ gegolten habe. — Zu 31, 10 adulta konnte wohl auf Cicero, Cat. I 12, 30 tam adulta rei publicae pestis, zu 34, 1 speciosiora suadentibus mit Fug auf Livius 22, 3, 8 hingewiesen werden: salutaria magis quam speciosa suadentibus. — 35, 7 turbae (= a turba) mit levaretur zu verbinden, halte ich für unrichtig; nicht von der hereindringenden Menge liefs sich G. forttragen, vielmehr von seinen gewöhnlichen Sesselträgern; fehlte doch bei seinem Auszuge auch die Leibkohorte als Begleitung nicht (41, 1 comitatae G. cohortis). — Als lapsus calami oder Druckversehen, die sich übrigens von selbst verbessern, notiere ich schliesslich: Einl. S. 3 Z. 15 v. u. und Komm. zu 1, 15 l. odio st. studio, Komm. zu 6, 5 l. formidolosus, 6, 10 materia, 7, 6 implevit, 17, 10 retinentis, 27, 15 gaudiis, 60, 5 Coniunct. Perf.; 36, 11 ist die Anm. zu non desum umzustellen.

Frankfurt a. M.

Eduard Wolff.

185) **Benedetto Romano, La critica letteraria in Aulo Gellio.**

Torino, Ermanno Loescher, 1902. VIII u. 118 S. 8. 2 Lire.

Im 2. Jahrh. trat in der römischen Literatur ein rascher Verfall der Sprache, des Stils und der Kunstformen ein. Fronto und die Kritiker seiner Schule bemühten sich, sie wieder zu beleben oder doch ihren Niedergang aufzuhalten. Ein Spiegelbild ihrer literarischen Kritik bieten uns die Noctes Atticae des Gellius, in denen sprachliche, grammatische, literarische, philosophische, historische Notizen in buntem Wechsel durcheinander gehen. Wenn also die wissenschaftliche und künstlerische Gliederung, welche das Werk des grossen Kritikers Quintilian auszeichnet, dem Buche des Gellius fehlt und es so schon äusserlich den Stempel einer Zeit des Verfalles an sich trägt, so hat es für uns doch einen grossen Wert, indem es uns zeigt, welchen Reichtum an literarischen

in diesen drei Fällen ist wohl für die Wahl des Kompositums die Rücksicht auf den Wohlklang mitbestimmend gewesen. Vgl. *tantam rem ementiare* (Cic.) und *tantam rem est mentitus* (Sall.). Daß das Simplex bei Tacitus überhaupt nicht vorkommt, muß demnach als etwas Zufälliges betrachtet werden. — Auch die Bemerkung Nr. 10. b) „Adjektiva werden passivisch statt aktivisch gebraucht“, trifft für 34, 7 *credulus* und II 101, 8 *lubricus* meines Erachtens nicht zu.

Der Kommentar, durch zusammenfassende Inhaltsangaben übersichtlicher gemacht, bringt in leicht faßlicher Sprache die erforderlichen Erklärungen und Winke, diese zuweilen in geschickter Frageform; er gibt Resultate tüchtiger Studien und ist in vieler Hinsicht reich an feinen Beobachtungen. Passende Zitate aus Dichtern, namentlich aus Horaz, werden zur Illustration eingestreut; so läßt sich für die wundervolle Selbstironie „*post fortunam credidimus*“ (10, 15) kaum eine bessere Parallele finden als Hor. *carm.* III 5, 1 *Caelo tonantem credidimus regnare Iovem!* Die Übersetzung: „erst (so auch Roth) nach seiner Thronbesteigung“ bringt übrigens meines Erachtens jene Ironie nicht fein genug zum Ausdruck; die Zeitpartikel muß fortbleiben. — *Simplicissime* 15, 24 wird durch den Gegensatz *duplex Ulixes* (Hor. *carm.* I 6, 7), die Art der „*adoratio*“ (36, 11) durch eine Pliniusstelle gut kommentiert; bei 15, 18 *secundae res . . . corrumpimur* erinnert Kn. an Goethes Sentenz „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen“. Derartige Hinweisungen auf Aussprüche gedankenreicher römischer wie deutscher Dichter drängen sich ja überall bei der Lektüre des Tacitus geradezu auf. Kn. versäumt aber auch nicht, wiederholt daran zu erinnern, mit welchen rhetorischen Mitteln der Schriftsteller seine Schilderung belebt, wie er z. B. Kap. 45—47 den plötzlichen Umschwung in der Volkstimmung, nach dem Erfolg des Verbrechens, anschaulich zu machen weiß. Der *taciteischen* Breviloquenz und anderen stilistischen Eigentümlichkeiten wird ebenfalls im Kommentar die nötige Beachtung gewidmet. Vom pädagogischen Standpunkt aus dürfte kaum eine dieser Art von Anmerkungen als überflüssig erscheinen; hin und wieder vermisste ich eine Erläuterung oder einen Wink für den Schüler; so werden die Eingangsworte des Kap. 8 *Et hic (= tam varius, diversus) . . . multitudine*, inhaltlich erst völlig klar durch einen Hinweis auf Kap. 4: *varios motus animorum . . . patres laeti, primores equitum, pars populi clientes libertique plebs sordida, miles urbanus sqq.*; 17, 1 liegt die Frage nahe, welcher

Kasus intuentibus sei; vgl. 27, 8 requirentibus; 48, 4 ad hoc in der besonderen Bedeutung „dazu, dafür“, fast wie 6, 17, 2; sonst regelmäßig bei Tac. „überdies“. 49, 14 metus temporum ostentui, wie so? — Nicht ganz zutreffend gibt Kn. 13, 11 incuriose durch „fahrlässig“ wieder, statt durch „leichtsinnig“. 27, 8 praedia „ein Landgut“, richtiger: „ein Landhaus“, nicht nur wegen Sueton und Plutarch (G. 24), sondern auch, weil die gewählten Stichworte höchst wahrscheinlich doppel-sinnig gemeint waren. An das „verdächtig auffällige alte Haus“ mußte ich denken, als ich las, daß seiner Zeit Orsinis Mitverschworenen die Parole „acheter une maison“ für „tuer l'empereur“ gegolten habe. — Zu 31, 10 adulta konnte wohl auf Cicero, Cat. I 12, 30 tam adulta rei publicae pestis, zu 34, 1 speciosiora suadentibus mit Fug auf Livius 22, 3, 8 hingewiesen werden: salutaria magis quam speciosa suadentibus. — 35, 7 turbae (= a turba) mit levaretur zu verbinden, halte ich für unrichtig; nicht von der hereindringenden Menge liefs sich G. forttragen, vielmehr von seinen gewöhnlichen Sesselträgern; fehlte doch bei seinem Auszuge auch die Leibkohorte als Begleitung nicht (41, 1 comitatae G. cohortis). — Als lapsus calami oder Druckversehen, die sich übrigens von selbst verbessern, notiere ich schließlic: Einl. S. 3 Z. 15 v. u. und Komm. zu 1, 15 l. odio st. studio, Komm. zu 6, 5 l. formidolosus, 6, 10 materia, 7, 6 implevit, 17, 10 retinentis, 27, 15 gaudiis, 60, 5 Coniunct. Perf.; 36, 11 ist die Anm. zu non desum umzustellen.

Frankfurt a. M.

Eduard Wolff.

185) **Benedetto Romano, La critica letteraria in Aulo Gellio.**

Torino, Ermanno Loescher, 1902. VIII u. 118 S. 8. 2 Lire.

Im 2. Jahrh. trat in der römischen Literatur ein rascher Verfall der Sprache, des Stils und der Kunstformen ein. Fronto und die Kritiker seiner Schule bemühten sich, sie wieder zu beleben oder doch ihren Niedergang aufzuhalten. Ein Spiegelbild ihrer literarischen Kritik bieten uns die Noctes Atticae des Gellius, in denen sprachliche, grammatische, literarische, philosophische, historische Notizen in buntem Wechsel durcheinander gehen. Wenn also die wissenschaftliche und künstlerische Gliederung, welche das Werk des großen Kritikers Quintilian auszeichnet, dem Buche des Gellius fehlt und es so schon äußerlich den Stempel einer Zeit des Verfalles an sich trägt, so hat es für uns doch einen großen Wert, indem es uns zeigt, welchen Reichtum an literarischen

Schätzen man damals noch besaß, und uns viele Proben aus untergegangenen Schriften erhalten hat. Eine Schrift über Gellius hat also ein gewisses Interesse.

Gellius hatte zu Lehrern den Sulpicius Apollinaris, Antonius Julianus, T. Castricius und den Philosophen Favorinus; durch sie wurde er auch bei Fronto eingeführt. Die Schule des letzteren befaßte sich nicht streng mit Rhetorik oder sachlicher Kritik, sondern mehr mit dem Wortschatz und Stil. Die Ausdehnung des Reiches hatte die Aufnahme neuer Wörter und Wendungen in die Sprache und Literatur herbeigeführt; die Frontonianer bevorzugten das reine, archaische Latein. Namentlich verwarfen sie das Übermaß bildlicher Wortanwendungen, durch welche die Präzision der Sprache litt; so mißbilligt Gellius die Redensart *superesse alicui* statt *causam alicuius defendere*.

Im besonderen erörtert Romano die Ansichten und Urteile des Gellius über die Redekunst, Geschichtschreibung, dramatische, epische und lyrische Poesie. Er schildert die attische und asiatische Redegattung, die Vorzüge und Mängel der Beredsamkeit des alten Cato, des C. Gracchus, Cicero und Seneca und führt die Urteile des Gellius über sie vor. Neben Cicero schätzt dieser Catos Reden hoch und weist die von Tiro gegen Catos Rede für die Rhodier erhobenen Ausstellungen geschickt zurück.

Die stilistisch gewandten Geschichtschreiber der Kaiserzeit, Livius und Tacitus, wurden von den Frontonianern ignoriert. Sie waren begeistert für die einfache und kunstlose Erzählung des Claudius Quadrigarius mit ihren wirksamen Archaismen und für die moralisierende und archaisch gefärbte Darstellung des Sallust. Auch Catos Origines und Cäsars Kommentare übergeht Gellius mit Schweigen; von Nepos dagegen, der die alte Sittenstrenge der Verderbnis seiner Zeit gegenüberstellte, erwähnt er vier Werke. Romano meint, der lateinische Fabius sei bloß eine Übersetzung des griechischen; aber nach der Art, wie Cicero den Pictor anführt, war er ein selbständiger Autor, wenn auch der griechische Fabius seine Hauptquelle sein mochte.

Romano schildert die römischen Dichter der Reihe nach, bespricht ihre griechischen Vorbilder und führt die Angaben des Gellius über beide vor. Über Menander urteilt Gellius treffender als über die Römer, bei denen er hauptsächlich sprachliche und grammatikalische Einzelheiten hervorhebt. Die Lyriker Horaz und Ovid ignoriert er bornierterweise und schätzt Catull und ältere Dichter übermäßig. Als Epiker wird Virgil

geziemend gewürdigt; mit Ennius trieben die Frontonianer einen wahren Kultus. In der Komödie schätzt Gellius mit Recht den Plautus am höchsten; in der Tragödie weist er dem Pacuvius den ersten Platz an. In der Togata lobt er den Afranius, in der Atellana den Novius und Pomponius; im Mimus entschuldigt er die frechen Wortbildungen und Solöcismen des Laberius mehr als nötig ist. — Aufgefallen ist mir die übliche Erklärung von Virg. Aen. VI, 763 *Silvius, Albanum nomen, tua postuma proles, quem tibi longaevo serum Lavinia coniunx educet silvis*. Die Behauptung des Caeselius Vindex: „postuma proles non eum significat, qui patre mortuo, sed qui postremo loco natus est“ ist unwahr. Sie setzt zudem voraus, daß Virgil hier der allgemeinen Überlieferung entgegentrat, und führt zu dem Unsinn, daß Lavinia zu Lebzeiten des Äneas im Walde gehaust habe. Also muß man *tibi longaevo* mit *coniunx* verbinden: Lavinia, die Gattin deines Alters.

Burgdorf bei Bern.

F. Luterbacher.

186) Gustav Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1901. VII u. 1252 Sp. 4.

Die erste Auflage dieses ausgezeichneten Wörterbuches ist in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1890, S. 269f und weiterhin Jahrg. 1892, S. 311) angezeigt worden. Daß schon nach verhältnismäßig so kurzer Zeit eine neue Auflage nötig geworden ist, beweist am besten, einem wie großen Bedürfnis das Buch entgegengekommen ist. In der Tat leistet das Lexikon zunächst der Romanischen Wortforschung die trefflichsten Dienste durch die Reichhaltigkeit seines Materials, das in sehr zweckmäßiger Anordnung katalogisiert ist, durch die ansprechende und verständige Entwicklung seiner Ableitungen, durch die Zuverlässigkeit der Beläge und die ausgiebige Anführung der wichtigsten einschlägigen Literatur. Daß auch der Latinist sich mit Vorteil dieses Registers bedienen kann, sei es um Auskunft über die Quantität eines lateinischen Wortes aus der romanischen Praxis zu erhalten, oder um Schlüsse auf ehemalige Existenz eines literarisch nicht mehr zu belegenden Wortes oder einer Form im Latein zu ziehen, ist hier s. Z. schon ausgeführt worden. Für das Studium des alten wie des Vulgärlateins, für die Beschäftigung mit dem Mittellatein wie mit den glossographischen Sammlungen gibt das Wörterbuch Körtings manchen Anhalt und Wink.

Gegen die erste Auflage weist diese zweite eine nicht unerhebliche Vermehrung des Stoffes auf, insofern die Summe der Stichworte um mehr als 1500 zugenommen hat und auch innerhalb der einzelnen Artikel mehrfach erweiterte Ausführungen gemacht sind. Hatte die erste Auflage mit Nachträgen im Hauptteil 828 Spalten, so zählt man jetzt im entsprechenden Abschnitte 950 Spalten; ebenso hat der Umfang des romanischen Wortverzeichnisses zugenommen. Dagegen ist das deutsch-romanische Register diesmal fortgeblieben. Wenn das Werk schon bei seinem ersten Erscheinen große und wohlverdiente Anerkennung gefunden hat, so gebührt der zweiten, die sich mit Recht eine vermehrte und verbesserte nennt, das Lob in gesteigertem Maße. Ref. ist überzeugt, daß bei den regen Studien, die man jetzt der späteren Latinität wie der romanischen Sprachforschung widmet, die nächste Auflage in noch kürzerer Zeit erreicht werden wird als die vorliegende.

187) **Tommaso Montanari, Punto per punto.** Dimostrazione della completa assurdità di tutte le vecchie ipotesi intorno alla via d'Annibale dal Rodano al Po. Mantova, Selbstverlag des Verfassers, Via B. Grazioli 11, 1903. 90 S. 8. L. 1.20.

In 46 Abschnitten sucht Montanari die Ungereimtheit aller bisherigen Ansichten über Hannibals Weg von der Rhone an den Po zu erweisen. Nach Avienus or. marit. 683 nannte man einen von der Rhone gebildeten See vor alters Accion (vgl. Pauly-Wissowa I, 140). Man hielt ihn bisher für den einzigen bekannten Rhonensee, den Leman. Nach Montanari dagegen bedeckte der Accios (?) in ältester Zeit die ganze Ebene des Departements Vaucluse, die Gegend von Orange, Avignon, Nîmes; er verschwand erst im letzten Jahrh. v. Chr. vollständig. Ein Teil von Hannibals Truppen sah ihn noch, *parvae insulae circumfusum amnem* Liv. 21, 27, 4. In diesen See floß die jetzige Durance; zu dieser kam man zunächst von Massilia her. Man hielt sie für den Hauptzufluß des Sees, welcher dem ausfließenden Rhodanus entspreche. „Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß der Rhodanus der alten Massilienser, des Aristoteles, des Polybios die Durance war“ (S. 87). Die Insula wird nach Montanari von der Durance und dem Verdon eingeschlossen; ihre Bewohner waren nach Polyb keine Allobrogen, sondern sie lebten mit den Allobrogen in Feindschaft. Hannibal überschritt die Rhone unterhalb der Mündung der Durance bei Aramont-Barbentane,

folgte dem linken Ufer der Durance, überschritt den Verdon und erreichte Riez. Dann setzte er über die Rhone = Durance und zog dem Gebiet dem Vocontier entlang zu den Tricastinern, über Sisteron, Montrond, Veynes, Gap. Von hier fällt sein Weg im wesentlichen zusammen mit der späteren Reiseroute über die Alpis Cottia.

Diese ganze Konstruktion Montanaris entbehrt jedes soliden Fundamentes; sie steht im Widerspruch mit klaren Worten Polybs; sie mutet Hannibal und Scipio eine unbegreifliche Strategie zu; sie läßt unerklärt, wie der Name Rhodanus von der Durance auf den Ausfluß des Genfersees übergegangen sei.

Für die Existenz eines Sees von Vaucluse in historischer Zeit fehlt jeder Beweis. Er hätte die Massilienser nicht aufgehalten, mit Schiffen nach Norden vorzudringen und das Haupttal der Rhone von dem Seitental der Durance zu unterscheiden, zumal nachdem Pytheas von Massilia ein Jahrhundert vor Hannibal die Westküste Europas umschiffte hatte (Pauly VI, 331). — Polybios sagt 3, 41, 7: Von den Pyrenäen kam Hannibal, indem er das Sardinische Meer zur Rechten hatte, an den Rhoneübergang. Die Bestimmung der Richtung mag für die zwei letzten Tagemärsche nicht passen, aber für den ganzen Weg ist sie zutreffend. Montanari (S. 20) hält es für unmöglich, Hannibal weiter nördlich als bis Aramont gehen zu lassen, weil er sonst das Meer in den Rücken bekäme. — Polybios berichtet 3, 42, 1, Hannibal sei ungefähr vier Tagemärsche vom Meere über die Rhone gegangen. Montanari (S. 22) bestimmt die Strecke Marseille — Barbentane auf 89 km und meint, ein nördlicherer Übergang verträge sich nicht mit einer Distanz von vier Tagemärschen. Er selbst setzt die Strecke vom Rhoneübergang bis Vinon am Verdon auf 72 römische Meilen an, = 108 km, und Hannibal erreichte doch die Insel in vier Tagen. — Nach dem Rhoneübergang zog Hannibal nach Polybios 3, 47, 1 *παρὰ τὸν ποταμὸν ἀπὸ θαλάττης ὡς εἰς τὴν μεσόγειον τῆς Εὐρώπης*, der Rhone entlang vom Meere weg gegen das Innere von Europa. Das ist doch unsere Rhone, nicht die Durance. Nach Montanari dagegen zieht Hannibal einfach in der alten Richtung am Sardinischen Meere weiter. An die Bestimmung *εἰς τὴν μεσόγειον τῆς Εὐρώπης* knüpft Polybios seine Schilderung des Rhodanus. Er läßt ihn nördlich vom Adriatischen Meer entspringen, nördlich der Alpen und an der Grenze des Gebietes der Äduer (*Ἀεδυες*) dahinfließen. Den Lauf der Durance hatten denn doch die Handelsreisenden von Massilia insoweit kennen gelernt, daß man ihre

Quelle nicht nördlich vom Adriatischen Meere ansetzte. Dagegen ist es begreiflich, daß man zu Polybius Zeit den oberen Lauf der Rhone nicht kannte und sich über ihre Länge eine übertriebene Vorstellung machte.

Burgdorf bei Bern.

F. Luterbacher.

188) **Paul Risson, Histoire sommaire du Commerce.** Paris, Librairie classique Eugène Belin frères, 1902. 384 S. 8.

Während es sich im Geschichtsunterricht in IV bis U II im wesentlichen um Einprägung der wichtigsten Tatsachen aus der Weltgeschichte handelt, hat der Unterricht in den oberen Klassen eine größere Aufgabe. Er erfordert eine eingehende Berücksichtigung der Verfassungs- und Kulturverhältnisse. Die Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen von 1901 verlangen in den „Methodischen Bemerkungen für die Geschichte“ S. 48: „Namentlich wird den Schülern Anleitung zu geben sein, daß sie solche Erscheinungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, die von wesentlichem Einfluß auf die Volkswirtschaft gewesen sind, genügend würdigen lernen.“ Eins der hier zu behandelnden Kapitel ist die Geschichte des Handels, der auf die Beziehungen der Völker untereinander von großem Einfluß war und ist. Man denke nur an die Kontinentalsperre Napoleons gegen England und den Zollverein, sowie an das Verhältnis Englands zu Deutschland im letzten Jahrzehnt! Mit Recht sagt daher Risson: „L'histoire du commerce, c'est-à-dire de la circulation des produits naturels et fabriqués, est le chapitre le plus important peut-être de l'histoire générale.“ Das Werk *Histoire sommaire du Commerce* des genannten Verfassers ist den Lehrern der Geschichte sehr zu empfehlen. Es enthält in 49 Kapiteln einen kurzen Überblick über den Handel von den ältesten Zeiten bis zur Jetztzeit. Es behandelt die Ägypter, die Assyrier und Chaldäer, die Israeliten, die Phönizier, die Meder und Perser, Griechenland, das Römerreich, die Karthager, Gallien, das byzantinische Reich, die Araber, die Kreuzzüge, den französischen Handel bis zum hundertjährigen Kriege und während desselben, die Entstehung der Städte in Europa, den Hansabund, Genua, Venedig, Florenz u. s. w. Vieles davon läßt sich schon im Geschichtsunterricht der mittleren Klassen verwenden. Für die oberen Klassen ist besonders die Neuzeit, in welcher der Handel durch die Erfindungen und Entdeckungen einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, von Wichtigkeit. Selbstverständlich steht hier der Handel Frankreichs im Vordergrund, daneben geben aber auch

einzelne Kapitel Aufschluß über die Rivalität Hollands und Englands im 17. Jahrhundert, die Eroberung Indiens, den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten, den Zustand Europas am Ende des 18. Jahrhunderts, England von 1815—1850, den Zollverein, die Jetztzeit (1870—1901). Die geschichtlichen Tatsachen sind nirgends außer acht gelassen, der Hauptwert ist aber auf den Handel der einzelnen Völker gelegt. Die Geschichte der Kolonien ist mit besonderer Sorgfalt behandelt. 19 Karten sind beigegeben.

An realistischen Anstalten (und Handelsschulen) ließe sich das Buch auch in einer Auswahl mit Nutzen als französische Lektüre verwenden. Hier kämen natürlich nur die letzten Kapitel in Betracht. Das Werk hat vor ähnlichen Lektürestoffen den Vorzug, daß es den Einfluß des Handels auf die Beziehungen der Völker stets im Auge behält und im Stoff nicht zu sehr ins einzelne geht, wodurch den Schülern ein klarer Überblick ermöglicht wird. Manche französischen Schulausgaben behandeln nämlich einzelne Abschnitte des Handels in einer Ausführlichkeit, daß nicht allein den Schülern, sondern auch dem Lehrer jede Lust daran vergeht.

Crefeld.

F. Weyel.

189) **H. Ludwig, Lateinische Stilübungen** für Oberklassen an Gymnasien und Realgymnasien. Stuttgart, Bonz & Co., 1902.
Teil I: VII u. 148 S. 8. — Teil II: Übersetzung. 98 S. 8.

Der Verf. hat den glücklichen Einfall gehabt, einen reichen Schatz, an dem die meisten bisher achtlos vorübergingen, für den Unterricht auszuwerten. In der richtigen Voraussetzung, daß die Texte, die den Schülern bei den Reifeprüfungen zur Übersetzung ins Lateinische vorgelegt werden, meist sorgfältig darauf berechnet sind, möglichst vielseitige Gelegenheit zur Erprobung der Grammatikfestigkeit und Stilgewandtheit zu geben, hat er solche Aufgaben in großer Anzahl (140) gesammelt und ihre schulmäßige Behandlung dadurch erleichtert, daß er sie mit Verweisungen auf die Grammatik (von Landgraf) und anderen Anmerkungen ausgestattet hat. Somit bietet er — und darin besteht die Eigenart des Buches — einen Übungsstoff, dessen Brauchbarkeit in der Praxis schon erprobt, ja gewissermaßen amtlich anerkannt ist und der sich durch eine Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit auszeichnet, die bei Stilübungen, die von einem einzelnen Verfasser entworfen werden, von vornherein ausgeschlossen ist.

Zu bedauern ist, daß die Sammlung in einer Beziehung doch ein-

seitig ist. Es haben nämlich in ihr fast nur württembergische Prüfungsthemen Aufnahme gefunden (135 von 140). Diese Beschränkung dient ihr gewiss an schwäbischen Anstalten zur Empfehlung, schließt aber bei der Verschiedenheit des Lehrzieles ihre Verwendung als Lehrbuch in anderen Unterrichtsbetrieben aus. Trotzdem können die Stilübungen der Beachtung jedes Fachgenossen warm empfohlen werden. Denn wenn sie auch, wie das bei einer solchen *lanx satura* selbstverständlich ist, nicht in allen Teilen gleichwertig sind, so bieten sie doch nach Form wie Inhalt eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Auch die lateinische Übersetzung, die der Verf. im zweiten Teile gibt, verdient alles Lob. Sie hält sich zwar nicht überall von Verstößen gegen den klassischen Sprachgebrauch frei und ist mit seltenen, dem Tacitus oder anderen späten Schriftstellern entlehnten Wendungen durchsetzt, wiegt aber diese kleinen Mängel durch Frische und Prägnanz des Ausdrucks reichlich auf.

Potsdam.

E. Krause.

190) **Morceaux choisis de Alfred de Vigny.** Poésie et Prose.

Paris, Librairie Ch. Delagrave. 504 S. 16.

fr. 3.50.

Die vorliegende Auswahl ist ein Gegenstück zu den in gleichem Verlag erschienenen *Morceaux choisis* de Victor Hugo. Sie wird eingeleitet durch eine Biographie des Dichters aus der Feder Louis Ratisbonnes, des treuen Freundes und literarischen Erben des Romantikers, die in ihrem ersten Teil kurz nach Vignys Tod im *Journal des Débats* erschienen ist, und die Ratisbonne bei seiner Ausgabe von Vignys *Journal d'un Poète* erweitert hat. Diese Einleitung gibt uns nicht allein die bloßen Daten von des Dichters Leben und Werken, sie gestattet uns zugleich manchen Einblick in das Seelenleben des feinfühlenden Dichters, wenn auch hie und da die Objektivität des Biographen in der Wertschätzung der einzelnen Werke, beispielsweise der *Destinées*, durch sein Verhältnis zu dem Dichter zu stark beeinflusst wird. — Die Auswahl umfaßt drei Teile: *Oeuvres poétiques-Théâtre-Prose*. Sie bringt die Werke teils vollständig, teils gekürzt unter Hinzufügung einer Einleitung und von Inhaltsangaben der unterdrückten Teile, zuweilen auch der gar nicht aufgenommenen Stücke, z. B. von *La Maréchale d'Ancre*. Alles in allem kann man sich mit der getroffenen Auswahl wohl einverstanden erklären: so ist mit Recht in Stello der Tod Chattertons weggelassen, dafür aber das Drama

Chatterton fast vollständig gegeben. Andererseits vermisst man einiges nur ungern: in Eloa, von dem nur der 3. Gesang aufgenommen ist, die Klage des gefallenen Lucifer, unter den Dramen einige Szenen aus *Le More de Venise*, die Vignys Meisterschaft in der Übersetzung Shakespeares gezeigt hätten. Dafür konnte die Auswahl aus den poetisch weniger wertvollen *Destinées* noch geringer sein. Aus der Novellensammlung *Servitude et Grandeur militaires* haben die beiden rührenden Erzählungen *Laurette ou le Cachet rouge* und *La Veillée de Vincennes* sowie die Erzählung *La Vie et la Mort du capitaine Renaud ou la Canne de jonc* Aufnahme gefunden. Geschickt ist die Auswahl aus dem *Journal d'un poète* getroffen, insbesondere aus den *Pensées et réflexions diverses*, in denen der Dichter manche Wahrheiten in schöner Form ausspricht, die aber auch die oft recht pessimistische Lebensanschauung des in seinen Erwartungen vielfach getäuschten Dichters zeigen, der schon im Jahre 1824 schreibt: *Il est bon et salutaire de n'avoir aucune espérance. L'espérance est la plus grande de nos folies*. Den Schlufs der Auswahl bilden die Satire auf den Philosophen Roger-Collard, der hochmütig auf den um einen Sitz in der Académie sich bewerbenden Dichter herabblickt, und auf M. de Barante, der den Dichter verantwortlich macht für Dinge, an denen letzterer völlig unschuldig ist, aus *Mes visites à l'Académie*.

Der klare, wenn auch kleine Druck auf schönem Papier dient ebenfalls zur Empfehlung der Auswahl, wie auch der Umstand, daß der Text fast fehlerfrei ist. (S. 6 muß als Datum der Geburt des Dichters der 27., nicht der 17. März 1797 angegeben werden; S. 132: *Lauderdale* statt *Landerdale*.)

Gleiwitz.

L. Klinger.

- 191) **Karl Böhm, Beiträge zur Kenntnis des Einflusses Senecas** auf die in der Zeit von 1552 bis 1562 erschienenen französischen Tragödien. Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1902. XVI und 163 S. 8. (Münchener Beitr. z. roman. und engl. Phil. Herausg. von H. Breymann und J. Schick. XXIV. Heft.) N 4.—

Von den von 1552 bis 1562 erschienenen französischen Renaissance-Tragödien zieht der Verfasser sechs näher in den Kreis seiner Untersuchungen, nämlich die „Kleopatra“ und die „Dido“ Jodelles, die „Medea“ des La Perùse, den „Julius Cäsar“ Grevins und noch die „Sultanin“

Bounins und den „Aman“ Rivaudeaus, Stücke, welche mehr aus einem Kolleg über französische Literatur im 16. Jahrhundert als aus eigener Lektüre bekannt sind, in denen sich aber, wie auch in der in demselben Zeitraum erschienenen „Sophonisbe“ Saint-Gelais', sehr beachtenswerter Weise bereits Stoffe bearbeitet finden, die, von dem der „Soltane“ und des „Aman“ abgesehen, der Weltliteratur angehören und die immer wieder, von früh bis jetzt, in das poetische Gewand eingekleidet sind. So wurde noch vor einigen Jahren, im Oktober 1898, eine „Médée“, drame en trois actes, en vers, von Catulle Mendès im Pariser „Renaissance-Theater“ zum ersten Mal aufgeführt, und jetzt auch, mit gleichem Erfolg, am 20. Juni 1903 im „Théâtre-Français“, Medea, „la légendaire et mystérieuse enchanteresse qui inspira déjà Euripide, Sénèque, Corneille et bien d'autres“. Der Verfasser selbst nennt sein Stück eine „imitation, trop peu ressemblante, du chef-d'oeuvre d'Euripide“. Dafs ebenso der Sophonisbestoff bis in die neueste Zeit weiterlebt, beweist die fünftaktige Tragödie „Massinissa und Sophonisbe“ von Carl Hardt 1903.

Die Voruntersuchungen des Verfassers beschäftigen sich hauptsächlich mit der Überlieferung der Seneca-Tragödien, sowie den Drucken und Aufführungen der französischen Tragödien, und er kommt dann in vier Kapiteln zu dem Ergebnis, dafs die in Frage stehenden französischen Tragödien hinsichtlich ihrer Komposition und Konstruktion mehr oder weniger nach Seneca gearbeitet sind, dafs sie gleichsam „Kopieen Senecas“ sind. Für Jodelle, der am selbständigsten ist, kommen aufser Seneca noch griechische Vorbilder in Betracht. La Peruse entlehnt ebenfalls bei Euripides, doch folgt er in der Hauptsache der gleichnamigen Seneca-Tragödie. Ebenso müssen der „César“, die „Soltane“ und der „Aman“ als Seneca-Kopieen bezeichnet werden. Die Arbeit, wohl eine Promotionsschrift, ist mit viel Liebe und Fleifs hergestellt. Übertrieben und teilweise auch überflüssig erscheint uns aber das viele Operieren mit Zahlen, ganzen und gebrochenen, und Gleichungen, sodafs man manchmal glauben könnte, eine arithmetische Abhandlung vor sich zu haben.

Wilhelmshaven.

August Andrae.

- 192) **E. Hackauf, Die älteste mittenglische Version der Assumptio Mariae.** (= Englische Textbibliothek, herausgegeben von J. Hoops, 8.) Berlin, E. Felber, 1902. XXXIII u. 100 S. 8. M 3. —.

Das hier zum ersten Male kritisch herausgegebene Gedicht von der Himmelfahrt Marias ist eine der ältesten mittenglischen Legenden. Es entstand spätestens um 1250, wahrscheinlich aber schon im zweiten Viertel des 13. Jahrh. Der Verf. ist sicher ein Geistlicher, vielleicht der Erzbischof Edmund von Canterbury, auf den auch die Mundart ganz gut paßt; sie ist die des mittleren Südens mit kentischer Färbung. Überliefert ist das Werk in sechs Handschriften, von denen vier noch nicht gedruckt, alle aber bis auf eine vom Herausgeber benutzt sind. Über ihr Verhältnis zueinander und das zu anderen mittenglischen Fassungen der Geschichte handelt Hackauf im ersten Kapitel seiner Einleitung, wobei er mehrfach schon ältere Untersuchungen ergänzen und berichtigen kann. Die Form des Gedichtes ist das kurze vierhebige Reimpaar, das aber mit großer Freiheit behandelt ist. Ästhetisch nimmt das Werk keine besonders hervorragende Stellung ein, gehört aber mit seiner Einfachheit und schlichten Natürlichkeit noch immer zu den besten von seinesgleichen. Der Text ist so eingerichtet, daß V. 1—250 nach der besten, aber nur soweit reichenden Handschr. A, der Rest nach dem zweitbesten Manuskript C wiedergegeben ist, während die Abweichungen der anderen Handschr. im Variantenapparat verzeichnet sind. Die Anmerkungen erörtern vorwiegend noch textkritische, dann aber auch metrische, sprachliche und sachliche Fragen. — Wir halten die handliche kleine Ausgabe, namentlich auch wegen der verschiedenen Mundarten der einzelnen Handschriften, für sehr geeignet, in Seminaren zur Einführung ins Mittelenglische wie auch in die Textkritik zu dienen.

-tz-.

- 193) **English Men of letters. George Eliot** by Leslie Stephen. London, Macmillan & Co., o. J. [1902]. 212 S. 8. geb. 2 sh.

Da George Eliot — Mary Ann Evans — zum deutschen Geistesleben manche Beziehungen unterhielt und in der schier endlosen Zahl englischer Romanschriftsteller zu denjenigen "Novelists" gehört, die in Deutschland die meisten Leser und viele Bewunderer gefunden, so wird vorliegende in der Sammlung der "English Men of Letters" jüngst erschienene Darstellung ihres Lebens und Bildungsganges, sowie die

Würdigung ihrer Werke auch in Deutschland verständnisvolle Leser finden, besonders da sie von einem Manne gegeben sind, der schon durch verschiedene größere und kleinere Werke literar- und kulturhistorischen Charakters die Gedicgenheit seines Urteils bewiesen hat.

George Eliot ist die Schilderin englischen Lebens in der Provinz. "The Scenes of Clerical Life, Adam Bede, Silas Marner, and The Mill on the Floss, probably give the most vivid picture now extant of the manners and customs of the contemporary dwellers in the midland counties of England" (p. 4). In ländlichen Verhältnissen aufgewachsen "she developed slowly, and was many years ignorant of her own truest powers" (p. 16). Erst 31 Jahre alt, verläßt sie nach dem Tode ihres Vaters Warwickshire, um nach London überzusiedeln, wo Mr. Chapman, der Eigentümer der Westminster Review, sie zum „assistant-editor“ ernannte (p. 40). Unter den zahlreichen literarischen Größen, deren Bekanntschaft sie machte, wurden besonders Herbert Spencer und George Henry Lewes, der bekannte Goethe-Biograph, von größtem Einflusse auf Eliot, die sich in ihrem philosophischen Denken und Fühlen sehr zu diesen Männern hingezogen fühlte. Über das Verhältnis zwischen ihr und Lewes ¹⁾ sagt Stephen p. 46: George Eliot held that the circumstances justified her in forming a union with Lewes, which she considered as equivalent to a legitimate marriage. I have not, and I suppose that no one now has, the knowledge which would be necessary for giving an opinion as to the proper distribution of praise and blame among the various parties concerned, nor shall I argue the ethical question raised by George Eliot's conduct. It may be a pretty problem for casuists whether the breach of an assumed moral law is aggravated or extenuated by the offender's honest conviction that the law is not moral at all. George Eliot at any rate emphatically took that position" (p. 47).

In der ersten Periode ihrer selbständigen schriftstellerischen Tätigkeit führt George Eliot in *Scenes of Clerical Life*, *Adam Bede*, *The Mill on the Floss*, *Silas Marner* vielfach Selbsterlebtes vor, und man darf sagen, daß in diesen ihren bedeutendsten Romanen "the memories of early days are the dominant factor in her imaginative world" (p. 112). Selbstredend

1) Lewes had married in 1840. He was at this time living in the same house with Thornton Hunt, who had edited the "Leader" in co-operation with him. Mrs. Lewes preferred Thornton Hunt to her husband, to whom she had already borne children (cf. Stephen p. 46).

ist es, daß "the effect of her philosophical studies upon her imaginative work was very marked" (p. 51), ohne daß jedoch behauptet werden könnte, daß "she had changed her novels into propagandist manifestoes" (p. 115). "She had acquired a cordial respect and sympathy for creeds embodied even in crude and superstitious dogmas; and she had, therefore, described many types, which in less thoughtful minds suggested only absurdities and provoked caricatures with the intention of laying stress upon the nobler aspirations of such humble people as Silas Marner and Dolly Winthrop" (p. 115). — "Adam Bede placed the author in the first rank of the Victorian novelists" (p. 66), wohingegen "Silas Marner is often considered to be her most perfect artistic performance" (p. 105). Hervorzuheben sind in ihren Romanen die Frauencharaktere: "Her women are — so far as a man can judge — unerringly drawn. We are convinced at every point of the insight and fidelity of the analysis; but when she draws a man, she has not the same certainty of touch" (p. 97). Während nun die "spontaneity of the early novels is beyond all doubt" (p. 118), hat die Abfassung ihrer späteren Werke stets viel "study and labour" (p. 122) gefordert. Trotz vieler Mühe "to familiarise herself with the manners and conversation of the inhabitants of Florence" (p. 128), ist es ihr nicht gelungen, sich in das Florenz des 15. Jahrhunderts zurückzusetzen, wie sie dies in Romola, ihrem ersten historischen Roman, beabsichtigt: "She proceeded to get up the necessary knowledge; but with the result like that which happens when a manager presents 'Julius Caesar' or 'Coriolanus' in the costume 'of the period'". The costume may be as correct as the manager's archaeological knowledge allows, but Julius Caesar and Coriolanus remain what Shakespeare made them, not ancient Romans at all, but frankly and unmistakably Elizabethans" (p. 130). Und doch läßt sich manches sagen "for the judgment of the contemporary critics who hold that 'Romola' is one of the permanent masterpieces of English literature" (p. 136), wenn wir vom historischen Gewande absehen und nur die Schilderung des Seelenkampfes der Heldin ins Auge fassen.

Der Mangel an "spontaneity" und das Fehlen des "sense of looking at the little world through the harmonising atmosphere of childish memories and affections" (p. 151) macht sich auch in "Felix Holt" fühlbar, einem Roman, der uns in die Zeit der inneren Wirren von 1832/3 zurückversetzen soll.

Über die Dichterin George Eliot sagt Steffen: I cannot, indeed, believe that George Eliot achieved a permanent position in English poetry: she is a remarkable, I suppose unique, case, of a writer taking to poetry at the ripe age of forty-four, by which the majority of poets have done their best work" (p. 171). — Jubal, die Geschichte des Patriarchen, der die Musik erfand, scheint ihm "the nearest approach to genuine poetry" (p. 170); ihre übrigen poetischen Experimente zeigen "great literary ability, though it is doubtful whether they show more" (p. 169). Der Erfolg, den Middlemarch erzielte, war "proportioned rather to the author" reputation than to its intrinsic merits. It certainly lacks the peculiar charm of the early work" (p. 177); in Daniel Deronda muß zugestanden werden, daß "the Jewish circle into which Deronda is admitted does not strike one as drawn from the life" (p. 188).

Interessant ist, was Stephen mitteilt über die Wertschätzung, die einige Autoren von seiten George Eliots erfahren: She seems to have loved especially the gentler and more serious observers of life, such as Goldsmith and Cowper and Miss Austen, and venerated such great men as Dante and Milton ("her demi — god", as she calls him), whose austerity breathes a lofty moral sentiment. She rarely expresses her antipathies; but one instance is characteristic. Of Byron she speaks with disgust, as the "most vulgar — minded genius that ever produced a great effect in literature" (p. 198).

Der Name "George Eliot" wurde von der Schriftstellerin angenommen "because Lewes's name was George, and "Eliot" was "a good mouth filling, easily pronounced word" (p. 54).

Stephens' Darstellung zeigt gründliche Kenntnis der besprochenen Persönlichkeit; leider setzt Stephen, wie ja die meisten Biographen, beim Leser dieselbe allseitige Bekanntschaft mit dem Stoffe voraus, die er sich selbst erworben. Aber wer hat wohl alles, oder fragen wir lieber, wer hat wohl mehr als zwei oder drei von den Werken Eliots lesen können? Wenige! Allen anderen wird aber das Verständnis der Darstellung Stephens dadurch erschwert, daß er sich nicht dazu herabläßt, ganz kurz stets eine rein sachlich gehaltene, nur an die gegebenen Tatsachen anknüpfende Inhaltsangabe des betreffenden Romans der kritischen Besprechung des Werkes voranzuschicken. Eine derartige kurzgefaßte Analyse würde vom Biographen ohne die geringste Mühe gegeben werden können und, wenn geschickt gemacht, den Umfang des Buches nicht wesentlich vergrößern, anderseits

aber selbst demjenigen, der die Werke schon gelesen hat, in den meisten Fällen höchst willkommen sein.

Münster i. W.

H. Hoffschulte.

- 194) **Friedrich Kürschner, 200 englische Geschäftsbriefe** und Formularien aus der Praxis in systematisch-methodischer Anordnung zur gründlichen Erlernung der englischen Handelskorrespondenz nebst Erläuterungen im allgemeinen und zu jedem einzelnen Briefe für Handelsschulen und zum Selbstunterricht. Leipzig, Verlag der Handelsakademie (Dr. iur. Ludwig Huberti), o. J. M 2. 75.

Die Sammlung enthält mit ganz wenigen Ausnahmen nur Originalbriefe aus den letzten Jahren. Hinsichtlich der Anlage weicht das Buch von den meisten Lehrbüchern der englischen Handelskorrespondenz ab. Es werden nicht die einzelnen Briefarten nacheinander behandelt, sondern die Briefe sind in drei Kreisen zusammengestellt und zwar innerhalb jedes Kreises in der Reihenfolge, in der sich das Geschäft abwickelt. Voran gehen der Briefsammlung außer der Angabe der wichtigsten englischen Gewichte, Maße und Münzen kurze allgemeine Bemerkungen über den Geschäftsbrief: die Adresse auf dem Briefumschlag und im Brief, die Anrede, die gebräuchlichsten Briefanfänge und Briefschlüsse. Dann folgt der erste Kreis, der zehn zwischen zwei Firmen gewechselte Briefe umfasst. Der zweite Kreis ist umfangreicher und enthält 75 Briefe, vorwiegend aus dem Waren-, Bank- und Speditionsgeschäft. Der dritte Kreis hat 98 Briefe, darunter Agentenbriefe, Marktberichte, Erkundigungen und Auskunftserteilungen, Stellenbewerbungen, Rundschreiben, Kredit- und Empfehlungsbriefe. Ein Anhang enthält verschiedene Formulare, und den Schluss machen die Erläuterungen zu den einzelnen Briefen, d. h. Übersetzung der wichtigsten Vokabeln.

Wer die Briefe, wie der Verf. will, durch Übersetzung und Rückübersetzung gut durchgearbeitet hat, wird dadurch einen beträchtlichen Schatz von Vokabeln, Wendungen und Redensarten sich angeeignet haben, der ihn befähigt, einen leichten Handelsbrief zu schreiben. Zu einem fertigen Briefschreiber wird den Schüler nur fortgesetzte Übung im Kontor oder ein längerer Aufenthalt im Auslande ausbilden können. Ihn in den englischen Briefwechsel einzuführen ist das vorliegende Buch wohl geeignet.

Bochum.

M. Steffen.

195) **W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik.**

Zweite Auflage. I. Band. Erste Hälfte. Abbitte—Beobachtung.

Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Herzogl.

Sächs. Hofbuchhändler, 1902. 512 S. zu 2 Sp. 8. *M* 7.50.

Zu wiederholten Malen haben wir in dieser Zeitschrift (vgl. 1899, S. 616; 1900, S. 112; 1901, S. 47. 71. 118. 334; 1902, S. 310) auf die Vorzüge der Reinschen Enzyklopädie hingewiesen. Dafs das Werk einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen ist, beweist der Umstand, dafs es nach so kurzer Zeit, unmittelbar nach dem Erscheinen des letzten Bandes, alsbald vergriffen war und die zweite Auflage in Angriff genommen werden mußte. Nach dem ursprünglichen Plane sollte das ausländische Schulwesen anhangsweise dem Hauptwerke beigegeben werden. Diese Anlage ist jetzt dahin abgeändert worden, dafs das für den genannten Anhang bestimmte Material nunmehr im Zusammenhang des Hauptwerkes in Reih und Glied unter den bezüglichen Stichworten eingeführt wird. Demgemäß finden wir in diesem ersten Halbbande folgende gröfsere Artikel vor: Amerikanisches Schulwesen von W. Ch. Bagley in St. Louis (S. 103—155) und Belgisches Schulwesen von F. Collard in Löwen (S. 451—490). Der erste Artikel folgt vorzugsweise den „Monographs on Education in the United Staates. Albany N. Y. 1900“ und ist im historischen Teile nur knapp und kurz gehalten, gibt aber sonst eine gute Belehrung über das gesamte Volks- und höhere Schulwesen mit Einschlufs der Universitäten, ferner über technische, militärische und kaufmännische Lehranstalten und andere besonderen Zweige der Facherziehung. Das Eigenartige, das die Neue Welt auf allen Gebieten des Lebens zeigt, tritt uns bekanntlich auch im Unterrichtswesen ihrer Landschaften merklich auffällig und interessant entgegen. Die vorliegende Studie erstreckt sich nur auf das Lehrwesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Voraussichtlich werden wir also über die Schuleinrichtungen der anderen transatlantischen Staaten unter den betreffenden Rubriken noch Spezialaufsätze erhalten. — Für das Belgische Schulwesen lagen dem Verfasser natürlich schon bedeutendere Vorarbeiten vor, und die Einführung ist demgemäß übersichtlicher gehalten. Sehr eingehend werden die staatlichen Anforderungen an Lehrer, Schüler und Studierende dargelegt, und man erfährt mit einiger Verwunderung, wie kompliziert die Reglementierung in diesem fortgeschrittenen Musterstaate ausgebildet ist. Ist der formale Ausdruck des Verfassers auch hier und da nicht ganz einwandfrei, so wird man dem

Ausländer die gelegentlichen Unebenheiten doch gern verzeihen, da er sich im ganzen recht unbefangen bewegt und seinen Gegenstand gut beherrscht.

Alle anderen Artikel begegnen meist in der ursprünglichen Gestalt der ersten Auflage, doch sind resp. werden alle einer genauen Nachprüfung unterzogen, wobei minder wesentlichen gegen wichtigeres eingetauscht wird. — Hinsichtlich der äußeren Ausstattung ist zu bemerken, daß das Lexikon diesmal in Antiquaschrift gedruckt ist und damit zweifellos für den Gebrauch viel gewonnen hat. Dieser Umstand wird auch im Auslande sehr geschätzt werden, wo man unsere Frakturschrift ungern liest. Es kann nach diesem Bande und der Mitteilung über die weitere Ausführung das Werk als vermehrte und verbesserte Auflage empfohlen werden. Über die Fortsetzung werden wir s. Z. weitere Mitteilung machen.

196) **W. Lexis, Die Reform des höheren Unterrichts in Preußen.**

Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1902. XIV u. 436 S. gr. 8. M 12.—.

In 26 Abschnitten hat der Mitarbeiter des Kultusministers in Preußen im Verein mit einer großen Anzahl bekannter Dozenten, Direktoren und Oberlehrer ein trefflich ausgestattetes und dem Kaiser gewidmetes Werk herausgegeben. Alle Ideen, die genau seit einem Menschenalter — seit Ostendorfs Vorschlägen in der 1873 von Falk berufenen Konferenz — die Pädagogik beschäftigten, kommen hier in angemessener Gruppierung so zum Ausdruck, wie sie nach hartem Kampfe gegen tief wurzelnde Traditionen sich durchgesetzt haben. Der geschichtliche Rückblick mit den Etappen v. Zedlitz 1779 („weder Gelehrsamkeit noch geschäftlicher Nutzwert“) Wöllner'sches Edikt 1788 (Abiturientenprüfung), 1825 (Unterstellung unter die Konsistorien), 1845 (Provinzialschulkollegien), 1859 (Wiese gliedert die Realschulen in zwei Ordnungen), 1866 (Bildung von Fächergruppen für die Prüfung pro fac. doc.), 1878 (Altona-Schlee), 1891 (Frankfurt-Reinhardt) — ist von E. Rethwisch verfaßt. Seit 1890 (Dezemberkonferenz) ist die Zahl der Gymn. u. Prg. von 312 auf 354 gestiegen, die der Rg. u. Rprg. von 173 auf 97 gesunken, die der Oberrealschulen und Realschulen von 29 auf 175 gestiegen. Etwa 100 000

Schüler besuchen ein Gymnasium, die Hälfte, 50 000, eine lateinlose Anstalt, ein Viertel, 25 000, ein Realgymnasium. Heynacher-Hildesheim behandelt den „Unterricht im Allgemeinen“. Religionsunterricht und Naturwissenschaft geben die unmittelbarste Anwendung der Wissenschaft auf das Leben. Zur Reform gehört die Zurückdämmung des „begrifflichen“ Denkens durch das „anschauliche“. Der Schüler soll mehr sehen, weniger lesen, mehr selbst erleben, als fremdes nachempfinden. Waldeck-Korbach behandelt das Lateinische. Da unsere Kultur an Umfang und Tiefe über das Altertum hinausgewachsen ist, so können die älteren Sprachen wohl vervollständigen und vertiefen, nicht aber ersetzen und schaffen. Die Einsicht in den Bau einer Sprache muß dem „Deutschen“ vorbehalten bleiben. v. Wilamowitz behandelt das Griechische und meint der „Geist des Altertums“ sei für Schüler nicht zugänglich, die „ästhetischen und sittlichen Ideale“ der alten Griechen genügen der Gegenwart nicht. Nur im Zusammenhange der Völkercultur interessiere heute das Werden der griechischen. Diese beiden Aufsätze werden ohne Frage den lebhaftesten Widerspruch der klassischen Philologen hervorrufen. Über die neueren Sprachen läßt sich Mangold-Berlin aus: über Geschichte Neubauer-Halle, über Erdkunde H. Wagner-Göttingen. Die unverkennbaren Fortschritte, die dieser Unterrichtszweig gemacht hat, seitdem es seit 1875 an jeder Hochschule einen Ordinarius für Erdkunde gibt, sind wohl von allen Seiten freudig begrüßt. Das Zeichnen (Professor Pollat) ist durch die modernen Bestrebungen G. Hirths, K. Langes und Lichtwarks nach vielen unstäten Schwankungen auf festen Boden gestellt worden und völlig von Ornamentik, Architektur und Mathematik befreit. Die großen Wandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer behandeln Klein-Göttingen und Norremberg-Posen. Der von Falk aus Anlaß eines Spezialfalles unterdrückte Entwicklungsgedanke beherrscht jetzt ausgesprochen oder unausgesprochen den ganzen Unterricht. Ob es gelingen wird, den oberen Klassen die „Biologie“ oder gar die „Prüfung“, welche 1856 am Gymnasium abgeschafft wurde, wiederzugewinnen, steht dahin.

Bremen.

W. Grosse.

- 197) **Meyers Großes Konversations-Lexikon.** 6. gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten, Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Erster Band: A bis Astigmatismus. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1902. gr. 8. VIII u. 904 S. zu 2 Spalten u. IV. — Zweiter Band: Astilbe bis Bismarck. Ebenda 1903. 914 S. zu 2 Spalten u. IV.

Zum sechsten Male erscheint das Bibliographische Institut mit seinem großen „Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens“ auf dem Plane. War auch in den letzten Auflagen alles mögliche geschehen, um die weitgehenden Ansprüche, die man an einen solchen Hausschatz stellt, zu befriedigen, so hat die Zentralleitung des Unternehmens doch nicht auf ihren Lorbeeren geruht, sondern sich angelegen sein lassen, die mannichfachen Umgestaltungen, die auf den verschiedenen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, der Künste, des öffentlichen Lebens an der Wende des Jahrhunderts eingetreten sind, in dem Arbeitsplan mit zur Behandlung zu bringen und so den gegenwärtigen Stand unseres Kulturbesitzes in angemessener lehrhafter Form vorzulegen. Welche Fortschritte Naturwissenschaft und Technik im letzten Jahrzehnt gemacht haben, zeigen uns die Veränderungen des äußeren Lebens um uns herum alle Tage. Man hat demnach fortgesetzt Gelegenheit den „Großen Meyer“ nachzuschlagen. Und das Gleiche gilt von vielen anderen Gebieten. Es sei nur in flüchtigem Zuge an das erinnert, was wir zur Orientierung gebrauchen, wenn wir, wie in diesen Tagen, von den Entdeckungsfahrten nach dem Nord- und Südpol lesen, von den politischen Verhältnissen im fernen Osten, von den Unruhen der Balkanlandschaften, von den Mordszenen in Kischenew oder den turbulenten Bewegungen in Kroatien. Andere Fragen interessieren natürlich den klassischen Philologen, aber auch sie finden ihre Auskunft hier. So z. B. wenn neue Kunde von Ausgrabungen kommt, sei es auf dem Forum Romanum oder in Orchomenos, auf Leukas und Thera, in Gnossus und Phästus, in Hissarlik und in der Residenz der Attaliden, in Mesopotamien, Ägypten, Tunis und Algerien. Bei solchen Anlässen stehen ja nicht jedem die Spezialschriften zur Verfügung, und die systematischen Darstellungen reichen bei ihren spärlichen Auflagen nicht immer bis an die neueste Zeit heran. Wieder andere suchen Rat in sozialpolitischen Dingen: ihnen dürften die Artikel des Großen Meyer unter „Arbeiterfrage“ und den benachbarten Stichworten eine willkommene Belehrung bieten.

Da demnach die Bedürfnisfrage zu gunsten des Konversations-Lexikons auch für den Gelehrten nicht zweifelhaft sein kann, so sei das Meyersche Werk allen Amtsgenossen für die eigene Bücherei wie für die Bibliothek des Konferenzzimmers bestens empfohlen. Über mancherlei Eigenart der Gesamtleistung dieses Werkes soll weiterhin berichtet werden, wenn die nächsten Bände zur Besprechung anstehen. Doch wäre es nicht recht, von diesen ersten Bänden zu scheiden, ohne ihrer trefflichen Illustrationsmaterialien zu gedenken, die ja bekanntlich einen großen Vorzug des Großen Meyer ausmachen. Daraus etwas besonderes hervorzuheben, ist freilich bei der gebotenen Fülle nicht leicht. Interessenten der naturwissenschaftlichen oder technologischen Studien werden an den Abbildungen zu den einschlägigen Artikeln ihre Freude haben; andere an den kunstgeschichtlichen Tafeln, die im Anhang des ersten Bandes zur Geschichte der Architektur gespendet sind, oder an den Illustrationen zur Bildhauerkunst am Schlusse des zweiten Bandes.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Cornelii Taciti

Historiarum libri qui supersunt.

Für den Schulgebrauch erklärt von

Prof. Dr. K. Knaut,

Direktor des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg.

I. Bändchen: Buch I.

Preis: \mathcal{M} 1.30.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

über

Sentenzen und sachliche Themata

für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. Edmund Fritze,

Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:

- a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
- b) Die ersten 48 Dispositionen.

Preis: \mathcal{M} 3.

Zweites Bändchen:

Die letzten 52 Dispositionen.

Preis: \mathcal{M} 2.

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.

Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, betr.: Excerpta historica iussu Imp. Constantini Porphyrogeniti confecta edd U. Ph. Boissavain, C. de Boor, Th. Büttner-Wobst. Vol. I.

Gotha, 8. August.

Nr. 16, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 198) G. Bartolotto, Demostene. *Le tre orazioni contro Filippo* (May) p. 361. — 199) R. Y. Tyrrell, *Terenti comediae* (P. Wessner) p. 362. — 200) Herm. Dessau, *Inscriptiones latinae selectae*, vol. II pars 1 (O. Hey) p. 363. — 201) Jos. Mikolajczak, *De septem sapientium fabulis quaestiones selectae* (W. Bruno) p. 367. — 202) J. Fürst, *Die literarische Porträtmanier im Bereich des griech.-römischen Schrifttums* (P. H. Bourier) p. 372. — 203) E. A. Gardner, *Ancient Athens* p. 374. — 204) G. Tropea, *La stele arcaica del Foro Romano* (P. Wessner) p. 375. — 205) *Harward Studies in classical philology* (P. Weizsäcker) p. 377. — 206) A. Gille, *Systematische Zusammenstellung des französischen grammatischen Merkstoffs der Realschule* (Fries) p. 379. — 207) Lucas Cleeve, *The Man in the Street* (Teichmann) p. 380. — 208) Louis Becke, *Helen Adair* (Teichmann) p. 380. — 209/210) O. Jespersen, *The England and America Reader*; ders., *Noter Til the England and America Reader* (A. Herting) p. 381. — 211) J. Ziehen, *Über die Verbindung der sprachlichen mit der sachlichen Betrachtung* (Bruncke) p. 382. — 212) J. Ziehen, *Über den Gedanken der Gründung eines Reichsschulmuseums* (M. Hodermann) p. 383. Anzeigen.

198) **Demostene. Le tre orazioni contro Filippo** illustrate da
G. Bartolotto. Seconda edizione rifatta da Domenico Bassi.
Torino, E. Loescher, 1902. XXXII u. 90 S. 8. Lire 2.

In der Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker von E. Loescher in Turin erschien 1902 die zweite Auflage zu Bartolottos Ausgabe der drei philippischen Reden, besorgt von Prof. D. Bassi in Mailand. Bassi hat in derselben Sammlung auch noch andere Demosthenische Reden herausgegeben und ist in Italien als Demosthenesforscher bekannt. Die Ausgabe kann in jeder Beziehung den guten Schulausgaben Deutschlands an die Seite gestellt werden, und die Grundsätze in Erklärung und Kritik unterscheiden sich nicht von der in Deutschland herrschenden wissenschaftlichen Methode. Nach einer kurzen Biographie Bartolottos und einer Vorrede über das Verhältnis der zweiten Ausgabe zur ersten gibt der Herausgeber eine Biographie des Demosthenes. Die einzelnen Reden

werden mit orientierenden sachlichen Bemerkungen und einer kurzen Disposition eingeleitet. Was die Interpretation selbst betrifft, so ist sie philologisch genau und berücksichtigt die Interessen des Schulgebrauchs in durchaus geschickter Weise. Auch der kritische Anhang steht auf der Höhe der neuesten Forschungen über Demosthenes.

Durlach.

May.

- 199) **R. Y. Tyrrell, P. Terenti Afri comoediae.** Recognovit brevique adnotatione critica instruxit (R. Y. T.) Oxonii (1902) e typographis Clarendoniano. ca. 19 Bogen. 8.

Diese Terenzausgabe gehört zu der 'Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis' und bietet außer dem Text einen vereinfachten kritischen Apparat, der sich im wesentlichen auf diejenigen Lesarten der Handschriften beschränkt, die vom Text der Ausgabe abweichen; daneben werden an zweifelhaften Stellen auch eine Anzahl Konjekturen angeführt. In der Praefatio giebt T. zunächst eine Übersicht über die Handschriften. Auffällig ist dabei die Angabe über das Alter der Korrekturen im Bembinus, die eine völlige Unkenntnis der Untersuchungen von Hauler und Kauer verrät. Calliopius wird ins dritte Jahrhundert gesetzt 'quippe cuius recensione Donatus iam usus sit'; ob dies richtig ist, erscheint mir doch sehr zweifelhaft, eine Entscheidung kann hier erst dann erfolgen, wenn der Terenztext des Donatkommentars unter genauer Berücksichtigung von dessen Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte sorgfältig untersucht ist. Von dieser scheint T. nicht viel zu wissen, wenn er weiterhin schreibt 'Aelius Donatus . . . commentarium in Terenti comoedias scripsit *adhuc integrum exstantem*, excepta illa operis parte quae ad Hautoi timorumenon attinet'; der Kommentar ist bekanntlich alles andere eher als der 'integer Donatus'. Über das Verhältnis der Calliopianischen Handschriften zueinander, bezw. der Familien δ und γ , begnügt sich T., nachdem er die Arbeiten von Pease und Warren erwähnt hat, Dziatzkos Ansicht aus der Vorrede der Tauchnitz-Ausgabe (1884) wiederzugeben, der er selbst beitrifft. Im Anschluß an die oben wiedergegebene Bemerkung über Donat, der 'inter grammaticos familiam ducit', heißt es bei T. 'Huc accedunt Eugraphius Servius Priscianus Probus'; was das letztere soll, weiß ich nicht, denn der Berytier kommt unter denen, die Testimonia geliefert haben, nicht in Frage und die dürftigen Terenzzitate in den unter dem Namen Probus gehenden grammatischen Büchern verdienten doch kaum eine besondere Hervorhebung,

wenn z. B. Nonius mit seinen vielen Terenzstellen überhaupt nicht erwähnt wird. Unter den Herausgebern werden besonders Bentley und Fleckeisen (genannt werden noch Umpfenbach und Dziatzko) gepriesen, und T. sagt von Fleckeisens zweiter Ausgabe 'in hac recensione paranda semper inter manus habebam'. Er bekennt sich denn auch ausdrücklich zu Fleckeisens Ansicht von der Methode der Terenzkritik. Der Apparat beruht auf der Ausgabe von Umpfenbach; eigene handschriftliche Studien hat der Herausgeber nicht gemacht und auch Berichtigungen von Umpfenbachs Angaben unbeachtet gelassen. Wenn man weiter liest 'coniecturas admisi aliorum raro, meas ipsius perraro', so könnte man auf die Vermutung kommen, daß T. einen möglichst konservativen Text zu bieten beabsichtige, etwa wie Goetz-Schöll in ihrer kleinen Plautusausgabe; allein die 'simplex verborum translatio' zählt für T. nicht mit, und von ihr, sowie von einigen anderen Mitteln, hat er, zumeist im Anschluß an Bentley und Fleckeisen, recht reichlichen Gebrauch gemacht. An Korruptel der Überlieferung fehlt es ja gewiß auch bei Terenz nicht, aber andererseits hat doch auch Leo recht, wenn er (Plaut. Forsch. S. 34) sagt, daß 'die Vorstellung, die sich Bentley [in dessen Bahnen auch Fleckeisen geht] von den Schicksalen des Textes in früher Zeit gemacht hat, völlig unzutreffend ist'. So eine Art 'kleiner Fleckeisen', wie ihn T. liefert, kann schwerlich eine Förderung der Terenzkritik bedeuten. Im ganzen ist die Oxford Ausgabe ein Mixtum compositum aus Umpfenbach (Bentley), Dziatzko (Ausg. v. 1884) und Fleckeisen (2. Aufl.); von einer Benutzung sonstiger Literatur — und an solcher fehlt es doch wahrlich nicht — ist so gut wie gar nichts zu bemerken. Die eigenen Beiträge des Herausgebers beschränken sich auf eine kleine Anzahl meist überflüssiger Korrekturen und gelegentliche Umstellungen à la Fleckeisen; dazu kommen des öfteren Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten, die das Gesamtbild von der Tätigkeit T.s nicht gerade verbessern.

Bremerhaven.

P. Wessner.

200) **Herm. Dessau, Inscriptiones latinae selectae**, vol. II, pars 1. Berlin, Weidmann, 1902. IV u. 736 S. 8. M 24. —.

Der erste Band dieses Inschriftenwerkes, der vor zehn Jahren erschien, ist hier im Jahrgang 1895 S. 153 ff. angezeigt. Wir verzichten daher darauf, die ganze Anlage und den Zweck der Dessauschen Sammlung zu besprechen. Auch über Wert und Brauchbarkeit im allgemeinen brauchen

wir hier kein Wort zu verlieren, da diese Eigenschaften bei der so bewährten, auf dem Gebiete der lat. Epigraphik wie wenige geschulten Persönlichkeit des Verfassers von vornherein außer Frage stehen.

Was zunächst den Inhalt der neu erschienenen Partie betrifft, so enthält sie gegenüber den zehn Kapiteln des ersten Bandes zwar deren nur vier (dieselben beziehen sich auf: Religion und Kultus; die Spiele; öffentliche Werke u. ä. einschliesslich Privatbauten; das Munizipalwesen), dagegen übersteigt der Umfang den des ersten um ein bedeutendes: 736 Seiten gegen 580, 4254 Nummern gegen 2956. Und dabei ist das Volumen nur der erste Teil des zweiten Bandes, so daß das Werk statt der in Aussicht genommenen drei Bände also mindestens vier enthalten wird, deren Gesamtpreis nicht viel unter hundert Mark bleiben dürfte. Das ist ziemlich teuer, wenn man die Wilmannssche Beispielsammlung mit ihren 20 Mark dazu in Parallele stellt, aber ein recht bescheidener Preis gegenüber den vielen Hunderten, die das Hauptquellenwerk, das Corpus selbst, kostet.

Und an dem Corpus muß Dessaus Werk in erster Linie gemessen werden. Denn wenn es auch den Epigraphik Treibenden ein Buch der Einführung sein soll wie Wilmanns' *Exempla*, so ist es doch hauptsächlich dazu bestimmt, den Gelehrten einen Ersatz für das schwer zu beschaffende CIL zu bieten. Daher geht es denn an Reichtum des Inhalts nicht nur über Wilmanns, sondern auch über die Sammlung Orelli-Henzen weit hinaus. Wenn die Inschriften im Titel als 'selectae' bezeichnet werden, so scheint dies — falls Ref. von einer genauer durchgenommenen Partie auf das Ganze schliessen darf — keine 'Auswahl' in dem Sinne zu bedeuten, daß die einzelnen in der Epigraphik erscheinenden Objekte bloß in einem oder ein paar typischen Beispielen vertreten wären; es sind vielmehr tunlichst alle Inschriften der Art gegeben, höchstens daß solche, die gegenüber den angeführten gar nichts Neues bieten, mit einem nackten Zitat in die Adnotatio verwiesen sind. Dagegen ist die Sammlung allerdings eine Auswahl in dem Sinne, daß die ganze Masse von Inschriften ausgeschlossen ist, die lediglich onomatologisches Interesse haben, d. h. nur Namen nebst geläufigen Formeln enthalten.

Für die Sammlung des Materials sind, wie im ersten Bande, die Quellenwerke aufs ausgiebigste ausgenutzt, nicht nur die Sammlungen des CIL, der *Ephemeris*, Brambachs u. s. w., sondern auch die zerstreuten Publikationen; so z. B. bringt Nr. 4913 die vielumstrittene Forums-

inschrift — diese natürlich nicht in Minuskeltransskription — und in den Anmerkungen dazu die Literatur hierüber bis 1900: freilich ist seither noch weiter Tinte in Strömen über dies epigraphische Rätsel vergossen worden! Bei den metrischen Inschriften konnte in diesem Band neben dem Corpuszitat die Nummer von Büchelers *Carmina epigraphica* gebracht werden; dafür scheint sich der Herausgeber gegenüber Bücheler auf rein epigraphisch-antiquarische Notizen beschränkt zu haben.

Außerordentliche Mühe hat sich Dessau mit einer bis ins kleinste gehenden sachlichen Ordnung seines Materials gegeben, um dem Leser durch Zusammenstellung des Gleichartigen das Verständnis des Einzelnen zu erleichtern, so weit nicht schon durch die Adnotatio hierfür gesorgt ist, bezw. durch die Indices noch gesorgt werden wird. So sind z. B. die *tituli sacri* nicht nur nach römischen, griechischen und ausländischen Kulte gesondert, sondern auch innerhalb der einzelnen Kreise ist eine sachliche, nicht etwa alphabetische Gliederung vorgenommen, die so weit geht, daß z. B. in der Serie 'Iuppiter', die, nach einer kleinen Reihe archaischer Inschriften, den römischen Götterkreis eröffnet, noch nach Tunlichkeit kleine Untergruppen auf grund der verschiedenartigen Epitheta gemacht sind: so figurieren in erster Linie die Inschriften, welche sich auf Würde und Machtfülle des Göttervaters beziehen (I. *optimus maximus*, *conservator*, *custos* u. s. w.), dann kommen die, welche auf den Gott der Himmelserscheinungen hinweisen (*caelestis*, *serenus*, *pluvialis*, *tonans*, *fulgurator*), weiterhin die personalsubstantivischen Beinamen (I. *Liber*, *Libertas*, *Iuventas*) und die lokalen (*Latialis*, *Apenninus* etc.) und schließlich Iuppiter innerhalb der kapitolinischen Trias sowie in Verbindung mit anderen Gottheiten. Ähnlich bringt das Kapitel über die Spiele zuerst die das Gladiatorenwesen betreffenden Denkmäler, innerhalb dieser Hauptgruppe zuerst die *Tituli* ganzer Fechterschulen, dann die einzelnen Waffengattungen gesondert, das Hilfspersonal u. s. w.

Was die Akribie des Buches in formaler Hinsicht betrifft, so ist der neue Band auch noch nicht vollkommen, ebenso wie der alte, an dem seinerzeit von verschiedenen Seiten einzelne Ausstellungen gemacht wurden. Es ist dies insofern zu bedauern, als bei einem Urkundenwerk dieser Art größte Zuverlässigkeit einer der wichtigsten Faktoren ist; aber einen persönlichen Vorwurf hierüber wird dem Verf. niemand machen, der aus Erfahrung weiß, daß bei einem umfangreichen Werk, zu dem das Material aus einer Menge weitverstreuter Quellen geschöpft werden und das wie ein Mosaik

aus tausenden und abertausenden kleiner Steinchen zusammengesetzt werden muß, — daß bei einem derartigen Werk gewisse Unebenheiten und Formfehler eben fast zu den Unvermeidlichkeiten gehören. Im übrigen sind die meisten Fälle, die dem Ref. bei den Stichproben auffielen, leichter Art und betreffen Dinge, wie man sie als Rezensent anzuführen pflegt mehr um zu zeigen, daß man sich die Sache auch genau angesehen hat, als weil ein Unterbleiben ihrer Berichtigung Schaden anrichten könnte. Dahin gehört die unrichtige Zeilenteilung in 5982 Z. 3 (schreibe: u|trisque), die falsche Bezifferung der Anmerkungen in 5141 und 6438, das Fehlen der Zeilenabteilung in 5304. Die Bezeichnung ungewöhnlicherer Formen und Schreibungen durch beigesetztes 'sic' ist etwas willkürlich; so gehörte 'sic' konsequenterweise in 6199 zu 'curie', 6456 zu 'vibo', 4423 zu 'vestem liniam', zu 'siricam' und zu 'lentea', bei 6459, wo es aus dem CIL. übernommen, eher zu 'exibuit' als zu 'abundantiā', bei 5698 zu 'honer.', bei 7195 zu Vofent. = Oufent., wenn auch die nachfolgende griechische Version *Ὁδοπερτεῖνα* über die Richtigkeit der Schreibung aufklären kann. Ebenso ist in der Wiedergabe der Apices, bzw. der I longa durch í, keine strenge Konsequenz: daß in einigen Inschriften, wie 5129 und 6965 diese Zeichen überhaupt fehlen, ist dabei weniger zu bedauern, als daß die Setzung innerhalb ein und derselben Inschrift nicht streng durchgeführt ist, wie bei 6579, 6964, 6988 (in ersterer auch unrichtig: cētumvirós). Abweichungen vom Text, bzw. der Transkription des Corpus sind dem Ref. folgende aufgefallen: 4422 Fabia L. l. (L. f. im CIL), 5141 zeses (zesis), 5302 ollas IIII (III), 5306 vivit (vixit), 5503 Leonam (Leonan), 5982 determinationem (definitionem) und supercilium (-u), 6194 aed. (aedil.), 6965 Narbonenses (-neses), Antonini (Antonini Pii), 4424 Curam (curam) ¹⁾.

Doch alle diese Fehler sind, wie gesagt, Kleinigkeiten, die den wissenschaftlichen Wert des Buches nicht beeinträchtigen. Bei einer scharfen Kontrolle des Materials gelegentlich der Zusammenstellung der Indices kann ja, wo Berichtigung nottut, noch die bessernde Hand angelegt werden. Wir wünschen dies, doch mag dieser Wunsch ganz zurücktreten gegenüber einem andern, der hier im Namen aller Benützer von Dessaus Werk ausgesprochen sei: nämlich daß bis zum vollständigen Abschluß des Werkes

1) Die Wiedergabe der Corpus-Nummern zeigte sich bei gegen 200 Stichproben, die Ref. vornahm, als durchaus exakt.

keine so große Spanne Zeit verstreichen möge, wie sie zwischen dem Erscheinen des ersten Bandes und des hier besprochenen liegt. Bis zum vollständigen Abschluß, des Werkes, sagen wir, einschließlich des Index-Bandes; denn erst durch die Indices wird ein derartiges 'Monumentalwerk' zum vollen Leben erweckt. Dann wird es aber auch in keiner Bibliothek mehr fehlen dürfen, in der die lat. Epigraphik überhaupt vertreten sein soll.

München.

O. Hey.

201) **Josephatus Mikolajczak, De septem sapientium fabulis quaestiones selectae.** Accedit epimetrum de Maeandrio sive Leandro rerum scriptore (= Breslauer philologische Abhandlungen, herausgegeben von **Richard Förster**. Bd. IX, Heft 1). Breslau, M. & H. Marcus, 1902. 75 S. 8. \mathcal{M} 3. —.

Der Verf. zeigt in seiner Schrift ein besonnenes Urteil und hält sich von gewagten Hypothesen möglichst ferne. Rühmend hervorzuheben ist auch seine große Vertrautheit mit der antiken und modernen Literatur. Denn abgesehen von den Monographien, welche die sieben Weisen zum Thema haben, kennt er auch sehr genau die in Zeitschriften erschienenen Aufsätze, in denen die Fragen, die in sein Gebiet einschlagen, nur gelegentlich berührt werden.

Mik. gliedert den Stoff, den er sich zur Untersuchung ausgewählt hat, in fünf Kapitel. Im ersten (S. 3—26) sucht er die Zeit zu bestimmen, in welcher der Katalog der sieben Weisen entstand. Der älteste Schriftsteller, der uns ein Verzeichnis der sieben Weisen gibt, ist Plato (Protag. 343 A). Durch scharfsinnige Interpretation der Worte *καὶ ἑβδόμος ἐν τούτοις ἐλέγτο* weist jedoch Verf. nach, daß dieses Verzeichnis aus früherer Zeit stammt und daß zur Zeit Platos auch schon andere Verzeichnisse vorhanden waren. Da die Novelle den Ruhm der sieben Weisen schon bei ihren Zeitgenossen vergrößerte, so nimmt Mik. an, daß bereits im 6. Jahrh. im Volksmund diese Männer zu einem Kollegium vereinigt worden seien. Diese Aufstellung ist jedoch unhaltbar; hoffentlich ist es dem Ref. möglich, in einem besonderen Aufsatz seine eigene Meinung in betreff dieser Frage genauer darzulegen.

Der übrige Teil des ersten Kapitels trägt einen polemischen Charakter und wendet sich gegen F. Dümmler, *Akademika*, S. 50 f. sowie gegen die allzu gewagten Behauptungen, welche Carl Joël, *Der echte und der Xenophontische Sokrates*, Berlin 1901, S. 759 ff. aufstellte. Mik. zeigt,

dafs Plat. Protag. 347 C nur die Sophisten gemeint sein können und dafs diese die Sagen von den sieben Weisen weiter ausgestalteten, wie überhaupt alle Philosophenschulen sich mit den Aussprüchen dieser Männer beschäftigten.

Das zweite Kapitel (S. 27—32) erörtert die Frage: *Hebdomas sapientium quare ficta sit*. Bei den Griechen spielte die Zahl 7, besonders im Apollokultus, eine grofse Rolle. Zu den vielen Belegen, welche Verf. aus antiken Autoren bringt, möchte Ref. noch eine bisher unbeachtet gebliebene Stelle hinzufügen, nämlich Plut. Aristid. 11, 2, wo das delphische Orakel vor der Schlacht bei Platää von den Griechen unter anderm verlangt, sie sollten sieben Heroen, welche namentlich bezeichnet sind, ein Opfer darbringen. Am Schlusse dieses Kapitels glaubt Verf., dafs die Siebenzahl der Weisen aus der Volksreligion hervorgegangen sei und dafs man sie nicht, wie dies Hirzel, *Der Dialog II*, S. 133 und Harro Wulf, *De fabellis cum collegii septem sapientium memoria coniunctis quaestiones criticae*, Halis Sax. 1896 p. 8 u. 9 (= diss. philol. Hal. vol. XIII pars III p. 170 u. 171) tun, aus der Siebenzahl der Heliossöhne herzuleiten brauche.

Im dritten Kapitel (S. 33 u. 34): *De VII sapientibus cum Apolline Delphico coniunctis* bringt Mik., abgesehen von reichen Literaturangaben, nichts Neues.

Im vierten Kapitel (S. 35—46): *De septem sapientium conventibus conviviisque* geht der Verf. von der wohlbegründeten Anschauung aus, dafs die Griechen schon in den ältesten Zeiten ohne Rücksicht auf Chronologie berühmte Männer miteinander in Verbindung setzten. Infolgedessen habe man auch geglaubt, die sieben Weisen seien wiederholt zusammengekommen.

Als Beweis für die Popularität der Sagen von den sieben Weisen führt Mik. S. 43 f. die zwei Mosaikbilder von Albi Torlonia und von Torre Annunziata sowie eine Gemme an. An dieser Stelle hätte er jedoch auch darauf aufmerksam machen sollen, dafs sich in der Vatikanischen Sammlung Hermen des Periander und Bias nebst Fragmenten von Hermen des Solon, Thales, Pittakos und Kleobulos befinden. An den meisten von ihnen ist noch der Name des betreffenden Weisen und sein berühmtester Spruch zu lesen (vgl. Visconti, *Iconographie Grecque*, Paris, Didot, 1811 I, p. 104 sq. 9). Auf ein Epigramm des Agathias gestützt, glaubt Visconti, dafs diese Hermen auf Bronzen des Lysippos oder vielmehr dessen Schülers Aristodemos zurückgehen. Visconti erwähnt l. l. p. 119

auch ein Fragment eines Mosaiks, das Chilon darstellt und in Verona aufbewahrt wird.

Auch hätte Verf. hier erwähnen sollen, daß Brustbilder von Chilon und Kleobulos zusammen mit denen des Diogenes, Sokrates, Aristoteles, Plato und Sophokles in einem großen Mosaikfußboden dargestellt sind, der 1844 in Köln bei dem neuen Hospital an Cäcilien gefunden wurde und der sich jetzt daselbst im Wallraf-Richartz-Museum befindet.

Im letzten Teil des vierten Kapitels nennt Mik. auch die Spruchsammlung des Pseudo-Ausonius. Bei der Literatur über diese Sprüche entging ihm eine Abhandlung des Ref. (Zwei lateinische Spruchsammlungen, Programm des Gymnasiums Bayreuth, 1885), woselbst die Entstehung dieser Sammlung ausführlich dargelegt ist.

Im fünften Kapitel (S. 46—60): *De praemio septem sapientibus* dato gibt der Verf. die Stellen, welche sich bei den Alten auf diesen Sagenkreis beziehen, in ihrem vollen Wortlaut an. Im Gegensatze zu Wulf sucht Mik. diese Stellen systematischer zu ordnen. Er erwähnt hier zwei Stellen, die Wulf übersehen hat (Athen. XI, p. 781 d und Plut. conviv. VII sap. 13); Ref. kann aber nicht verstehen, warum Mik. verschiedene Stellen, die zu dem angegebenen Sagenkreis gehören und schon bei Wulf stehen, wegläßt, indem er nur kurz von ihnen sagt, sie seien ohne Belang. Ref. glaubt jedoch, daß Verf. seine Behauptung im einzelnen hätte näher begründen sollen, damit der Leser auch erfährt, warum diese Stellen außer Betracht bleiben sollen.

Sehr dankenswert ist die Untersuchung, welche Verf. alsdann S. 52—55 über den Inhalt von Androns *Τρίπλους*, über die Bedeutung dieses Titels und über die Lebenszeit des Schriftstellers gibt.

Während Wulf versucht hatte, die Anfänge dieses Sagenkreises genau festzustellen, hält dies Verf. bei der großen Zahl einander widersprechender Sagen, welche von den Schriftstellern mit aller Kunst verknüpft wurden, für unmöglich. Hier legt er mit Geschick dar, daß die Sage von dem im Meer gefundenen Dreifuß eine spätere Bildung ist. Zu weit geht jedoch Mik., wenn er aus Diod. IX 3 b schließt, die Erzählung von dem Kriege der Ionier und die von dem im Meere gefundenen Dreifuß seien erst zueinander in Beziehung gebracht worden. Ref. hält vielmehr dafür, daß der Krieg als eine Folge jenes Fundes aufzufassen ist und daß bei Diodor, dessen neuntes Buch wir zudem nur in Form von Exzerpten besitzen, die Worte der Quelle ungenau wiedergegeben sind; es wird außerdem von

diesem Krieg selbst weiter gar nichts erwähnt. Auch ist hier zu beachten, was Rudolph Klüber, Über die Quellen des Diodor von Sicilien im neunten Buch, Würzburg 1868, S. 8, gerade bei Besprechung des Fragments 3 über die Überlieferung des Diodorischen Textes sagt.

In einem Epimetrum folgt S. 61—72 noch eine Abhandlung über *Μαιάνδριος* und *Λέανδρος*. Karl Keil hat zwar schon in seinen *Vindiciae onomatologicae*, Numburgi 1843, cap. II, p. 9—13 nachgewiesen, daß mit diesen beiden Namen der gleiche Schriftsteller bezeichnet werde; da aber Keil nach Ansicht des Verf. dies nicht genug begründete, so nimmt Mik. die Untersuchung noch einmal auf, um jeden Zweifel an der Identität der beiden Namen zu beseitigen. Maiandrios lebte nach Verf. Beweisführung, die freilich bei den wenigen Anhaltspunkten, die uns zu Gebote stehen, nicht zwingend ist, im Anfang des 4. Jahrh. Um diese seine Behauptung zu stützen, beruft sich Mik. S. 71, A. 1 auf Hicks und Susemihl; doch mit Unrecht. Denn nach dem ersteren lebte Maiandrios nicht früher als Alexander der Große, nach dem letzteren aber in den Zeiten Alexanders.

Die Drucklegung der Abhandlung hätte mit etwas größerer Sorgfalt überwacht werden sollen. S. 1 sollte Joël ebenso, wie dies bei dem Vorname Carolus geschehen ist, gesperrt gedruckt sein. S. 29 ist hinter scholiasta zwar die Anfangsklammer gesetzt, doch fehlt hinter „p. 410, 10“ die entsprechende Schlußklammer, die auch auf der folgenden Seite hinter dem Zitat aus Liban. ausgefallen ist. Etwas später ist auf S. 30 die Schlußklammer erst hinter dem Zitat aus der dem Dionys. Halicarn. fälschlich zugeschriebenen *Ars rhetor.* zu setzen. S. 29, Z. 21 steht *δι' ην* statt *δι' ην*. Auf der nächsten Seite ist hinter *Θαργηλιῶνος* der Doppelpunkt zu streichen. S. 53 vermißt man bei dem ersten Worte *Ἀριστοδήμου* den Spiritus. S. 64, A. 4 ist statt Callmachum zu lesen Callimachum. Ebenso halte ich auf S. 65 im Zitat aus Theodoretos *Μιλήσιοι* für verdruckt aus *Μιλήσιον*; eine Ausgabe dieses Schriftstellers war mir leider nicht zur Hand. S. 67 fiel vor Apollinis Didymaei . . . templo die Präposition *de* aus. Sehr schlimm aber erging es zwei anderen Stellen. So liest man S. 59, Z. 14 „(II 225)“, was „(Hom. II 225 bis 227)“ heißen soll, und in den Addenda et corrigenda S. 73 machte der Setzer aus „Cic. de leg. II, 11, 26 Thales qui sapientissimus in septem fuit“ gar einen Nachtrag zu pag. 11 lin. 26.

Da Mik. sehr viele Zitate gibt, so konnte es nicht ausbleiben, daß

auch ihm selbst dabei verschiedene Ungenauigkeiten und Versehen mit unterliefen. Bohren (S. 1) heisst mit seinem Vornamen nicht F. = Ferdinand, sondern Franz Emil. S. 5, A. 2 erweckt der Wortlaut „Ed. Meyer, Philol. XXXXVIII (1889) p. 268. Forschung z. alt. Gesch. I, p. 127“ bei dem Leser den Glauben, man habe es hier mit zwei verschiedenen Abhandlungen Ed. Meyers zu tun; in der Tat aber enthalten die Forschungen S. 127 ff. — freilich mit Veränderung des ursprünglichen Titels — nur einen Abdruck der ersten Abhandlung. Auch stehen die Worte, auf welche sich Verf. bezieht, bei Ed. Meyer nicht im Text selbst, sondern jedesmal in einer Anmerkung. S. 9 verweist Verf. auf das nachfolgende Kapitel III statt IV. Die Worte *θύσας κατέκαιε*, welche er S. 23, letzte Zeile, als Zitat aus Herod. I, 50 anführt, sind von ihm nach dem Texte bei Herodot zurecht gemacht. S. 31 sollte man bei der Stelle aus Aristot. *Metaphys.* ersehen, wie zu *ἐν ἑπτὰ δὲ ὀδόντας βάλλει* das Subjekt heisst. Auch ist S. 50 nicht angegeben, wer im *Lud. VII sap.* des Ausonius die betreffenden Verse vorträgt. Ebenso vermisst man S. 51 im Zitat aus *Plut. conv. VII sap.* eine Angabe darüber, wer diese Worte spricht und besonders, wer die angeredete Person ist. S. 55 sollte zu *Plut. Sol. 4* die Paragraphenzahl beigeschrieben sein, wie dies auch S. 50 geschehen ist. S. 58 sind die Worte „*οὔποτε πρίν* etc.“ ein ungenaues Zitat. Den Samier *Οὐλιάδης* nennt *Plutarch Aristid. c. 23* nicht § 6, wie *Mik. S. 62, A. 1* angibt, sondern § 4. S. 73 erwähnt Verf. nicht im Nachtrag zu S. 8, A. 2, dass Prächter in *Bursians Jahresbericht, 1898, Band I* Heinzes Abhandlung rezensierte.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über das Latein des Verf. Dieses ist zwar im allgemeinen korrekt; doch ist auch hier einiges der Verbesserung bedürftig. S. 37 erfordert der Satz „*nisi Hesiodi carminatum magni aut Homero pluris aestimata essent*“ nicht „*magni*“, sondern „*tantidem*“. An zwei Stellen (S. 38 u. 56) steht *quantopere* ... *valuerint* statt *quantum* ... *valuerint*; S. 59 ist *quantopere* dazu verwendet, um das Adjektiv *notum* zu steigern. S. 57 sollte der Satz *quanto cum studio* ... *consilia studuerunt* mit mehr Sorgfalt abgefasst sein. S. 17 u. 21 gebraucht *Mik. Hoc* (sc. *Joëlio*) *iudice* und *Joëlio iudice* fehlerhaft statt *Joëlius iudicat* und setzt an der zweiten Stelle einen weiteren Satz, der dem Gedanken nach davon abhängig ist, als selbständig, noch dazu durch einen Beistrich getrennt, daneben. Auf der folgenden Seite lässt dafür Verf. von einem anderen *Joëlio iudice* einen *Acc. c. Inf.* abhängen.

Am Ende der Abhandlung sollte „scilicet quod etc.“ in anderer Form gegeben sein, damit der Leser sieht, daß dies Worte Roepers sind, gegen den Mik. an dieser Stelle polemisiert. Eine ganz besondere sprachliche Eigenart zeigt Verf. in der Satzstellung. Non dubito setzt er, wie Ref. zählte, fünfmal hinter den quin-Satz; in ähnlicher Weise läßt er S. 37 haud scio dem Satze mit an non folgen. Statt der gewöhnlichen Stellung tantum abest, ut-ut gebraucht er zweimal (S. 54 u. 68) die neue Satzstellung ut . . . tantum abest ut.

Bayreuth.

Wilhelm Bruno.

- 202) **J. Fürst, Die literarische Porträtmanier im Bereich des griechisch-römischen Schrifttums.** Leipzig, Dietrich, 1903. (Sep.-A. a. d. Philologus 61, Heft 3.) S. 374—440 u. 593—622. 8. N 2.40.

Vorliegende Studie ist eigentlich der siebente und Hauptabschnitt der im Philologus 60 (1901), S. 228 ff. u. 330 ff. erschienenen Untersuchungen zur Ephemeris des Diktys von Kreta, wurde aber mit gutem Grunde vom Verf. auch als selbständige Monographie herausgegeben. Denn sie ist auch für solche, die sich nicht speziell mit Diktysuntersuchungen beschäftigen, in hohem Grade lehrreich und lesenswert. Namentlich gilt dies, um einige Beispiele anzuführen, von der Übersicht über die Verbreitung der lit. Porträtmanier (S. 382—396), von der ansprechenden Erörterung über die unter griechischem Einfluß in den Papyrusurkunden sich vollziehende Entwicklung vom Vollsignalement zum *ὄλλῃ*-Typus (S. 397—407) und vom Abschnitt über Physiognomik, Roman und Skulptur (S. 427 ff.).

Ich glaube Fürst unbedenklich zugeben zu müssen, daß in der Tat die *ῥᾶν* des malalianischen Trojaberichtes dem griechischen Diktys angehören. Aus Sisyphus sind sie sicher nicht. Wenn ich in meinen Programmen (Fürst, S. 374, Anm. 3) dieselben dem Domninus zuteilte, so wollte ich damit nicht sagen, daß dieser sie selbst produziert habe, sondern daß er sie in seine Chronik aufnahm, weil er Geschmack daran fand. Er kann sie ganz gut aus Diktys genommen haben, wie das Porträt der Phädra und des Hippolytos (Mal. 88, 14, 17) aus Kephalion. Damit dürfte sich auch der Einwand Patzigs (Byz. Zeitschr. X, 609) erledigen, daß in der domninischen Orestie Iphigenie, Orest und Pylades nicht porträtiert sind. Hier fand eben Domninus in seiner Quelle kein Porträt vor.

Patzig schreibt l. c. die *Θέαι* dem Malalas selbst zu im Hinblick auf Mal. 130, 4. Mit Recht weist Fürst darauf hin, daß hier kein Porträt im eigentlichen Sinn vorliegt (S. 594). Wenn Patzig, um die Schwierigkeit, daß Malalas von den griechischen Heldengestalten außer denen der Trojasage nur noch Phädra und Hippolyt porträtiert hat, zu erklären, die Vermutung aufstellt, es sei deshalb geschehen, weil er irrtümlich die „*Ἰλία*“ *Φαίδρα* dem Herrscherhause von Ilion zugewiesen habe, so kann man dem die naheliegende Frage entgegenhalten, warum Malalas dann die Könige von Ilion Troos (79, 21), Ilios (81, 11), Dardanos (83, 8) und Laomedon (86, 18), nicht mit Porträten versah, während der Sohn des letzteren, Priamus (105, 7), porträtiert ist. Priamus stammt eben aus Diktys, der Porträte hatte, während bei Timotheus solche durchweg fehlen. Ich glaube also nicht, daß Malalas, abgesehen von den Porträten der zeitgenössischen Kaiser, selbständig Porträte erfunden habe, wenn er auch mit manchen willkürlich umgegangen sein mag.

Mit besonderem Interesse habe ich die Ausführungen Fürsts über die Kaiserporträts bei Malalas gelesen. Auch ich halte sie für Ausgeburten naiver oder spekulativer Phantasie. Die Beobachtungen, die Fürst bezüglich der Zahl und namentlich hinsichtlich des Verhältnisses der körperlichen und ethischen *χαρακτήρισμα* macht, sind sehr beachtenswert. Man könnte auch noch darauf hinweisen, daß von Konstantin an manche Kaiser ohne jedes Porträt sind, nicht einmal eine *ῥθοποιία* haben, während vor Konstantin keine Lücke in der Porträtierung sich zeigt. Unerklärlich bleibt es, warum gerade Marcianus zuerst wieder zur Ehre eines Vollporträts kommt, um so mehr als seine Nachfolger Leo und Zeno überhaupt gar kein Porträt bekommen haben, ebenso wie sein unmittelbarer Vorgänger. Vielleicht ist das Porträt Leos und Zenos nur ausgefallen, wie es beim Gegenkaiser Zenos der Fall ist. Mal. 388, 20 ist nämlich nach *ὄντα ἄνδρα ἐλεύθερον* aus dem Cod. Scorialensis ein längerer Abschnitt einzufügen, der mit den Worten beginnt: *ἦν δὲ ὁ Λεόντιος ἀνὴρ εὐπρεπής, σῶλος, πολύθριξ, εὐήλιξ, καθάριος* (vgl. Hermes 6 [1872], S. 371).

Zum Schlusse möge es mir noch gestattet sein, einige kleine Corrigenda anzuführen, die mir gelegentlich aufgestoßen sind. S. 376 vermisze ich neben Mal. 105, 5, 12 u. 106, 17 den Hinweis auf 105, 19 (*ἰσχυρὸς πολεμιστὴς καὶ δρόμαξ*). — S. 593 Anm. 2 ist nicht klar, was unter „folgenden“ gemeint ist. Wie es scheint, ist an die Porträte

91, 8—103, 4 zu denken, die S. 595 zusammengestellt sind. Denn von 103, 17 an sind moralische Prädikate keine Seltenheit. Speziell *ἥσυχος* (Mal. 88, 20) kehrt mehrmals wieder. — Unter dem Zitat 99, 2 (S. 595) ist wohl 99, 23 gemeint. — S. 616 (617) wird bei Antoninus Pius *ὑπογελών* *ἀεὶ* vielleicht besser zu den ethischen *χαρακτηρίσματα* gerechnet, zu 291, 6 fehlt der Name Severus, zu 298, 4 ist zu lesen 6 : 1 (*μεγαλόψυχος*), zu 367, 7 ist zu lesen 4 : 0. Endlich sei noch erwähnt, daß S. 436 *γενναῖος* unter Hinweis auf Mal. 104, 3 als moralische Eigenschaft angeführt wird, während es S. 616 Anm. unter Hinweis auf die gleiche Stelle heisst, daß *γενναῖος* in den malalianischen Porträts offenbar eine Körpereigenschaft ist. Die fünf Stellen, an denen *γενναῖος* in Porträts vorkommt (104, 3; 105, 14; 258, 9; 258, 17 und besonders 298, 4), sprechen für das letztere.

Augsburg.

P. H. Bourlier.

203) **Ernest Arthur Gardner, Ancient Athens.** Illustrated. London, Macmillan and Co., 1902. XVI u. 579 S. 8.

geb. £ 1. 1. S. net.

Es ist ein altes und ewig neues Problem, eine unendlich anziehende und niemals völlig befriedigend zu lösende Aufgabe, die sich der Verf. hier gestellt hat — Topographie von Athen! Es kommt ein gelindes Gruseln über einen, wenn man all der vielen noch ungelösten Fragen denkt, die dieses Thema einschließt, und es gehört eine selbstlose Hingabe, ja ein hoher Grad von Begeisterung für die Sache dazu, ein Werk zu unternehmen, bei dem man voraus weiß, daß man zu keinem durchaus gesicherten Gesamtergebnis gelangen kann, sondern sich bescheiden muß, die Streitpunkte zu erörtern und wenigstens das Wahrscheinliche festzustellen. Aber dabei stellt sich doch erfreulicherweise heraus, daß unser sicheres Wissen über vieles Einzelne in den letzten Jahrzehnten erheblich gestiegen ist, und dann ist das Objekt, die Stadt Athen im Altertum, ein so anziehendes und reizvolles, daß es keinen mehr losläßt, der sich einmal etwas näher damit befaßt hat. Darum ist auch ein neuer Versuch der Zusammenfassung des jetzt erreichten Standes unserer Kenntnis des alten Athen mit Freuden zu begrüßen, um so mehr, als es schwer fällt, den vielen weitherum zerstreuten Einzeluntersuchungen zu folgen. In diesem Sinne kommt das neue Werk einem wirklichen Bedürfnis entgegen, namentlich insofern es die glückliche Mitte hält zwischen allzu großer Ausdehnung und allzu großer Knappheit. Zugleich ist eine gewisse Zurück-

haltung gegen die Aufnahme neuer gewagter Hypothesen gewiß nur lobenswert, ebenso erleichtert das Zurücktreten des gelehrten Apparates und der sparsame Gebrauch, der von Anmerkungen gemacht wird, die Lesbarkeit des Buches. Man spürt es diesem an, mit welcher Liebe der Verf. bei seiner Arbeit war. Es würde aber eine falsche Vorstellung von dem reichen Inhalt erwecken, wenn ich nicht hinzufügte, daß der Verf. keineswegs sich auf die Topographie der Stadt beschränkt, sondern die Bedeutung derselben für die alte Kunst in vollem Umfang zu ihrem Recht kommen läßt. Auf seine Stellung zu Einzelfragen kann dabei natürlich nicht eingegangen werden. Was der Verbreitung des Buches in weiten beteiligten Kreisen in Deutschland im Wege stehen dürfte, ist sein außerordentlich hoher Preis. Dafür enthält es aber auch außer einigen guten und sehr zweckmäßig eingerichteten Karten und einer schönen Anzahl sehr guter Heliogravuren eine Menge von Textabbildungen, die zwar teilweise etwas zu klein und zu verschwommen sind, teilweise aber Ansichten bringen, die man sonst nicht zu sehen bekommt und die für die Gewinnung einer deutlichen Anschauung höchst wertvoll sind. Die Abbildungen zu den Ausgrabungen zwischen Pnyx, Areopag und Akropolis sind leider abgesehen von dem Plan S. 108 sehr ungenügend. Das Buch ist vornehm ausgestattet und wird sich gewiß viele Freunde erwerben.

204) **G. Tropea, La stele arcaica del Foro Romano.** Cronaca della discussione V, Sett. 1901—Dec. 1902, Padova 1903. 12 S. 8.

Die Chronik ist sehr dünn geworden, ein Zeichen, daß das Interesse für die archaische Inschrift, ihren Träger und dessen Umgebung erheblich nachgelassen hat. Nur hier und da ergeht sich noch ein Gelehrter in kühnen Hypothesen über die Bedeutung der ganzen Anlage, oder versucht ein anderer auf einem neuen Wege der Inschrift beizukommen; bei all der teilweise recht lebhaft geführten Diskussion ist doch das Resultat so geringfügig, daß es wohl von weiteren Bemühungen abschrecken kann. Zwar glauben verschiedene Gelehrte, die rechte Deutung des Monumentes und die rechte Lesung der Inschrift gefunden zu haben, aber ihre Ansichten gehen so himmelweit auseinander, daß man schon dadurch zur Skepsis genötigt wird.

L. A. Milani, 'Mundus e Templum, in una pittura preellenica del labirinto di Cnosso, in Caldea, in Etruria e nel Foro Romano' (Rendiconti dei Lincei v. 19. Mai 1901) hält seine schon früher ausgesprochene An-

sicht aufrecht, daß es sich um den Eingang zur Unterwelt (mundus) handele, an dem an bestimmten Tagen die Schatten der Toten erschienen, um sich an den dargebrachten Opfern zu laben, und sucht sie durch Heranziehung eines von Evans im Labyrinth von Knossos entdeckten Gemäldes sowie durch Hinweis auf chaldäische und etruskische Anlagen zu stützen. — A. Ludwig, 'Die Stele auf dem Forum Romanum und die Inschrift darauf' (Prag 1901) sucht eine neue Ergänzung der Schriftreste, wobei er stark mit der Annahme rechnet, daß die Inschrift fehlerhaft auf den Stein gebracht sei; aber was er herausbekommt, ist ebenso unsicher und dunkel wie das Ergebnis anderer. Bedenklich ist vor allem schon die Voraussetzung, daß der Cippus ursprünglich anderswo seinen Platz gehabt habe und daher die Inschrift ohne jede Beziehung zu dem Fundorte sei. — Chr. Huelsen, 'Neue Inschriften vom Forum Romanum' (Lehmanns Beitr. z. alt. Gesch. II, 2) kommt unter Berücksichtigung des Standpunktes des Betrachters der Stele zu einer neuen Auffassung über die Gliederung der Inschrift, die er folgendermaßen gibt:

1—9 *quoiho [...s]akros esed sora [...]*
iasias recei l[.....] euam quos
re [.....] m Kalatorem hap[.....]

15—12 *...]od iouestod uelod nequ[.....]*
m quoiham ite ri[.....]

10—11 *...]iod iouxmenta kapia dota u[.....];*

dazu kommt dann noch die auf der abgeschrägten Kante stehende Zeile 16, wo H. mit Studniczka und Thurneysen *loiquiod* liest. Was den Inhalt betrifft, so hält es H. für 'einigermassen sicher, daß in der Inschrift von Befugnissen und Verrichtungen des Rex auf dem Comitium die Rede war, wo derselbe mit seinem Kalator — vielleicht zu Wagen, wenn *iouxmenta* Zeile 10 nach Analogie des Sprachgebrauches der zwölf Tafeln so zu übersetzen ist — erschien. Aber ob die Inschrift der Stele eine Lex sacra oder eine Weihung an (unterirdische?) Götter enthielt oder ob sie geschichtliche Facta erzählte, können wir bisher nicht entscheiden'. Aufser diesen Arbeiten verzeichnet Tropea noch folgende, zum Teil einfach berichtende Artikel: W. Otto, 'Die archaische Inschrift vom Forum Romanum' (Archiv f. lat. Lex. XII, 102—113); Minton Warren (Transact. of the Americ. Philol. Assoc. XXXII, 112); O. Keller (Berl. phil. Wochenschr. 1902, 219—222); O. Schultess (N. phil. Rundsch. v. 29. Nov. 1902); O. Kaemmel, 'Neue Entdeckungen auf dem Forum Romanum' (Grenzboten 1902, H. 19);

O. Richter (Müllers Handb. d. Klass. Altertumsw. III, 3, 2); dazu die Rezensionen von R. Lanciani (Archivio delle Società romana di storia patria XXV, 1—2) und H. Rueter (N. phil. Rundsch. v. 16. Aug. 1902); L. Mariani (Rivista Storica Italiana 1902, April—Juni); Chr. Huelsen, 'Die Ausgrabungen auf dem Forum Romanum 1898—1902' (Mitt. d. k. d. archäol. Inst., röm. Abt. XVII, 1); E. Breccia (Coltura XXI, 19). In den italienischen Tageszeitungen scheint das Thema nicht mehr erörtert zu werden.

Bremerhaven.

P. Wessner.

205) **Harvard Studies in classical philology.** Edited by a committee of the Classical Instructors of Harvard University. Vol. XIII. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1902. 176 S. 8. \mathcal{M} 6.50.

Dieser Band umfaßt drei Abhandlungen: 1) Die Politik der patri- zischen Claudier von George Converse Fiske, 2) Die Schildzeichen der Griechen von George Henry Chase, 3) Eine Studie über den Mythos der Danaiden von Campbell Bonner. Bei der ersten stehe ich dem Gegenstand zu fern, um ein Urteil darüber abgeben zu können. Die dritte berührt eine Frage, deren Beantwortungsversuche der Strafe der Danaiden in der Unterwelt gleichen: man schöpft dabei mit Sieben in ein bodenloses Faß, und es ist meines Erachtens auch dem Verf. nicht gelungen, eine all- seits befriedigende Lösung zu finden. Doch hat er jedenfalls Recht, wenn er Danaos als Eponym der Danaer von der Danaidensage und in dieser wieder die Erzählung von der Ermordung der Freier von dem ohne Zweifel späteren Bericht über eine zweite Vermählung der Danaiden auf Grund eines Wettkampfes der einheimischen Jugend trennt und in diesem eine Erfindung der Genealogen sieht, die bei der Zurückführung argivischer Geschlechter auf Danaos den ersten Teil der Sage nicht brauchen konnten. Ob aber viel damit gewonnen ist, wenn er in diesem eine eigenartige Wen- dung eines in ganz Europa verbreiteten Volksmärchens und in den Da- naiden der ursprünglichen Sagenform blutdürstige empusenartige Wesen sieht, scheint mir sehr zweifelhaft. Denn nicht nur ist die behauptete Ähnlichkeit sehr problematisch, ja kaum annehmbar, sondern selbst wenn diese Annahme richtig wäre, so ist man wieder vor die Frage gestellt, welche Bedeutung denn das Volksmärchen hat, und dabei ist die von Bonner bekämpfte Naturbedeutung der Danaiden als Quellnympfen doch kaum abzulehnen, wie er sich denn auch wenigstens ihrer Auffassung als Tau-

und Regenschwestern zuzuneigen scheint. Die eigentümliche Strafe der Danaiden in der Unterwelt hat jedenfalls mit ihrer Auffassung als Wassergeister nichts zu tun, sondern kann sich nur darauf beziehen, daß die unglücklichen Mädchen, nach einer wohl allen Völkern gemeinsamen Vorstellung, verurteilt sind, in der anderen Welt das ewig ohne Erfolg fortzusetzen, an dessen Vollendung sie in der Oberwelt durch den Tod verhindert wurden, in unserem Fall, die Vorbereitungen zum Brautbad zu treffen, da sie *ἀνελκίς γάμου* gestorben sind. Wenn man sich auch nicht mit allen Ausführungen des Verf. einverstanden erklären kann, so ist die Abhandlung doch reich an neuen Gesichtspunkten und insbesondere verdient die Behandlung der dunkeln Berichte über die lernäischen Mysterien und ihren Zusammenhang mit den Thesmophorien alle Beachtung.

Einen merkwürdiger-, aber auch begreiflicherwise noch sehr wenig behandelten Gegenstand betrifft die zweite Abhandlung: Über die Schildzeichen der Griechen von G. H. Chase. Gilt es doch hier, die fast unübersehbare Masse von Schildzeichen auf erhaltenen Monumenten, namentlich Vasenbildern, zu sammeln und zu sichten. Aber der Verf. hat sich nicht auf diese Aufgabe beschränkt, sondern natürlich auch die in poetischen Beschreibungen und sonst in der Literatur überlieferten Nachrichten über Schildzeichen herbeigezogen. Das mykenische und homerische Zeitalter kommen dabei selbstverständlich ziemlich kurz weg. Die Beschreibung der Aegis der Athene und des Schildes des Agamemnon (Il. 5, 739 ff. u. 11, 34 ff.) hätten wohl eine eingehendere Behandlung verdient. Bei der Musterung der Schildzeichen aus der historischen Zeit, soweit sie in Beschreibungen bei Dichtern und in der prosaischen Literatur vorkommen, ergeben sich dem Verf. neun Klassen von Gesichtspunkten, die bei der Wahl der Schildzeichen maßgebend waren. Diese Zahl vermehrt sich auf zwölf bei der Durchsicht der in Bildwerken erhaltenen Schilden. Wer etwa mit der Erwartung an die Frage herantritt, es werde sich ein dem Geschlechtswappenbrauch des Mittelalters auch nur halbwegs entsprechendes System in den Schildzeichen der Griechen nachweisen lassen, wird sich bei dieser Zusammenstellung überzeugen, daß sich hiervon keine blasse Spur findet, sondern in der Wahl der Schildzeichen die bare Willkür herrscht, gerade die Beziehungen zu Familie und Abkunft des Schildträgers sind am allerwenigsten sicher nachzuweisen. Eine hübsche Gegenüberstellung des deutschen Wappengebrauchs und des griechischen Gebrauchs der Schildzeichen, worin die Ähnlichkeit und der Unterschied

beider Gebräuche treffend zum Ausdruck kommt, hat Goethe im zweiten Teile des Faust in die Ankündigung der Ankunft Fausts in Sparta eingeflochten. Dagegen scheinen Zeichen, die auf die Taten und Schicksale des Trägers Bezug haben, nicht so ganz unsicher zu sein, wie es S. 88 dargestellt ist. Der Stier auf dem Schild des Peirithoos z. B. (Mon. 1, 55) ist doch wohl eine Anspielung auf seinen Rinderraub. Aber im allgemeinen ist die Zurückhaltung, die der Verf. in der Deutung der Schildzeichen sich auferlegt, nur zu loben, und verdient sowohl die von ihm gewonnene Klassifikation als insbesondere der mühevollen Katalog von Schildzeichen auf Monumenten alle Anerkennung. Vermißt habe ich darin nur das Zeichen des Phobos, das jedoch unter dem Titel Gorgoneion inbegriffen ist, da man gewöhnlich zwischen der bärtigen Phobosmaske und dem unbärtigen Medusenhaupt keinen Unterschied zu machen pflegt, wie es wohl am Platze wäre.

Calw.

P. Weissäcker.

- 206) **A. Gille, Systematische Zusammenstellung des französischen grammatischen Merkmals der Realschule.**
 Berlin, F. A. Herbig, 1903. 32 S. 8. brosch. M. —. 40.

Bei aller Hochachtung vor dem guten Willen und dem ernstesten Streben des Verf. kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir das Verständnis für die Notwendigkeit des Schriftchens abgeht. Der grammatische Merkmals der Realschule ist nach Ploetz-Kares und G. Ploetz kurz zusammengestellt, ohne daß dadurch die Vorlage entbehrlich würde; daß der Stoff auf die einzelnen Klassen verteilt ist, erscheint nur von äußerlicher Bedeutung. Der Schüler findet alles, teilweise sogar die wörtlichen Beispiele, in seinem Lehrbuch, und der Lehrer kann eine derartige Zusammenstellung erst recht entbehren, die zudem nicht vollständig ist; in Klasse I fehlen z. B. die von den Lehrplänen geforderten Vergleichungssätze und Negationen. Einzelne Ausstellungen will ich nicht machen, nur möchte ich unter keinen Umständen in einem Schulbuch die deutschen Sätze finden (S. 22): Der Subjonctif steht zum Ausdruck des Gewünschten oder dessen Gegenteils ... (S. 25): Der Infinitiv mit *de* steht nach *afin de*.

Nauen.

Fries.

- 207) **Lucas Cleeve, The Man in the Street.** London u. Leipzig, Fischer Unwin, 1903. 305 S. 8. M 1.50.

Ein recht modernes Buch. Modern sind die beiden weiblichen Hauptpersonen, eine Lady und eine Schauspielerin, die den Männern ihrer Wahl ihre Liebe antragen, die erstere verlobt sich auch auf Zeit; modern ist die letztere auch noch insofern, als sie so zart empfindsamer Art ist, daß sie auf der Bühne den Einfluß eines Hypnotiseurs sogleich fühlt, als er den Zuschauerraum nur betritt, obgleich sie ihn erst im späteren Verlauf der Erzählung kennen lernt; modern ist die in den englischen Romanen jetzt öfter versuchte moralische Ehrenrettung der Schauspieler, modern auch die etwas unpassende Wahl des Titels des Buches, dessen schwer zu erratende Berechtigung gegen Ende der Erzählung vordemonstriert werden muß; nicht ganz modern vielleicht (oder doch?) der ungeschickte Diplomat, der den Zweck seiner geheimen politischen Sendung ausplaudert und sich dadurch unmöglich macht.

Trotz einiger ungeschickter Vergleiche (S. 24 die letzten Zeilen und S. 43 die zwei ersten — ein Schwan außerhalb des Wassers ist doch sicherlich kein schöner Anblick); trotz der Unwahrscheinlichkeit S. 21, Z. 21—23; trotzdem jedes der französischen Zitate (vgl. S. 21. 22. 67 u. 81) einen Fehler enthält, und trotz des ungeheuerlichen Satzes S. 181, Z. 11 ff. ist das Buch doch ein ganz interessanter, munter und ansprechend geschriebener Roman eines Verfassers mit offenbarem Erzählertalent.

Borna.

Teichmann.

- 208) **Louis Becke, Helen Adair.** London u. Leipzig, Fischer Unwin, 1903. 276 S. 8. M 1.50.

Ich weiß nicht, ob es den Grundsätzen englischer Rechtspflege entspricht, daß eine Irin nach den Südsee-Inseln deportiert wird, weil sie einmal falsches Geld ausgegeben hat, wie es die Heldin dieser Erzählung tut, um ihrem Vater nachgesandt zu werden, den politischer Vergehen halber ein gleiches Geschick getroffen hat. Immerhin ist Helene eine ansprechende Gestalt des Romans. Unerwartet ist die Lösung, daß sie die Frau eines Beamten der Strafkolonie, in dessen Hause sie nach guter Führung im Gefängnis als Zofe gehalten wird, und nicht die des mutigen, ritterlichen amerikanischen Agenten wird, der sie u. a. aus der Gefangenschaft befreit hat. Seesturm, Stranden an einem Korallenriff, Verfolgung

durch einen Regierungskutter und der unvermeidliche Ehebruch des modernen Romans helfen die Erzählung interessant zu machen.

As fine a looking young man, S. 53, ist nicht korrekt; Kommas vor dem Worte *sonny* S. 57, Z. 7 und S. 81, Z. 16 vor *dearest* sind zu leichterem Verständnis nötig.

Lebhafte und spannende Erzählung eigentümlicher Verhältnisse und treffliche Schilderung weltentlegener Gegenden machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre.

Borna.

Teichmann.

209/210) **Otto Jespersen, The England and America Reader.**

Kopenhagen, Schubothe publisher, MCMIII. III u. 252 S. 8.

geb. 4 Kronen 25 Öre (N 4. 80).

—, **Noter Til the England and America Reader.** Ebenda.

79 S. 8.

„Es war meine Absicht, in dem E. a. A. R. für unsere höheren Klassen und für Privatunterricht einen Lesestoff zu schaffen, der ein vollkommenes und vielseitiges Bild geben könne von dem, was das englische Volk ist, von seinem privaten und öffentlichen Leben, seinem Charakter, seinen Sitten und Einrichtungen. Ich habe geglaubt, daß dies am besten erreicht werden könnte durch eine mosaikartige Sammlung von verschiedenartigen Stücken, in denen eigentliche Beschreibungen abwechseln mit lebendigeren Schilderungen, Briefen, Gedichten, Zeitungsartikeln, auch Bruchstücken aus Romanen, wenn sie dazu dienen können, wichtige Seiten des Lebens zu beleuchten.“ Mit diesen Worten gibt J. am Anfang seines Vorwortes selbst den Inhalt seines Lesebuches an. Dieses enthält im ganzen 52 Lesestücke, worunter 13 Gedichte; 38 beziehen sich auf Großbritannien, 8 auf Greater Britain, 5 auf Amerika; dazu ein Schlufsgedicht. Daß hier etwas Gutes geboten wird, dafür bürgt der Name des Herausgebers. Es sind Lesestoffe, deren Sprache ebenso mustergültig ist wie der Inhalt charakteristisch und interessant. Ein Vergleich mit Hausknechts English Reader, der ähnliche Zwecke wie das vorliegende Buch verfolgt, zeigt, daß es in letzterem weniger auf nüchternen Sachunterricht abgesehen ist als in dem ersteren, daß dagegen mehr Wert gelegt wird auf Weckung des Interesses und ästhetischen Wert des Gebotenen. Man findet daher keine Vorschriften für die Anfertigung von Briefen, keine Beispiele für Geschäfts- und ähnliche Briefe, keine Gespräche, Annoncen u. dgl.

Dafs die Lesestücke inhaltlich nicht alle auf gleicher Höhe stehen, versteht sich von selbst. Im Durchschnitt aber ist der Inhalt derart, dafs die Sammlung als hervorragend bezeichnet werden darf und der Wunsch berechtigt erscheint, dafs sie auch in deutschen Schulen Verwendung finden könne. Eine gewisse Schwierigkeit bietet dabei freilich die Form des Buches. Denn für eine Semesterlektüre ist es zu umfangreich, und es als besonderes Lesebuch einzuführen, dazu wird man sich schwerlich entschliessen. Vielleicht, dafs durch eine geeignete Umarbeitung diese Schwierigkeit beseitigt werden könnte. Die Anmerkungen sind vortrefflich; sie sind englisch abgefaßt und besonders gehftet. Dieses Heft enthält auch eine Vokabelpräparation; die Wörter sind ins Dänische übersetzt und mit Aussprachebezeichnung versehen. Im Text des Lesebuches sind einige sehr gute Abbildungen, die nur den Wunsch rege machen, dafs ihre Zahl noch gröfser wäre. Die Ausstattung ist gut.

Flensburg.

Adolf Herting.

211) **Julius Ziehen, Über die Verbindung der sprachlichen mit der sachlichen Belehrung.** Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselringsche Buchhandlung, 1902. 81 S. 8. *N* 1. —.

Der als Vorkämpfer für das Realschulwesen bekannte Verfasser spricht in dieser Schrift den Wunsch aus nach einem Realschullesebuche, das ähnlich dem von Wilamowitz-Möllendorff herausgegebenen Griechischen Lesebuche eingerichtet sei. Er entwickelt in dem 1. Kapitel (S. 1—33) die Grundzüge, nach denen das Buch gestaltet werden soll: I. Sonderung des Wichtigen und Unwichtigen, letzteres muß als eine Belästigung der jugendlichen Geister durchaus fern gehalten werden. II. Erweckung und Pflege des geschichtlichen Sinnes. — Es soll nicht das Frankreich und England des laufenden Jahres im Schulbuche von 1902 unfertig erscheinen; Verf. weist mit Recht den rein utilitarischen Standpunkt ab. III. Die fremdsprachlichen Realien sind vom Standpunkte des deutschen Beobachters zu betrachten. — Man kann sich nicht jeden Vormittag je eine Stunde anglisieren und frankogallisieren. Die Wahrung des deutschen Standpunktes spricht hier besonders gut an. IV. Die einzelnen Stoffe sollen in der Sprache des Volkes gegeben werden, aus deren Geschichte und Kulturleben sie entnommen sind.

Man wird sich mit diesen Grundsätzen durchaus einverstanden erklären, auch den Worten des Verf. beistimmen, dafs Wert und Unwert des ge-

forderten Buches ganz von der wissenschaftlichen Richtigkeit und Vertiefung seines Planes abhängt.

Um so eher können wir auf die Skizzierung des 2.—4. Kapitels verzichten, die sich ganz und gar auf den neusprachlichen Unterricht beziehen, dessen Vertiefung fordern und schablonenhaften Betrieb abweisen. Die ersten 18 Seiten der Schrift enthalten aber so viele schöne und allgemeine pädagogische Grundsätze, daß sie allseitige Beachtung verdienen und nicht nur von „Neusprachlern“ gekannt und befolgt werden, sondern jedem Kandidaten des höheren Schulamtes in succum et sanguinem übergehen sollten.

Wolfenbüttel.

Bruncke.

- 212) **Julius Ziehen, Über den Gedanken der Gründung eines Reichsschulmuseums.** Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer), 1903. 27 S. 8. *N* —50.

Während einige Großstädte wie Berlin, Breslau, Königsberg, Magdeburg u. a. schon seit geraumer Zeit Schulmuseen besitzen, die den Pädagogen nicht nur in zuverlässiger Weise eine orientierende Übersicht über das vorhandene Material der Lehrmittel bieten, sondern auch die Produktion neuen Materials günstig beeinflussen, hat merkwürdigerweise das deutsche Reich als solches — im Gegensatz zu Holland und Frankreich — zu dieser so wichtigen Frage des Erziehungswesens bis jetzt noch nicht Stellung genommen. Ein Reichsschulmuseum d. h. eine Anstalt, die einerseits als Sitz einer beratenden Zentralbehörde, einer umfassenden pädagogischen Sammlung und ihrer schulwissenschaftlichen Verarbeitung, anderseits als Stätte zu denken ist, an der die Lehrer ein- und ausgehen, an der sie die Anregung und die Erweiterung ihres Gesichtskreises suchen und finden sollen, ist in deutschen Landen zurzeit nicht vorhanden. Den Gedanken der Gründung eines solchen angeregt und mit gewichtigen pädagogischen Argumenten den maßgebenden Kreisen empfohlen zu haben, ist eines von den vielen Verdiensten, die sich Verf. vorliegender Abhandlung um das deutsche Schulwesen erworben hat.

Wernigerode a. H.

Max Hodermann.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

FIRST STEPS IN ENGLISH CONVERSATION.

For use in schools.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts-
und Schulverkehrssprache.

Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901
bearbeitet von

Dr. phil. et jur. **M. Thamm**,
Oberlehrer des Kadettenkorps.

Preis: **M** 0.80.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von **Dr. Adolf Lange**.

1. Heft: Buch I—V. Preis: **M** 4.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Paul Neff Verlag (Carl Bühle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebs

Englisch-Deutschem und Deutsch-Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie
neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröer

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln
weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch-Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II Band:

Deutsch-Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Von einem guten Wörterbuche verlangt man, daß es den Wortschatz gut auswähle, nicht zu viel, nicht zu wenig biete, und daß es die gebräuchlichsten Bedeutungen eines Wortes in sich auseinander entwickelnder Folge gebe, daß auch genügende Phraseologie beigefügt sei, um bei Übersetzungen von Nutzen sein zu können, endlich auch, daß die Aussprache in genauer und doch leicht verständlicher Weise angegeben sei. Allen diesen Anforderungen genügt die vorliegende Neubearbeitung Grieb's durch Schröer. Das Wörterbuch von Grieb-Schröer wird das beste und empfehlenswerteste für den großen Kreis der Gebildeten werden.

Dr. Rich. Wülker, Geh. Hofrat, Professor der engl. Philologie, Universität Leipzig,
im Litterarischen Centralblatt.

 Zu haben in allen Buchhandlungen 

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich **Dr. E. Ludwig** in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 22. August.

Nr. 17, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 80 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 213) J. van Leeuwen, *Aristophanis Aves* (Pongratz) p. 285. — 214) W. Rhys Roberts, *Demetrius on style* (Ph. Weber) p. 389. — 215) James Gow, *Horati saturarum lib. I* (Aug. Chambalu) p. 400. — 216) Hammelrath und Stephan, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Sekunda u. Prima (E. Krause) p. 402. — 217) G. Dubray, *Le Roman des Mots* (K. Engelke) p. 404. — 218) Bastiaan van Dam and Corn. Stoffel, *Chapters on English Printing, Prosody, and Pronunciation* (-tz-) p. 405. — 219) R. Jordan, *Die altenglischen Säugetiere*. (-tz-) p. 406. — Anzeigen.

213) J. van Leeuwen J. F., *Aristophanis Aves*. Cum prolegomenis et commentariis edidit (J. v. L.). Lugduni-Batavorum apud A. W. Sijthoff MDCCCCH. XV u. 276 S. 8.

In rascher Folge schreitet diese neueste Ausgabe des Aristophanes vorwärts. Nachdem bereits 1893 die *Wespen*, 1896 die *Frösche*, 1898 die *Wolken* erschienen waren, brachte das Jahr 1900 die *Ritter*, 1901 die *Acharner* und 1902 die *Vögel*, sodafs in nicht ferner Zeit der Abschluß der Arbeit zu erwarten steht.

Die Anordnung ist in dem neuesten Stücke dieselbe, wie in den zuletzt erschienenen *Rittern* und *Acharnern*. Jede Seite enthält in vier Abteilungen oben den Text, darunter getrennt einen kritischen und einen exegetischen Kommentar, unten die wissenschaftlichen Nachweise, Zahlen u. s. w. Es hat diese Anordnung ihre unbestreitbaren Vorzüge. Namentlich solche, welche an die Lektüre einer Aristophaneskomödie lediglich ihres Inhaltes wegen herantreten und dieselbe möglichst kursorisch aufnehmen wollen, werden es dankbar begrüßen, den erklärenden Teil ohne jede Zutat vor sich zu haben. Auf einen solchen weiteren Lesekreis scheint der Herausgeber es auch abgesehen zu haben, da er diesem exegetischen Teile seine Hauptsorge zuwendete. Wer aber die Ansprüche eines Gelehrten mitbringt, kann diese Trennung des Literaturnachweises nur als

unbequem empfinden. Auch kann bei genauerem Zusehen nicht entgehen, daß an dieser untersten Stelle gar nicht selten Bemerkungen sich finden, die entweder in den kritischen oder exegetischen Teil gehörten, sodaß man sich des Eindruckes nicht erwehren kann, es habe der Herausgeber diesen vierten Teil zum eigenen Nutzen als bequeme Sammelstelle für spätere Einfälle sich geschaffen.

Was die Textgestaltung anbelangt, so unterscheidet sich van Leeuwen von seinen Landsleuten vorteilhaft durch sein besonnenes, maßvolles Urteil und eine entschieden konservative Richtung, die freilich schon dadurch bedingt war, daß der neuen Ausgabe keine neue Vergleichung der Handschriften zu grunde liegt. Der in der *adnotatio critica* gegebene wissenschaftliche Apparat genügt indes nicht den bescheidensten Anforderungen. Kaum daß noch V und R (in dieser richtigen Reihenfolge) von den Handschriften erwähnt werden; für die übrigen begnügt der Herausgeber sich mit Angaben wie *nonnulli*, *complures*, *alii codices* oder meist einfach mit *codd.* Ebenso summarisch und willkürlich verfährt er mit der Anführung und Auswahl von Verbesserungsvorschlägen alter und neuer Gelehrten, die er nur in einzelnen Fällen unter die kritische Lupe nimmt, meist ohne ein Wort eigenen Urteils anführt oder kurz mit *male*, *recte* etc. zensiert. Auffallen muß auch, daß dabei größtenteils niederländische und englische Namen begegnen, während doch auch Franzosen, Italiener und nicht zum wenigsten auch Deutsche ihr Teil zur Aufhellung der Überlieferung beitragen. Seine eigenen Emendationen hat Leeuwen entweder, durch Sternchen kenntlich gemacht, in den Text aufgenommen, oder er bringt sie nur in der Note zum Vorschlag. Es findet sich darunter manches Beachtenswerte; vieles ist ganz willkürlich und könnte ebensogut anders sein.

Der Hauptwert der Ausgabe besteht ohne Zweifel in dem reichhaltigen exegetischen Kommentar. Leeuwen fußt hier natürlich auf seinen Vorgängern, ohne immer die Quelle seiner Erklärung zu notieren, was ja wohl auch nicht zu verlangen ist. Namentlich die Ausgabe von Kock zeigt in vielen Fällen die nämliche Erklärung, wie sie hier neuerdings geboten wird; oft gibt Leeuwen nur eine Ausführung der Kockschen Andeutungen; nur selten polemisiert er gegen den Vorgänger und dann ohne den Ton mitleidiger Überlegenheit, den er andern gegenüber oft anzunehmen beliebt. Vielfach werden aber auch neue, zum Teil wertvolle, zum Teil gewagte Beiträge gebracht. Gleichmäßig werden alle Fragen berücksichtigt, und kaum eine dunkle Stelle bleibt ohne plausible Erklärung, so-

dafs der tiro an der Hand dieser Ausgabe, ohne ein weiteres Hilfsmittel zu Rate zu ziehen, sich in ein aristophanisches Stück hineinzulesen vermag. Wie die Erklärung der einzelnen Stellen, so läfst Leeuwen auch die Aufdeckung und Klarlegung des Gedankenganges sich zur besonderen Sorge sein. Zu verwundern ist nur, warum die wörtliche Anführung von Scholien geradezu vermieden ist, da doch Rutherfords bekannte Ausgabe mehrmals erwähnt wird. Als grofse Unbequemlichkeit werden die mit jedem Stücke sich mehrenden Verweise auf frühere Bemerkungen empfunden. Es würde sich da wohl empfehlen, mit einem oder ein paar Worten dem Leser die Mühe des unablässigen Nachschlagens zu ersparen oder zu erleichtern.

Ein nicht zu unterschätzender Vorzug liegt in der allerdings ganz modernen Zerlegung des Dramas in Szenen auf Grund des Personenwechsels, ferner in den eingestreuten szenischen Bemerkungen. Wird durch erstere die Übersichtlichkeit nicht unerheblich gefördert, so sind letztere nicht weniger wertvoll zur schnellen Erfassung einer Stelle und zur klaren Veranschaulichung einer Szene, mag auch manchmal des Guten zu viel oder Widersprucherregendes geboten werden.

In einer Ausgabe, die offensichtlich allen Ansprüchen genügen will, wird man eine wenn auch nur skizzierte Darstellung der Überlieferung nicht vermissen wollen, ebensowenig ein Verzeichnis der beigezogenen Ausgaben und der wichtigsten Literatur. Das in einer Anmerkung zu Anfang der Prolegomena Gegebene kann für keinen Fall genügen. Namen wie Wilamowitz, Kaibel und andere, die sonst nirgends begegnen, könnten Ehren halber an dieser Stelle wenigstens Platz finden. Vermissen wird man in einer derartig angelegten Ausgabe auch eine kurze Übersicht der Metra, deren Behandlung von Leeuwen überhaupt auffallenderweise ausgeschieden ist. Vielleicht ließe sich nach Zielinskys Beispiel auch ein kurzer Überblick über die Gliederung des Stückes im Zusammenhange geben.

Beim Eingehen auf einzelne Stellen wird man finden, dafs Leeuwen alten Aporemata gegenüber ebenfalls ratlos bleibt. So ist es bei Vers 1575 zweifellos, dafs der 2. Fufs eine ganz unmögliche Auflösung enthält, da die beiden eine Länge vertretenden Kürzen auseinandergerissen sind. Eine genaue Vergleichung der Handschriften müfste auf die richtige Leseart führen. Ähnlich steht die Sache bei Vers 1527, der im 1. Fufs einen Tribachys enthält, zu dem sich bei Aristophanes kein Analogon finden läfst. Mit dem beliebten Flickwörtchen γέ (γ') ist in beiden Fällen der Fehler nicht zu heben. Die richtige Leseart scheint mir auch in

Vers 1588 nicht hergestellt, wo Leeuwen *περὶ πολέμου καταλλαγῆς* schreiben will. Wir vermissen schwer den Artikel vor *πολέμου* und es mag auch in Betracht kommen, daß zwar in den übrigen, nie aber im 3. Fulse eine ähnliche Auflösung der Länge begegnet. Warum sollte Aristophanes nicht geschrieben haben *περὶ τοῦ πολέμου καταλλαγῆς*? Noch weniger möchte ich Leeuwens Korrektur des Verses 108 billigen, wo er schreibt: *ἔθεν τριήρεις αἱ καλαί*. Auch hier vermissen wir vor *τριήρεις* den bestimmten Artikel, den in der Tat auch alle Handschriften bieten. Da aber die Regel, daß auf einen Tribrachys kein Anapäst folgen könne, zweifellos feststeht, so muß hier ein anderer Ausweg gesucht werden, und ich glaube, daß die ganz ähnlich gebauten Verse Ach. 47 und 928, sowie Eccl. 315, die ebenfalls auf sicherer Überlieferung beruhen, uns auf die einzig richtige Erklärung der Abnormität führen können. In sämtlichen Fällen folgt auf den Tribrachys eine stärkere Interpunktion und damit eine Pause, welche die vorhergehende Silbe zur anceps macht, wie das ja regelmäßig am Schlusse eines Verses begegnet. Ganz zu verwerfen ist auch die nach Herwerdens Vorgang von Leeuwen aufgenommene Leseart des Verses 850: *παῖ, παῖ, τό τε κανόν κτε*, da bei Aristophanes niemals die 2. Kürze eines Tribrachys mit einer Enclitica ausgefüllt wird. Aus demselben Grunde war die ebenfalls von Herwerden vorgeschlagene Emendation des Verses 1358 *ἀπέλανσά π ἄρα* zu verwerfen. Zu Vers 1639 wird Meinekes Vorschlag, statt *περὶ γυναικός* zu schreiben *γυναικὸς πέρι* ohne Grund angeführt, da zu einer Abweichung von der handschriftlichen Überlieferung kein Grund vorliegt. Nicht billigen kann ich ferner, daß Leeuwen nach dem Vorgange von Blaydes in Vers 1361 das Komma nach *εἴνους* getilgt hat; denn während das Adjektiv bei *πτερώσω* entbehrlich erscheint, ist es bei *ἡλθε* unbedingt notwendig, da ja auch Strolche verschiedener Art voraussichtlich die Aufnahme ins neue Eldorado nachsuchen werden. Ebenso möchte ich bei Vers 1392—94 lieber die handschriftliche Interpunktion als die von Bergk vorgeschlagene aufnehmen, da sinngemäß die Verse sich ohne weiteres zusammenschließen. Eine gekünstelte Interpunktion bietet Leeuwen auch in Vers 1210 an Stelle der ungezwungenen handschriftlichen. Gekünstelt erscheint auch die Annahme eines Wortspieles zwischen *νόμος* und *νομός* in den Versen 1286—89. Wenn Leeuwen im gewohnten Tone der Überlegenheit fragt, warum so mätsige Leute, wie die Athener, gleich an Speise und Trank denken sollten, was Witziges die Erwähnung des Frühstückes habe, und warum sie dazu hätten „fliegen“

sollen, so ergibt sich die Antwort mit Leichtigkeit aus dem Sinne der ganzen Stelle, da ja die Menschen ganz vernarrt in Vogelleben und Sitte in allem die Vögel nachahmen (*ὀρνιθομανοῦσαι*). Manche Erklärungen machen den Eindruck, als ob Leeuwen sich bemühe, Dinge herauszufinden, an die man bisher nicht gedacht, und von der landläufigen Auffassung abzuweichen. So erklärt er es in der Anmerkung zu Vers 1035 für eine res ridicula, immo absurda, daran zu denken, daß es in Athen in Wirklichkeit *ψηφισματοπῶλαι* gegeben habe. Im Gegenteil, es wäre absurd anzunehmen, daß man in der athenischen Demokratie nicht auf dieses Mittel gekommen sei, teils zur Stütze des Gedächtnisses, teils um Bürgern, die nicht zu einer Versammlung kommen konnten, auf diese Weise von den Beschlüssen Kenntnis zu schaffen. Verwundert fragt man sich auch, warum Leeuwen in der Bemerkung zu Vers 1025 sich gegen die Annahme sträubt, die Bundesstädte hätten ihre *ἐπίσκοποι* nicht nur unterhalten, sondern auch besolden müssen. War das nicht der Fall, welchen Grund hat dann Pisetärus überhaupt, dieses Anerbieten zu machen?

Doch genug der Ausstellungen an einer Arbeit, die, als Ganzes genommen, wenige zu Tadlern haben wird und in hervorragender Weise geeignet ist, dem „ungezogenen Liebling der Grazien“ neue Freunde zu gewinnen.

Eingeleitet wird das Stück durch einen Prologus über Zeit und Auffassung des Stückes; den Schluß bildet ein Exkursus „de epope, avium rege“.

Leeuwen schreibt ein elegantes Latein, bei dem man sich freilich auch des Gefühles nicht erwehren kann, als strebe er um jeden Preis nach einer aparten Ausdrucksweise.

Möge uns Leeuwens Fleiß im nächsten Jahre mit einem neuen Stücke der aristophanischen Muse erfreuen!

Amberg, Oberpfalz.

Pongratz.

- 214) **W. Rhys Roberts, Demetrius on style.** The Greek texts of Demetrius de elocutione edited after the Paris manuscript with introduction, translation, facsimiles etc. Cambridge: At the University Press. London, J. C. Clay & Sons; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1902. XI u. 328 S. 8. 9 s.

Gewiß ein höchst interessantes Zusammentreffen ist es, daß kaum ein halbes Jahr nach dem Erscheinen der Ausgabe Rademachers und von dieser ganz unabhängig die goldene Schrift des Demetrius *περὶ ἐμπνεύσεως*, wie sie Wilamowitz nennt, in Roberts, der sich bereits durch seine Aus-

gaben von Longinus' Schrift *περὶ ὑψους* und der drei Literaturbriefe des Dionysius von Halikarnas rühmlich bekannt gemacht hat, einen neuen Herausgeber findet. Der Text beruht, wie billig, auf der Haupthandschr., dem cod. Parisinus 1741, den der Herausg. selbst neuerdings kollationiert hat, und umfaßt S. 66—207 in der Weise, daß die Seiten mit geraden Ziffern den griechischen Wortlaut und unter demselben die textkritischen Bemerkungen, jene mit ungeraden Ziffern die englische Übersetzung, die sich rühmen darf die erste zu sein, und an ihrem Fuße literarische Anmerkungen bieten. In den S. 212—262 noch weiter beigegebenen Noten werden auch moderne Autoren ziemlich reichlich berücksichtigt, vereinzelt bereits in den Anmerkungen zur Einführung. Doch hat Roberts, was gleich von vornherein gesagt sein möge, alles vorzugsweise auf englische Leser zugeschnitten, wie er denn (vgl. seine Worte S. VIII f.) bei der ganzen Einrichtung des Buches ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet hält, das moderne Englisch theoretisch und praktisch zu fördern. Eine wenigstens teilweise Erklärung hierfür ergibt sich vielleicht aus der verhältnismäßigen Armut des Englischen an rhetorischen Kunstausdrücken, wie sie das reichhaltige Glossar (S. 263—309) neben der erstaunlichen Fülle in des Demetrius Schrift recht deutlich erkennen läßt. Nebenbei bezeichnet der Herausg. ein neues Wörterbuch der griechischen und lateinischen rhetorischen Termini als ein dringendes Bedürfnis, meines Erachtens mit Recht; gibt es ja auch bei uns kaum mehr zwei Schulbücher mit ganz gleicher Nomenklatur. An das Glossar schließt sich noch eine sechs Seiten umfassende hinsichtlich ihrer Lückenlosigkeit musterhafte Literaturangabe, mit der ich den zweiten Absatz auf S. x zu vergleichen bitte. Wenn ich hierzu die weitere Bemerkung füge, daß außer zwei Faksimiles aus cod. P. 1741 ein Namen- und Sachregister, sowie ein solches für die vorkommenden Stellen aus den Autoren beigegeben sind und daß zu alledem eine 64seitige Einführung vorausgeht, so darf ich wohl schon an dieser Stelle mein Urteil dahin zusammenfassen, daß nach meiner festen Überzeugung niemand dem Herrn Roberts die Anerkennung wird versagen können, er habe, mag man an seiner Arbeit Kritik üben, von welchem Gesichtspunkte aus man will, nichts verabsäumt, um allen billigerweise an seine Ausgabe zu stellenden Anforderungen vollauf gerecht zu werden.

Die vorhin erwähnte Einführung bietet zunächst (S. 1—27) eine in kurz skizzierten Umrisen sich haltende Entwicklungsgeschichte des griechischen Prosaстиls. Ihren Ausgangspunkt hat diese Entwicklung in den

griechischen Städten Siziliens genommen. An die Spitze wird im Einklang mit Aristoteles (vgl. Diog. Laert. VIII, 57) Empedokles als Erfinder der Rhetorik gestellt. Indes hat Aristoteles mit dem Ausdrucke *Ἐμπεδοκλέα ῥητορικὴν εὐρεῖν* wohl nur andeuten wollen, daß Empedokles einem mehr systematischen Nachfolger, wahrscheinlich Gorgias, den Weg gebahnt habe. Der erste rhetorische Kunstschriftsteller dagegen war Korax von Syrakus (c. 460), welcher als Lehrer der Beredsamkeit sich darauf beschränkt zu haben scheint, beim Sturze der sizilischen Tyrannen und Einführung der Demokratie seine Klienten mit Beweisen zur Geltendmachung ihres Eigentumsrechts zu versehen. Sein Schüler Tisias, welcher die Topik des Wahrscheinlichen in einer eigenen Abhandlung entwickelte, soll Gorgias nach Athen begleitet haben. Damit gewinnt Roberts den Übergang zu den Sophisten, um sodann an diese die attischen Redner in der Weise anzuknüpfen, daß er in Antiphon, Lysias, Isokrates und Demosthenes die Hauptvertreter der verschiedenen Stilarten vorführt. Zur Ausbildung des rednerischen Stils haben die östlichen wie die westlichen Kolonien Griechenlands Beiträge geleistet, insofern nämlich Protagoras die Grammatik, Prodikus die Synonymik, Hippias die Prosodie und Metrik, Theodorus von Byzanz neue Termini für die Unterabteilungen einer Rede einführten und begründeten. Ganz hervorragend war in dieser Beziehung der Einfluß des Sophisten Thrasymachos aus Chalcedon; er war der erste, welcher die wesentliche Bedeutung der Periode erkannte, weshalb er als Vorläufer von Isokrates und Plato nicht unterschätzt werden darf. Im Anschluß an Isokrates wird auch das dem Rhetor Anaximenes von Lampsakus zugeschriebene Werk *Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον* (auffallenderweise gebraucht Roberts durch die Bank lateinische Titel), das bekanntlich eine gute und übersichtliche Orientierung über Wesen, Umfang und Methode der Beredsamkeit gewährt, einer kurzen Wertschätzung unterzogen. Von den genannten vier attischen Rednern heisst es: Alle vier sind „students“, wenn auch nicht alle Lehrmeister des Stils sind. Antiphon ist Vertreter des erhabenen, Isokrates des mittleren, Lysias des schlichten Stils, während Demosthenes ein „Proteus“ des Stils genannt wird. Fördern die weiteren Ausführungen auch inhaltlich nicht gerade wesentlich Neues zu tage (vgl. indes die Figurenbeispiele aus dem Bruchstücke der Leichenrede des Gorgias u. ä.), so ist doch die meist originelle Form, in der sie dem Leser entgegenreten, recht anmutend und gerade durch ihre präzise Knappheit wirksam. Die Belege sind in der Regel aus Dionys von Hali-

karnafs entlehnt, doch werden solche vielfach auch unmittelbar aus den Schriften der Redner erbracht. Die gleiche Präzision und Selbständigkeit des Urteils bekunden die weiteren Abschnitte über Plato und Aristoteles, über die nacharistotelischen Philosophen- und Gelehrtschulen sowie über die griechisch-römischen Rednerschulen. Die dabei nicht völlig zu vermeidende Kritik wahrt, ebenfalls ein bezeichnender Vorzug, stets eine edle und maßvolle Sprache, wie z. B. gegenüber Norden (S. 23). Von S. 28 ab führt sodann Roberts die Leser in die Schrift selbst ein. Zu diesem Behufe gibt er vorerst eine fünfteilige summarische Übersicht, welche, wie sie einerseits den Grundplan des Werkes scharf und klar hervortreten läßt, so andererseits die Schrift als eine nicht streng systematisch angelegte kennzeichnet. Sieht man von einer Anzahl Abschweifungen, die der Verf. manchmal selbst angibt, z. B. § 178, und Wiederholungen (§§ 121. 220. 243. 248 verglichen mit §§ 6. 94. 99. 31) ab, so trägt die einer formalen Einleitung und ebensolchen Schlusses ermangelnde Abhandlung einen anspruchslosen und praktischen (business-like) Charakter. Die summarische Übersicht wird dann noch in ihren einzelnen Punkten lichtvoll erläutert (S. 31—49). Bei aller Unebenheit in der Ausführung besitzt die Schrift gleichwohl nicht nur viele durchgehende Vorzüge, sondern auch zahllose Verdienste im einzelnen. In ersterer Hinsicht ist vor allem der verfeinerte Geschmack rühmend hervorzuheben und das umfassende Studium der griechischen Literatur zu betonen, auf dem sich der wichtige Gegenstand aufbaut, in letzterer Beziehung ist S. 32 eine ganze Sammlung von Einzelvorzügen namhaft gemacht.

Erst nach diesen theoretischen Erörterungen tritt Roberts der Frage nach Abfassungszeit und Autorschaft der Schrift näher. Den hiefür geltend gemachten Gründen (S. 49) kann man unbedenklich zustimmen. Wenn nun auch durch das Schlussergebnis die Sache im wesentlichen nicht weiter geklärt wird, als dies im Streite der im Anschluß an Liers Dissertation in Repliken und Dupliken, ja sogar seitens Hammers in Triplik und Quadruplik aufeinander platzenden Meinungen seit dem vorletzten Jahrzehnt geschehen ist, so dürfte es sich doch angesichts des lebhaften Interesses, das sich ebendadurch dem Gegenstande neuerdings allenthalben zugekehrt hat, empfehlen, über diesen Abschnitt etwas eingehender zu referieren.

Die von Roberts eingeschlagene Methode sucht auf doppeltem Wege, zuerst aus inneren, dann aus äußeren Gründen, Stützen für den die Unter-

suchung krönenden Schluss zu gewinnen. Behufs dessen wird fürs erste, ich möchte sagen in Descartesscher Manier, von allen ihrer Natur nach ja gewiss prekären äußeren Beweisen durch Zeugnisse abstrahiert und die Frage dahin formuliert, welche Meinung wir uns über die Zeit der Abfassung der Schrift etwa gebildet haben würden, wenn dieselbe, ohne irgend ein äußeres Merkmal betreffs dieses Punktes an sich zu tragen, auf uns gekommen wäre. Welchem Jahrhundert und welcher Gruppe von Schriftstellern über den Stil sie zuzuschreiben würden wir in diesem Falle wohl geneigt gewesen sein? Da wird nun zuvörderst eine in sieben Rubriken ebensoviele Jahrhunderte (500 v. Chr. bis 200 n. Chr.) umfassende Zeit-tafel der hauptsächlichsten zuvor in der Einleitung erwähnten Schriftsteller (Exponents of style) entworfen. Der Gedankengang der weiteren Deduktion ist etwa folgender. Wer immer der Autor gewesen sein mag, so viel ist klar, daß er in hohem Grade der Lehre der peripatetischen Schule folgt. Bezugnahmen auf Aristoteles spinnen sich durch die ganze Abhandlung, wofür 16 Paragraphen ins Treffen geführt werden. In der Tat, auf den ersten Blick mag die Schrift nur eine verständlichere Abhandlung über die im dritten Buche der Rhetorik niedergelegte Materie zu sein scheinen. Die Peripatetiker als eine Klasse sind erwähnt § 181, des Aristoteles unmittelbarer Nachfolger Theophrast in 7 Paragraphen und wahrscheinlich nachgeahmt (followed) in vielen anderen Stellen. Die im Laufe einer kurzen Abhandlung zahlreichen Bezugnahmen auf Aristoteles erscheinen um so bemerkenswerter, als sie mit der von anderen Rhetorikern, wie Dionys von Halikarnafs, geübten Gepflogenheit, die Autorität der Philosophen und ihrer Nachfolger (followers) zu bestreiten oder zu ignorieren, in Gegensatz stehen. Es darf daher nicht wunder nehmen, daß Victorius, der sowohl die Rhetorik als die Schrift de elocutione studiert hatte, die Überlieferung, welche die letztere dem Phalereer zuschreibt, so sorgfältig festgehalten hat. Aber obwohl viele Einzelheiten von Erheblichkeit Aristoteles entlehnt (borrowed) sind, ist doch ganz klar, daß es eine erst in späterer Zeit geläufige Lehre ist, die das Buch in seinem System aufgenommen hat. Bilden ja doch den wirklichen Gegenstand der mit Bemerkungen über Periodenbau anhebenden Abhandlung die vier Stilarten, eine Einteilung, die deshalb nicht von Aristoteles herrühren kann, weil wir in dessen umfangreichen Werken höchstens den Keim zu einer solchen finden; auch ist es unwahrscheinlich, daß Theophrast vier Stilarten anerkannt habe. Auf der anderen Seite scheint, wie mit Recht aus der

zweiten Hälfte des § 36 gefolgert wird, diese Vierteilung nicht bei unserem Autor ihren Ursprung zu haben, wenn derselbe auch Anspruch darauf erhebt, das vernachlässigte Verhältnis einer dieser Arten behandelt zu haben. (Gemeint ist τὸ γλαφυρόν, worüber er § 179 sagt: οὐδὲ γὰρ τῶν πρὶν εἴρηται τινι περὶ γλαφυρᾶς συνθέσεως.) Daraus ergibt sich die natürliche, wenn auch nicht zwingende Folgerung, daß der Autor zu einer beträchtlich späteren Zeit gelebt hat als Aristoteles. Der Hauptpunkt, in welchem sich unsere Schrift von allen ähnlichen ausführlichen Abhandlungen unterscheidet, ist die Anerkennung der δεινότης als einer besonderen Stilart. Können so Aristoteles und Theophrast nur für einzelne Teile der Schrift als Quellen gelten, so wird man sich der weiteren Aufgabe nicht entziehen können, jedem in der Abhandlung vorkommenden Personennamen, der auf die Frage nach Zeit und Autorschaft Bezug zu haben scheint, Revue passieren zu lassen. Der wichtigste Name in dieser Hinsicht ist der des Phalareers selbst § 289. Diese Stelle erregte natürlich bei den Gelehrten der Renaissance im Punkte der Autorschaft Zweifel, und so gelangte unsere Schrift viel früher als die de sublimitate in jene strittige und ungewisse Stellung, welche das Los so vieler griechischer Abhandlungen geworden ist. Victorius sah in dieser Stelle einen Beweis für seine Ansicht. Es ist nur natürlich, bemerkt er, daß Demetrius Phalereus das Gedächtnis an eine Tat lebendig zu erhalten wünschte, welche ihm so viel Ehre einbrachte. Spätere, die für die Urheberschaft des Phalareers eintraten, haben es für besser befunden, in der in Frage kommenden Stelle einen nachträglichen Zusatz zu erblicken, jedoch mit seichter Begründung, so Liers. Wenn auch keine Literaturangabe in unserer Schrift der Überlieferung solchen Eintrag tut wie diese, so mag doch auch die Erwähnung anderer Namen und die Art ihrer Erwähnung mit dazu beigetragen haben, dieselbe später anzusetzen. Aus der Art der Anspielungen auf die Redner Demosthenes und Demades kann wohl nach keiner Seite hin ein Schluß gezogen werden. Zwar wird die Suprematie des Demosthenes in dieser Schrift nicht so ausdrücklich anerkannt als in anderen der Art, nichtsdestoweniger drückt sich in den zahlreichen Erläuterungen, zu denen seine Reden herhalten müssen, das große Ansehen, das er genießt, zur Genüge aus, wogegen die relativ geringe Anzahl angeführter Stellen aus Demades zeigt, daß letzterer keineswegs als mit jenem auf gleichhoher Stufe stehend angesehen wird. Ein bestimmteres Kennzeichen späterer Urheberschaft tritt in den Bezugnahmen auf Me-

nander und Philemon zu tage. Während diese Zeitgenossen des Phalereers waren, scheint der Inhalt des § 193 das Urteil einer späteren Zeit zu enthalten; darauf deutet auch *ἡ νέα κωμωδία* § 204. Schwerlich würde der Phalereer neben dem summarischen Urteile über die den Peripatetikern gemeinsamen charakteristischen Kennzeichen des Stils (§ 181) Aristoteles und Theophrast als anerkannte Autoritäten der rhetorischen Schulen angeführt haben. Durch *οἱ ἀρχαῖοι* (§§ 67 u. 244) werden von dem Autor, wie es scheint, die griechischen Klassiker in ausdrücklichen Gegensatz zu seiner eigenen Zeit gesetzt, was sich in Ausdrücken wie *οἱ νῦν ῥήτορες* (§ 287), *ἡ νῦν κατέχουσα δεινότης* (§ 245), *ὡς νῦν ὀνομάζομεν* (§ 237) darstellt. In Verbindung mit diesen Anzeichen einer späteren Periode mag nun eine nicht literarische Beziehung erwähnt werden, welche auf römische Zeiten hinzuweisen scheint, mündlich § 108. Wenn hier unter *πορφύραις πλατείαις* der Purpurstreifen eines römischen Senators zu verstehen ist, dann kann offensichtlich die Schrift nicht von der Hand des Phalereers stammen; aber unglücklicherweise ist die Erklärung der Stelle unsicher. Die nämliche Ungewissheit besteht hinsichtlich der Erklärung von *ὁ Γαδαρεύς* (§ 237). Ist wirklich der Rhetor Theodor aus Gadara gemeint, dann haben wir eine Beziehung nicht nur auf die römische, sondern auf die augusteische Zeit. Die Bezugnahme auf viele andere Schriftsteller, Dichter sowohl als Prosaisten, welche das Buch enthält, erbringen keinen evidenten Beweis für die Zeit der Abfassung; immerhin waren Artemon und Archidemus verhältnismäßig späte Autoren. Angesichts dieser zahlreichen Erwähnungen früherer Verfasser von Schriftwerken (außer den schon genannten noch Sotades, Dikæarch, Sophron, Ktesias, Philistus, Klitarch, Praxiphanes sowie der Maler Nikias), könnte man leicht auf den Gedanken verfallen, aus dem Umstande, daß der Name eines Schriftstellers wie Dionysius von Halikarnass nicht vorkommt, zu folgen, er sei unbekannt gewesen. Allein ein solcher Schluss ist durchaus unberechtigt, hauptsächlich wenn der Autor ein Zeitgenosse des Dionys war oder nur wenig später lebte. In seinen rhetorischen Schriften, so umfangreich und mannigfaltig sie sind, erwähnt Dionysius nur ein einziges Mal seinen Zeitgenossen und Mitarbeiter (fellow-worker) Cæcilius. Auch wäre es voreilig zu behaupten, daß beide notwendigerweise sich hätten kennen müssen. Es wird dabei nicht bedacht, wie unbedeutend der Bücherumsatz im Altertum gewesen sein mag, desgleichen die Kostspieligkeit und Mühe der Vervielfältigung, und wie zahlreiche,

verschiedene und dabei zeitlich und örtlich weit auseinanderliegende Rhetorenschulen es gab. Aus diesen und anderen Gründen dürfen wir nur mit Mißtrauen auf Schlüsse hinblicken, die auf solche Art die Notwendigkeit erhärten wollen, die Schrift de elocutione müsse später erschienen sein als die Werke des Dionysius von Halikarnafs. (Der höchste Grad dieses Mißtrauens drückt sich vermutlich in des Herausgebers höflichem Schweigen aus, das er im Laufe der ganzen Untersuchung gegenüber der in den Noten erwähnten, auf eine sehr späte Abfassungszeit [die Zeit der Antonine!] deutenden Konjektur Christs zu § 149 beobachtet). Nunmehr wendet sich der innere Beweis den sprachlichen Erscheinungen zu. Schon das Titelwort *ἐρμηνεία* scheint auf eine beträchtlich spätere Zeit als die Aristoteles' und Theophrasts schließsen zu lassen, da diese beiden für Stil *λέξις* gebrauchen, während *ἐρμηνεία* bei Aristoteles mehr ein logischer und grammatikalischer als ein literarischer Terminus ist. In gleichem Maße bezeichnend ist ein so sorgfältig herausgearbeiteter Kunstaussdruck wie *ξηροκακοζήλία*, der sicherlich einer vorgeschrittenen Stufe im Studium des Stils angehört. Der Ausdruck war nach des Verf. eigenem Zeugnisse in seinen Tagen eine neue Erfindung, ebenso das einfache Kompositum *κακόζηλος*. Ein anderes § 38 ausdrücklich als solches bezeichnetes Novum ist der an die Stelle von *μεγαλοπρεπής* getretene rhetorische Ausdruck *λόγιος*. Die noch weiter folgenden sprachlichen Beobachtungen sind größtenteils schon von anderen veröffentlicht worden, treten indes als die Frucht eigener Forschung entgegen, da außer Schmidts Abhandlung über den Dual keine Quellenangabe erfolgt, nicht einmal bei den beiden Partizipialadverbien *λανθανόντως* und *λεληθότως* der Name Dahls zitiert wird und auch der von letzteren angeführte, sonst nirgends nachgewiesene Adverbialausdruck *ὡς τὸ πλέον* nicht angemerkt ist. Unter den *ἀπαξ εἰρημένα* wird ebenso wie von Beheim-Schwarzbach an erster Stelle *ἀδολεσχότερος* angeführt. Schon diesem gegenüber hat Dahl darauf hingewiesen, daß dies insofern bedenklich erscheint, als wir ja bei Plut. den Superlativ *ἀδολεσχότατος* lesen. Überhaupt bleibt der Wert der Arbeit Dahls neben den Beobachtungen Roberts ungeschmälert. Bekanntlich haben manche Gelehrte auf das Fehlen rhetorischer Kunstaussdrücke, besonders von *τρόπος* im Sinne von „Tropus, figürlicher Ausdruck“ einen Schluß auf die Zeit zu gründen gesucht und geltend gemacht, daß, insofern Cicero (Brut. 17, 6) den Ausdruck anwendet und derselbe wahrscheinlich schon ziemlich lange vorher im Schwunge gewesen sei, die Schrift in einer ver-

gleichsweise früheren Zeit verfaßt sein müßte. Darauf entgegnet Roberts kurz: It is unsafe to infer ignorance from silence, ganz abgesehen davon, daß § 120 das Wort sogar möglicherweise in diesem Sinne gebraucht ist. Ein Rückblick auf diese innere Begründung auf Grund des Hauptinhalts und der Sprache führt dann zu dem Wahrscheinlichkeitschlusse, daß die Schrift in der Form, in welcher wir sie haben (auf diesen beschränkenden Zusatz legt Roberts stets starken Nachdruck; der Grund dafür, von ihm S. 59¹ angedeutet, wird bei der äußeren Begründung klar ersichtlich), nicht der Zeit des Phalereers angehört, sondern entweder dem 1. Jahrh. v. Chr. oder dem 1. Jahrh. n. Chr. Der rhetorische Standpunkt weist auf die griechisch-römische Periode früher als Hermogenes und (möglicherweise) später als Dionysius. Die Sprache ist ebenfalls nachklassisch, aber nicht so unmittelbar nachklassisch (paulo-post-classical) wie bei Demetrius Phalereus. („The Atticism is but the veneer.“)

Der äußere Beweis zieht die in anderen Schriften vorkommenden Anspielungen auf vorliegende in Betracht und läßt sich über den Wert des handschriftl. Titels aus. Was die sogen. Anspielungen anlangt, so sind dieselben zweifelhaft, wenn frühzeitig, und spät, wenn gut beglaubigt. Ersteres gilt von dem frühesten hierher gehörigen Schriftsteller, Philodemus. Ist es schon an sich unwahrscheinlich, daß er in der betreffenden Stelle seiner Rhetorik (IV, 16) den § 303 unserer Schrift im Auge hat, so dürfen außerdem drei weitere Umstände nicht übersehen werden, erstlich, daß er von Demetrius ohne irgend welchen Zusatz spricht, sodann, daß Cicero, der Zeitgenosse des Philodemus, zwar oft auf Demetrius Phalereus sich bezieht, aber keine Kenntnis dieser Schrift verrät, drittens, daß Diog. Laert. in der langen Liste, die er von den Werken des Phalereers gibt, diese Schrift nicht erwähnt. Andererseits scheint Ammonius (500 n. Chr.) in seinem Kommentar der Aristotelischen Schrift *περὶ Ἑρμηνείας* die unsere zu erwähnen; aber auch bei ihm entbehrt der Name des Demetrius, dem er sie zuschreibt, jedes näheren Beisatzes. So bleibt also nur aus späterer Zeit das Zeugnis des Theophylakt, Erzbischofs von Bulgarien (11. Jahrh.), und eines Scholiasten zu Tzetzes, der selbst dem 12. Jahrh. angehört. Denn der Scholiast zu Hermogenes nimmt zwar oft Bezug auf die Schrift *de elocutione*, aber ohne jede Folgerung betreffs des Namens und der Zeit des Verfassers, außer daß er ihn unter *οἱ ἀρχαῖοι* oder *οἱ παλαιοί* einreihet, eine Bezeichnung, die bei byzantinischen Schriftstellern nicht notwendig auf die klassische Periode

hinweist, da spätere Schriftsteller wie Apsines und Hermogenes selbst so bezeichnet werden; und die Scholiasten zu Hermogenes gehören fast ausnahmslos byzantinischer Zeit an. Der beste unter ihnen, Gregor, Metropolit von Korinth, lebte nicht vor dem 12. Jahrh. Besondere Erwähnung verdient eine Stelle aus des Syrianus Prolegomena zu Hermogenes „De Ideis“ (4. Jahrh.), insofern in derselben trotz Abweichungen in den Termini von Dionys von Halikarnafs und dem Verf. unserer Schrift die Rede ist. Aus ihr ergibt sich, daß letzterer für beträchtlich später galt als ersterer, und daß in der Zeit zwischen dem Wirken dieser beiden Männer noch ein gewisser Hipparchus in der Entwicklung der griechischen Lehre vom Prosastil eine Rolle gespielt hatte. Diesen Zeugnissen gegenüber mißt nun Roberts dem Titel, den eine so ausgezeichnete Handschr. wie P. 1741 bietet, eine hervorragende Bedeutung bei; diese Überschrift müsse, zumal sie möglicherweise älter sei als einige von jenen, sehr sorgfältig bewertet werden. Zugleich macht er jedoch darauf aufmerksam, daß auch betreffs der Überschriften, welche das Manuskript anderen in ihm enthaltenen Werken gibt, beträchtliche Zweifel obwalten, was an zwei Beispielen gezeigt wird. Bei unserer Schrift kommt die weitere Tatsache hinzu, daß es zu Ende derselben heißt *Ἀγησιότιον περὶ ἐρημείας*, was die Vermutung, der Zusatz *Φαληρέως* in der Überschrift beruhe auf Konjekturen, wofür Roberts selbst bestechende Wahrscheinlichkeitsgründe beibringt, nur bestärken könne. Es kann aber auch sein, daß das Buch entweder ursprünglich anonym erschien oder durch irgend einen Zufall im Verlaufe seiner Geschichte seinen Titel verlor, und daß „Demetrius“ eine bloße Konjekturen ist, bestimmt, einen leeren Raum auszufüllen. Wenn dies der Fall ist, dann ist zweifellos der Phalereer sowohl in der Überschrift als in der kürzeren Unterschrift gemeint. Wenn aber Demetrius (ohne Beisatz) wirklich der ursprüngliche Titel ist, dann könnte unter Annahme anderer Gründe für den wahrscheinlichen Zeitpunkt des Entstehens der Schrift nahezu aus jedem Jahrhundert ein Anspruchsberechtigter (claimant) dieses so allgemeinen Namens gefolgert werden. Vor Erwähnung einiger Konjekturen auf dieser Grundlage müssen wir zuerst Stellung zu der Hypothese nehmen, als ob Dionys von Halikarnafs der Autor sei, die einzige positive Vermutung, die neben den Namen Demetrius oder Demetrius Phalereus herläuft. Valesius (Heinrich von Valois) war der erste, der die Schrift dem Dionysius von Halikarnafs zuschrieb, und zwar auf Grund eines Scholion zu V. 401 der Wolken des

Aristophanes, in dem die Bezugnahme auf § 150 unserer Schrift klar ist. Aber das Scholion ist wahrscheinlich nicht älter als Musurus (15. Jahrh.) und erklärt sich einfach als ein Gedächtnisfehler; und selbst wenn es älter wäre, mangelt es derart an jeder Bestätigung gemeinsamen Stils oder irgend eines anderen Betreffs (quarter), daß die Zuteilung dieser Schrift ebenso klassifiziert werden müßte wie die ähnliche der *ars rhetorica* und de *sublimitate* an einen so erhabenen und umfangreichen Schriftsteller über Rhetorik, als welcher Dionysius betrachtet wurde. Wenn daher irgend ein spezieller Name mit der Abhandlung verknüpft werden kann, muß es der irgend eines anderen Demetrius sein als des Phalereers. Aber Demetrius ist ein sehr allgemeiner Name (in den großen klassischen Wörterbüchern sind einige 130 Personen dieses Namens der Erwähnung gewürdigt), sodaß in verschiedenen Zeiten mehrere Demetrius als mögliche Verfasser gefolgert worden sind. Zunächst holte Muret einen alexandrinischen Sophisten Demetrius von ungewisser Zeit hervor, nach Diog. Laert. Verfasser von *τέχναι ῥητορικαί*. Eine andere Annahme geht dahin, der Autor möge Demetrius von Pergamus, ein sonst unbekannter Rhetor oder Philosoph gewesen sein, den man um das Jahr 100 v. Chr. ansetzt, wieder eine andere bezieht sich auf den Syrer Demetrius, dessen rhetorischen Unterricht Cicero im Jahre 78 v. Chr. zu Athen genoß. Folgerungen wie diese können nur dazu dienen, zu zeigen, wie weit entfernt von einem sicheren Schlusse man noch ist. Aber mangels zureichender Beweise ist ein vorsichtiger Standpunkt das einzig Richtige. Bei dem jetzigen Stand der Sache berechtigt der Beweisgang betreffs Verfasser und Zeit der Schrift schwerlich zu irgend welchen präziseren Schlüssen als folgenden: 1) Sie ist in ihrer gegenwärtigen Form nicht das Werk des Phalereers, wie groß auch immer das Gewicht der Überlieferung zu Gunsten dieses Gesichtspunktes sein mag. 2) Sie gehört wahrscheinlich entweder dem 1. Jahrh. v. Chr. oder dem 1. Jahrh. n. Chr. an; letztgenannter Zeitraum ist im ganzen der wahrscheinlichere. 3) Ihr Verfasser kann den Namen Demetrius getragen haben.

Der textkritische und literarische Apparat, der gerade in der knappen Fassung seiner Angaben den scharfen Blick erkennen läßt, mit dem der Herausg. das, worauf es wesentlich ankommt, plastisch herauszuheben weiß, ist in allen Teilen des Buches gleich musterhaft zu nennen und dürfte des lebhaftesten Beifalls aller, die sich dafür näher interessieren, sicher sein. Ebenso uneingeschränktes Lob verdient der peinlich saubere Druck;

einzig S. 56 Z. 20 ἀλλήτρια fälschlich paroxytoniert. Im Namenregister habe ich allerdings den einen oder andern der vorkommenden Eigennamen vermifst; da aber nur solche von gänzlich untergeordneter Bedeutung dabei in Frage kommen, so beruht ihre Weglassung vermutlich auf Absicht. Wenn daher die Engländer diese Ausgabe mit stolzer Bewunderung feiern, so brauchen sie nicht zu heucheln; sie sind wirklich darum zu beneiden. Und so kann ich zum Schlusse nur der Hoffnung und dem Wunsche Ausdruck geben, es möge, nachdem jetzt Italiener, Franzosen und Briten einer Übersetzung dieses Werkes in ihrer Muttersprache sich erfreuen, nicht mehr gar zu lange anstehen, bis auch uns Deutschen eine solche beschert wird.

München.

Ph. Weber.

- 215) **James Gow, Q. Horati Flacci saturarum liber I** edited with introduction and notes. Cambridge University Press (London, J. C. Clay & Sons; Leipzig F. A. Brockhaus) 1901. XXVIII u. 120 S. 8. M 2.50.

Das erste Satirenbuch gehört zur Pitt press series, einer Sammlung von griechischen, lateinischen, deutschen, französischen und englischen Schulschriftstellern, für die Gow auch Horaz' Oden und Epoden bearbeitet hat. Die Einleitung bespricht zuerst das Leben des Horaz (S. ix.—xvi), weiter die Satire bis auf Juvenal (S. xvii.—xix), endlich Zeitfolge (S. xix.—xxi), Personen (S. xxi.—xxiii) und Sprache (S. xxiii.—xxv) der Horazischen Satiren. Eine Übersicht über die Handschriftenklassen und die Scholien (S. xxvi.—xxviii) leitet zum Text (S. 1—36) über. Es folgen die sehr ausführlichen Anmerkungen (S. 37—116). Den Schluß bildet ein knappes Sprach- und Sachverzeichnis. Durchweg gibt G. die Belegstellen. Er schöpft hierbei aus den besten Quellen, in den Anmerkungen hauptsächlich aus den deutschen Ausgaben von Orelli (— Mewes 1892), Schütz und Kieffling und der englischen von Palmer (1888). Bei den Lesarten unter dem Text berücksichtigt G. fast nur seine Landsleute, vor allem Bentley, dann von Neueren außer Palmer besonders Housman (Journ. of philol. XVIII) und Postgate (Classical review, Juli 1901). Des letzteren Konjekturen sind eigens für Gows Ausgabe erdacht. Die textkritischen Bemerkungen haben wie das ganze Büchlein belehrenden Wert für angehende Philologen (z. B. die über die Unechtheit von 10, 1—8 oder die über non vereor, ut 3, 120). Wissen-

schaftliche Bedeutung haben sie nicht, das Richtige in ihnen ist meist bekannt, das Neue ist durchweg unnötig oder geradezu falsch. Richtig ist Housmans Interpunktion 4, 102 (*invidiam*) *procul afore chartis atque animo, prius ut, (= ut prius fuit) . . . promitto, annehmbar* Gows eigne Änderung (4, 139) *haec . . . mecum . . . agito . . . haec ludo* (statt *illudo*) *chartis*. Bemerkenswerter sind einige neue Gedanken in den Vorbemerkungen. Zwar ist es verkehrt Horazens Vater zum Griechen zu machen, weil der Sohn frühzeitig griechisch schrieb (S. ix). Gow führt ja auch selbst die wahrscheinlichere Vermutung Sonnenscheins (*Class. rev.* 1897 p. 339) an, der alte Flaccus („Schlappohr“) sei ein Samnite gewesen (Sabellus nennt sich Horaz *epist.* I, 16, 48), der durch den Bundesgenossenkrieg Sklave der Militärkolonie Venusia geworden, aber nach der Verleihung des Bürgerrechts an alle Italiker freigelassen und nach der *tribus Horatia*, zu der Venusia gehörte Horatius genannt worden sei (S. x). Daß Horaz aus Armut Gedichte verfaßt hat, erklärt Gow ansprechend durch die Vermutung, er sei nach Philippi mit seiner streitbaren Muse (Epoden und Satiren) in den Dienst der politischen Fronde (Asinius Pollio, vgl. *carm.* II, 1) getreten. Aus *epod.* 1 und 9 wird zuweitgehend gefolgert, Horaz habe in Mäcens Gefolge der Seeschlacht bei Aktium als Augenzeuge beigewohnt (S. xiii). Richtiger ist die Beobachtung, das Zurücktreten Mäcens im vierten Oden- und im zweiten Epistelnbuche hänge mit dem Zwist zwischen Augustus und Mäcen wegen der Terentia zusammen (S. xv). Den Widerspruch Quintilians (X, 1, 93 *satira tota nostra est*) mit Horaz' Angabe (*sat.* I, 4, 6), die Grundlage der römischen Satire sei die alte attische Komödie, erklärt H. richtig dahin, Lucilius habe Sprache und Kunstform der italischen Dichtung entnommen, während er für die persönliche Gehässigkeit in der Behandlung der zeitgenössischen Politik in Aristophanes sein Vorbild gefunden habe (S. xvii). Daß die verletzende politische Dichtung dem Dichter selbst später unbequem war, ist bekannt genug. Sehr fein aber ist der Hinweis Gows (S. xviii), er habe das, was in den Dichtungen selbst *satirae* heiße (*sat.* II, 1, 6. 17), wegen des anrühigen Nebensinnes später beschönigend „Gespräche“ (*sermones epist.* I, 4, 1. II, 1, 250. 2, 60) genannt (S. xviii). In dem Abschnitt über die Zeitfolge der Satiren weist G. (S. xx) darauf hin, daß wohl spätere Gedichte auf frühere anspielen (*sat.* I, 10 auf I, 4, dieses auf I, 2), nicht aber frühere auf spätere. Er folgert aber hieraus mit Recht nur ganz im allgemeinen eine zeitliche

Anordnung der Gedichte. Als das älteste der erhaltenen Gedichte überhaupt bezeichnet auch G. (S. XII) den Rechtstreit vor Prätor Brutus in Klazomenā i. J. 43 (sat. I, 7). Hinsichtlich der Träger der Handlungen in den Satiren behauptet G. mit Recht, Horaz habe nach des Lucilius Vorgang Zeitgenossen mit ihren wirklichen Namen eingeführt. Verstecknamen (Canidia für Gratidia), Gattungsbezeichnungen (Avidienus von avere) und unmittelbar aus Lucilius übernommene Namen (Pacideianus) seien Ausnahmen (S. XXII). In dem Abschnitt über die Sprache der Satiren wird besonders der der Umgangssprache entnommene Wortschatz, weniger die Dichtersprache behandelt. Der Verstechnik sind nur wenige, aber richtige Bemerkungen gewidmet (S. XXV). Überhaupt ist die Darstellung auch in den Anmerkungen knapp und gehaltvoll. Als fleißige und verständnisvolle Arbeit verdient Gows erstes Satirenbuch alles Lob. Für das englische Sprachgebiet wünschen wir ihm weiteste Verbreitung. In Deutschland freilich wird es ihm bei der Überfülle auch an tüchtigen Horazarbeiten schwer halten, sich einen Leserkreis zu erobern.

Cöln.

August Chamblu.

216) **Hammelrath und Stephan, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische** für Sekunda und Prima im Anschluß an die Lektüre. Berlin, Weidmann.

II. Heft: Übungsstücke im Anschluß an Cicero. 1900.
80 S. 8. *M* 1.—.

III. Heft: Übungsstücke im Anschluß an Sallust,
Tacitus, Cicero. 1902. 62 S. 8. *M* —. 80.

IV. Heft: Wörterverzeichnis. 1903. 45 S. 8. *M* —. 60.

Das lateinische Unterrichtswerk von Hammelrath und Stephan, dessen erster Teil schon früher hier besprochen ist, liegt nunmehr vollständig vor. Das II. Heft enthält Stücke im Anschluß an vier Reden Ciceros: in Cat. I u. IV (24 + 16), de imp. (29), pro Mil. (14). Die Aufgaben des III. Heftes beziehen sich auf Sallust Cat. u. Jug. (6 + 8), Tacitus Agric. (2), Germ. (3), hist. IV (6), ann. I u. II (13) und auf Cicero in Caec. (4), in Verr. IV u. V (5 + 2), Briefe (18), de off. (2).

Besonderes Lob verdienen die Aufgaben des II. Heftes. Die hier behandelten Reden Ciceros werden geschichtlich erläutert, übersichtlich gegliedert und kritisch beleuchtet, sodaß der Schüler bei Benutzung dieses Übungsstoffes nicht nur in seinen grammatischen Kenntnissen gefördert,

sondern auch in stand gesetzt wird, der Lektüre mit größerem Verständnis zu folgen. Weniger bieten in dieser Hinsicht die Stücke des III. Heftes. In dem Bestreben vielerlei zu bringen verzichten die Verf. auf eine gründlichere Behandlung der einzelnen Schriftwerke. Am meisten wird man bedauern, daß die *Germania* und der *Agricola* keine eingehendere Berücksichtigung finden.

Im übrigen kann man das Verfahren der Verf. nur billigen. Die Übungsstücke sind in bezug auf den Wortschatz eng an die Schriftstellen angelehnt, dagegen in Gedankengang, Satzbau und Konstruktion so frei gestaltet, daß dem Schüler ausreichende Gelegenheit zu selbständiger Denkarbeit bleibt. Auf ein gutes und klares Deutsch ist überall Bedacht genommen, dabei aber der Ausdruck so gewählt, daß ohne erhebliche Schwierigkeiten eine Übersetzung von echt lateinischer Färbung geliefert werden kann. Hierbei vermissen ich nur in manchen Punkten ein methodisches Fortschreiten vom Leichterem zum Schwereren. Die Aufgaben im Anschluß an Tacitus ann. z. B. scheinen mir nicht höhere Anforderungen an den Schüler zu stellen als die über Cicero de imp., während die einen für den Untersekundaner, die anderen für den Oberprimaner bestimmt sind.

Das Wörterverzeichnis ist alphabetisch geordnet und soll vor allem den Schüler in stand setzen auch diejenigen Stücke zu übersetzen, die der Klassenlektüre nicht entsprechen, damit eine volle Ausnutzung des Übersetzungsstoffes möglich wird. Da aber die Phrasen und Vokabeln, die in dem Verzeichnis angegeben werden, sich vielfach nur zur Verwendung in einem bestimmten Zusammenhange eignen und keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen können, so wäre es ratsamer gewesen, sie zu den einzelnen Stücken, in denen sie gebraucht werden, zusammenzustellen. Bei der gewählten alphabetischen Ordnung werden schwere Mißgriffe seitens des Schülers kaum ausbleiben. Es muß ihn geradezu irreführen, wenn er in dem Verzeichnisse ohne jede Erklärung findet: „beherrschen imminere“, „Weinen vagitus“, „Heerhaufen cuneus“, „zufrieden sein satis habere“, „verschönern celebrare“, „betroffen werden von etwas sentire aliquid“ etc. Auch könnte der Grundsatz, den der Verf. im Vorworte des Wörterverzeichnisses aufstellt, alles, was der Schüler durch Nachdenken selbst finden kann, fortzulassen, noch strenger befolgt sein. Für Wendungen wie „Lagergassen, plattes Land, Vergewaltigung, sich mit Friedensabsichten tragen, Brückenkopf“ braucht kein Oberprimaner die Hilfe eines Lexikons.

Potsdam.

E. Krause.

217) **G. Dubray, Le Roman des Mots.** Vienne, Gerold & Co.
(ohne Jahr) [1903]. 63 S. 8.

Eine philologische Plauderei, der ein Vergleich zwischen dem Werdegang und der Natur französischer Wörter mit menschlichen Verhältnissen zu Grunde liegt.

Zur Charakterisierung des „Geistes“, der in dieser „Fantasie“ herrscht, diene folgende Auswahl:

„Mots qui se sont mariés“: en chair et en os, bel et bien. Mots „orphelins“: struire ou étruire (du latin struere) n'a jamais existé. Cela ne l'a pas empêché d'avoir beaucoup d'enfants: Construire, détruire etc. C'est admirable. Les amputés: une auto; un vélo. Les exilés: réel, solide, Coupé, patron etc. Que sont-ils devenus en passant la frontière? Hélas! toujours quelque chose de nous s'altère en pays étranger. Les Poseurs; ceux qui se font „blanchir“ en Angleterre ex. tonnelle: tunnel, règle: rail“ u. s. w. Manches recht hübsch, das meiste forciert geistreich. Mit einem teilweise recht großen Fragezeichen sind folgende Ableitungen zu versehen: portrait aus trait pour trait, dictée aus une page dictée; engl. poney aus puiné, sowie die Erklärung von lasse in de guerre lasse als Attraktion durch guerre, wo doch die ehemalige, auch in hélas erhaltene Aussprache des s eine viel natürlichere Deutung bietet.

Den interessantesten Teil des Büchleins bilden die Ausblicke, welche der französische Verfasser, auch im Anhang: *Mélanges*, in den gegenwärtigen Sprachgebrauch in bezug auf einige Konstruktionen tun läßt. Er bestätigt eine auch von Prof. Morff gemachte Beobachtung, wenn er z. B. sagt: „se rappeler de“ n'a presque plus l'air d'une faute, oder: La grammaire recommande obstinément: je m'en suis allé, et le public se plaît à dire, non moins obstinément: Je me suis en allé! Der Verf. führt sogar ein Beispiel aus V. Hugo, *Contemplations*, an: Ils se sont en allés. Von der Richtigkeit dieser Bemerkungen habe ich mich während meines letzten Studienaufenthaltes in Lyon überzeugen können; je m'en rappelle hört man von ganz Gebildeten. Von der Feststellung und Berücksichtigung bis zur ausschließlichen unterrichtlichen Verwendung dieser von Grammatik und Akademie noch nicht gutgeheissenen Formen ist nun aber ein Schritt, den ich wenigstens nicht zu tun wage.

Flensburg.

Karl Engelke.

- 218) **Bastiaan van Dam and Corn. Stoffel, Chapters on English Printing, Prosody, and Pronunciation (1550 bis 1700).** (= Anglistische Forschungen, herausgegeben von J. Hoops, Heft 9.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1902. 207 S. 8. N 5. —.

Dieselben beiden Gelehrten, die sich erst kürzlich zu einem sehr beachtenswerten Buche, *William Shakespeare, Prosody and Text*, Leyden 1900, vereinigt hatten (vgl. Shakespeare-Jahrbuch 38, S. 242 ff), legen in dem oben genannten Heft drei weitere gemeinschaftliche Arbeiten vor. Die erste heisst *High-handed Ways of Elisabethan and Jacobean Printers* (S. 1—48). Sie handelt, ausgehend von den wohlbekannten sogenannten Raubausgaben, in denen uns Stücke Shakespeares und seiner Zeitgenossen überliefert sind, über die mannigfachen eigenmächtigen und willkürlichen Veränderungen, die sich zu damaliger Zeit englische Drucker mit den Werken ihrer Autoren erlaubten. Man weiß zwar bereits recht gut, daß diese mitunter recht bedeutend waren, aber in wie hohem Grade das der Fall ist, das zeigen erst an einer Menge von Beispielen und zeitgenössischen, bisher kaum beachteten Zeugnissen unsere Verfasser. Es ist das geradezu feststehender Brauch, der seinen bezeichnenden Ausdruck darin findet, daß der Verleger die Urschrift seines Autors nicht anders als *uncorrected copy* nennt und daß neue Abdrücke in der Regel die Bezeichnung *newly corrected* führen, wobei natürlich die Besserungen nicht vom Autor, sondern vom Drucker stammen; auch wird der Nachweis geführt, daß die Autoren beim Druck ihrer Werke kaum etwas zu sagen hatten, ja daß sie nicht einmal eine Korrektur zu lesen bekamen. Bemerkenswert ist übrigens, daß auch schon in dieser Arbeit mehrere Fragen über die damalige Aussprache des Englischen gestreift werden. — Die zweite Arbeit behandelt *The Dogma of the „Extra Syllables“ in the Heroic and Blank -verse Line (XVI. and XVII. Century)* (S. 49—113) und wendet sich in zum Teil scharfen Ausführungen gegen die bisher in der metrischen Forschung als selbstverständlich geltende Ansicht, daß in der genannten Zeit überzählige Silben, mehrsilbige Senkungen u. dergl. nicht ganz seltene Eigentümlichkeiten seien. Die Verfasser treten dem sehr entschieden entgegen und wissen ihre gegenteilige Meinung mit trefflichen Gründen und Beweisen zu stützen, indem sie darlegen, daß sich fast in allen Fällen, die sorgsam und in großer Zahl durchgeprüft werden, die vermeintliche, von modernen Gelehrten angenommene Überzähligkeit

gewisser Silben leicht und zwanglos durch die von der jetzigen verschiedene alte Aussprache des Englischen beseitigen läßt. Mit großer Belesenheit werden alle möglichen Zeugnisse von Phonetikern, Grammatikern und Dichtern herangezogen, um die Richtigkeit der neuen Aufstellungen zu erweisen. — Die dritte Abhandlung endlich *An Inquiry into the Use of Synizesis in Shakespearean and Miltonic Verse* (S. 114–206) beschäftigt sich mit dieser Erscheinung, die ebenfalls für Aussprache und Metrik von großer Wichtigkeit ist.

Da es weder der Gegenstand noch der Ort erlauben, hier auf Einzelheiten einzugehen, so mußten wir uns mit diesen kurzen Worten über das reichhaltige Buch begnügen, verfehlen aber nicht, noch ausdrücklich zu betonen, daß es ähnlich wie das oben genannte große Werk der beiden Verfasser von hoher Bedeutung für die in Betracht kommenden Gebiete der Wissenschaft ist, daß es eine Fülle des Neuen und Anregenden bietet und volle Beachtung bei allen denen verdient, die sich mit metrischen und sprachlichen Fragen beschäftigen.

-12-

- 219) **R. Jordan, Die altenglischen Säugetiere.** (= Anglistische Forschungen. Herausgegeben von J. Hoops. Heft 12.)
Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1903. XII u.
212 S. 8. M 6. —.

Jordans Arbeit ist ein fleißiger und sorgfältiger Beitrag zu einer systematischen Durchforschung des altgermanischen Sprachschatzes, wie sie schon von verschiedenen Seiten in Angriff genommen worden ist. Der Verfasser selbst weiß in seinem Vorwort mehrere Werke anzuführen, die in ähnlicher Weise wie er altenglische Pflanzen- und Vogelnamen, althochdeutsche Tier- und Pflanzennamen behandeln, und in größerem Zusammenhange hätte auch noch auf andere Gebiete, so etwa auf die Arbeit über altenglische Musikausdrücke, die Padelford im vierten Hefte der Bonner Beiträge zur Anglistik (1899) geliefert hat, verwiesen werden können. Der Wert solcher Arbeiten leuchtet von vornherein ein. Sie sind, wenn sie gut sind, nicht bloß vorzügliche Hilfsmittel zur näheren Erkenntnis des Wortschatzes und der Sprachgeschichte, sondern sie ermöglichen oft auch wertvolle kulturgeschichtliche Ausblicke. Jordan bringt zunächst eine Übersicht über die stattliche Zahl der von ihm ausgeschöpften Quellen, dann über die sonst von ihm benutzten Hilfsmittel und handelt dann in der Einleitung im allgemeinen über Alter und Heimat der in Betracht

kommenden Tiernamen, die zum Teil Erbgut aus der indogermanischen Urzeit sind; andere sind nur ureuropäisch, nordeuropäisch, westgermanisch, manche gehören auch bloß englischen Dialekten an. Neben den heimischen Namen begegnen dann auch zahlreiche Fremd- und Lehnwörter aus dem Lateinischen, Keltisch-Britannischen, dem Nordischen und Französischen. Auch über die Geschlechtsunterscheidungen, Zusammensetzungen, die Bedeutungsentwicklungen und -verschiebungen wird eine Reihe guter Bemerkungen eingeflochten. Den Hauptteil der Arbeit bildet dann das lexikalische Verzeichnis, das auf naturwissenschaftlicher Grundlage nach den verschiedenen Tierklassen aufgebaut ist und zunächst die Grundform des Namens, dann sehr ausführlich Belegstellen nach grammatischer Anordnung bringt, ferner die Bedeutung und endlich die Geschichte und Etymologie des Wortes auseinandersetzt. Die Arbeit bietet eine Fülle von wichtigen Tatsachen und auch viele neue Vermutungen und Anregungen dar, sodaß ihr nur alle Anerkennung zu zollen ist.

-tz-

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Perthes' Schulausgaben

englischer und französischer Schriftsteller.

- Nr. 16 B. *Histoire de l'Expédition d'Egypte*, tirée de l'Histoire de la Révolution française par A. Thiers. Edition annotée à l'usage des classes par Charles Beckmann, Professeur au Gymnasium Carolinum d'Osnabrück. Gebunden M 1.20. — Wörterbuch dazu M —.40.
- Nr. 34 B. F. H. Burnett. *Little Lord Fauntleroy*. (1866.) Edited with explanatory notes by Dr. A. Stoeriko. Gebunden M 1.—. — Wörterbuch dazu M —.20.
- Nr. 40 B. *Mademoiselle de la Seiglière*, comédie par Jules Sandeau. (1851.) Édition précédée de notices biographique et historique et accompagnée de notes par K. Engelke, Docteur en philosophie et professeur à la Oberrealschule de Flensburg. Gebunden M 1.60. — Wörterbuch dazu M —.20.
- Nr. 42 B. *Sailing alone around the world*. By Capt. Joshua Slocum. Adapted for the use of schools by R. Blume, Ph. D., Professor at the Realschule beim Doventor, Bremen. With a plan and a map. Gebunden M 1.20. — Wörterbuch dazu M —.20.
- Nr. 37. Eugène Scribe. *Le verre d'eau ou les effets et les causes*. Comédie en cinq actes. (1840.) Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. O. Thoene, Direktor der städtischen Realschule II zu Hannover. Gebunden M 1.—. Wörterbuch dazu M —.20.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Entwicklung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.

Von **Erich Meyer.**

Preis: **ℳ 5**; gebunden **ℳ 6**.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.

Ein Hilfsbuch
für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts-
und Schulverkehrssprache

von

Dr. K. Engelke,

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Zweite, verbesserte Auflage. Preis: **ℳ 0.80**.

ENGLISCHE SYNONYMA,
für die Schule zusammengestellt

von

Heinrich Schmitz,

Professor am Realgymnasium zu Aachen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Preis: **ℳ 1.—**.

Homers Ilias.

Für den Schulgebrauch erklärt von

Gottl. Stier,

weiland Direktor des Herzogl. Francisceums in Zerbst.

Erstes Heft. Gesang I—III

Zweite Auflage, besorgt von

Dr. Max Seibel.

Preis: **ℳ 1.20**.

Zweites Heft. Gesang IV—VI.

Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von

Dr. Max Seibel.

Preis: **ℳ 1.20**.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.

Bearbeitet von **Dr. Reimer Hansen.**

1. Heft: Buch I. Preis: **ℳ 3**.

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** 

Für die Redaktion verantwortlich **Dr. E. Ludwig** in Bremen.
Druck und Verlag von **Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.**

Gotha, 5. September.

Nr. 18, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Er erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 220/221) Der Timotheos-Papyrus. Lichtdruckausgabe; U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Timotheos, Die Perser (J. Sitzler) p. 409. — 222) Alex. Pallis, A few Notes on the Gospels according to St. Mark and St. Matthew (Eb. Nestle) p. 414 — 223) C. Pascal, De metamorphoseon locis quibusdam (G. Schüler) p. 414. — 224) G. v. Kobilinski, Die Germania des Tacitus (Ed. Wolff) p. 416. — 225) Phil. Menna, De infinitivi apud Plinium minorem usu (Strothötter) p. 419. — 226) Javell, Aus griech. Inschriften (H. Löschhorn) p. 420. — 227) Basil L. Gildersleeve, Problems in Greek Syntax (Ph. Weber) p. 421. — 228) Kristoffer Nyrop, Das Leben der Wörter, übersetzt von Rob. Vogt (O. Weise) p. 426. — 229) Victor Jäggi, Latein. Elementargrammatik (E. Krause) p. 428. — 230) H. Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier (A. Funck) p. 429. — 231) Der alte Orient 5 Jahrg. Heft 1 u. 2 (R. Hansen) p. 430. — 232) P. Dörwald, Griechischer Wortschatz (F. Adami) p. 431. — Vakanten. — Anzeigen.

220/221) Der Timotheos-Papyrus. Gefunden bei Abusir am 1. Februar 1902. Lichtdruckausgabe. Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung, 1903. 15 S. kl. Folio u. 7 Lichtdrucktafeln. Wissenschaftliche Veröffentlichungen der deutschen Orientgesellschaft Heft 3. Für Mitglieder *N* 9. —, sonst *N* 12. —.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Timotheos, Die Perser.
Aus einem Papyrus von Abusir im Auftrage der deutschen Orientgesellschaft herausgegeben. Mit einer Lichtdrucktafel. Ebenda. 126 S. 8. *N* 8. —.

Die an erster Stelle genannte Schrift ist die im Auftrage der deutschen Orientgesellschaft von Wilamowitz unter Mitwirkung von Ibscher und Schubart veranstaltete Faksimileausgabe des Timotheos-Papyrus; sie will auf sieben Lichtdrucktafeln ein möglichst getreues Abbild desselben geben, und wenn man aus der dem Rezensionsexemplar beigelegten Probetafel auf die anderen schließen darf, ist dies auch gelungen; jedoch warnt der Herausg., sich an den Stellen, wo nur noch Buchstabenreste vorhanden sind, allzusehr auf die Photographie zu verlassen.

beigegebene Text macht zunächst über den Papyrus selbst Mitteilung. Dieser wurde am 1. Februar 1902 in einem Grabe bei Abusir, an Dorfe Busiris bei Memphis in Ägypten, gefunden. Er stammt Mitte des 4. Jahrh. v. Chr., ist also das älteste Buch, das wir besitzen; aber es ist nicht vollständig auf uns gekommen, sondern in seinem letzten Teil; am Anfang ist mehr als die Hälfte verloren. Daher ist uns auch weder Titel noch Verfasser des Gedichtes bekannt; trotzdem kann über beides kein Zweifel bestehen, da sich Timotheos in dem Gedichte selbst nennt, und ein Gedicht des Timotheos, das eine Niederlage der Perser in einer Seeschlacht gegen die Griechen schildert wird, nur dessen berühmter kitharodischer Nomos „die Perser“ sein kann.

So kommt der Herausg. auf das Gedicht selbst zu sprechen, dessen Bedeutung für uns um so höher anzuschlagen ist, als es das erste und einzige umfangreichere Bruchstück ist, das wir von einem Nomos besitzen, das uns also auch über das Wesen dieser Dichtungsart näheren Aufschluß geben kann. Das Versmaß besteht aus freien Rhythmen, sogen. *ἀπολελυμένοι*, bietet aber sonst nichts Neues. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache, die einen festen überlieferten, wenn auch etwas ausgearteten und manierten Stil zeigt. Das Bruchstück beginnt mit der typisch gehaltenen Schilderung einer Seeschlacht zwischen Griechen und Persern, die schließlich zugunsten der ersteren ausfällt. Daran schließen sich in direkter Rede mitgeteilte Klagen der schiffbrüchigen Mysier und Lydier, eines gefangenen Phrygiers und endlich des Perserkönigs selbst, der den Befehl zum Rückzug gibt; sein Name ist nicht genannt, und ebensowenig der irgendeines anderen, weder aus dem griechischen noch aus dem persischen Heer. Ein kurzer Hinweis auf die Siegesfeier endigt diesen Teil, der offenbar der Hauptteil des Gedichts, der *ῥομφαλός*, ist. Darauf folgt ganz unvermittelt der nächste Teil, die *σφραγίς*, die ganz persönlich gehalten ist und eine Verteidigung der Kunst des Dichters mit Nennung seines Namens enthält. Den Schluß, *ἐπίλογος*, bildet ein kurzer Segenswunsch für die Jonier, an Poseidon gerichtet. Nach Ansicht des Herausg. ist das Gedicht von Timotheos etwa in den Jahren 398—396 am Feste der Panionien vorgetragen. Der Abdruck der erhaltenen Verse in der vom Herausg. festgestellten Form schließt das Ganze ab.

Die philologische Bearbeitung des neuen Fundes gibt Wilamowitz in der an zweiter Stelle erwähnten Schrift. Er beginnt auch hier mit der

Geschichte und Beschreibung des Papyrus, behandelt beide aber ausführlicher als in dem zuerst angeführten Buche; der Papyrus ist nach ihm jedenfalls nicht attischer, wahrscheinlich ionischer Herkunft und weist, besonders gegen Ende, manche Versehen und Fehler auf. Dann gibt er eine Abschrift des Papyrus mit genauer Angabe aller unsicheren und zweifelhaften Buchstaben, und auf diese läßt er seine Bearbeitung des überlieferten Textes folgen, die jedoch in ihren Angaben nicht immer korrekt ist, vgl. z. B. V. 6, wo der Pap. *στο*, nicht *στ* hat, und 137, wo *αμφεβαλλον* st. *αμφιβαλλον* als überlieferte Lesart angegeben wird. Der Text ist am Fusse der Seiten von einer fortlaufenden Paraphrase in Scholiastengriechisch begleitet, weil der Herausg. angeblich Timotheos in keine moderne Sprache übersetzen kann; ohne Zweifel hätte aber eine Erklärung in deutscher Sprache das Verständnis für viele besser gefördert.

Von S. 29 ab folgen die Bemerkungen zu dem Gedicht und die Betrachtungen über dasselbe. Hier werden Metrik, Sprache, Inhalt und Abfassungszeit des Nomos behandelt. Daran reiht sich eine Untersuchung über die Saitenzahl der Lyra, über die Dichtungen des Timotheos und über die Entwicklung der Nomenpoesie von der ältesten Zeit bis herab auf unseren Dichter. Durch die Perser des Timotheos ist der epische Charakter des Omphalos bestätigt, und sein Inhalt wird jetzt noch genauer dahin bestimmt, daß darin Personen redend eingeführt werden, um so verschiedene Stimmungen und Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Das Wesen der Sphragis aber wird erst jetzt klar; sie ist wirklich das Siegel, das durch Nennung des Namens des Dichters sein Eigentumsrecht an der Dichtung wahrte. Wie die Sphragis rein persönlicher Art ist, so auch der kurze Epilogos, der einen Glück- und Segenswunsch enthält. Als Anhang werden die übrigen Fragmente des Timotheos beigelegt, und ein Wörterverzeichnis zu diesen sowohl als auch zu den neugefundenen Persern macht den Schluß.

Durch seine Bearbeitung und Veröffentlichung hat Wilamowitz den interessanten und wichtigen Fund allgemein zugänglich gemacht, und dafür muß man ihm dankbar sein. Wie man aus dem Vorgange nach der Veröffentlichung des Herondas und Bakchylides schließen kann, wird sich die Tätigkeit der Gelehrten in der nächsten Zeit vorwiegend dem Timotheos zuwenden, und in der Tat harret hier auch nach den Bemühungen des Herausg. noch manche Stelle der Erklärung oder Verbesserung und manche Lücke der sinngemäßen Ergänzung. Einige Beiträge will auch ich hier folgen lassen.

V. 80 liest der Herausg. γόμοις ἐμπρίων μιμούμενος und erklärt: διὰ μιμήσεως γοῶν τοῖς ὁδοῦσι καταπρίων. Ist dieses διὰ μιμήσεως γοῶν schon an sich im höchsten Grade auffallend, so wird es durch die dadurch bedingte Notwendigkeit, das überlieferte θαλάσας im folgenden in θαλάσση zu ändern, noch zweifelhafter. Es ist wohl μιμοῦ μένος θαλάσσης zu lesen, so daß nach ἐμπρίων schon die Anrede an das Meer beginnt, dem hier ohnmächtige Wut vorgeworfen wird, ebenso wie Herod. VII 35 dem Hellespont, der gleich im folgenden erwähnt wird. Die zwischen μένος und θαλάσσης stehenden Wörter, die W. λυμεῶν σώματος liest — in der Photographie ist der nach s und vor ν stehende Buchstabe kein ω, sondern etwa ει —, enthalten die dem Meere zugeschleuderte Schmähung; wenn die Lesart des Herausg. richtig ist, λυμεωνισώματος im Sinne eines Vokativs. — V. 88 schreibt W. ὀριγόνουσιν und mißt ι als Kürze, was kaum angeht; es ist πεύκαις ὀρειγόνουσιν zu lesen. — V. 89: ἐγλήσει δὲ πεδία πλόιμα νομάσιν ἀγαῖς erklärt W. καὶ τὰ πλόιμα πεδία (τὸν κατὰ Σαλαμῖνι [sic] κόλπον) συμπεριλήψεται τῷ βλέμματι κατανεμόμενος; aber das genügt nach νῦν δὲ σ' ἀναταράξει ἐμὸς ἄναξ, ἐμὸς πεύκαις ὀρειγόνουσιν nicht. Ich schlage νομάσι ναύταις vor, das den begonnenen Gedanken folgerichtig fortsetzt und abschließt; νομάδες heißen die ναῦται, weil er der ποιμὴν λαῶν ist. — V. 112 ergänzt W. [γ]όω[ι]; dadurch wird aber der Raum, wenigstens wie er auf der Photographie angegeben ist, nicht ausgefüllt; es kommt noch dazu, daß unmittelbar darauf γοηταί folgt; daher empfiehlt sich [θρ]όω[ι] mehr. Ebenso ist V. 114 γαῖαν oder χθόνα st. γᾶν zu schreiben. Übrigens liegt kein Grund vor, das überlieferte στεγνοκτύπῳ in στεγνοκτύποι zu ändern; es paßt recht gut zu αὐτῷ τε καὶ δακρυσταγῆι θρόνῳ. — V. 117 schreibt W. ῥύσασθ' ἐνθένδ', ἔν' αἷταις φερόμεθα; auf der Photographie steht ἐνθεν..νν, und so könnte man lesen ἐνθεν, οὗ νν. Nach dem Herausg. hat der Papyrus ενθεν.ενν; dies würde auf ἐνθεν γε νν führen. — V. 119 scheint mir [πατρ]ίς besser als [κόν]ις in die Lücke und den Zusammenhang zu passen. — V. 120 liest W. κ[ῦρ]ε γὰρ χειρὶ πα[λ]ε[ο]νυμφαγόνον; aber κῦρεν füllt die Lücke nicht aus, und nach πα steht kein λ, sondern ein Buchstabe mit senkrechtem ersten Strich; auch verbieten poetische Bildungen, wie θειογενής neben θεογενής, θειοδάμας, θειόδομος usw. das überlieferte νυμφαιογόνος in νυμφαγόνος zu ändern; τὸ νυμφαῖον heißt das zu den Nymphen gehörige Wesen, wie τὸ θεῖον das zu den Göttern gehörige; τὰ νυμφαῖα deckt

sich also dem Sinne nach mit αἱ νύμφαι. Ich ergänze die lückenhafte Stelle folgendermaßen (κεύθει (ey ist verschrieben aus ει, wie V. 156 αγει aus αγει) γὰρ χερὶ πα[ρ]᾽[κ] νυμφαιογόνον [ἔφαλ]ον ἄντρον δ[ὲ] λοῦζ' Κῆρ δ[ὲ] λίσσ' ἀκαπέ[τω] νεκρ[ὸν] εἴτ(ε) ἔο βαθυτέρον πόντοιο τέρμα: „denn es birgt mit vernichtender Hand neben der nymphenerzeugenden Grotte unter dem Meere die Todesgöttin unausweichbar in einer Höhlung meinen Leichnam, oder wenn es noch ein tieferes Ende des Meeres als dieses (nämlich die Nymphengrotte) gibt.“ — V. 126 ergänzt W. τηλετελοπόρον, jedoch kann nach der Photographie der auf η folgende Buchstabe nicht λ sein; ich lese ξηροτελοπόρον „auf dem Trocken den Marsch bewirkend“, was zu Brücke gut paßt. — V. 137 steckt in dem korrupten αμφιβαλλον augenscheinlich ἀμφιβάλλειν. Der Herausg. meint allerdings, nach πεσεῖν müßte auch ἀμφιβαλεῖν stehen, und schreibt daher mit veränderter Konstruktion ἀμφέβαλλον; aber während πεσεῖν nur die Handlung an sich ohne jede Nebenrücksicht ausdrückt, will ἀμφιβάλλειν den Zustand anschaulich vor Augen stellen. Ähnlich Platon symp. 176 a: ποιήσασθαι und τρέπεσθαι; Demosth. 8, 19; Xenoph. oecon. 6, 9. — V. 152 ist ἄγοι vielleicht aus ἔχοι verschrieben; denn hier handelt es sich nur um das Ergreifen; ἄγεν folgt V. 156. — V. 162 schreibe ich: ἐγώ μοι· σοὶ κῶς καὶ τί πρᾶγμα; sc. εἴπω; dann als Antwort: αὐτίς οὐδ' αὖ' ἔλθω. — V. 167 ist das überlieferte μαχες = μαχέσαι, aktive Form wie ἔρχω und κάθω st. der medialen im Munde des Phrygiers; es ist also μαχέσ' zu schreiben, nicht μάχεσθ', wie der Herausg. tut. — V. 178 hat der Pap. ονξι, was W. in ὄνχι abändert; es ist aber festzuhalten und zu schreiben: δρύπτετο δὲ πρόσωπ' ὄνξι, Περσίδα <δὲ> στολὴν περὶ κτλ.; πρόσωπον ist unter Einwirkung des folgenden ὄνξι entstanden, und δὲ ist nach Περσίδα verloren gegangen; Asyndeton ist hier nicht am Platze. — V. 195 braucht man mit W. keine Lücke anzunehmen; der Gedankengang ist vollständig: mein Schiffsheer hab' ihr vernichtet, die Schiffe werden es nicht zurückführen, sondern des Feuers Glut wird sie verbrennen, und Persien wird Schmerzen empfinden.

Tauberbischofsheim.

J. Sitzler.

- 222) **Alex. Pallis, A few Notes on the Gospels according to St. Mark and St. Matthew** based chiefly on modern Greek. Liverpool, the Liverpool Booksellers' Co., 1903 (London, Williams & Norgate). VI u. 47 S. 8. 2 sh.

Der Verf. hat neuerdings die vier Evangelien in seine Muttersprache, das Romaische, übersetzt, wobei sich ihm allerlei sprachliche Beobachtungen aufdrängten, die er hier vorlegt. Sie sind vielfach anregend, aber kaum irgend welche überzeugend. Man soll beispielsweise lesen Mc. 6, 56 ἀγριαῖς statt ἀγοαῖς, 7, 19 βρώματα als Gestank fassen, ταχὺ 9, 39 = am nächsten Tage — das ist eher einleuchtend; 12, 1 πύργος als Landhaus, 14, 3 πικτικῆς statt πικτικῆς; Mt. 12, 43 μυρίων statt ἀνθρώπων. Es sind im ganzen 28 Stellen aus Mc., und 23 aus Mt., die so besprochen werden. Diese Beispiele werden hier genügen.

Maulbronn.

Eb. Nestle.

- 223) **Carolus Pascal, De metamorphoseon locis quibusdam.** Augustae Taurinorum (-Romae-Mediolani-Florentiae-Neapoli), J. B. Paravia et soc., MCMII. 11 S. kl. 8.

P. bietet zu zwölf Stellen der Metamorphosen Ovids recht beachtenswerte kritische und exegetische Beiträge. Lib. I 2 setzt er „nam vos mutastis et illas“ in Parenthese und verbindet „vos (Akkusativ!) et illas“. I 173 sucht er gegenüber dem von H. Magnus (N. Jahrb. 1891, S. 701) als durchaus richtig erwiesenen „hac parte“ des frg. Bernense (B) die Lesart „a fronte“ (= in fronte viae) zu verteidigen, die nur Laurent. (λ), Erfurtan. (ε) und andere jüngere codd. liefern. Lib. II 399—400 wird statt „stimuloque dolens et verbere saevit:

Saevit enim, natumque etc.“

empfohlen „stimuloque dolens et verbere caedit:

Saevit enim, natumque etc.“

II 774: „Ingenuit, vultumque ima ad suspiria duxit“ nimmt er Anstofs an „ima“, das der Marcian. (M) auf Rasur von zweiter (?) Hand hat — der Neapolitan. (N) bietet „deae“ — und schlägt deshalb vor:

„Ingenuit: motuque imo suspiria duxit.“

Lag es da nicht näher, sich Ehwald anzuschließen, der (vgl. Bursian, Jahresb. 1901, II 270) „deae“ das Wort redet? In lib. IV 131: „Utque locum et visa cognoscit in arbore formam“, verteidigt P. das überlieferte „visa“ gegen Merckels Konjektur „rigna“ (in der Ausgabe von

1900?) und erklärt: „videt arborem eiusque cognoscit formam“ Als Beleg für den etwas ungewöhnlichen Gebrauch des Partizipiums führt er an IV 712:

„Ut in aequore summo

umbra viri *visa* est, *visam* fera saevit in *umbram*.“

Am Schlusse von V. 713 ist wohl besser mit Magnus (N. Jahrb. 1893, S. 622) zu lesen: „*visa* fera saevit in *umbra*.“

Lib. V 81—82: „exstantem signis multaeque in pondere massae

ingentem manibus tollit cratera duabus“

(nach Magnus' Ausgabe) will er nicht ‚ingentem in pondere‘, sondern ‚multae in pondere‘ verbunden und dafür geschrieben wissen ‚multaeque in pondera‘ unter Verweisung auf IX 629: „Quod superest, *multum est in vota*.“

Lib. VI 280—84 haben einige Herausgeber V. 281, andere V. 282 als unecht ausgeschaltet. P. geht von der ganz ähnlichen Stelle IX 176—8 aus und weist nach, daß V. 282 unecht, V. 281 dagegen echt ist. Auch gibt er eine ganz ansprechende Erklärung dafür, wie V. 282 in den Text gelangen konnte. Für den absoluten Gebrauch von ‚efferrī‘ verweist er auf Liv. 24, 22, 17 und 31, 29, 11. Lib. VIII 533—5 sucht er V. 535:

„tristia persequeris miserarum dicta sororum.“

die Echtheit von ‚dicta‘, das N nebst jüngeren Handschr. bietet, zu begründen und ebenso VIII 637:

„Ergo ubi caelicolae *parvos* tetigere penates“

als Ovids Eigentum nachzuweisen. VIII 719—20 schreibt Ehwald und ebenso jetzt Magnus (Ausg. 1903): „... „Ostendit ... Thyneius ... Incola ...“ auf Grund von *MAN*. Dies ‚Thyneius‘ nennt P. ‚inauditum prorsus vocabulum‘, obwohl er weiß, daß Ovid bei geographischen Angaben wenig sorgfältig gewesen ist. Hauptsächlich aus sachlichen Gründen bevorzugt er Suchers ‚Dinieius‘. Lib. X 132—4 weist er Ehwalds ‚ut hunc‘ (V. 133) zurück und liest:

... „Quae non solatia Phoebus

Dixit! et ut leviter pro materiaque doleret,

Admonuit!“

so daß sich ‚et ut ... admonuit‘ als Ausruf an das Vorhergehende anschließt. ‚Admonuit ... doleret‘ ist dann ähnlich gesagt, wie bei Cic., Cat. 2, 20: ‚moneo desinant furere‘. Magnus setzt hinter ‚dixit‘ besser ein Fragezeichen. Lib. XIII 328—33 bringt P. den gut bezeugten, aber von den meisten Herausgebern getilgten V. 332:

„utque tui mihi, sic fiat tibi copia nostri:“

mit Ehwald (Ausg. 1898) und Helm (Rh. Mus. LVI, S. 358) wieder zu seinem Rechte; während aber jener *ut* im Sinne von *licet* faßt, dieser es sogar von *cupias* (V. 330) abhängen läßt, erklärt er: *et licet sic fiat tibi copia nostri, ut est nunc tui mihi*.

Dies sind die von P. erörterten Stellen. Wenn nun auch nicht in allen Punkten ihm unumwunden beigespflichtet werden kann, so muß doch anerkannt werden, daß er durch seine sorgfältigen Untersuchungen die Kritik und Erklärung der ovidischen Dichtung nicht unerheblich gefördert hat.

Wilhelmshaven.

G. Schüler.

- 224) G. v. Kobilinski, *Die Germania des Tacitus*. Für den Schulgebrauch erklärt. Berlin, Weidmann, 1901. Text (28 S. 8 mit einer Karte) geb. M —. 60. Anmerkungen (100 S.) geb. M 1.20.

„Müllenhoffs neulich erschienener Kommentar zur Germania war der Anlaß zu dieser Schulausgabe, ihr wichtigstes Ziel, dessen Hauptinhalt den Bedürfnissen der Schule angepaßt zu vermitteln.“ Diese Bestimmung des vorliegenden Kommentars brachte es mit sich, daß darin, sowie in drei besonderen Anhängen, der Erörterung germanischer Altertümer ein unverhältnismäßig breiter Raum gewidmet ist. Von diesen „Anhängen“ ist der dritte: Von den Göttern der Germanen, recht dankenswert und zweckentsprechend, nicht so der zweite: Von dem Ursprung der Germanen. Hier nämlich hat v. K. manche Sätze reproduziert, deren Inhalt vielleicht schon mit dem von den Schülern gebrauchten Leitfaden der Geschichte oder der Literatur in bedenkliche Kollision gerät. „Die Völker östlich (?) vom Indus und Ganges bis zu den westlichen Küsten (?) unseres Erdteils sind in fernsten Zeiten einem Urvolke entsprossen, dessen Heimat im nordöstlichen Iran auf der Westseite von Hochasien angenommen wird.“ Diesem Urvolk soll dann nur ein Weg nach Europa offen gestanden haben, „südlich um das Kaspische Meer an dem niederen östlichen Kaukasus vorbei“ (wie weiter?). Nun läßt der Herausg. die nach Osten (soll heißen: Westen) ziehenden Arier in wohlgeordnetem Zuge aufmarschieren: „An der Spitze des Zuges befanden sich die Ahnen der Kelten, hinter ihnen kamen die Urgermanen und Uritaliker (?), den Italikern folgten die Urhellenen, den Germanen die Eisten (so!) und Slaven“ u. s. w. Gewiß hat ein Schulbuch nicht die Aufgabe, über wissenschaftliche Probleme sich eingehend zu verbreiten; aber in so naiv-dogmatischer Weise, wie es

hier geschieht, darf man die „Rätsel der indoeuropäischen Völkerbildung“ doch nicht behandeln.

v. K. ist der Meinung, Müllenhoff habe durch sein Lebenswerk „die Forschung der Germania zum Abschlufs gebracht“. Darin werden ihm, unbeschadet der Achtung vor dem Meister der deutschen Altertumskunde, nur wenige beistimmen; denn von prinzipiellen Fragen, namentlich der Archäologie, abgesehen, für die es überhaupt keinen Abschlufs gibt, bleibt M.s großartige Leistung gerade in bezug auf die Interpretation einzelner Stellen der Germ. vielfach höchst anfechtbar ¹⁾. In der Tat ist ja auch der Herausg. weit davon entfernt, auf eigenes Urteil zu verzichten; manche seiner Bemerkungen zeugt übrigens von selbständigen Studien auf dem Gebiete der germanischen Ethnologie und Mythologie, doch nicht selten hat er lieber Müllenhoff auf Irrwege folgen als von ihm abweichen wollen. So sträubt er sich, gleich Baumstark und Müllenhoff, G. 22, 14 die Auffassung (und Interpunktion) Passows als die allein vernünftige und notwendige anzuerkennen. Er schreibt: Ergo detecta . . . mens postera die retractatur „also aufgedeckt und unverhüllt wird die Ansicht aller am folgenden Tage wieder behandelt“. Die bloße Übersetzung genügt wohl schon, um die Absurdität solcher Auffassung des Überlieferten darzutun! Was gegen die Lesarten 31, 14 *vultu mitiore*, 39, 1 *Vetustissimos se . . . memorant*, 44, 1 *ipsae in Oceano* einzuwenden ist, will ich hier nicht wiederholen, nur erinnere ich daran, wie ungeschickt die zu der letzten Lesart gegebene Erklärung des Herausg. ist: „mit *ipsae* werden die *civitates Suionum* in Oceano den vorhergenannten an der Küste (ab Oceano) gegenübergestellt“. — Die Sprache des Kommentars ist im allgemeinen von äußerster Knappheit, nicht überall korrekt, und die gebotenen Erläuterungen oder Übersetzungen lassen manches zu wünschen übrig. Beispiele: 5, 2 *umidior* „feuchter, daher niedriger, *ventosior* windiger, und daher höher gelegen“. Das versteht einigermassen nur, wer Müllenhoffs Ausführungen zu der Stelle gelesen hat; ebenso steht es 5, 11 *haud perinde* („eig. nicht so wie sonst“); 5, 19 *sequuntur* „sie halten sich“, erg. an (das Silber), nach Baumstark. Zu 4, 6 *magna corpora* „die Größe von 7 Fuß bei Karl dem Großen galt nicht als ungewöhnlich“. Das letzte sagt meines Wissens Einhard doch nicht. Zu den *missilia*, wie

1) Ich darf hier wohl auch auf m. Anzeigen des Müllenhoffschen Kommentars verweisen (Berl. Phil. Wochenschr. 1899, Nr. 21; 1901, Nr. 38).

sie 6, 7 zu verstehen sind, gehörten gewiß nicht „Keulen“. In den Erläuterungen zu 6, 9 *scuta* brauchte v. K. sich nicht mehr mit den Müllenhoff zur Verfügung stehenden archäologischen Berichten zu begnügen. 9, 9 *nemora* „Triften“, so soll aber doch hier nicht übersetzt werden! Müllenhoff sagt: *nemus* ist eigentlich „Trift“ = *réμος*, dann öfters „Baumgruppe“, später besonders „Lustwald“. — 24, 2 *quibus id ludicrum est* „die dieses Spiel betreiben“ (soll das Verbum prägnant genommen werden?); besser Müllenhoff im Kommentar „die dies als Spiel betreiben“. Der Gegensatz „nicht als Erwerb“ ist doch unverkennbar. 28, 4 *quaque gens* „die Gallier und die Germanen“, unrichtig, wie das folgende zeigt. Zutreffend erklärt ist 28, 15 *ultra* = sogar, überdies, 28, 22 *experimento fidei* als *abl. causae*: wegen ihrer erprobten Treue, auch 29, 13 *nisi . . . animantur*, 31, 15 *contemptores sui* — an diesen und manchen anderen Stellen zeigt v. K. eine von Müllenhoff abweichende, richtige Auffassung. Ein bedenkliches Deutsch bietet er in der Übersetzung von 30, 11 *quodque rarissimum sqq.* „und was sehr selten und nur durch den Grund (auf Grund) der Kriegszucht verliehen ist.“ Etwas besser, wenn auch keineswegs dadurch „ein tadelloser Gedanken“ erreicht wird (was meines Erachtens bei der Lesart *ratione* überhaupt nicht möglich ist), übersetzt Müllenhoff: „was sehr selten ist und nur infolge (auf Grund) einer strengen Kriegszucht beschieden (vom Schicksal gewährt) ist.“ — 44, 6 *remigium* „das Rudern“; wie damit die Begriffe *solutum* und *mutabile*, sowie die Stellen 2, 6, 7 und III 47, 19 zu vereinigen seien, verrät der Herausg. nicht. Unnötig ausführlich wird 37, 17 der Verlauf der Kimbernkämpfe geschildert.

Damit mag es der Ausstellungen im einzelnen genug sein, die sich großenteils ja zugleich gegen Müllenhoffs Kommentar richten. Aber gerade angesichts einer so reichen Fundgrube hätte der Herausg. auf seine relativ leichte und dankbare Aufgabe wohl etwas mehr Sorgfalt und Fleiß verwenden sollen. — Druckversehen, allerdings nur leichter Art, fand ich auf S. 18, 19, 25, 26, 31, 39, 41, 51, 54, 59 (*Usipites* zweimal), 72 (*Forsete* und *Forsetisland*, *Fermara*), 78, 85, 92. — Die seinerzeit für Zernials *Germania*-ausgabe von H. Kiepert entworfene, seitdem in der Legende verbesserte (nur *Ariones* noch st. *Aviones*!) Karte Altgermaniens ist dem lat. Text beigegeben; dem Kommentar geht eine angemessene kurze Einleitung voran.

Frankfurt a. M.

Eduard Wolf.

225) **Phil. Menna, De infinitivi apud Plinium minorem usu.**

(Diss. Rostock.) Rostockii, H. Warkentien, MDCCCII, 152 S. 8.

M 3. —.

Der Infinitiv einer Sprache, die in ihrer Prosa für die substantivische und adverbelle Verwendung des Verbbegriffes besondere Formen entwickelt und dem Infinitiv als solchem mehr die verbale Funktion zugewiesen hat, sollte an erster Stelle nach letzterem Gesichtspunkte untersucht werden. Aber noch immer behandelt man den lateinischen Infinitiv, als wäre er eine nominale Kategorie: das ist Tradition und den Verfassern der bezüglichen Untersuchungen weniger zur Last zu legen. — Ausgehend vom Ursprunge des Infinitivs, wobei es belanglos sei, ob man ihn aus dem Dativ oder aus dem Lokativ ableite, führt uns Verf. den lateinischen Infinitiv zunächst als grammatisches Subjekt vor. Bei der Frage, warum das Prädikatsnomen zu einem Infinitiv im Akkusativ stehe, erwähnt Verf. besonders Schmalz, der „Non decet esse adulatorem“ aus „Me non decet esse adulatorem“ erklärt, und Strotzkötter, der das Subjekt „quemquam“ ergänzt wissen will. Doch hätte Verf., wenn er sich nicht mit letzterem für ein zu ergänzendes „man“ und eine prädikative Auffassung des lateinischen Infinitivs entscheiden mochte, in Übereinstimmung mit Schütz (Krit. Gänge auf dem Geb. d. lat. Gramm., Heidelberg) als Grund annehmen können, daß der Akkusativ als absoluter Kasus zum Infinitiv gesetzt sei; folgt er doch dieser Ansicht bei der Erklärung des Acc. c. inf. (S. 28). Für die Behauptung, daß der Infinitiv des Plinius Minor auch von Präpositionen abhängt (S. 14), sind Beispiele aus Philosophen, Dichtern und Grammatikern ohne Belang und gehören in diese Arbeit um so weniger, als aus Plin. Min. kein Beispiel angeführt wird. Daß zum Infinitiv dieses Schriftstellers auch Attribute träten (S. 14), ist nicht ganz korrekt, da Verf. nur ein Beispiel nennen kann (S. 15). Eine rein substantivische Verwendung scheint nur in diesem einen Falle vorzuliegen. Beim Acc. c. inf. gibt Verf. dem Akkusativ das Verhältnis eines Subjekts; warum wird nun das Prädikatsverhältnis des Infinitivs nicht ausgesprochen? — In dem Abschnitte, der über den Infinitiv als gramm. Objekt handelt, werden Sätze, wie „Non alienum existimavi addere“ unter die Objektsinfinitive gerechnet; scheinbar mit Recht. Da jedoch solchen Sätzen der Gedanke „Non alienum est addere“ zu grunde liegt, so gehören sie nur indirekt unter die Objektsverwendung des Infinitivgedankens und wären eigentlich mit der Infinitivverwendung im Subjektsverhältnisse ab-

Landsleute müssen es wohl gewesen sein, gegen die der schriftstellerisch ungemein fruchtbare Grammatiker eingangs des ersten Aufsatzes unter dem Wahlspruche von Od. 2, 230 sich wendet und meisterhaft zu wehren weifs.

Kein praktischer Schulmann, wenn anders er sein Handwerk ehrlich treibt, wird leugnen wollen, dafs er dem Studium der Grammatik und Stilistik alljährlich aufs neue viel Zeit widmen mufs; dabei setze ich selbstverständlich voraus, dafs derselbe ohne Unterbrechung bestrebt war, zwecks seiner eigenen Weiterbildung die Hochflut syntaktischer Einzeluntersuchungen, wie sie die letzten Jahrzehnte herbeigeführt haben, rücksichtlich ihrer Ergebnisse mit regem Interesse zu verfolgen. Gibt es doch kein Kapitel der über die Formenlehre hinausgehenden Grammatik, bei dem man sich in allen einschlägigen Fragen Rats erholen könnte. In dieser Hinsicht machen auch die neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete keine Ausnahme, insofern sie mit einer Pietät an den althergebrachten Fassungen festhalten, die unbefriedigt läfst und einer Stagnation zum Verwechseln ähnelt.

Die hier angezeigten Veröffentlichungen Gildersleeves waren ursprünglich als Einführung zu griechischen Syntaxforschungen gedacht, welche, teils von ihm selbst, teils auf seine Anregung von anderen ausgeführt, in einem, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, derartig gewaltig anschwellenden Bande veröffentlicht werden sollten, dafs er schon durch seinen Umfang die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen haben würde. Das war vor etwa zehn Jahren. Infolge der inzwischen aus dem Kreise seiner eigenen Schüler sowie von anderen Seiten erfolgten Veröffentlichungen mannigfacher Art hat er es jetzt für besser befunden, jenen Plan fallen zu lassen und sich auf die Drucklegung des zur Einführung bestimmten Gedankenmaterials zu beschränken. Das Gebotene enthält abgesehen davon, dafs uns nebenbei mancher willkommene Blick in den äufseren und inneren Werdegang des Verf. vergönnt wird — er selbst nennt denselben a droll fate —, nicht blofs für den praktischen Schulmann, sondern mehr noch für den Philosophen und Sprachforscher, eine reiche Fülle des Lehrreichen und Interessanten. Die außerordentliche Belesenheit des Verf., dessen Jugendträume von Dichterruhm und Gelehrtennimbus ausgefüllt waren, einerseits, andererseits die bilderreiche Sprache mit ihren ob ihrer Knappheit um so schärferen Antithesen, sowie der schalkhafte Humor, den jedes Blatt widerspiegelt, sind eine

glänzende Widerlegung des Satzes: Kein wirklicher Grammatiker hat irgend ein Recht lesbar zu sein.

Indes dürfte es sich doch empfehlen, vor und während der Lektüre dieser Probleme einige allgemeine Sätze von unanfechtbarer Wahrheit zu beherzigen und im Auge zu behalten. Kein Lehrer noch Schüler wird selbst beim besten Willen und redlichsten Streben je zu einem wirklichen Abschluß in der Erfassung einer Sprache gelangen; ein solcher bleibt stets Ideal. Jeder Schriftsteller hat seine eigene Grammatik, mag diese nun schon geschrieben sein oder noch nicht; aber auch jeder Studierende bildet sich seine eigene Grammatik; will er nämlich die Erscheinungen, soweit sie nicht den gelernten Elementarregeln entsprechen, sich so zurecht legen, daß er darüber Rechenschaft zu geben im stande ist, dann gilt gerade für ihn Goethes Wort: „Jeder sehe, wie er's treibe!“ Was folgt aus diesen Sätzen? Eben das, was Gildersleeve unter Problemen begreift.

Sobald einer beginnt, die Sprache praktisch zu behandeln, Arbeiten anzufertigen oder zu korrigieren, selbst in der Form der Retroversion, entstehen unfehlbar solche Probleme. Die Regeln erweisen sich nicht wirksam, was wirklich und tatsächlich vorliegt, will nicht in das Schema passen, was aufgelöst worden ist, setzt sich nicht schlechtweg wieder zusammen, die Präpositionen und Kasus sind rebellisch, die Modi und Zeiten kehren bei der Rückübersetzung nicht wieder. Darin dürfte meines Erachtens schon die Erklärung dafür liegen, daß nach Gildersleeve in der Poesie die Probleme nicht so vordringlich (obtrusive) sind, weil eben im Anschluß an die Dichterlektüre derartige Aufgaben von der Schule nicht gestellt werden. (Übrigens bereiten die von Gildersleeve aus der Poesie vorgeführten Kuriosa in ihrer Art sicherlich auch dem deutschen Leser ein vergnügtes Halbstündchen, selbst wenn er zu a long-suffering public gehört, das von seinen deutschen „Gelehrten“ Quantitäten hinnimmt, wie sie kein englischer „scholar“ sich zu schulden kommen liefse. So sagt Gildersleeve, um nur eines zu erwähnen, mit Beziehung auf das prosodisch falsch gemessene vicies zu Anfang des „Carmen Salutatorium“ von Menrad in den „Abhandlungen aus dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft Wilhelm v. Christ zum 60. Geburtstage dargebracht“, er wisse zwar nicht, wo Christ studiert habe, aber mancher 60jährige Schüler Ritschls würde lieber mit 59 gestorben sein, als zu leben, um sich mittels eines mit solch schwerem Fehler beginnenden Gedichtes gratulieren zu lassen. Lateinische Verse seien überhaupt ein Anachronis-

mus, doch sollte jeder derartige Anachronist wenigstens einen gradus ad Parnassum besitzen und benützen. Hoffentlich wirkt das Wilamowitz gespendete Lob wieder versöhnend auf den etwa beleidigten deutschen Leser.) Des Lehrers Hauptaufgabe besteht darin, über die sprachlichen Erscheinungen des in der Klasse gelesenen Autors Rechenschaft zu geben; dieser tritt die Komposition vornehmlich zwecks Erhöhung der Exaktheit zur Seite. Und gerade hier, bei der täglichen Erklärung der Texte und bei den Korrekturen, findet jeder denkende Lehrer je nach seiner Anschauung und seinem Temperament mehr oder weniger reichlich Schwierigkeiten.

Diesen allgemeinen Ideen nun werden von dem Verf. reale Substrate gegeben, die, obgleich sie weder im allgemeinen neu, noch im einzelnen ganz einwandfrei sind, noch auch ohne weiteres einer endgültigen Lösung zugeführt werden können, doch immerhin in hohem Grade geeignet erscheinen, zu weiterem Nachdenken anzuregen, ähnliche Beobachtungen sprachlicher Differenzen zusammenzustellen, die jedenfalls beträchtliche Ausbeute unter streng sachlichen Gesichtspunkten allmählich abzuklären und die so gewonnenen Resultate zum Gemeingute des syntaktisch-stilistischen Unterrichts der Schulpraxis zu machen.

An die Spitze der Probleme stellt der Verf. einige Beispiele aus der Elementargrammatik. Zur Illustration möge es genügen, das erste derselben in seinem wesentlichen Gedankengange vorzuführen. Die Syntax beginnt mit dem Satze. Zweifellos aber läßt die einfachste Form des Satzes, das verbum finitum mit dem darin enthaltenen Subjekt, überhaupt keine Syntax zur Anwendung kommen. Sobald indes das Subjekt ausgedrückt wird, beginnt das Problem. *εἶπον*. Brav und gut. Haben wir zu sagen *ἐγὼ εἶπον* oder *εἶπον ἐγώ*? Und sieh! wir stoßen mit einem Male auf die Frage von Hiatus, stoßen auf die Frage von der Stellung, stoßen auf die Frage, ob das Subjekt überhaupt auszudrücken ist. Unsere Grammatiken sagen uns, daß das Subjekt nicht ausgedrückt werden muß, vielmehr, nicht ausgedrückt wird, wenn auf ihm kein Nachdruck ruht; aber es ist ausgedrückt, notwendig ausgedrückt, ausgedrückt, wo wir nicht die Empfindung einer eigentlichen Emphase haben. Die Verba dieser Subjekte gehören einem bestimmten Kreise an. Es sind sehr oft Verba des Sagens, Denkens, Wissens, und in Verbindung mit diesen Verben ist die 1. Pers. sehr oft ausgedrückt, wo wir die Notwendigkeit nicht einsehen. Diese Versicherung der Persönlichkeit in *ἐγώ*δᾱ, in *ἐγώ*μαι führt auf die Betonung (is a clue to the tone). Diese im Lateinischen als vulgär fest-

gestellte Erscheinung ist auch im Griechischen bis zu einer gewissen Ausdehnung vulgär, und so darf uns bei dem „vulgarian“ Äschines der übermäßige Gebrauch des Personalpronomens über den herkömmlichen Kreis hinaus nicht überraschen. Ist es nicht in unserem eigenen öffentlichen Leben „bessere Form“ das „Ich“ zugunsten des farblosen „man“, zugunsten des unpersönlichen Passivs zu unterdrücken?

Die anderen Probleme betreffen die Auslassung der Kopula (sie gehört ebenso der erhabenen Sprache als der Volkssprache an; Pindar gebraucht schwerlich einmal die Kopula, die sprichwörtlichen Redensarten leben im Volksmunde; die Extreme berühren sich in der Syntax wie im Wortschatz; auch unsere dichterischen Wörter sind oft vulgär und umgekehrt), die verschiedene attributive Stellung von Artikel, Adjektiv und Substantiv ($\delta \epsilon \mu \acute{o} \varsigma \nu \acute{i} \delta \varsigma$, $\delta \nu \acute{i} \delta \varsigma \delta \epsilon \mu \acute{o} \varsigma$, $\nu \acute{i} \delta \varsigma \delta \epsilon \mu \acute{o} \varsigma$), den Artikel bei Eigennamen und beim Infinitiv, die Partizipien, den Ersatz von Präpositionaladverbien durch Adjektiva ($\delta \omega \delta \epsilon \kappa \alpha \tau \alpha \tau \acute{o} \varsigma$, $\nu \acute{\eta} \chi \iota \circ \varsigma$, daneben mit einem Seitenblick auf das Angelsächsische *Kleinvieros*), die Kasus, unabhängige (dabei persönliches und unpersönliches Passiv, $\varphi \theta \omicron \nu \omicron \upsilon \mu \alpha \iota$ und *mihi invidetur*, mit vergleichendem Ausblick auf moderne Sprachen, und abhängige (haben wir in *caelo decurrit aperto* einen lokalen, in *assiduo ruptae lectore columnae* einen instrumentalischen oder in beiden Stellen einen Ablativ des Umstandes?), die Präpositionen, die Genera Verbi, besonders das reflexiv gebrauchte Passiv, die Modi, den Infinitiv (*παράδειγμα τοῦ μὴ ἀδικεῖν* = *τοῦ μὴ δεῖν ἀδικεῖν* u. ä.), die Negationen in allen ihren Einzelercheinungen, die Zeiten, darunter auch das praesens propheticum, und schließlich die Arten des zusammengesetzten Satzes. Übrigens ist der zu Anfang der Probleme über die Tempora von Gildersleeve behauptete Widerspruch zwischen Blafs und Wilamowitz bei näherem Zusehen völlig unbegründet. Blafs hat in der zitierten Stelle, wo er sagt, die Unterscheidung zwischen dauernder und vollendeter Aktion geschehe im N. T. mit derselben Genauigkeit wie im klassischen Griechisch, nur das Imperfekt und den Indikativ Aorist im Auge, während es bei Wilamowitz heisst, „der Unterschied zwischen den Imperativen des Präsens und des Aorists wird in der vulgären Rede vernachlässigt“.

Die leitenden Gesichtspunkte des Ganzen dürften wohl in den Worten Ausdruck gefunden haben, die wir S. 9 lesen: „Jede griechische Syntax ist mehr oder weniger eine *syntaxis ornata*, und wenn ich imstande gewesen bin, das Gebiet dieser *syntaxis ornata* zu erweitern, so werde ich

mehr als zufrieden sein.“ Jedenfalls will ich nicht verfehlen, zum Schlusse noch einmal das Studium der an fördernden Anregungen mannigfaltigster und interessantester Art reichen Aufsätze, die auch hinsichtlich des Druckes im ganzen recht sauber sind (S. 14, Z. 1 v. u. l. *πρῆξ*), allen Berufsge nossen recht warm zu empfehlen.

München.

Ph. Weber.

228) **Kristoffer Nyrop, Das Leben der Wörter.** Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von **Robert Vogt.** Leipzig, Ed. Avenarius, 1903. 263 S. 8. *N* 3. —.

Gleich A. Darmsteters Schrift *La vie des mots* umfasst Nyrops Buch das ganze Gebiet der Bedeutungslehre. Es gliedert sich in zehn Kapitel, in denen Euphemismus, voces mediae, Bedeutungseinschränkung und Bedeutungserweiterung, Metapher, Katachrese, Namengebung, Lantharmonie, Wortspiel, Heiligennamen und einiges andere behandelt wird. Das Gebotene ist wissenschaftlich fast durchweg zuverlässig, die Fassung der Regeln knapp, die Auswahl der Beispiele gut getroffen. Die neueren Sprachen kommen weitaus häufiger zum Wort als die alten, und unter jenen treten die germanischen (besonders Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, nächst dem Deutsch und Englisch) und romanischen (besonders Französisch und Spanisch) in den Vordergrund.

Für den deutschen Leser liegt der Reiz namentlich darin, daß er sieht, wie das Dänische in zahlreichen Fällen mit unserer Muttersprache übereinstimmt, z. B. in formelhaften alliterierenden Verbindungen S. 183 ff.: Feuer und Flamme = *fyr og flamme*, Mann und Maus = *mand og mus*, oder eigene Wege gegangen ist, z. B. frank und frei, Wohl und Wehe, mit Umstellung der Glieder: *fri og frank, ve og vel*, ferner nicht Fisch noch Fleisch = *hvoerken fugl eller fisk*, weder Vogel noch Fisch. So erfahren wir auch S. 48, daß der Ausdruck Zehe in der gebildeten Sprache der Dänen unmöglich geworden ist und durch Fußfinger ersetzt werden muß, S. 126, daß die deutsche Redensart den kürzeren (nämlich Halm) ziehen bei unseren nördlichen Nachbarn noch die leichter verständliche, vollere Form aufweist: *at trække det korteste strå*, das kürzeste Stroh ziehen, S. 129, daß man in Dänemark bei starken atmosphärischen Niederschlägen sagt, es regne Schusterbuben, während in dieser Verbindung bei uns Bauernjungen oder Schneidergesellen, in der französischen Schweiz Kesselflicker üblich sind.

Bei einer neuen Auflage wäre zu wünschen, daß die einschlägige Literatur verzeichnet würde; ferner könnten die einzelnen Kapitel in ihrer Ausdehnung der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes angepaßt werden; denn wenn z. B. dem Euphemismus 57 Seiten gewidmet werden, aber der für die ganze Sprachentwicklung ungleich wichtigeren Metapher nur 20, so steht dies nicht im richtigen Verhältnis. Auch die Anordnung des Stoffes läßt manches zu wünschen übrig. Warum z. B. die Lautharmonie (samt Alliteration und Reim), die doch etwas mehr Äußerliches behandelt, nicht an den Schluss gerückt worden ist, läßt sich schwer begreifen, ebensowenig, warum der Euphemismus den Reigen eröffnet. Vor allen Dingen aber kann die Zahl der Analogieen noch beträchtlich vermehrt werden; denn gerade durch sie werden die Spracherscheinungen in ein viel helleres Licht gestellt. So war z. B. S. 79 bei der Bedeutungsentwicklung des dänischen Wortes skarlagan, scharlach (ursprünglich eine besondere Art Tuch ohne Rücksicht auf die Farbe, daher auch blauer, brauner, grüner Scharlach) zu erwähnen, daß auch purpurn von Haus aus nicht ausschließlich eine rote Farbe bezeichnet hat; denn purpureus kann auch dunkelbraun (panis bei Plautus) und dunkelblau (mare bei Vergil) heißen. Dafür, daß das Wort Closet von Haus aus ganz harmlos sogar in der Dichtung gebraucht wurde, könnte als Beleg eine Stelle aus Bodmers Noachide angeführt werden, die ich in meiner „Ästhetik der deutschen Sprache“, S. 127, zitiert habe: Gleich der Rose, die erst am Morgen ihr Kloset verlassen, d. h. ihre Blätterhülle gesprengt hat. Für die alliterierenden Wortverbindungen S. 183 ff. hätte Nyrop zahlreiches Material in meinem Aufsätze über die Wortdoppelung im Deutschen“ (Zeitschr. für deutsche Wortforschung II, S. 8 ff.) finden können. Endlich bleibt zu wünschen, daß der gebildete Laie, für den doch das Buch bestimmt ist, überall genügend aufgeklärt wird. Dies ist aber nicht immer der Fall, z. B. wenn auf S. 127 zu der Redensart einen Korb bekommen gesagt wird, man müsse, um sie zu verstehen, ins Mittelalter zurückgreifen, wo die Trouvères vom Zauberer Vergilius sangen, den ein Mädchen in einen Korb lockte, da er auf Freiersfüßen zu ihr kam. Hier galt es, zunächst hinzuzufügen, daß der Boden des Korbes, weil er sehr schwach war, beim Hinaufziehen des nicht genehmen Freiers durchbrechen und dieser durchfallen mußte, sodann aber, daß später (im 17. und 18. Jahrh.) dem unbequemen Liebhaber ein bodenloser Korb als abweisende Antwort ins Haus geschickt wurde, sodaß er ihn tatsächlich bekam.

- 229) **Victor Jäggi, Lateinische Elementargrammatik** mit eingereichten lateinischen und deutschen Übungsstücken für die unteren Klassen des Gymnasiums. Luzern, Schill 1902. 456 S. 8. geb. M 3. 70.

Das Buch ist aus dem Unterrichtsbetriebe einer Schweizer Anstalt hervorgegangen und bietet in fünf Kursen ungefähr den Stoff, der in der Sexta, Quinta und Quarta preussischer Gymnasien behandelt wird. Der Verf. ist, wie er im Vorwort bekennt, kein Freund „der neuen Schule“ und will versuchen die lateinische Sprache „in der alten, bewährten Methode“ zu lehren. Ich fürchte, er wird durch sein Buch in niemandem die Sehnsucht nach der „guten alten Zeit“ wachrufen. In der Grammatik beschwört er die Schatten von papilio, vesperilio, vermis und anderem Gewürm ans dem Orkus herauf, in den sie längst eine verständige Pädagogik verwiesen hat; auf den Wortschatz der Prosaschriftsteller, die auf der mittleren Stufe gelesen werden, nimmt er nicht die mindeste Rücksicht, sondern überschüttet die armen Schüler mit einer endlosen Fülle von Vokabeln, die sie niemals wieder verwenden können: gleich auf den ersten Seiten begegnen coruscare, alauda, merula, simia, nidificare, pilus, later, salix, equile, struthiocamelus, socrus, veru, resplendere, restaurare. Der Lesestoff besteht zum großen Teile aus kurzen Einzelsätzen, die an bunter Mannigfaltigkeit des Inhalts kaum überboten werden können (z. B. St. 40. 1) Elephanti sunt maximi. 2) Nihil est melius quam virtus. 3) Sunt plura genera columbarum etc.). Besser gelungen sind die zusammenhängenden Stücke, besonders die, deren Stoff der griechischen und römischen Sage und Geschichte entlehnt ist.

Der lateinische Ausdruck ist vielfach mangelhaft; ich hebe folgende Verstöße gegen den klassischen Sprachgebrauch hervor: S. 92 recreatio *pro me non erit incunda*. S. 103 forte st. fortasse. S. 154 impossibile est. S. 155 nunc st. tum; iterum st. rursus. S. 168 bona valetudine *frui*. S. 172 in bellum proficisci. S. 177 conjunct. fut. nach timere ne. S. 189 frugiferrimus. S. 221 *amare* flere; desiderare c. inf. S. 222 thronus. S. 229 Ephesi, in Asia *minore*. S. 232 M. Cicerone *et* M. Antonio. S. 241 quam viam st. utram. S. 243 nos impediunt quominus. S. 261 mundus st. orbis terrarum; *prae* omnibus eluxit. S. 287 a *partibus* alicuius stare. S. 295 Hermes. S. 297 dubito *num*. S. 299 bellum Persicum. S. 320 Antiochiae vixit st. fuit. S. 326 nulla re magis . . . nisi. S. 339 magistrum effugit st. fugit. S. 341 und oft plures st. com-

plures. S. 347 docet experientia st. usus. S. 349 maior natus. S. 350 dubitant an ullus dux st. nullus. S. 351 exempli gratia st. ut.

Potsdam.

E. Krause.

230) **H. Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier.** Mit 143 Abbildungen. Trier, J. Lintz.

II und 146 S. 8.

ℳ 1. 60.

Ein Museumsführer in einer philologischen Zeitschrift? Die Antwort auf die scheinbar berechtigte Frage gibt schon der Name des Verfassers. Nie ist aus seiner Feder etwas veröffentlicht, was nicht den strengsten Anforderungen philologischer Wissenschaft genügt hätte. Und weiter, wie sollte nicht ein Buch über das Museum der alten Augusta Treverorum unmittelbar hineinführen in die Welt des Altertums, von der eben hier auf deutschem Boden die beredtesten Zeugnisse zu uns sprechen?

Eine Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Provinzialmuseums sollte dieses Werk werden, ein kundiger Führer für den Laien zugleich wie für den Forscher, ein lebendiges Andenken für die, welchen diese Schätze mit eigenen Augen zu schauen vergönnt war. Nun ist das Buch zum wehmütigen Andenken an den geworden, den von der Höhe erfolgreichen Schaffens ein jäher Tod hinabgestürzt hat in die stumme Welt der Schatten. Was er mit frohem Hoffen begonnen hatte, die eigene, rastlose Hand hat es nicht vollenden dürfen; dem, der ihm auch im Leben eng verbunden war, Hans Lehner in Bonn, fiel die traurige Freundespflicht zu, das Unternommene in seinem Sinne zu Ende zu führen. Ihm danken wir es, daß das Buch nun doch, so wie es gedacht war, abgeschlossen vor uns liegt.

Es vereinigt in sich die ungewöhnlichen Eigenschaften, welche Hettner allen, die ihm näher getreten sind, unvergeßlich machen: die umfassende Gelehrsamkeit auf diesem seinem eigensten Schaffensgebiete, den tief dringenden, selbständig fortschreitenden Forschergeist, der bei allem, was er gab, zugleich zu lebendiger, eigener Mitarbeit fortrifs, die frische Anschaulichkeit in Wort und Bild, und, nicht als geringstes sei es genannt, den klaren praktischen Blick, der, in langjähriger Wirksamkeit geübt, ihn auch äußerlich von Erfolg zu Erfolg geführt hat. War es nicht herzerfreuend, zu sehen, wie an Sommersonntagen Leute jedes Standes und Alters die schönen Räume des Trierer Museums füllten, um zu schauen, wie einst auf diesem althistorischen Boden ein längst vergangenes Geschlecht gelebt

zutun. Da Hilfsverba zur temporalen und modalen Erweiterung des Konjugationssystems dienen, keine selbständige Verba bilden und erst mit dem Infinitiv verbunden ein vollständiges Zeitwort abgeben (*volo facere* = *faciam*, *facturus sum*; *je vais aller* = *j'irai*, *ire habeo* zu *j'irai*), so kann man auch den Infinitiv bei Hilfsverben nur als eine an sich unselbständige Ergänzung, nicht aber als ein Objekt auffassen. Dasselbe gilt von dem Infinitiv bei *solitus*, *consuetus*, *paratus*, *dignus* und *contentus*. In dem auf S. 58 aus Plin. Min. angeführten Beispiele steht *trado* nicht mit dem Infinitiv, sondern mit dem Gerundivum. — So richten sich meine Ausstellungen im wesentlichen gegen die von vielen noch als richtig betrachtete traditionelle Behandlung des lateinischen Infinitivs. Im übrigen ist der große Fleiß, den Verf. auf seine Arbeit verwendet, gebührend anzuerkennen. Besonders wertvoll ist sie auch dadurch, daß bei den verschiedenen Verben nicht nur die Infinitivkonstruktion, sondern auch andere (mit *ut*, *quod*, *si*, *cum*) angegeben sind, deren Vergleichung m. E. zur Erkenntnis der lateinischen Denkweise und richtigen Auffassung des lateinischen Infinitivs nicht unwichtig ist. Doch wenn der Verf. deswegen auch das Gerundium und Gerundivum behandelt, warum berücksichtigt er nicht die Supine? Indem Verf. sehr oft auch die Verwendung bei anderen Schriftstellern hinzufügt, geht er zwar über den Rahmen seines Themas hinaus, gibt jedoch auch damit eine wesentliche und dankenswerte Bereicherung von Drägers *Hist. Syntax*.

Arnsberg.

Strohkötter.

226) **Janell, Aus griechischen Inschriften.** Progr. des Großherzogl. Gymn. Neu-Strelitz. 1903. 43 S. 4.

Die Arbeit kann und will keine besondere wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen, zumal sie fast nirgends irgendwelche neuen, der Forschung förderlichen Ergebnisse liefert. Nichtsdestoweniger erscheint sie in hohem Grade beachtenswert, weil sie aus zahlreichen Inschriften, insbesondere solchen, die das politische und bürgerliche Leben der Griechen, hauptsächlich zur Zeit ihrer Berührung mit und ihres Aufgehens in Rom, sowie kirchlich-religiöse Zustände und Einrichtungen betreffen, ein gutes Stück griechischer Kulturgeschichte, welches selbst nichtphilologisch gebildeten Lesern leicht verständlich ist, in lebendiger Weise vor unseren Augen entstehen läßt.

Verf. hat hauptsächlich aus Dittenberger, *Sylloge inscriptionum Graecarum*, 2. Aufl., eine gediegene Auswahl getroffen, aber auch Collitz-Bechtel, *Sammlung der griechischen Dialektinschriften*, gebührend gewürdigt, dagegen nur vereinzelt das C. I. A. und die *Ἐφημερίς ἀρχαιολογική* zu Rate gezogen, jedoch alle von ihm angeführten Inschriften in gutes Deutsch übersetzt. Die meisten der hinzugefügten Anmerkungen enthalten allerdings nur genauere Nachweise über den literarischen Fundort.

S. 2 hebt Verf. mit Recht hervor, daß alle von den Griechen nach glücklich geführten Kriegen den Göttern dargebrachten Weihungen nicht nur von Dankbarkeit, sondern auch von Stolz über die vollbrachten Taten und heller Siegesfreude zeugen.

S. 12—25 enthalten sehr viele Inschriften, die zeigen, daß die Römer schon im Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. einen immer mehr zunehmenden Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands und Kleinasiens gewannen, ja sogar allmählich als Schutzherren mit der niedrigsten Schmeichelei verehrt wurden.

Der zweite Hauptteil der Arbeit enthält zahlreiche Weihinschriften und zuletzt Grabinschriften, ferner Inschriften über das Betreten der Tempel und heiligen Stätten, über Wallfahrten nach Heiligtümern, Befragungen des Dodonäischen Zeus, nicht nur in Krankheitsfällen, sondern selbst hinsichtlich der geringfügigsten Dinge u. a. Was die vielen Inschriften betrifft, welche angeblich wunderbare Heilungen durch Asklepios in Epidauros enthalten, so schließt sich Verf. S. 37 mit Recht den Auffassungen von S. Herrlich, *Epidauros eine antike Heilstätte* (Programm des Humboldts-Gymnasiums zu Berlin 1898), S. 27 und besonders Diels, *Nord und Süd*, 1888, Bd. 44, S. 43 ff., an. Beide Gelehrte heben neben der Menschenfreundlichkeit der Priester auch ihre Aufschneiderei und Betrügerei hervor, aber gerade dadurch gewährt der Inhalt dieser Urkunden ein hervorragendes kulturhistorisches Interesse.

Wollstein

Karl Lüschnhorn.

227) Basil L. Gildersleeve, *Problems in Greek Syntax*.

Baltimore, The Johns Hopkins Press, 1903. 54 S. 8. geb.

Es verdient dankbar begrüßt zu werden, daß Gildersleeve seine in den Nummern 1—3 des *Amer. Journ. f. Philol.* von 1902 erschienenen „*Problems of Greek Syntax*“ durch Sonderabdruck nunmehr einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Kränkende Worte seitens der eigenen

Landsleute müssen es wohl gewesen sein, gegen die der schriftstellerisch ungemein fruchtbare Grammatiker eingangs des ersten Aufsatzes unter dem Wahlspruche von Od. 2, 230 sich wendet und meisterhaft zu wehren weils.

Kein praktischer Schulmann, wenn anders er sein Handwerk ehrlich treibt, wird leugnen wollen, daß er dem Studium der Grammatik und Stilistik alljährlich aufs neue viel Zeit widmen muß; dabei setze ich selbstverständlich voraus, daß derselbe ohne Unterbrechung bestrebt war, zwecks seiner eigenen Weiterbildung die Hochflut syntaktischer Einzeluntersuchungen, wie sie die letzten Jahrzehnte herbeigeführt haben, rücksichtlich ihrer Ergebnisse mit regem Interesse zu verfolgen. Gibt es doch kein Kapitel der über die Formenlehre hinausgehenden Grammatik, bei dem man sich in allen einschlägigen Fragen Rats erholen könnte. In dieser Hinsicht machen auch die neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete keine Ausnahme, insofern sie mit einer Pietät an den althergebrachten Fassungen festhalten, die unbefriedigt läßt und einer Stagnation zum Verwechseln ähnelt.

Die hier angezeigten Veröffentlichungen Gildersleeves waren ursprünglich als Einführung zu griechischen Syntaxforschungen gedacht, welche, teils von ihm selbst, teils auf seine Anregung von anderen ausgeführt, in einem, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, derartig gewaltig anschwellenden Bande veröffentlicht werden sollten, daß er schon durch seinen Umfang die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen haben würde. Das war vor etwa zehn Jahren. Infolge der inzwischen aus dem Kreise seiner eigenen Schüler sowie von anderen Seiten erfolgten Veröffentlichungen mannigfacher Art hat er es jetzt für besser befunden, jenen Plan fallen zu lassen und sich auf die Drucklegung des zur Einführung bestimmten Gedankenmaterials zu beschränken. Das Gebotene enthält abgesehen davon, daß uns nebenbei mancher willkommene Blick in den äußeren und inneren Werdegang des Verf. vergönnt wird — er selbst nennt denselben a droll fate —, nicht bloß für den praktischen Schulmann, sondern mehr noch für den Philosophen und Sprachforscher, eine reiche Fülle des Lehrreichen und Interessanten. Die außerordentliche Belesenheit des Verf., dessen Jugendträume von Dichterruhm und Gelehrtennimbus ausgefüllt waren, einerseits, andererseits die bilderreiche Sprache mit ihren ob ihrer Knappheit um so schärferen Antithesen, sowie der schalkhafte Humor, den jedes Blatt widerspiegelt, sind eine

glänzende Widerlegung des Satzes: Kein wirklicher Grammatiker hat irgend ein Recht lesbar zu sein.

Indes dürfte es sich doch empfehlen, vor und während der Lektüre dieser Probleme einige allgemeine Sätze von unanfechtbarer Wahrheit zu beherzigen und im Auge zu behalten. Kein Lehrer noch Schüler wird selbst beim besten Willen und redlichsten Streben je zu einem wirklichen Abschluß in der Erfassung einer Sprache gelangen; ein solcher bleibt stets Ideal. Jeder Schriftsteller hat seine eigene Grammatik, mag diese nun schon geschrieben sein oder noch nicht; aber auch jeder Studierende bildet sich seine eigene Grammatik; will er nämlich die Erscheinungen, soweit sie nicht den gelernten Elementarregeln entsprechen, sich so zurecht legen, daß er darüber Rechenschaft zu geben im stande ist, dann gilt gerade für ihn Goethes Wort: „Jeder sehe, wie er's treibe!“ Was folgt aus diesen Sätzen? Eben das, was Gildersleeve unter Problemen begreift.

Sobald einer beginnt, die Sprache praktisch zu behandeln, Arbeiten anzufertigen oder zu korrigieren, selbst in der Form der Retroversion, entstehen unfehlbar solche Probleme. Die Regeln erweisen sich nicht wirksam, was wirklich und tatsächlich vorliegt, will nicht in das Schema passen, was aufgelöst worden ist, setzt sich nicht schlechtweg wieder zusammen, die Präpositionen und Kasus sind rebellisch, die Modi und Zeiten kehren bei der Rückübersetzung nicht wieder. Darin dürfte meines Erachtens schon die Erklärung dafür liegen, daß nach Gildersleeve in der Poesie die Probleme nicht so vordringlich (obtrusive) sind, weil eben im Anschluß an die Dichterlektüre derartige Aufgaben von der Schule nicht gestellt werden. (Übrigens bereiten die von Gildersleeve aus der Poesie vorgeführten Kuriosa in ihrer Art sicherlich auch dem deutschen Leser ein vergnügtes Halbstündchen, selbst wenn er zu a long-suffering public gehört, das von seinen deutschen „Gelehrten“ Quantitäten hinnimmt, wie sie kein englischer „scholar“ sich zu schulden kommen liefse. So sagt Gildersleeve, um nur eines zu erwähnen, mit Beziehung auf das prosodisch falsch gemessene *vicies* zu Anfang des „Carmen Salutatorium“ von Menrad in den „Abhandlungen aus dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft Wilhelm v. Christ zum 60. Geburtstage dargebracht“, er wisse zwar nicht, wo Christ studiert habe, aber mancher 60jährige Schüler Ritschls würde lieber mit 59 gestorben sein, als zu leben, um sich mittels eines mit solch schwerem Fehler beginnenden Gedichtes gratulieren zu lassen. Lateinische Verse seien überhaupt ein Anachronis-

mus, doch sollte jeder derartige Anachronist wenigstens einen gradus ad Parnassum besitzen und benützen. Hoffentlich wirkt das Wilamowitz gespendete Lob wieder versöhnend auf den etwa beleidigten deutschen Leser.) Des Lehrers Hauptaufgabe besteht darin, über die sprachlichen Erscheinungen des in der Klasse gelesenen Autors Rechenschaft zu geben; dieser tritt die Komposition vornehmlich zwecks Erhöhung der Exaktheit zur Seite. Und gerade hier, bei der täglichen Erklärung der Texte und bei den Korrekturen, findet jeder denkende Lehrer je nach seiner Anschauung und seinem Temperament mehr oder weniger reichlich Schwierigkeiten.

Diesen allgemeinen Ideen nun werden von dem Verf. reale Substrate gegeben, die, obgleich sie weder im allgemeinen neu, noch im einzelnen ganz einwandfrei sind, noch auch ohne weiteres einer endgültigen Lösung zugeführt werden können, doch immerhin in hohem Grade geeignet erscheinen, zu weiterem Nachdenken anzuregen, ähnliche Beobachtungen sprachlicher Differenzen zusammenzustellen, die jedenfalls beträchtliche Ausbeute unter streng sachlichen Gesichtspunkten allmählich abzuklären und die so gewonnenen Resultate zum Gemeingute des syntaktisch-stilistischen Unterrichts der Schulpraxis zu machen.

An die Spitze der Probleme stellt der Verf. einige Beispiele aus der Elementargrammatik. Zur Illustration möge es genügen, das erste derselben in seinem wesentlichen Gedankengange vorzuführen. Die Syntax beginnt mit dem Satze. Zweifellos aber läßt die einfachste Form des Satzes, das verbum finitum mit dem darin enthaltenen Subjekt, überhaupt keine Syntax zur Anwendung kommen. Sobald indes das Subjekt ausgedrückt wird, beginnt das Problem. *εἶπον*. Brav und gut. Haben wir zu sagen *ἐγὼ εἶπον* oder *εἶπον ἐγώ*? Und sieh! wir stoßen mit einem Male auf die Frage von Hiatus, stoßen auf die Frage von der Stellung, stoßen auf die Frage, ob das Subjekt überhaupt auszudrücken ist. Unsere Grammatiken sagen uns, daß das Subjekt nicht ausgedrückt werden muß, vielmehr, nicht ausgedrückt wird, wenn auf ihm kein Nachdruck ruht; aber es ist ausgedrückt, notwendig ausgedrückt, ausgedrückt, wo wir nicht die Empfindung einer eigentlichen Emphase haben. Die Verba dieser Subjekte gehören einem bestimmten Kreise an. Es sind sehr oft Verba des Sagens, Denkens, Wissens, und in Verbindung mit diesen Verben ist die 1. Pers. sehr oft ausgedrückt, wo wir die Notwendigkeit nicht einsehen. Diese Versicherung der Persönlichkeit in *ἐγὼ ᾤδα*, in *ἐγὼ ᾤμαι* führt auf die Betonung (is a clue to the tone). Diese im Lateinischen als vulgär fest-

gestellte Erscheinung ist auch im Griechischen bis zu einer gewissen Ausdehnung vulgär, und so darf uns bei dem „vulgarian“ Äschines der übermäßige Gebrauch des Personalpronomens über den herkömmlichen Kreis hinaus nicht überraschen. Ist es nicht in unserem eigenen öffentlichen Leben „bessere Form“ das „Ich“ zugunsten des farblosen „man“, zugunsten des unpersönlichen Passivs zu unterdrücken?

Die anderen Probleme betreffen die Auslassung der Kopula (sie gehört ebenso der erhabenen Sprache als der Volkssprache an; Pindar gebraucht schwerlich einmal die Kopula, die sprichwörtlichen Redensarten leben im Volksmunde; die Extreme berühren sich in der Syntax wie im Wortschatz; auch unsere dichterischen Wörter sind oft vulgär und umgekehrt), die verschiedene attributive Stellung von Artikel, Adjektiv und Substantiv ($\delta \epsilon \mu \acute{o} \varsigma \nu \acute{\iota} \delta \varsigma$, $\delta \nu \acute{\iota} \delta \varsigma \delta \epsilon \mu \acute{o} \varsigma$, $\nu \acute{\iota} \delta \varsigma \delta \epsilon \mu \acute{o} \varsigma$), den Artikel bei Eigennamen und beim Infinitiv, die Partizipien, den Ersatz von Präpositionaladverbien durch Adjektiva ($\delta \omega \delta \epsilon \kappa \alpha \tau \alpha \tau \acute{o} \varsigma$, $\nu \acute{\iota} \chi \iota \circ \varsigma$, daneben mit einem Seitenblick auf das Angelsächsische *Kleinleios*), die Kasus, unabhängige (dabei persönliches und unpersönliches Passiv, $\varphi \theta \omicron \nu \omicron \sigma \mu \alpha \iota$ und *mihi invidetur*, mit vergleichendem Ausblick auf moderne Sprachen, und abhängige (haben wir in *caelo decurrit aperto* einen lokalen, in *assiduo ruptae lectore columnae* einen instrumentalischen oder in beiden Stellen einen Ablativ des Umstandes?), die Präpositionen, die Genera Verbi, besonders das reflexiv gebrauchte Passiv, die Modi, den Infinitiv ($\pi \alpha \rho \acute{\alpha} \delta \epsilon \iota \gamma \mu \alpha \tau \omicron \upsilon \mu \eta \acute{\alpha} \delta \iota \kappa \epsilon \acute{\iota} \nu = \tau \omicron \upsilon \mu \eta \delta \epsilon \acute{\iota} \nu \acute{\alpha} \delta \iota \kappa \epsilon \acute{\iota} \nu$ u. ä.), die Negationen in allen ihren Einzelercheinungen, die Zeiten, darunter auch das praesens propheticum, und schließlich die Arten des zusammengesetzten Satzes. Übrigens ist der zu Anfang der Probleme über die Tempora von Gildersleeve behauptete Widerspruch zwischen Blafs und Wilamowitz bei näherem Zusehen völlig unbegründet. Blafs hat in der zitierten Stelle, wo er sagt, die Unterscheidung zwischen dauernder und vollendeter Aktion geschehe im N. T. mit derselben Genauigkeit wie im klassischen Griechisch, nur das Imperfekt und den Indikativ Aorist im Auge, während es bei Wilamowitz heisst, „der Unterschied zwischen den Imperativen des Präsens und des Aorists wird in der vulgären Rede vernachlässigt“.

Die leitenden Gesichtspunkte des Ganzen dürften wohl in den Worten Ausdruck gefunden haben, die wir S. 9 lesen: „Jede griechische Syntax ist mehr oder weniger eine *syntaxis ornata*, und wenn ich imstande gewesen bin, das Gebiet dieser *syntaxis ornata* zu erweitern, so werde ich

mehr als zufrieden sein.“ Jedenfalls will ich nicht verfehlen, zum Schlusse noch einmal das Studium der an fördernden Anregungen mannigfaltigster und interessantester Art reichen Aufsätze, die auch hinsichtlich des Druckes im ganzen recht sauber sind (S. 14, Z. 1 v. u. l. *πυρῶ*), allen Berufsgenossen recht warm zu empfehlen.

München.

Ph. Weber.

- 228) **Kristoffer Nyrop, Das Leben der Wörter.** Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von **Robert Vogt.** Leipzig, Ed. Avenarius, 1903. 263 S. 8. N 3. —.

Gleich A. Darmsteters Schrift *La vie des mots* umfasst Nyrops Buch das ganze Gebiet der Bedeutungslehre. Es gliedert sich in zehn Kapitel, in denen Euphemismus, voces mediae, Bedeutungseinschränkung und Bedeutungserweiterung, Metapher, Katachrese, Namengebung, Lautharmonie, Wortspiel, Heiligennamen und einiges andere behandelt wird. Das Gebotene ist wissenschaftlich fast durchweg zuverlässig, die Fassung der Regeln knapp, die Auswahl der Beispiele gut getroffen. Die neueren Sprachen kommen weitaus häufiger zum Wort als die alten, und unter jenen treten die germanischen (besonders Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, nächst dem Deutsch und Englisch) und romanischen (besonders Französisch und Spanisch) in den Vordergrund.

Für den deutschen Leser liegt der Reiz namentlich darin, daß er sieht, wie das Dänische in zahlreichen Fällen mit unserer Muttersprache übereinstimmt, z. B. in formelhaften alliterierenden Verbindungen S. 183 ff.: Feuer und Flamme = *fyr og flamme*, Mann und Maus = *mand og mus*, oder eigene Wege gegangen ist, z. B. frank und frei, Wohl und Wehe, mit Umstellung der Glieder: *fri og frank, ve og vel*, ferner nicht Fisch noch Fleisch = *hvoerken fugl eller fisk*, weder Vogel noch Fisch. So erfahren wir auch S. 48, daß der Ausdruck Zehe in der gebildeten Sprache der Dänen unmöglich geworden ist und durch Fußfinger ersetzt werden muß, S. 126, daß die deutsche Redensart den kürzeren (nämlich Halm) ziehen bei unseren nördlichen Nachbarn noch die leichter verständliche, vollere Form anweist: *at trække det korteste strå*, das kürzeste Stroh ziehen, S. 129, daß man in Dänemark bei starken atmosphärischen Niederschlägen sagt, es regne Schusterbuben, während in dieser Verbindung bei uns Bauernjungen oder Schneidergesellen, in der französischen Schweiz Kesselflicker üblich sind.

Bei einer neuen Auflage wäre zu wünschen, daß die einschlägige Literatur verzeichnet würde; ferner könnten die einzelnen Kapitel in ihrer Ausdehnung der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes angepaßt werden; denn wenn z. B. dem Euphemismus 57 Seiten gewidmet werden, aber der für die ganze Sprachentwicklung ungleich wichtigeren Metapher nur 20, so steht dies nicht im richtigen Verhältnis. Auch die Anordnung des Stoffes läßt manches zu wünschen übrig. Warum z. B. die Lautharmonie (samt Alliteration und Reim), die doch etwas mehr Äußerliches behandelt, nicht an den Schluß gerückt worden ist, läßt sich schwer begreifen, ebensowenig, warum der Euphemismus den Reigen eröffnet. Vor allen Dingen aber kann die Zahl der Analogieen noch beträchtlich vermehrt werden; denn gerade durch sie werden die Spracherscheinungen in ein viel helleres Licht gestellt. So war z. B. S. 79 bei der Bedeutungsentwicklung des dänischen Wortes skarlagan, scharlach (ursprünglich eine besondere Art Tuch ohne Rücksicht auf die Farbe, daher auch blauer, brauner, grüner Scharlach) zu erwähnen, daß auch purpurn von Haus aus nicht ausschließlich eine rote Farbe bezeichnet hat; denn purpureus kann auch dunkelbraun (panis bei Plautus) und dunkelblau (mare bei Vergil) heißen. Dafür, daß das Wort Closet von Haus aus ganz harmlos sogar in der Dichtung gebraucht wurde, könnte als Beleg eine Stelle aus Bodmers Noachide angeführt werden, die ich in meiner „Ästhetik der deutschen Sprache“, S. 127, zitiert habe: Gleich der Rose, die erst am Morgen ihr Kloset verlassen, d. h. ihre Blätterhülle gesprengt hat. Für die alliterierenden Wortverbindungen S. 183 ff. hätte Nyrop zahlreiches Material in meinem Aufsatz über die Wortdoppelung im Deutschen“ (Zeitschr. für deutsche Wortforschung II, S. 8 ff.) finden können. Endlich bleibt zu wünschen, daß der gebildete Laie, für den doch das Buch bestimmt ist, überall genügend aufgeklärt wird. Dies ist aber nicht immer der Fall, z. B. wenn auf S. 127 zu der Redensart einen Korb bekommen gesagt wird, man müsse, um sie zu verstehen, ins Mittelalter zurückgreifen, wo die Trouvères vom Zauberer Vergilius sangen, den ein Mädchen in einen Korb lockte, da er auf Freierson Füßen zu ihr kam. Hier galt es, zunächst hinzuzufügen, daß der Boden des Korbes, weil er sehr schwach war, beim Hinaufziehen des nicht genehmen Freiers durchbrechen und dieser durchfallen mußte, sodann aber, daß später (im 17. und 18. Jahrh.) dem unbequemen Liebhaber ein bodenloser Korb als abweisende Antwort ins Haus geschickt wurde, sodaß er ihn tatsächlich bekam.

- 229) **Victor Jäggi, Lateinische Elementargrammatik** mit eingereichten lateinischen und deutschen Übungstücken für die unteren Klassen des Gymnasiums. Luzern, Schill 1902. 456 S. 8. geb. M 8. 70.

Das Buch ist aus dem Unterrichtsbetriebe einer Schweizer Anstalt hervorgegangen und bietet in fünf Kursen ungefähr den Stoff, der in der Sexta, Quinta und Quarta preussischer Gymnasien behandelt wird. Der Verf. ist, wie er im Vorwort bekennt, kein Freund „der neuen Schule“ und will versuchen die lateinische Sprache „in der alten, bewährten Methode“ zu lehren. Ich fürchte, er wird durch sein Buch in niemandem die Sehnsucht nach der „guten alten Zeit“ wachrufen. In der Grammatik beschwört er die Schatten von *papilio*, *vespertilio*, *vermis* und anderem Gewürm ans dem Orkus herauf, in den sie längst eine verständige Pädagogik verwiesen hat; auf den Wortschatz der Prosaschriftsteller, die auf der mittleren Stufe gelesen werden, nimmt er nicht die mindeste Rücksicht, sondern überschüttet die armen Schüler mit einer endlosen Fülle von Vokabeln, die sie niemals wieder verwenden können: gleich auf den ersten Seiten begegnen *coruscare*, *alauda*, *merula*, *simia*, *nidificare*, *pilus*, *later*, *salix*, *equile*, *struthiocamelus*, *socrus*, *veru*, *resplendere*, *restaurare*. Der Lesestoff besteht zum großen Teile aus kurzen Einzelsätzen, die an bunter Mannigfaltigkeit des Inhalts kaum überboten werden können (z. B. St. 40. 1) *Elephanti sunt maximi*. 2) *Nihil est melius quam virtus*. 3) *Sunt plura genera columbarum etc.*). Besser gelungen sind die zusammenhängenden Stücke, besonders die, deren Stoff der griechischen und römischen Sage und Geschichte entlehnt ist.

Der lateinische Ausdruck ist vielfach mangelhaft; ich hebe folgende Verstöße gegen den klassischen Sprachgebrauch hervor: S. 92 *recreatio pro me non erit iucunda*. S. 103 *forte st. fortasse*. S. 154 *impossibile est*. S. 155 *nunc st. tum*; *iterum st. rursus*. S. 168 *bona valetudine frui*. S. 172 *in bellum proficisci*. S. 177 *conjunct. fut. nach timere ne*. S. 189 *frugiferrimus*. S. 221 *amare flere*; *desiderare c. inf.* S. 222 *thronus*. S. 229 *Ephesi, in Asia minore*. S. 232 *M. Cicerone et M. Antonio*. S. 241 *quam viam st. utram*. S. 243 *nos impediunt quominus*. S. 261 *mundus st. orbis terrarum*; *prae omnibus eluxit*. S. 287 *a partibus alicuius stare*. S. 295 *Hermes*. S. 297 *dubito num.* S. 299 *bellum Persicum*. S. 320 *Antiochiae vixit st. fuit*. S. 326 *nulla re magis . . . nisi*. S. 339 *magistrum effugit st. fugit*. S. 341 *und oft plures st. com-*

plures. S. 347 docet experientia st. usus. S. 349 maior natus. S. 350 dubitant an ullus dux st. nullus. S. 351 exempli gratia st. ut.

Potsdam.

E. Krause.

230) H. Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier. Mit 143 Abbildungen. Trier, J. Lintz.

II und 146 S. 8.

ℳ 1.60.

Ein Museumsführer in einer philologischen Zeitschrift? Die Antwort auf die scheinbar berechtigte Frage gibt schon der Name des Verfassers. Nie ist aus seiner Feder etwas veröffentlicht, was nicht den strengsten Anforderungen philologischer Wissenschaft genügt hätte. Und weiter, wie sollte nicht ein Buch über das Museum der alten Augusta Treverorum unmittelbar hineinführen in die Welt des Altertums, von der eben hier auf deutschem Boden die beredtesten Zeugnisse zu uns sprechen?

Eine Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Provinzialmuseums sollte dieses Werk werden, ein kundiger Führer für den Laien zugleich wie für den Forscher, ein lebendiges Andenken für die, welchen diese Schätze mit eigenen Augen zu schauen vergönnt war. Nun ist das Buch zum wehmütigen Andenken an den geworden, den von der Höhe erfolgreichen Schaffens ein jäher Tod hinabgestürzt hat in die stumme Welt der Schatten. Was er mit frohem Hoffen begonnen hatte, die eigene, rastlose Hand hat es nicht vollenden dürfen; dem, der ihm auch im Leben eng verbunden war, Hans Lehner in Bonn, fiel die traurige Freundespflicht zu, das Unternommene in seinem Sinne zu Ende zu führen. Ihm danken wir es, daß das Buch nun doch, so wie es gedacht war, abgeschlossen vor uns liegt.

Es vereinigt in sich die ungewöhnlichen Eigenschaften, welche Hettner allen, die ihm näher getreten sind, unvergeßlich machen: die umfassende Gelehrsamkeit auf diesem seinem eigensten Schaffensgebiete, den tief dringenden, selbständig fortschreitenden Forschergeist, der bei allem, was er gab, zugleich zu lebendiger, eigener Mitarbeit fortrifs, die frische Anschaulichkeit in Wort und Bild, und, nicht als geringstes sei es genannt, den klaren praktischen Blick, der, in langjähriger Wirksamkeit geübt, ihn auch äußerlich von Erfolg zu Erfolg geführt hat. War es nicht herzerfreuend, zu sehen, wie an Sommersonntagen Leute jedes Standes und Alters die schönen Räume des Trierer Museums füllten, um zu schauen, wie einst auf diesem althistorischen Boden ein längst vergangenes Geschlecht gelebt

st? Manch einer von ihnen wird jetzt mit innerer Bewegung dieses auch in die Hand nehmen und, wenn er das lebensvolle Bild Hettners betrachtet, mit Dank und Verehrung dessen gedenken, der vielen so vieles gegeben hat. Vor allem aber geziemt solcher Dank uns Philologen, die er, leidenschaftlich eifrig wie es seine Natur war, während der Festtage des archäologischen Kursus, selbst nie ermüdend, stets anspornend in das Reich einzuführen strebte, das hier er selbst vornehmlich der Wissenschaft erobert hatte. Und, mochte wohl einmal den einzelnen ein schärferes Wort des temperamentvollen Mannes befremden, vergessen wir nicht, daß sein ganzes Wesen von dem mannhaften Gedanken Senecas getragen war: *si quis sibi proposuerit quantum operis adgressus sit, sciet nihil delicate nihil molliter esse faciendum.*

Sondershausen.

A. Funck.

231) **Der alte Orient.** 5. Jahrgang, Heft 1: **W. Max Müller**, Die alten Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. Mit 7 Abbildungen. 32 S. 8.

— Heft 2: **Leopold Messerschmidt**, Die Entzifferung der Keilschrift. Mit 3 Abbildungen. 32 S. 8. Leipzig, J. C. Hinrichs. à M —. 60.

Die beiden ersten Hefte des 5. Jahrgangs der von der Vorderasiatischen Gesellschaft herausgegebenen gemeinverständlichen Darstellungen sind geeignet, neue Freunde zu werben.

Müller weist in seiner Darstellung hin auf die maßlose Übertreibung der ägyptischen Eroberungszüge durch griechische Schriftsteller, die sich manche Bären haben aufbinden lassen, wenn sie durch ihre Fragen die leicht überschwängliche Phantasie der Orientalen rege machten. Die Ägypter sind von altersher ein wenig kriegerisches Volk gewesen; nicht-ägyptische Truppen, Söldner bildeten den Kern des Heeres; die südlichen Grenzlandschaften lieferten schon in sehr alter Zeit Rekruten für Ägypten, schwarze Regimenter fehlen eigentlich nie zur Zeit der Pharaonen; dann treten Beduinen, Libyer und Europäer auf, libysche Besatzungen werden angesiedelt, und ihre Nachkommen bilden den ägyptischen Kriegerstand. Auf den Kriegszügen nach Syrien sind sie höchstens ein paarmal bis an oder über den Euphrat und an das Amanos-Gebirge vorgedrungen, und das war nur möglich bei der territorialen Zersplitterung Syriens, wo nur vereinzelt ein größeres Fürstentum existierte; dauernde Eroberungen hat

Ägypten dort nie gemacht, Hauptzweck der Züge war Plünderung. Noch kümmerlicher war die Seemacht Ägyptens; Züge über das Meer hat kein König unternommen; man begnügte sich mit notdürftigem Abwehren der Seeräuber. — Die kriegerischen Unternehmungen Ägyptens werden vom Verf. kurz geschildert.

Bei dem jetzt seit Delitzschs Vorträgen sehr gehobenen Interesse für die Entdeckungen auf dem alten Kulturboden von Vorderasien wird für alle die, welche sich mit diesen Forschungen wenig beschäftigt haben, die Schrift Messerschmidts sehr willkommen sein. Er gibt eine gedrängte, aber durchaus ausreichende Darstellung der Art und Weise, wie es gelungen ist, zunächst die persische und dann die babylonische Keilschrift zu entziffern. Außerordentlich geschickte Kombinationen und sorgfältige methodische Studien erforderte vor allem das Babylonische; wie man alle Irrtümer, die man bei der Schwierigkeit der Sache beging, glücklich verbesserte und jetzt verhältnismäßig leicht das Neugefundene enträtseln kann, wird auch für den des Semitischen unkundigen Philologen höchst lesenswert sein.

Von dem 3. Hefte des 1. Jahrgangs: Alfred Jeremias, *Hölle und Paradies bei den Babyloniern*, ist eine 2. verbesserte Auflage erschienen, 44 Seiten stark; sie berücksichtigt die Bibel-Babel-Frage und gibt die biblischen Parallelen an.

Oldesloe.

R. Hansen.

232) **Paul Dörwald, Griechischer Wortschatz.** Berlin, Weidmann, 1903. V u. 111 S. 8. M 2. —.

Dieses sorgfältig gearbeitete Wörterverzeichnis will als Grundlage dienen zu einer systematischen Einprägung der wichtigeren Vokabeln. Berücksichtigt werden nur die Prosaiker der Schule mit Ausnahme Herodots und der I. Teil des v. Wilamowitzschen Lesebuches. Die Wörter sind in 15 Gruppen geordnet, von denen beispielsweise die 1. *Mensch, Geburt und Geschlecht, Lebensalter, Familie; Körper; Haus; Essen, Trinken; Kleidung*, die 13. *Heer, Bewaffnung, Heeresdienst, Krieg, Schlacht; Schifffahrt* behandelt. Ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Wörter mit Angabe ihrer Stelle im Vokabular ist beigegeben.

Auswahl sowohl wie Gruppierung werden im allgemeinen Zustimmung finden. Zur besseren Auffindung der Wörter nach dem Verzeichnis sollten die einzelnen Seiten des Vokabulars mit Angabe der behandelten Gruppen (als Kopf) versehen werden.

Laubach (Hessen).

F. Adami.

Vakanzen.

Bochum, G. Obl. Klass. oder neuere Phil. Kuratorium.

Breslau, HMS. Obl. Math. u. Nat. Magistrat.

Essen (Ruhr), HMS. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dr. Fröchtling.

Frankfurt a. M., Handelslehranstalt: Vier Obl. Deutsch. Gesch.; Phys. u. Math.; Engl. u. Franz.; Rel. Schulvorstand d. Fortbildungsschulen.

Freiburg i. Schl., OR. Zwei Obl. Math. und Nat.; N. Spr. Magistrat.

Görlitz, RG. Direkt. Magistrat.

Hannover, OR. Zwei Obl. Deutsch u. Gesch. resp. Math. u. Nat. Dir. Dr. Hemme.

Leer, HMS. Obl. Rel. u. Deutsch. Magistrat.

Magdeburg, G. u. RS. Obl. N. Spr. od. Math. Magistrat.

— OR. Obl. Rel., Deutsch u. Gesch. Magistrat.

Neumünster, G. Obl. N. Spr. Magistrat.

Schwedt, G. Obl. Klass. Phil. Magistrat.

Unna, RS. Obl. Gesch., Deutsch u. Lat.

Viersen, G. (Kathol.) Obl. Gesch. und Klass. Phil. Bürgermeister.

Wiesbaden, OR. Obl. Math. u. Nat. Dir. GÜth.

Paul Neff Verlag (Carl Böhle) in Stuttgart

P. P.

In unserem Verlag ist komplett erschienen die

Zehnte Auflage

von

Christoph Fr. Griebis

Englisch - Deutschem und Deutsch - Englischem Wörterbuch

mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie

neu bearbeitet und vermehrt

von

Dr. Arnold Schröer

ord. Professor an der Handelshochschule zu Köln

weil. ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B.

160 Bogen dreispaltiger Satz in Gr.-Lex. 8°.

I. Band:

Englisch - Deutsch

eleg. in Halbleder geb. M. 14.—

II. Band:

Deutsch - Englisch

eleg. in Halbleder geb. M. 12.—

Dieser Teil (der deutsch-englische) ist mit derselben Sorgfalt und Gründlichkeit gearbeitet, die von dem ersten gerühmt werden konnten. Die Vollständigkeit, in der das Wortmaterial ausgebeutet wurde, erhellt aus einem Vergleich mit dem ebenfalls rühmlichst bekannten „Deutschen Wörterbuche“ von M. Heyne. Unter den mit der Partikel „ab“ gebildeten Wörtern allein weist das Grieb-Schröersche Wörterbuch um nahezu 900 Artikel mehr auf als Heyne. Dabei sind die Weiterbildungen durch Zusammensetzung nicht einmal gezählt. Sehr häufig trifft man auf Bedeutungsnuancen, die in dem zum Vergleich herangezogenen deutschen Wörterbuch nicht berücksichtigt sind, und nur selten auf eine Lücke, diese stets nur von untergeordneter Bedeutung. Zeitschrift für das Realischiwesen.

 **Zu haben in allen Buchhandlungen** 

Für Schulen Vergünstigungen bei gleichzeitigem Bezug einer größeren Anzahl von Exemplaren.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.

Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 19. September.

Nr. 19, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Zu Platons Apologie p. 26 D. (Edm. Fritze) p. 433.
Rezensionen: 233) E. S. Shuckburgh - R. C. Jebb, The Antigone of Sophocles (W. Heindl) p. 437. — 234) A. Kappelmacher, Studia Iuvenaliana (H. Polstorff) p. 438. — 235) W. H. D. Rouse, Greek votive offerings (P. Weizsäcker) p. 441. — 236) E. Kemmer, Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur (J. Keller) p. 442. — 237) J. Willems, Le Sénat Romain en l'an 65 après Jésus-Christ (Ed. Wolff) p. 444. — 238) Alb. Müller, Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit (M. Hodermann) p. 447. — 239) Ad. Zünd-Burguet, Méthode pratique, physiologique et comparée de Prononciation française (G. Rolin) p. 448. — 240) W. Rübenkamp, 1200 der gebräuchlichsten franz. Sprichwörter (J. M. Küffner) p. 452. — 241) Georg Stier, Little English Talks (K. Pusch) p. 453. — 242) Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen (C. D.) p. 454. — Vakanzen. — Anzeigen.

Zu Platons „Apologie“ p. 26 D.

Von **Edm. Fritze.**

An der Stelle der Platonischen „Apologie“, an der sich Sokrates gegen die Worte der Anklage θεός, οὗς ἡ πόλις νομίζει, οὐ νομίζοντα, ἕτερα δὲ δαιμόνια καινά (p. 24 BC) verteidigt, lautet der Text in der Ausgabe mit deutschem Kommentar von Schanz (1893) (p. 26 CD): Ὡ θανμάσιε Μέλητε, ἵνα τί ταῦτα λέγεις; οὐδὲ ἥλιον οὐδὲ σελήνην ἄρα νομίζω θεοὺς εἶναι, ὥσπερ οἱ ἄλλοι ἄνθρωποι; Μὰ Δί', ὦ ἄνδρες δικασταί, ἐπεὶ τὸν μὲν ἥλιον λίθον φησὶν εἶναι, τὴν δὲ σελήνην γῆν. [Ἀναξαγόρου] οἷε κατηγορεῖν, ὦ φίλε Μέλητε, καὶ οὕτω καταφρονεῖς τῶνδε καὶ οἷε αὐτοὺς ἀπειροὺς γραμμάτων εἶναι, ὥστε οὐκ εἰδέναι δι τὰναξαγόρου βιβλία τοῦ Κλαζομένου γέμει τούτων τῶν λόγων. καὶ δὴ καὶ οἱ νέοι ταῦτα παρ' ἐμοῦ μαθάνουσιν, ἀ ἔξεστιν ἐνίοτε, εἰ πᾶν πολλοῦ δραχμῆς ἐκ τῆς δεχέστρας πριαμένοις Σωκράτους καταγελᾶν, ἐὰν προσποιῇται ἑαυτοῦ εἶναι, ἄλλως τε καὶ οὕτως ἄτοπα ὄντα. Und in einer Anmerkung zu οἷε κατηγορεῖν heisst es: „Im vorausgehenden Satz wird

von Meletos dem Sokrates eine Ansicht beigelegt, welche dem Anaxagoras angehört. Wie kann das rhetorisch ausgenutzt werden? Doch nur so, daß dieses Vorgehen des Meletos als eine absichtliche Täuschung hingestellt wird, welche von der Voraussetzung ausgeht, daß die Zuhörer die Lehren des Anaxagoras nicht kennen. Diesen einfachen natürlichen Gedanken gewinnen wir nicht aus den überlieferten Worten. Denn statt des“ (zu?) „erwartenden *Σωκράτους* (du glaubst den Sokrates anzuklagen und rechnest dabei auf die Unwissenheit der Zuhörer) lesen wir *Ἀναξαγόρου*. Mit Beibehaltung dieses Wortes könnte ein annehmbarer Sinn nur gewonnen werden, wenn es statt *οἶει κατηγορεῖν* hiesse *κατηγορεῖς* (du klagst den Anaxagoras an und rechnest dabei auf die Unwissenheit der Zuhörer). Auch der Versuch, durch die Schreibung von *ἢ οὕτω* statt *καὶ οὕτω* das *Ἀναξαγόρου* zu retten, führt nicht zum Ziel; denn auch in diesem Fall erwartet man *κατηγορεῖς*; auch würde der Begriff „Sokrates“, den das zweite Glied verlangt (klagst du den Anaxagoras oder den Sokrates an?), in störender Weise indirekt eingeführt sein. *Ἀναξαγόρου* ist sonach unecht; *ἐμοῦ* ergänzt sich leicht aus dem Zusammenhang.“

Schon in seinen „Studien zur Gesch. d. Platon. Textes“ (1874) sagt Schanz auf S. 35: „Ein wahrhaft absurdes Glossem ist *Ἀναξαγόρου*; es ist in der Tat unbegreiflich, wie man das Wort so lange ungestört im Texte belassen konnte. Baiter ist meines Wissens der erste, welcher Anstoß an dem Worte nahm und vielmehr *Σωκράτους* verlangte. Nein, es ist nichts zu ändern, sondern zu streichen. *Κατηγορεῖν* kann hier das Objekt entbehren.“ So hat Schanz auch schon in seiner kritischen Ausgabe von 1875 *Ἀναξαγόρου* eingeklammert und Bertram hat es in seinen drei Ausgaben von 1882, 1888 und 1893 ganz weggelassen. Einen kleinen Unterschied weisen hinsichtlich der Interpunktion die Schanzische Ausgabe von 1875 und die Bertramschen gegen die Schanzischen von 1893 auf; sie haben hinter *λόγων* ein Fragezeichen. Die von Schanz in seinem deutschen Kommentar erwähnte Schreibung *ἢ οὕτω* beruht auf einem Vorschlage, den, freilich ohne jede nähere Begründung, H. Sauppe in seiner Rezension der Schanzischen „Studien“ (Jen. L.-Z. 1875, S. 13) gemacht hat; ihm sind Petersen (1896) und Rösiger (1902) gefolgt, während Kral (1885), Christ (1894) und v. Bamberg (1897) mit Beibehaltung des handschriftlichen *καὶ* und gleichzeitiger Aufnahme des Sauppeschen *ἢ* in ihre Texte ein *ἢ καὶ οὕτω* („oder gar“) gesetzt haben. Dagegen sind Wohlrab (in der Ausgabe mit lateinischem Kommentar von 1877 und in

seinen Textausgaben, deren letzte von 1902 ist), Schmelzer (1883), Burnet (1899) und Cron-Uhle (zuletzt 1902) der ganzen handschriftlichen Überlieferung treu geblieben und weichen nur, wie das auch, und fast ganz ohne Einfluß auf den Sinn, bei den anderen Ausgaben der Fall ist, in der Interpunktion (Komma oder Fragezeichen oder Kolon hinter *ὃ φίλε Μέλητε* und Fragezeichen oder Punkt hinter *λόγων*) voneinander oder von Schanz ab.

Was mag nun wohl Platon in Wahrheit geschrieben haben? Zunächst steht meines Erachtens fest, daß von *ὅτω καταφρονεῖς* an der überlieferte Text nicht zu dem geringsten Zweifel Anlaß gibt und daß die Worte *τὰ Ἀναξαγόρου βιβλία τοῦ Κλαζομενίου* auf einen Gegensatz und damit auf die Unechtheit des ersten *Ἀναξαγόρου* hinweisen, gegen dessen Setzung an jener ersten Stelle auch der Umstand spricht, daß man doch dort, wenn der Name des Anaxagoras genannt wäre, auch die Hinzufügung der Herkunftsbezeichnung erwarten müßte. So wird man also den von Baiter angeregten Zweifel teilen müssen; leider habe ich nicht feststellen können, wann und wo er ihn ausgesprochen und wie er ihn und seinen Vorschlag, *Σωκράτους* für *Ἀναξαγόρου* einzusetzen, begründet hat. Aber dafür kann man sich ja die Argumentation von Schanz, soweit sie sich gegen die Echtheit des *Ἀναξαγόρου* richtet, zu eigen machen; nur möchte ich das nicht gelten lassen, daß mit einem *Ἀναξαγόρου καταγορεῖς* (statt *οἷ καταγορεῖν*) geholfen wäre, weil dabei immer der erwähnte auffällige Umstand der Hinzufügung der Herkunftsbezeichnung bei dem zweiten *Ἀναξαγόρου* bestehen bliebe. Auch der Versuch von Sauppe, die Stelle durch die Ersetzung des *καὶ* durch ein *ἢ* zu heilen, wird man mit Schanz zurückweisen müssen und sich auch hier wieder seiner Begründung anschließen können; nur bestreite ich auch in diesem Falle, und zwar aus demselben Grunde, wie soeben, die Möglichkeit eines *Ἀναξαγόρου καταγορεῖς ἢ ὅτω κτλ.*

Also *Ἀναξαγόρου* ist jedenfalls als unecht zu betrachten. Aber muß nicht etwas anderes dafür eingesetzt werden? Der mit *ὅτω καταφρονεῖς* beginnende Satz weist, wie ich vorhin gesagt habe, auf einen Gegensatz hin, und dieser kann nun persönlicher oder sachlicher Art sein. Ist er persönlicher Art, so wird an der ersten Stelle bei dem *οἷ καταγορεῖν* eine Person erwähnt, die zu dem gleich darauf genannten Anaxagoras in einem Gegensatze steht, und das kann nach dem ganzen Zusammenhange (auch das spätere *παρ' ἐμοῦ* bezeugt es) nur Sokrates sein. Nun meint

Schanz freilich, ἐμοῦ ergänze sich leicht aus dem Zusammenhange, aber man muß doch wohl Baiter Recht geben, wenn er ausdrücklich ein Σωκράτους einsetzt. Für die Möglichkeit einer Verwechslung der beiden Namen bei der Abschrift lassen sich ja mancherlei Ursachen anführen: ein Blick auf den in nächster Nähe folgenden Namen kann sie veranlassen haben oder der Abschreiber hat eine vermeintlich falsche Lesart absichtlich und bewußt geändert oder der Name ist zuerst unabsichtlich ausgelassen und später aus Versehen oder Mißverständnis falsch ergänzt worden u. dgl. m. Durch die Einsetzung von Σωκράτους wird auch der Ausdruck voller, und der ganze Satz gewinnt namentlich für den weniger geschulten Leser eine größere Verständlichkeit. Deshalb habe ich es für richtig gehalten, in der von mir besorgten vierten Auflage der Bertram-schen Ausgabe (1898) Σωκράτους drucken zu lassen, und diese Schreibung auch in der demnächst erscheinenden fünften Auflage beibehalten. Ebenso habe ich, um den Ausdruck als deutlicher und bestimmter ausgeprägt und den dem Meletos gemachten Vorwurf als schärfer und unbedingter erscheinen zu lassen, im Anschluß an die beiden Schanzischen Ausgaben von 1893 hinter λόγων statt des Fragezeichens einen Punkt gesetzt.

Aber darf man nun glauben, daß damit der Schaden endgültig geheilt und jeder Möglichkeit einer Anzweiflung für immer vorgebeugt sei? Keineswegs; die Lesart Σωκράτους hat ja auch keine weitere Aufnahme gefunden, und in der Tat spricht auch etwas gegen sie. Es klingt doch etwas wunderlich, wenn Sokrates sagt: Du meinst den Sokrates anzuklagen und rechnest dabei auf die Unwissenheit der Zuhörer; Meletos meint das nicht, sondern klagt den Sokrates tatsächlich an. Aber es ist nicht der geringste Grund vorhanden, an der Richtigkeit des οἷε zu zweifeln, und die Schwäche der Überlieferung kann nur, wie vorhin bemerkt ist, darin liegen, daß nicht der richtige Gegensatz zu dem τὰ Ἀναξαγόρου βιβλία κτλ. vorhanden ist. Ist nun mit der Einsetzung des persönlichen Gegensatzes Σωκράτους noch nicht die sichere Abhilfe gewonnen und sind Wendungen, wie Ὡς ἀθέου μου oder Ἀθεότηός μου, paläographisch unwahrscheinlich, so muß man sich nach einem Ausdruck umsehen, in welchem ein sachlicher Gegensatz enthalten ist, ein Gegensatz, in dem der Unterschied zwischen dem wirklichen Zutreffen der Anklage auf Anaxagoras und dem Meinen des Meletos, zwischen der Unwiderlegbarkeit der gegen Anaxagoras zu richtenden Anklage und der Widerlegbarkeit der gegen Sokrates gerichteten zur Geltung gelangt. Das κατη-

γορεῖν muß in dem verloren gegangenen Worte als ein sicher zum Ziele führendes, ein auf guten Glauben rechnendes, ein unwiderlegbares charakterisiert gewesen sein. Ein dem eben dargelegten verwandter Gedankengang hat vor Jahren K. J. Liebhold zu dem Vorschlage veranlaßt (Fleckeisens Jahrb., 137. Jahrg. 1888, S. 756/7), an unserer Stelle ἄλλ' ἐξ ἀπόρου κατηγορεῖς zu schreiben; das hinter Ἀναξαγόρου stehende οἶε soll als Duplikat des nachfolgenden in den Text geraten sein und das ἐξ ἀπόρου wird durch die Übertragung, welche Stallbaum für das ἐξ ἀπόρων in den Gesetzen II, p. 699 B gegeben hat („post desperatam plane rerum suarum condicionem et fortunam“), erklärt. Aber gegen diesen Vorschlag spricht in erster Reihe die Änderung des οἶε κατηγορεῖν in κατηγορεῖς; sodann entfernen sich die Schriftzüge des ἄλλ' ἐξ ἀπόρου von denen des Ἀναξαγόρου, dessen Entstehung in diesem Falle doch nur durch ein Verlesen erklärt werden kann, allzusehr; endlich wird der Gegensatz zwischen der vermeintlichen Beschaffenheit der Anklage und ihrem wirklichen frivolen, auf die Unwissenheit der Zuhörer rechnenden Charakter nicht deutlich genug ausgedrückt. Alle Bedenken fallen dagegen fort, wenn man sich Ἀνεξέλεγκτος οἶε κατηγορεῖν geschrieben denkt; damit ist ein Wort eingesetzt, dessen Sinn („unwiderlegbar“) die vorhin gestellten Anforderungen erfüllt und bei dem das Fehlen eines Personenobjekts nichts Auffälliges hat. In demselben Sinne ist ἀνεξέλεγκτος auch in Xenophons Kynēgetikos 13, 7 gebraucht und das Adverbium ἀνεξέλεγκτως kommt in Xenophons Oikonomikos 10, 8 in der Verbindung ἀνεξέλεγκτος ἐξαπατᾶν mit dem Sinne eines „unentdeckbaren, unfehlbaren, unwiderlegbaren“ Betrügens vor. Danach würde also unsere Stelle in deutscher Übertragung lauten: Eine unwiderlegbare Anklage meinst du zu erheben und denkst so gering von diesen hier und hältst sie für so unbewandert in der Literatur, daß sie nicht wüßten, daß die Bücher des Klazomeniers Anaxagoras von diesen Darlegungen voll sind. Und natürlich lernen auch die jungen Leute von mir diese Dinge usw.

- 233) E. S. Shuckburgh, *The Antigone of Sophocles* with a commentary, abridged from the large edition of R. C. Jebb. Cambridge, University Press (London, J. Clay & Sons), 1902. XL u. 252 S. 8. geb. 4 sh.

Als ein Beweis von der Bedeutung der Sophoklesausgabe des englischen Gelehrten Jebb ist es zu betrachten, daß Shuckburgh einen Auszug

der Antigoneausgabe von Jebb veranstaltet hat, um die Ergebnisse der Forschung Jebbs weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Ausgabe von Sh. ist bestimmt „zum Gebrauch von höheren Klassen in Schulen und für Universitätsstudenten“.

In der Vorrede erklärt Sh., daß er nur in sehr wenig Fällen ein oder zwei Worte oder eine Bemerkung hinzugefügt habe. Demgemäß besitzt das Buch keinen selbständigen wissenschaftlichen Wert und weist weder Neues noch Verbesserungen gegenüber der Originalausgabe von Jebb auf.

In England vermag das Buch den praktischen Zweck, in weiteren Kreisen ein tieferes Verständnis des Sophokleischen Dramas an Hand der kundigen Führung Jebbs zu erschließen, recht wohl zu erfüllen infolge der geschickten Auswahl des Verf. Er hat von der großen Ausgabe von Jebb alles beibehalten, was allgemeineres Interesse beansprucht — z. B. sind die trefflichen einleitenden Kapitel zum größeren Teil beibehalten — dagegen alles ausgeschieden, was nur für die gelehrte Forschung Wert hat, insbesondere alle Kontroversen und gelehrten Auseinandersetzungen; in der Textgestaltung ist Sh. durchweg Jebb gefolgt. Die Umsicht des Verf. in der Auswahl zeigt sich z. B. darin, daß er zwar die fortlaufende Übersetzung in der großen Ausgabe von Jebb weggelassen, aber sie manchmal, wo sie zugleich der Erklärung dient, z. B. V. 1—6, V. 106 f. in den Kommentar hineingeflochten hat.

Deutsche Gelehrte, die sich mit Sophoklesstudien befassen, müssen natürlich auf die Originalausgabe von Jebb zurückgehen. Immerhin bietet aber der von Sh. veranstaltete gute Auszug die Textrezension von Jebb und das Wichtigste aus dessen trefflichem Kommentar, mithin einen passenden Ersatz da, wo von der großen Ausgabe von Jebb wegen des hohen Anschaffungspreises Abstand genommen werden muß.

München.

W. Heindl.

234) **Alfredus Kappelmacher, Studia Iuvenaliana.** (Dissertationes Philologiae Vindobonenses. VII, 3). Vindobonae et Lipsiae, sumptus fecit F. Deuticke, 1903. 41 S. 8. M 2.—.

Soviel neuerdings für Kritik und Erklärung Juvenals erreicht ist: über das Leben des Satirikers läßt sich auch heute noch nicht viel Gewisses sagen. Was seinen Bildungsgang betrifft, so bezeugt er selbst

I, 15 sqq. et nos ergo manum ferulae subduximus, et nos consilium dedimus Sullae, privatus ut altum dormiret, d. h. auch er habe die Schule des Grammatikers und des Rhetors durchgemacht, und die sogen. Biographie des Probus berichtet: ad mediam fere aetatem declamavit. Zudem verraten die Satiren selbst auf jeder Seite den Rhetorenschüler in ihrem Pathos und der rhetorischen Darstellungsweise. Daran also, daß Juvenal Rhetor war, zweifelt niemand; aber die Schule anlangend, zu der er gehörte, sind widersprechende Ansichten geäußert worden. Einerseits sagt Marx, *Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV*, 148: clarissimum autem odii contra Graecos testimonium exstat in *Juvenalis rhetoris Latini* saturis III, 58 sqq., und er rechnet somit Juvenal zu den sogen. Latini rhetores, der antigriechischen, nationalrömischen Schule, aus der die Rhetorik an Herennius hervorgegangen war. Dagegen meint Friedländer in seiner Ausgabe p. 16, Juvenal sei ein Schüler Quintilians gewesen, der zu den Griechen und der griechischen Literatur eine grundsätzlich freundliche Stellung hatte. Diesen Widerstreit zu entscheiden unternimmt Kappelmacher in der oben genannten Schrift.

Im I. Kap. weist er nach, daß der für die Latini rhetores charakteristische Haß gegen alles Griechische bei Juvenal nicht vorhanden ist (p. 8 sqq.), daß er vielmehr die griechischen Schriftsteller vielfach mit Anerkennung nennt (p. 11 sq.) und auch im Gebrauche griechischer Lehnwörter weit über das von der Not gebotene Maß hinausgeht (p. 12 sqq.). Endlich p. 15 weist er noch darauf hin, daß Juvenal auch politisch anders steht als die Latini rhetores, insofern er die Gracchen tadelt (II, 24), während sie von dem auctor ad Her. IV, 55, 68 gepriesen werden.

Im II. Kap. (p. 16 sq.), zeigt K. dann, daß diese Haltung Juvenals gegenüber den Griechen genau der Quintilians entspricht, der gegen die Einseitigkeit der Latini rhetores polemisiert.

Das Resultat der beiden ersten Abschnitte ist, daß Juvenal ebenso wenig wie Quintilian ein rhetor Latinus genannt werden kann.

Es bleibt nun die Frage übrig, ob Juvenal ein Schüler Quintilians im engeren Sinne zu nennen ist, wie Friedländer behauptet. Da ihm die von diesem geltend gemachten Gründe chronologischer Art nicht zu genügen scheinen, so sucht K. aus den Satiren selbst zu erweisen, daß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Juvenal als Zuhörer Quintilians zu denken ist. In sechs Abschnitten legt er eine weitgehende Überein-

stimmung beider dar. Zunächst stellt er (p. 20 sqq.) eine Reihe von rhetorischen Termini bei Juvenal fest, die, von Quintilian oft gebraucht, bei anderen Rhetoren zum Teil gar nicht vorkommen. Dieser Abschnitt scheint uns der wichtigste zu sein. Ferner macht er (p. 25 sq.) auf die Stellen in der siebenten Satire aufmerksam, die sich auf grammatische und rhetorische Schulen und Lehrer beziehen, und stellt ihnen solche aus Quintilians *Inst. orat.* gegenüber, die dieselben Punkte berühren. Drittens zeigt er (p. 26 sqq.), daß beide über dieselben Persönlichkeiten gleich urteilen, daß insbesondere Cicero von beiden sehr hoch gestellt wird, während manche rhetores Lat. entschiedene Feinde Ciceros sind. Auch die Übereinstimmung im Urteil über Zeitgenossen hebt er hervor. Danach stellt er p. 30 sq. die Ansicht auf, daß die Anordnung des Stoffes in sat. VII von Quintilian beeinflusst sei, insofern dort *poetae, historici' oratores (causidici)* behandelt werden in derselben Reihenfolge, wie Quintilian X, I die Muster zur Nachahmung vorführt. Fünftens werden p. 31 sq. im besonderen die Muster in der Satire behandelt, Lucil, Horaz, Persius, die von Quintilian X, 1, 93 sq. besprochen werden. Sat. I sei nach Lucil angelegt (p. 31—35), und viele Verse Juvenals seien Nachahmungen Lucilischer (p. 36). Daß Horaz dem Juvenal bekannt und von ihm benutzt sei, bewiesen zahlreiche Verse (p. 37 sq.) Benutzung von Persius, Satiren bezweifelt K. (p. 38 sq.); Quintilians Lob (X, 1. 94) beruhe auf persönlicher Bekanntschaft mit Persius, sei aber unverdient. Endlich sucht K. zu zeigen, daß Juvenals Satiren gewisse Vorzüge aufweisen, die auf Befolgung von Vorschriften Quintilians zurückgingen (p. 39 sq.), besonders Anschaulichkeit und maßvolle Anwendung von Sentenzen.

Nicht alles, was K. vorbringt, ist beweisend. Die aus der siebenten Satire ausgehobenen Stellen, die Urteile über Persönlichkeiten der Vorzeit und der Gegenwart, das Studium des Lucil und Horaz: alles das kann auf Quintilian zurückgehen, muß es aber nicht. Die Abhängigkeit sodann der Anordnung in Sat. VII von Quintilian ist überhaupt nicht glaublich. Anderes kann Juvenal lediglich aus dem Studium der *Inst. Or.* haben, z. B. seine Wertschätzung Ciceros und die Befolgung gewisser Lehren, wie sie p. 39 sq. mehr angedeutet als ausgeführt ist. Für persönliche Schülerschaft Juvenals ist damit noch nichts gewonnen. Erst wenn ein oder der andere Punkt in der Übereinstimmung beider sich findet, wo die Abhängigkeit Juvenals nur aus persönlicher Einwirkung zu erklären ist, dann tritt alles oben Angeführte unterstützend hinzu.

Tatsächlich scheint uns nun ein solcher Punkt vorhanden zu sein und zwar in der p. 20 sqq. ausgeführten Abhängigkeit Juvenals von Quintilian in bezug auf einige Besonderheiten rhetorischer Terminologie.

Wenn Juvenal VI, 449 das Wort *enthymema* gebraucht, welches Quintilian V, 10. 1 im bewußten Gegensatze zu seinen Zeitgenossen ausdrücklich der lat. Bezeichnung *contrarium* vorzieht, so tut er das doch sicherlich nicht, weil er einmal die betreffende Stelle in der *Inst. Or.* gelesen hat, sondern weil ihm der Terminus durch die Gewohnheit der Schule in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wenn er ferner VI, 280 *color* im Sinne von *excusatio* setzt und dabei Quintilian anredet: „dic, dic aliquem sodes hic, Quintiliane, *colorem*“, so weist diese Apostrophe auf ein zwischen dem Rhetor und dem Dichter bestehendes persönliches Verhältnis hin. — Ganz dasselbe persönliche Verhältnis zu Quintilian zeigt sich auch in der Parteinahme Juvenals gegen den Rhetor A. Cornelius Celsus, die K. nicht erwähnt. Gegen dieses Rhetors *ars* polemisiert Quintilian sehr oft, und auch wo er ihm zustimmt, geschieht es mit Kälte und Zurückhaltung (Teuffel³, 280, 2). Juvenal nun teilt dem Celsus keine erhebende Rolle zu, wenn er VI, 244 sq. ihm von prozessfüchtigen Weibern Einleitung und Hauptpunkte der Gerichtsrede diktieren läßt.

Diese Einzelheiten aus den Satiren bekunden ein so persönliches Interesse an Quintilians Besonderheiten, daß es aus dem bloßen Studium seines Werkes nicht zu erklären ist, sondern nur aus dem Verhältnis des überzeugten Schülers zu seinem Lehrer, den er oft über diese Dinge hatte reden hören, oder mit dem er selbst darüber disputiert hatte.

K. hat in seiner fleißigen Arbeit, die sich auch gut liest, für die Ansicht, daß Juvenal nicht bloß im weiteren Sinne Quintilians Schüler sei, zwar nicht den strikten Beweis führen können, wohl aber einen so hohen Grad der Abhängigkeit Juvenals von seinem Lehrer erwiesen, daß man an der Tatsache nicht mehr zu zweifeln braucht, daß Juvenal den Rhetor selbst gehört hat.

Waren i. Meckl.

H. Polstorff.

235) **W. H. D. Rouse, Greek votive offerings.** An Essay in the history of Greek religion. Cambridge, at the University press (London, J. C. Clay & Sons), 1902. XVI u. 463 S. 8. geb. 15 sh.

Ein willkommenes Buch! Der Gegenstand ist seit langem nicht mehr im Zusammenhang behandelt worden, und nach der fast unüberseh-

baren Fülle neuen Materials, welche die Funde der letzten Jahrzehnte gebracht haben, wobei immer und immer wieder einzelne Seiten dieses Gegenstandes zur Behandlung und Erörterung kamen, muß man sich billig wundern, daß nicht schon früher eine Zusammenfassung des jetzt erreichbaren Standes unserer Kenntnis von Art und Wesen des Weihgeschenks versucht worden ist. Wohl hat es nicht an Versuchen der Behandlung einzelner Gruppen gefehlt, allein eine zusammenfassende Behandlung ist doch nachgerade ein unabweisliches Bedürfnis geworden und das vorliegende Werk Rouses kommt diesem Werk in erwünschter Weise zu Hilfe. Nach einer kurzen Bestimmung des Begriffs Weihgeschenk werden die verschiedenen Anlässe zu solchen in einer Reihe von Kapiteln behandelt, zuerst solche an die Toten, an die Heroen und die chthonischen Gottheiten, dann Zehnten und Erstlinge, ferner Krieg, Spiele und Wettkämpfe, Krankheit und Unglück, häusliches Leben, Ehrendenkmäler, Feste und Zeremonien, Sühnungen, Weihung besonderer Schätze und Kostbarkeiten. Drei weitere Kapitel sind den Weiheformeln und der Art der Übergabe der Geschenke gewidmet und ein ausführliches Schlusskapitel gibt eine übersichtliche Zusammenstellung des Ergebnisses aus den Einzeluntersuchungen. Eine sehr wertvolle Beigabe sind die nicht weniger als 70 Seiten umfassenden Indices, in denen eine Übersicht der Weihgaben gegeben ist, die in verschiedenen Heiligtümern in Athen, Eleusis, Delos, in Amphiaraiion, im Kabirion, in Platää, Samos u. a. m. gefunden wurden, sowie von solchen, die in der Anthologie begegnen. Ein griechischer und englischer Generalindex machen den Beschluß und erhöhen wesentlich die Benutzbarkeit des Buches, das sich, so hoffen wir, bald auch in Deutschland den verdienten Beifall erwerben wird.

Calw.

P. Weizsäcker.

- 236) **E. Kemmer, Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur.** Würzburg, A. Stuber, 1903. VIII u. 263 S. 8. M 6. —.

Die vorliegende Studie bildet das 15. Heft der „Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache, die Prof. M. v. Schanz in Würzburg herausgibt, und ist vom Herausgeber dieser Beiträge direkt angeregt. Unter polarer Ausdrucksweise versteht schon v. Schanz den bei griechischen Schriftstellern besonders häufigen Gebrauch von Gegensatzverbindungen, in denen ein einfacher allgemeiner Begriff sich gleichsam nach seinen beiden

Polen differenziert, also Fälle wie *νίκτας τε καὶ ἡμαρ* für „ununterbrochen“. Die Untersuchung erstreckt sich so ziemlich über die ganze voraristotelische Literatur, zieht also ein sehr umfangreiches Material gebundener und ungebundener Form in den Kreis der Betrachtung. Im ersten, kleineren Teil der Arbeit werden die psychologischen Grundlagen dieser sprachlichen Erscheinung untersucht, und im zweiten „speziellen Teil“, der nahezu 200 Seiten umfaßt, wird das ganze hierher gehörige sprachliche Material der griechischen Literatur vor Aristoteles mitgeteilt, und zwar nicht nach den in der psychologischen Untersuchung gefundenen unterscheidenden Merkmalen der einzelnen Arten polarer Ausdrucksweise geordnet, sondern nach den grammatischen Kategorien nominaler, adverbialer und verbaler Begriffe, die die Form polarer Gegensatzverbindungen angenommen haben. Diese Verschiedenheit des Einteilungsgrundes im theoretisch-psychologischen Teil und in der Ordnung der zahlreichen Einzelfälle ist darin begründet, daß es bei sehr vielen Einzelfällen unentschieden bleiben muß, unter welche Rubrik sie ihrer psychischen Entstehungsart nach gehören.

In der psychologischen Theorie geht K. mit Recht davon aus, daß es sich bei diesen Gegensatzverbindungen um eine Eigentümlichkeit des menschlichen Sprechens und Denkens überhaupt handelt, weil die gleiche sprachliche Erscheinung sich wohl in allen Sprachen findet, im Griechischen nur besonders stark entwickelt ist. Da es sich bei der ganzen Frage nur um Assoziation und Reproduktion handeln kann, so untersucht K. zuerst die Bedeutung der Vorstellungsassoziationen für den Verlauf unseres Denkens und dann den Einfluß der vielseitigen latenten Konstellationen unserer Vorstellungen auf die Reproduktion. Hiernach findet er vier Entstehungsarten der fraglichen Gegensatzverbindungen. Zunächst sind es die Assoziationen begrifflicher Gegensatzvorstellungen, die von der Erfahrung uns entgegengebracht werden, und die zu den festesten Assoziationen in unserem Vorstellungsvorrat gehören und deshalb sehr leicht reproduziert werden (*οὐτ' ἄνδρ' οὔτε γυναῖκα, οὐτ' ἀγαθὸν οὔτε κακόν, σοφοῖς κάσσοις, κλίνει κἀνάγει πάλιν* etc.). In zweiter Reihe kann es sich handeln um Assoziationen zwischen einzelnen Vorstellungen und ganzen Gegensatzverbindungen. Der positive Nachweis für diese Art von Assoziation ist in solchen Fällen nicht leicht. Aber hier tritt nicht selten die Eigentümlichkeit ein, daß die Gegensatzverbindung etwas Inkommensurables, Fremdartiges mit sich bringt, das also für die Zwecke des Gedanken-

ausdruckes mindestens nicht erforderlich war. So im Prolog der Antigone *λύουσ' ἂν ἢ φάππουσα*, wo die Vorstellung des Ändern, Bessern der Sachlage sich mit der gewählten Gegensatzverbindung assoziiert. Ferner wird die Vorstellung der Gegensatzverbindung selbst mit den Vorstellungen der Zwecke des Ausdrucks assoziiert, denen sie dienen soll. Hierher gehören die Gegensatzverbindungen als Ausdrucksmittel für den Begriff der Vielheit (*ἐλεύθεροι καὶ δοῦλοι, πρεσβύτεροι καὶ νεώτεροι, οἱ τ' ὄντες οἱ τ' ἀπόντες* u. a.). Endlich ist es das bewusste rhetorische Streben nach parallelen Konstruktionen, also ein rein formales Moment, das Reproduktion und Produktion von Gegensatzverbindungen verursacht, dies natürlich besonders im Kunststil der Redner. Hier überwiegt nicht selten der formale Gesichtspunkt das Bedürfnis des Gedankenausdrucks, und die Gegensatzverbindungen haben etwas Gesuchtes und Erzwungenes.

K. hat somit den Fachgenossen nicht nur die Ergebnisse jahrelangen unverdrossenen Sammelfleißes vorgelegt, sondern auch seinen Gegenstand im tiefsten Wesen erfasst und in sorgfältiger Erörterung aller Möglichkeiten zum Verständnis gebracht. Leider fehlt dem Buch jedes Register über den Inhalt. Orientierung und Überblick über das Ganze des Gedankengangs sind somit unnötig erschwert. Dem Verzeichnis der Berichtigungen möchten wir noch hinzufügen, daß es S. 32, Z. 10 v. u. nunmehr heißen muß, statt nur mehr, und S. 33, Z. 6 v. o. bezeichnete statt verzeichnete. Der Ausdruck „aufnahmefähige Form“ S. 37 ist schwer verständlich, weil man nicht gleich wissen kann, ob eine Form gemeint ist, die etwas aufzunehmen fähig ist, oder eine Form, die fähig ist aufgenommen zu werden. Leicht liest sich der Stil des Verf. überhaupt nicht. Bei der Erwähnung von schwarz und weiß (S. 24) mußte, zumal für das Griechische, darauf hingewiesen werden, daß es sich hier ursprünglich nicht um konträre Farbenbegriffe handelt, sondern nur um die Beziehungsbegriffe hell und dunkel.

Lörrach.

J. Keller.

- 237) **J. Willems, Le Sénat Romain en l'an 65 après Jésus-Christ.** Publié d'après les notes de P. Willems (Extrait du Musée Belge, tomes IV—VI). Louvain, Charles Peeters, 1902. 140 S. 8.

Aus dem, wie es scheint, ziemlich reichen literarischen Nachlaß von P. Willems, dessen bekanntes Werk „Le Sénat de la République Romaine“

vor 25 Jahren erschien, hat der Sohn des Verstorbenen der Öffentlichkeit ein Bruchstück übergeben, das Produkt langjähriger geduldiger Arbeit, die noch der Unterstützung der Prosopographia imp. Rom. entbehrte. Erst nachträglich sind die beiden vorliegenden Verzeichnisse mit den Angaben jenes Sammelwerkes verglichen und die daraus sich ergebenden mitunter recht umfangreichen Zusätze und Berichtigungen in eckigen Klammern beigelegt worden. Dabei gibt es bisweilen unnütze Wiederholungen; so wird Petronius Arbitrarius bezeichnet als „L'auteur du Satyricon“ (sic), und nach der ann. 16,18 entlehnten Charakteristik des Mannes folgt die der Prosopogr. entnommene Bemerkung: „Il écrivit des satires et quelques poèmes“. — Die erste Liste umfaßt 182 Namen solcher Personen, von denen auf grund inschriftlicher und literarischer Dokumente feststeht oder doch sich bestimmt annehmen läßt, daß sie 65 v. Chr. (dem Jahr der Pisonischen Verschwörung!) dem Senate angehört haben. Durch Hinzufügung der Buchstaben a und b ist die größere oder geringere Sicherheit der Berechnung angedeutet, die teilweise nur durch Feststellung der von der betr. Persönlichkeit vor oder nach dem Jahre 65 bekleideten, den Senatoren-rang voraussetzenden oder bedingenden Ämter zu ermöglichen ist. Wie in der Prosopographie sind alle Nachrichten, die wir von den verschiedenen Personen haben, unter deren Namen zusammengestellt. Von den 182 Namen dieses Verzeichnisses kommen nicht weniger als 126 bei Tacitus vor, ein Beweis dafür, wie diesem Autor der Senat als das Herz des Reiches, sein Verhältnis zum Prinzip als Brennpunkt des gesamten öffentlichen Lebens und der Hauptstadt erschien. Eine zweite Liste bringt, von wenigen kopflosen Inschriften abgesehen, 203 Namen einerseits aller Senatoren aus der Regierungszeit des Nero, Vespasian und Titus, über die sonstige, bestimmte Angaben fehlen, andererseits die vor dem Jahre 65 irgendwo erwähnten höheren Beamten, von denen nicht bekannt, doch in der Regel zu vermuten ist, daß sie zur Zeit der Pisonischen Verschwörung noch am Leben waren, z. B. Quästoren seit dem Jahre 30, Tribunen und Ädilen seit 32 u. s. w.

Bei Feststellung von gleichnamigen Persönlichkeiten nimmt W. häufig Veranlassung, den in der Prosopogr., bei Nipperdey-Andresen und sonstwo niedergelegten Ansichten anderer Gelehrten zu widersprechen, beispielsweise in den Artikeln der ersten Liste N. 29 u. 31 L. Caesennius (Caesonius) Paetus, 36 L. Calp. Piso, 52 Ser. Sulp. Scipio Salvidienus Orfitus, 82 Helvidius Priscus, 153 Suetonius Paulinus (beachtenswert).

der Antigoneausgabe von Jebb veranstaltet hat, um die Ergebnisse der Forschung Jebbs weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Ausgabe von Sh. ist bestimmt „zum Gebrauch von höheren Klassen in Schulen und für Universitätsstudenten“.

In der Vorrede erklärt Sh., daß er nur in sehr wenig Fällen ein oder zwei Worte oder eine Bemerkung hinzugefügt habe. Demgemäß besitzt das Buch keinen selbständigen wissenschaftlichen Wert und weist weder Neues noch Verbesserungen gegenüber der Originalausgabe von Jebb auf.

In England vermag das Buch den praktischen Zweck, in weiteren Kreisen ein tieferes Verständnis des Sophokleischen Dramas an Hand der kundigen Führung Jebbs zu erschließen, recht wohl zu erfüllen infolge der geschickten Auswahl des Verf. Er hat von der großen Ausgabe von Jebb alles beibehalten, was allgemeineres Interesse beansprucht — z. B. sind die trefflichen einleitenden Kapitel zum größeren Teil beibehalten — dagegen alles ausgeschieden, was nur für die gelehrte Forschung Wert hat, insbesondere alle Kontroversen und gelehrten Auseinandersetzungen; in der Textgestaltung ist Sh. durchweg Jebb gefolgt. Die Umsicht des Verf. in der Auswahl zeigt sich z. B. darin, daß er zwar die fortlaufende Übersetzung in der großen Ausgabe von Jebb weggelassen, aber sie manchmal, wo sie zugleich der Erklärung dient, z. B. V. 1—6, V. 106 f. in den Kommentar hineingeflochten hat.

Deutsche Gelehrte, die sich mit Sophoklesstudien befassen, müssen natürlich auf die Originalausgabe von Jebb zurückgehen. Immerhin bietet aber der von Sh. veranstaltete gute Auszug die Textrezension von Jebb und das Wichtigste aus dessen trefflichem Kommentar, mithin einen passenden Ersatz da, wo von der großen Ausgabe von Jebb wegen des hohen Anschaffungspreises Abstand genommen werden muß.

München.

W. Heindl.

234) **Alfredus Kappelmacher, *Studia Iuvenaliana*.** (Dissertationes Philologiae Vindobonenses. VII, 3). Vindobonae et Lipsiae, sumptus fecit F. Deuticke, 1903. 41 S. 8. M 2.—.

Soviel neuerdings für Kritik und Erklärung Juvenals erreicht ist: über das Leben des Satirikers läßt sich auch heute noch nicht viel Gewisses sagen. Was seinen Bildungsgang betrifft, so bezeugt er selbst

I, 15 sqq. et nos ergo manum ferulae subduximus, et nos consilium dedimus Sullae, privatus ut altum dormiret, d. h. auch er habe die Schule des Grammatikers und des Rhetors durchgemacht, und die sogen. Biographie des Probus berichtet: ad mediam fere aetatem declamavit. Zudem verraten die Satiren selbst auf jeder Seite den Rhetorenschüler in ihrem Pathos und der rhetorischen Darstellungsweise. Daran also, daß Juvenal Rhetor war, zweifelt niemand; aber die Schule anlangend, zu der er gehörte, sind widersprechende Ansichten geäußert worden. Einerseits sagt Marx, *Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV, 148*: clarissimum autem odii contra Graecos testimonium exstat in *Iuvenalis rhetoris Latini* saturis III, 58 sqq., und er rechnet somit Juvenal zu den sogen. Latini rhetores, der antigriechischen, nationalrömischen Schule, aus der die Rhetorik an Herennius hervorgegangen war. Dagegen meint Friedländer in seiner Ausgabe p. 16, Juvenal sei ein Schüler Quintilians gewesen, der zu den Griechen und der griechischen Literatur eine grundsätzlich freundliche Stellung hatte. Diesen Widerstreit zu entscheiden unternimmt Kappelmacher in der oben genannten Schrift.

Im I. Kap. weist er nach, daß der für die Latini rhetores charakteristische Haß gegen alles Griechische bei Juvenal nicht vorhanden ist (p. 8 sqq.), daß er vielmehr die griechischen Schriftsteller vielfach mit Anerkennung nennt (p. 11 sq.) und auch im Gebrauche griechischer Lehnwörter weit über das von der Not gebotene Maß hinausgeht (p. 12 sqq.). Endlich p. 15 weist er noch darauf hin, daß Juvenal auch politisch anders steht als die Latini rhetores, insofern er die Gracchen tadelt (II, 24), während sie von dem auctor ad Her. IV, 55, 68 gepriesen werden.

Im II. Kap. (p. 16 sq.), zeigt K. dann, daß diese Haltung Juvenals gegenüber den Griechen genau der Quintilians entspricht, der gegen die Einseitigkeit der Latini rhetores polemisiert.

Das Resultat der beiden ersten Abschnitte ist, daß Juvenal ebenso wenig wie Quintilian ein rhetor Latinus genannt werden kann.

Es bleibt nun die Frage übrig, ob Juvenal ein Schüler Quintilians im engeren Sinne zu nennen ist, wie Friedländer behauptet. Da ihm die von diesem geltend gemachten Gründe chronologischer Art nicht zu genügen scheinen, so sucht K. aus den Satiren selbst zu erweisen, daß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Juvenal als Zuhörer Quintilians zu denken ist. In sechs Abschnitten legt er eine weitgehende Überein-

stimmung beider dar. Zunächst stellt er (p. 20 sqq.) eine Reihe von rhetorischen Termini bei Juvenal fest, die, von Quintilian oft gebraucht, bei anderen Rhetoren zum Teil gar nicht vorkommen. Dieser Abschnitt scheint uns der wichtigste zu sein. Ferner macht er (p. 25 sq.) auf die Stellen in der siebenten Satire aufmerksam, die sich auf grammatische und rhetorische Schulen und Lehrer beziehen, und stellt ihnen solche aus Quintilians *Inst. orat.* gegenüber, die dieselben Punkte berühren. Drittens zeigt er (p. 26 sqq.), daß beide über dieselben Persönlichkeiten gleich urteilen, daß insbesondere Cicero von beiden sehr hoch gestellt wird, während manche rhetores Lat. entschiedene Feinde Ciceros sind. Auch die Übereinstimmung im Urteil über Zeitgenossen hebt er hervor. Danach stellt er p. 30 sq. die Ansicht auf, daß die Anordnung des Stoffes in sat. VII von Quintilian beeinflusst sei, insofern dort *poetae, historici, oratores (causidici)* behandelt werden in derselben Reihenfolge, wie Quintilian X, I die Muster zur Nachahmung vorführt. Fünftens werden p. 31 sq. im besonderen die Muster in der Satire behandelt, Lucil, Horaz, Persius, die von Quintilian X, 1, 93 sq. besprochen werden. Sat. I sei nach Lucil angelegt (p. 31—35), und viele Verse Juvenals seien Nachahmungen Lucilischer (p. 36). Daß Horaz dem Juvenal bekannt und von ihm benutzt sei, bewiesen zahlreiche Verse (p. 37 sq.) Benutzung von Persius, Satiren bezweifelt K. (p. 38 sq.); Quintilians Lob (X, 1. 94) beruhe auf persönlicher Bekanntschaft mit Persius, sei aber unverdient. Endlich sucht K. zu zeigen, daß Juvenals Satiren gewisse Vorzüge aufweisen, die auf Befolgung von Vorschriften Quintilians zurückgingen (p. 39 sq.), besonders Anschaulichkeit und maßvolle Anwendung von Sentenzen.

Nicht alles, was K. vorbringt, ist beweisend. Die aus der siebenten Satire ausgehobenen Stellen, die Urteile über Persönlichkeiten der Vorzeit und der Gegenwart, das Studium des Lucil und Horaz: alles das kann auf Quintilian zurückgehen, muß es aber nicht. Die Abhängigkeit sodann der Anordnung in Sat. VII von Quintilian ist überhaupt nicht glaublich. Anderes kann Juvenal lediglich aus dem Studium der *Inst. Or.* haben, z. B. seine Wertschätzung Ciceros und die Befolgung gewisser Lehren, wie sie p. 39 sq. mehr angedeutet als ausgeführt ist. Für persönliche Schülerschaft Juvenals ist damit noch nichts gewonnen. Erst wenn ein oder der andere Punkt in der Übereinstimmung beider sich findet, wo die Abhängigkeit Juvenals nur aus persönlicher Einwirkung zu erklären ist, dann tritt alles oben Angeführte unterstützend hinzu.

Tatsächlich scheint uns nun ein solcher Punkt vorhanden zu sein und zwar in der p. 20 sqq. ausgeführten Abhängigkeit Juvenals von Quintilian in bezug auf einige Besonderheiten rhetorischer Terminologie.

Wenn Juvenal VI, 449 das Wort *enthymema* gebraucht, welches Quintilian V, 10. 1 im bewußten Gegensatze zu seinen Zeitgenossen ausdrücklich der lat. Bezeichnung *contrarium* vorzieht, so tut er das doch sicherlich nicht, weil er einmal die betreffende Stelle in der *Inst. Or.* gelesen hat, sondern weil ihm der Terminus durch die Gewohnheit der Schule in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wenn er ferner VI, 280 *color* im Sinne von *excusatio* setzt und dabei Quintilian anredet: „dic, dic aliquem sodes hic, Quintiliane, *colorem*“, so weist diese Apostrophe auf ein zwischen dem Rhetor und dem Dichter bestehendes persönliches Verhältnis hin. — Ganz dasselbe persönliche Verhältnis zu Quintilian zeigt sich auch in der Parteinahme Juvenals gegen den Rhetor A. Cornelius Celsus, die K. nicht erwähnt. Gegen dieses Rhetors *ars* polemisiert Quintilian sehr oft, und auch wo er ihm zustimmt, geschieht es mit Kälte und Zurückhaltung (Teuffel³, 280, 2). Juvenal nun teilt dem Celsus keine erhebende Rolle zu, wenn er VI, 244 sq. ihm von prozeßsüchtigen Weibern Einleitung und Hauptpunkte der Gerichtsrede diktieren läßt.

Diese Einzelheiten aus den Satiren bekunden ein so persönliches Interesse an Quintilians Besonderheiten, daß es aus dem bloßen Studium seines Werkes nicht zu erklären ist, sondern nur aus dem Verhältnis des überzeugten Schülers zu seinem Lehrer, den er oft über diese Dinge hatte reden hören, oder mit dem er selbst darüber disputiert hatte.

K. hat in seiner fleißigen Arbeit, die sich auch gut liest, für die Ansicht, daß Juvenal nicht bloß im weiteren Sinne Quintilians Schüler sei, zwar nicht den strikten Beweis führen können, wohl aber einen so hohen Grad der Abhängigkeit Juvenals von seinem Lehrer erwiesen, daß man an der Tatsache nicht mehr zu zweifeln braucht, daß Juvenal den Rhetor selbst gehört hat.

Waren i. Meckl.

H. Polstorff.

235) **W. H. D. Rouse, Greek votive offerings.** An Essay in the history of Greek religion. Cambridge, at the University press (London, J. C. Clay & Sons), 1902. XVI u. 463 S. 8. geb. 15 sh.

Ein willkommenes Buch! Der Gegenstand ist seit langem nicht mehr im Zusammenhang behandelt worden, und nach der fast unüberseh-

baren Fülle neuen Materials, welche die Funde der letzten Jahrzehnte gebracht haben, wobei immer und immer wieder einzelne Seiten dieses Gegenstandes zur Behandlung und Erörterung kamen, muß man sich billig wundern, daß nicht schon früher eine Zusammenfassung des jetzt erreichbaren Standes unserer Kenntnis von Art und Wesen des Weihgeschenks versucht worden ist. Wohl hat es nicht an Versuchen der Behandlung einzelner Gruppen gefehlt, allein eine zusammenfassende Behandlung ist doch nachgerade ein unabweisliches Bedürfnis geworden und das vorliegende Werk Rouses kommt diesem Werk in erwünschter Weise zu Hilfe. Nach einer kurzen Bestimmung des Begriffs Weihgeschenk werden die verschiedenen Anlässe zu solchen in einer Reihe von Kapiteln behandelt, zuerst solche an die Toten, an die Heroen und die chthonischen Gottheiten, dann Zehnten und Erstlinge, ferner Krieg, Spiele und Wettkämpfe, Krankheit und Unglück, häusliches Leben, Ehrendenkmäler, Feste und Zeremonien, Sühnungen, Weihung besonderer Schätze und Kostbarkeiten. Drei weitere Kapitel sind den Weiheformeln und der Art der Übergabe der Geschenke gewidmet und ein ausführliches Schlusskapitel gibt eine übersichtliche Zusammenstellung des Ergebnisses aus den Einzeluntersuchungen. Eine sehr wertvolle Beigabe sind die nicht weniger als 70 Seiten umfassenden Indices, in denen eine Übersicht der Weihgaben gegeben ist, die in verschiedenen Heiligtümern in Athen, Eleusis, Delos, in Amphiaraiion, im Kabirion, in Platäa, Samos u. a. m. gefunden wurden, sowie von solchen, die in der Anthologie begegnen. Ein griechischer und englischer Generalindex machen den Beschluss und erhöhen wesentlich die Benutzbarkeit des Buches, das sich, so hoffen wir, bald auch in Deutschland den verdienten Beifall erwerben wird.

Calw.

P. Weissäcker.

- 236) **E. Kemmer, Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur.** Würzburg, A. Stuber, 1903. VIII u. 263 S. 8. M 6. —.

Die vorliegende Studie bildet das 15. Heft der „Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache, die Prof. M. v. Schanz in Würzburg herausgibt, und ist vom Herausgeber dieser Beiträge direkt angeregt. Unter polarer Ausdrucksweise versteht schon v. Schanz den bei griechischen Schriftstellern besonders häufigen Gebrauch von Gegensatzverbindungen, in denen ein einfacher allgemeiner Begriff sich gleichsam nach seinen beiden

Polen differenziert, also Fälle wie *νίκτας τε καὶ ἡμαρ* für „ununterbrochen“. Die Untersuchung erstreckt sich so ziemlich über die ganze voraristotelische Literatur, zieht also ein sehr umfangreiches Material gebundener und ungebundener Form in den Kreis der Betrachtung. Im ersten, kleineren Teil der Arbeit werden die psychologischen Grundlagen dieser sprachlichen Erscheinung untersucht, und im zweiten „speziellen Teil“, der nahezu 200 Seiten umfaßt, wird das ganze hierher gehörige sprachliche Material der griechischen Literatur vor Aristoteles mitgeteilt, und zwar nicht nach den in der psychologischen Untersuchung gefundenen unterscheidenden Merkmalen der einzelnen Arten polarer Ausdrucksweise geordnet, sondern nach den grammatischen Kategorien nominaler, adverbialer und verbaler Begriffe, die die Form polarer Gegensatzverbindungen angenommen haben. Diese Verschiedenheit des Einteilungsgrundes im theoretisch-psychologischen Teil und in der Ordnung der zahlreichen Einzelfälle ist darin begründet, daß es bei sehr vielen Einzelfällen unentschieden bleiben muß, unter welche Rubrik sie ihrer psychischen Entstehungsart nach gehören.

In der psychologischen Theorie geht K. mit Recht davon aus, daß es sich bei diesen Gegensatzverbindungen um eine Eigentümlichkeit des menschlichen Sprechens und Denkens überhaupt handelt, weil die gleiche sprachliche Erscheinung sich wohl in allen Sprachen findet, im Griechischen nur besonders stark entwickelt ist. Da es sich bei der ganzen Frage nur um Assoziation und Reproduktion handeln kann, so untersucht K. zuerst die Bedeutung der Vorstellungsassoziationen für den Verlauf unseres Denkens und dann den Einfluß der vielseitigen latenten Konstellationen unserer Vorstellungen auf die Reproduktion. Hiernach findet er vier Entstehungsarten der fraglichen Gegensatzverbindungen. Zunächst sind es die Assoziationen begrifflicher Gegensatzvorstellungen, die von der Erfahrung uns entgegengebracht werden, und die zu den festesten Assoziationen in unserem Vorstellungsvorrat gehören und deshalb sehr leicht reproduziert werden (*οὐτ' ἄνδρ' οὔτε γυναῖκα, οὐτ' ἀγαθὸν οὔτε κακόν, σοφοῖς κἀσόφοις, κλίνει κἀνάγει πάλιν* etc.). In zweiter Reihe kann es sich handeln um Assoziationen zwischen einzelnen Vorstellungen und ganzen Gegensatzverbindungen. Der positive Nachweis für diese Art von Assoziation ist in solchen Fällen nicht leicht. Aber hier tritt nicht selten die Eigentümlichkeit ein, daß die Gegensatzverbindung etwas Inkommensurables, Fremdartiges mit sich bringt, das also für die Zwecke des Gedanken-

ausdruckes mindestens nicht erforderlich war. So im Prolog der Antigone *λίονσ' ἂν ἢ ῥάπτουσα*, wo die Vorstellung des Ändern, Bessern der Sachlage sich mit der gewählten Gegensatzverbindung assoziiert. Ferner wird die Vorstellung der Gegensatzverbindung selbst mit den Vorstellungen der Zwecke des Ausdrucks assoziiert, denen sie dienen soll. Hierher gehören die Gegensatzverbindungen als Ausdrucksmittel für den Begriff der Vielheit (*ἐλεύθεροι καὶ δοῦλοι, πρεσβύτεροι καὶ νεώτεροι, οἳ τ' ὄντες οἳ τ' ἀπόντες* u. a.). Endlich ist es das bewusste rhetorische Streben nach parallelen Konstruktionen, also ein rein formales Moment, das Reproduktion und Produktion von Gegensatzverbindungen verursacht, dies natürlich besonders im Kunststil der Redner. Hier überwiegt nicht selten der formale Gesichtspunkt das Bedürfnis des Gedankenausdrucks, und die Gegensatzverbindungen haben etwas Gesuchtes und Erzwungenes.

K. hat somit den Fachgenossen nicht nur die Ergebnisse jahrelangen unverdrossenen Sammelfleißes vorgelegt, sondern auch seinen Gegenstand im tiefsten Wesen erfafst und in sorgfältiger Erörterung aller Möglichkeiten zum Verständnis gebracht. Leider fehlt dem Buch jedes Register über den Inhalt. Orientierung und Überblick über das Ganze des Gedankengangs sind somit unnötig erschwert. Dem Verzeichnis der Berichtigungen möchten wir noch hinzufügen, daß es S. 32, Z. 10 v. u. nunmehr heißen muß, statt nur mehr, und S. 33, Z. 6 v. o. bezeichnete statt verzeichnete. Der Ausdruck „aufnahmefähige Form“ S. 37 ist schwer verständlich, weil man nicht gleich wissen kann, ob eine Form gemeint ist, die etwas aufzunehmen fähig ist, oder eine Form, die fähig ist aufgenommen zu werden. Leicht liest sich der Stil des Verf. überhaupt nicht. Bei der Erwähnung von schwarz und weiß (S. 24) mußte, zumal für das Griechische, darauf hingewiesen werden, daß es sich hier ursprünglich nicht um konträre Farbenbegriffe handelt, sondern nur um die Beziehungsbegriffe hell und dunkel.

Lörrach.

J. Keller.

- 237) **J. Willems, Le Sénat Romain en l'an 65 après Jésus-Christ.** Publié d'après les notes de P. Willems (Extrait du Musée Belge, tomes IV—VI). Louvain, Charles Peeters, 1902. 140 S. 8.

Aus dem, wie es scheint, ziemlich reichen literarischen Nachlaß von P. Willems, dessen bekanntes Werk „Le Sénat de la République Romaine“

vor 25 Jahren erschien, hat der Sohn des Verstorbenen der Öffentlichkeit ein Bruchstück übergeben, das Produkt langjähriger geduldiger Arbeit, die noch der Unterstützung der Prosopographia imp. Rom. entbehrte. Erst nachträglich sind die beiden vorliegenden Verzeichnisse mit den Angaben jenes Sammelwerkes verglichen und die daraus sich ergebenden mitunter recht umfangreichen Zusätze und Berichtigungen in eckigen Klammern beigelegt worden. Dabei gibt es bisweilen unnütze Wiederholungen; so wird Petronius Arbitr bezeichnet als „L'auteur du Satyricon“ (sic), und nach der ann. 16,18 entlehnten Charakteristik des Mannes folgt die der Prosopogr. entnommene Bemerkung: „Il écrivit des satires et quelques poèmes“. — Die erste Liste umfaßt 182 Namen solcher Personen, von denen auf grund inschriftlicher und literarischer Dokumente feststeht oder doch sich bestimmt annehmen läßt, daß sie 65 v. Chr. (dem Jahr der Pisonischen Verschwörung!) dem Senate angehört haben. Durch Hinzufügung der Buchstaben a und b ist die größere oder geringere Sicherheit der Berechnung angedeutet, die teilweise nur durch Feststellung der von der betr. Persönlichkeit vor oder nach dem Jahre 65 bekleideten, den Senatorenrang voraussetzenden oder bedingenden Ämter zu ermöglichen ist. Wie in der Prosopographie sind alle Nachrichten, die wir von den verschiedenen Personen haben, unter deren Namen zusammengestellt. Von den 182 Namen dieses Verzeichnisses kommen nicht weniger als 126 bei Tacitus vor, ein Beweis dafür, wie diesem Autor der Senat als das Herz des Reiches, sein Verhältnis zum Prinzip als Brennpunkt des gesamten öffentlichen Lebens und der Hauptstadt erschien. Eine zweite Liste bringt, von wenigen kopflosen Inschriften abgesehen, 203 Namen einerseits aller Senatoren aus der Regierungszeit des Nero, Vespasian und Titus, über die sonstige, bestimmte Angaben fehlen, andererseits die vor dem Jahre 65 irgendwo erwähnten höheren Beamten, von denen nicht bekannt, doch in der Regel zu vermuten ist, daß sie zur Zeit der Pisonischen Verschwörung noch am Leben waren, z. B. Quästoren seit dem Jahre 30, Tribunen und Ädilen seit 32 u. s. w.

Bei Feststellung von gleichnamigen Persönlichkeiten nimmt W. häufig Veranlassung, den in der Prosopogr., bei Nipperdey-Andresen und sonstwo niedergelegten Ansichten anderer Gelehrten zu widersprechen, beispielsweise in den Artikeln der ersten Liste N. 29 u. 31 L. Caesennius (Caesonius) Paetus, 36 L. Calp. Piso, 52 Ser. Sulp. Scipio Salvidienus Orfitus, 82 Helvidius Priscus, 153 Suetonius Paulinus (beachtenswert).

Schanz freilich, ἐμοὶ ergänze sich leicht aus dem Zusammenhange, aber man muß doch wohl Baiter Recht geben, wenn er ausdrücklich ein Σωκράτους einsetzt. Für die Möglichkeit einer Verwechslung der beiden Namen bei der Abschrift lassen sich ja mancherlei Ursachen anführen: ein Blick auf den in nächster Nähe folgenden Namen kann sie veranlassen haben oder der Abschreiber hat eine vermeintlich falsche Lesart absichtlich und bewußt geändert oder der Name ist zuerst unabsichtlich ausgelassen und später aus Versehen oder Mißverständnis falsch ergänzt worden u. dgl. m. Durch die Einsetzung von Σωκράτους wird auch der Ausdruck voller, und der ganze Satz gewinnt namentlich für den weniger geschulten Leser eine größere Verständlichkeit. Deshalb habe ich es für richtig gehalten, in der von mir besorgten vierten Auflage der Bertram-schen Ausgabe (1898) Σωκράτους drucken zu lassen, und diese Schreibung auch in der demnächst erscheinenden fünften Auflage beibehalten. Ebenso habe ich, um den Ausdruck als deutlicher und bestimmter ausgeprägt und den dem Meletos gemachten Vorwurf als schärfer und unbedingter erscheinen zu lassen, im Anschluß an die beiden Schanzischen Ausgaben von 1893 hinter λόγων statt des Fragezeichens einen Punkt gesetzt.

Aber darf man nun glauben, daß damit der Schaden endgültig geheilt und jeder Möglichkeit einer Anzweiflung für immer vorgebeugt sei? Keineswegs; die Lesart Σωκράτους hat ja auch keine weitere Aufnahme gefunden, und in der Tat spricht auch etwas gegen sie. Es klingt doch etwas wunderlich, wenn Sokrates sagt: Du meinst den Sokrates anzuklagen und rechnest dabei auf die Unwissenheit der Zuhörer; Meletos meint das nicht, sondern klagt den Sokrates tatsächlich an. Aber es ist nicht der geringste Grund vorhanden, an der Richtigkeit des οἷν zu zweifeln, und die Schwäche der Überlieferung kann nur, wie vorhin bemerkt ist, darin liegen, daß nicht der richtige Gegensatz zu dem τὰ Ἀναξαγόρου βιβλία κτλ. vorhanden ist. Ist nun mit der Einsetzung des persönlichen Gegensatzes Σωκράτους noch nicht die sichere Abhilfe gewonnen und sind Wendungen, wie Ὡς ἀθέου μου oder Ἀθεότητός μου, paläographisch unwahrscheinlich, so muß man sich nach einem Ausdruck umsehen, in welchem ein sachlicher Gegensatz enthalten ist, ein Gegensatz, in dem der Unterschied zwischen dem wirklichen Zutreffen der Anklage auf Anaxagoras und dem Meinen des Meletos, zwischen der Unwiderlegbarkeit der gegen Anaxagoras zu richtenden Anklage und der Widerlegbarkeit der gegen Sokrates gerichteten zur Geltung gelangt. Das κατη-

γορεῖν muß in dem verloren gegangenen Worte als ein sicher zum Ziele führendes, ein auf guten Glauben rechnendes, ein unwiderlegbares charakterisiert gewesen sein. Ein dem eben dargelegten verwandter Gedankengang hat vor Jahren K. J. Liebhold zu dem Vorschlage veranlaßt (Fleckensens Jahrb., 137. Jahrg. 1888, S. 756/7), an unserer Stelle *Ἄλλ' ἐξ ἀπόρου κατηγορεῖς* zu schreiben; das hinter *Ἀναξαγόρου* stehende *οἶε* soll als Duplikat des nachfolgenden in den Text geraten sein und das *ἐξ ἀπόρου* wird durch die Übertragung, welche Stallbaum für das *ἐξ ἀπόρων* in den Gesetzen II, p. 699 B gegeben hat („post desperatam plane rerum suarum condicionem et fortunam“), erklärt. Aber gegen diesen Vorschlag spricht in erster Reihe die Änderung des *οἶε κατηγορεῖν* in *κατηγορεῖς*; sodann entfernen sich die Schriftzüge des *Ἄλλ' ἐξ ἀπόρου* von denen des *Ἀναξαγόρου*, dessen Entstehung in diesem Falle doch nur durch ein Verlesen erklärt werden kann, allzusehr; endlich wird der Gegensatz zwischen der vermeintlichen Beschaffenheit der Anklage und ihrem wirklichen frivolen, auf die Unwissenheit der Zuhörer rechnenden Charakter nicht deutlich genug ausgedrückt. Alle Bedenken fallen dagegen fort, wenn man sich *Ἀνεξέλεγκτως οἶε κατηγορεῖν* geschrieben denkt; damit ist ein Wort eingesetzt, dessen Sinn („unwiderlegbar“) die vorhin gestellten Anforderungen erfüllt und bei dem das Fehlen eines Personenobjekts nichts Auffälliges hat. In demselben Sinne ist *ἀνεξέλεγκτος* auch in Xenophons *Kynegetikos* 13, 7 gebraucht und das Adverbium *ἀνεξέλεγκτως* kommt in Xenophons *Oikonomikos* 10, 8 in der Verbindung *ἀνεξέλεγκτως ἐξαπατᾶν* mit dem Sinne eines „unentdeckbaren, unfehlbaren, unwiderlegbaren“ Betrugens vor. Danach würde also unsere Stelle in deutscher Übertragung lauten: Eine unwiderlegbare Anklage meinst du zu erheben und denkst so gering von diesen hier und hältst sie für so unbewandert in der Literatur, daß sie nicht wüßten, daß die Bücher des Klazomeniers Anaxagoras von diesen Darlegungen voll sind. Und natürlich lernen auch die jungen Leute von mir diese Dinge usw.

- 233) E. S. Shuckburgh, *The Antigone of Sophocles with a commentary*, abridged from the large edition of R. C. Jebb. Cambridge, University Press (London, J. Clay & Sons), 1902. XL u. 252 S. geb. 4 sh.

Als ein Beweis von der Bedeutung der Sophoklesausgabe des englischen Gelehrten Jebb ist es zu betrachten, daß Shuckburgh einen Auszug

der Antigoneausgabe von Jebb veranstaltet hat, um die Ergebnisse der Forschung Jebbs weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Ausgabe von Sh. ist bestimmt „zum Gebrauch von höheren Klassen in Schulen und für Universitätsstudenten“.

In der Vorrede erklärt Sh., daß er nur in sehr wenig Fällen ein oder zwei Worte oder eine Bemerkung hinzugefügt habe. Demgemäß besitzt das Buch keinen selbständigen wissenschaftlichen Wert und weist weder Neues noch Verbesserungen gegenüber der Originalausgabe von Jebb auf.

In England vermag das Buch den praktischen Zweck, in weiteren Kreisen ein tieferes Verständnis des Sophokleischen Dramas an Hand der kundigen Führung Jebbs zu erschließen, recht wohl zu erfüllen infolge der geschickten Auswahl des Verf. Er hat von der großen Ausgabe von Jebb alles beibehalten, was allgemeineres Interesse beansprucht — z. B. sind die trefflichen einleitenden Kapitel zum größeren Teil beibehalten — dagegen alles ausgeschieden, was nur für die gelehrte Forschung Wert hat, insbesondere alle Kontroversen und gelehrten Auseinandersetzungen; in der Textgestaltung ist Sh. durchweg Jebb gefolgt. Die Umsicht des Verf. in der Auswahl zeigt sich z. B. darin, daß er zwar die fortlaufende Übersetzung in der großen Ausgabe von Jebb weggelassen, aber sie manchmal, wo sie zugleich der Erklärung dient, z. B. V. 1—6, V. 106 f. in den Kommentar hineingeflochten hat.

Deutsche Gelehrte, die sich mit Sophoklesstudien befassen, müssen natürlich auf die Originalausgabe von Jebb zurückgehen. Immerhin bietet aber der von Sh. veranstaltete gute Auszug die Textrezension von Jebb und das Wichtigste aus dessen trefflichem Kommentar, mithin einen passenden Ersatz da, wo von der großen Ausgabe von Jebb wegen des hohen Anschaffungspreises Abstand genommen werden muß.

München.

W. Heindl.

- 234) **Alfredus Kappelmacher, Studia Iuvenaliana.** (Dissertationes Philologiae Vindobonenses. VII, 3). Vindobonae et Lipsiae, sumptus fecit F. Deuticke, 1903. 41 S. 8. *ℳ* 2.—.

Soviel neuerdings für Kritik und Erklärung Juvenals erreicht ist: über das Leben des Satirikers läßt sich auch heute noch nicht viel Gewisses sagen. Was seinen Bildungsgang betrifft, so bezeugt er selbst

I, 15 sqq. et nos ergo manum ferulae subduximus, et nos consilium dedimus Sullae, privatus ut altum dormiret, d. h. auch er habe die Schule des Grammatikers und des Rhetors durchgemacht, und die sogen. Biographie des Probus berichtet: ad mediam fere aetatem declamavit. Zudem verraten die Satiren selbst auf jeder Seite den Rhetorenschüler in ihrem Pathos und der rhetorischen Darstellungsweise. Daran also, daß Juvenal Rhetor war, zweifelt niemand; aber die Schule anlangend, zu der er gehörte, sind widersprechende Ansichten geäußert worden. Einerseits sagt Marx, *Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV, 148*: clarissimum autem odii contra Graecos testimonium exstat in *Juvenalis rhetoris Latini* saturis III, 58 sqq., und er rechnet somit Juvenal zu den sogen. *Latini rhetores*, der antigriechischen, nationalrömischen Schule, aus der die Rhetorik an Herennius hervorgegangen war. Dagegen meint Friedländer in seiner Ausgabe p. 16, Juvenal sei ein Schüler Quintilians gewesen, der zu den Griechen und der griechischen Literatur eine grundsätzlich freundliche Stellung hatte. Diesen Widerstreit zu entscheiden unternimmt Kappelmacher in der oben genannten Schrift.

Im I. Kap. weist er nach, daß der für die *Latini rhetores* charakteristische Haß gegen alles Griechische bei Juvenal nicht vorhanden ist (p. 8 sqq.), daß er vielmehr die griechischen Schriftsteller vielfach mit Anerkennung nennt (p. 11 sq.) und auch im Gebrauche griechischer Lehnwörter weit über das von der Not gebotene Maß hinausgeht (p. 12 sqq.). Endlich p. 15 weist er noch darauf hin, daß Juvenal auch politisch anders steht als die *Latini rhetores*, insofern er die Gracchen tadelt (II, 24), während sie von dem auctor ad Her. IV, 55, 68 gepriesen werden.

Im II. Kap. (p. 16 sq.), zeigt K. dann, daß diese Haltung Juvenals gegenüber den Griechen genau der Quintilians entspricht, der gegen die Einseitigkeit der *Latini rhetores* polemisiert.

Das Resultat der beiden ersten Abschnitte ist, daß Juvenal ebenso wenig wie Quintilian ein rhetor Latinus genannt werden kann.

Es bleibt nun die Frage übrig, ob Juvenal ein Schüler Quintilians im engeren Sinne zu nennen ist, wie Friedländer behauptet. Da ihm die von diesem geltend gemachten Gründe chronologischer Art nicht zu genügen scheinen, so sucht K. aus den Satiren selbst zu erweisen, daß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Juvenal als Zuhörer Quintilians zu denken ist. In sechs Abschnitten legt er eine weitgehende Überein-

stimmung beider dar. Zunächst stellt er (p. 20 sqq.) eine Reihe von rhetorischen Termini bei Juvenal fest, die, von Quintilian oft gebraucht, bei anderen Rhetoren zum Teil gar nicht vorkommen. Dieser Abschnitt scheint uns der wichtigste zu sein. Ferner macht er (p. 25 sq.) auf die Stellen in der siebenten Satire aufmerksam, die sich auf grammatische und rhetorische Schulen und Lehrer beziehen, und stellt ihnen solche aus Quintilians *Inst. orat.* gegenüber, die dieselben Punkte berühren. Drittens zeigt er (p. 26 sqq.), daß beide über dieselben Persönlichkeiten gleich urteilen, daß insbesondere Cicero von beiden sehr hoch gestellt wird, während manche rhetores Lat. entschiedene Feinde Ciceros sind. Auch die Übereinstimmung im Urteil über Zeitgenossen hebt er hervor. Danach stellt er p. 30 sq. die Ansicht auf, daß die Anordnung des Stoffes in sat. VII von Quintilian beeinflusst sei, insofern dort *poetae, historici, oratores (causidici)* behandelt werden in derselben Reihenfolge, wie Quintilian X, I die Muster zur Nachahmung vorführt. Fünftens werden p. 31 sq. im besonderen die Muster in der Satire behandelt, Lucil, Horaz, Persius, die von Quintilian X, 1, 93 sq. besprochen werden. Sat. I sei nach Lucil angelegt (p. 31—35), und viele Verse Juvenals seien Nachahmungen Lucilischer (p. 36). Daß Horaz dem Juvenal bekannt und von ihm benutzt sei, bewiesen zahlreiche Verse (p. 37 sq.) Benutzung von Persius, Satiren bezweifelt K. (p. 38 sq.); Quintilians Lob (X, 1. 94) beruhe auf persönlicher Bekanntschaft mit Persius, sei aber unverdient. Endlich sucht K. zu zeigen, daß Juvenals Satiren gewisse Vorzüge aufweisen, die auf Befolgung von Vorschriften Quintilians zurückgingen (p. 39 sq.), besonders Anschaulichkeit und maßvolle Anwendung von Sentenzen.

Nicht alles, was K. vorbringt, ist beweisend. Die aus der siebenten Satire ausgehobenen Stellen, die Urteile über Persönlichkeiten der Vorzeit und der Gegenwart, das Studium des Lucil und Horaz: alles das kann auf Quintilian zurückgehen, muß es aber nicht. Die Abhängigkeit sodann der Anordnung in Sat. VII von Quintilian ist überhaupt nicht glaublich. Anderes kann Juvenal lediglich aus dem Studium der *Inst. Or.* haben, z. B. seine Wertschätzung Ciceros und die Befolgung gewisser Lehren, wie sie p. 39 sq. mehr angedeutet als ausgeführt ist. Für persönliche Schülerschaft Juvenals ist damit noch nichts gewonnen. Erst wenn ein oder der andere Punkt in der Übereinstimmung beider sich findet, wo die Abhängigkeit Juvenals nur aus persönlicher Einwirkung zu erklären ist, dann tritt alles oben Angeführte unterstützend hinzu.

Tatsächlich scheint uns nun ein solcher Punkt vorhanden zu sein und zwar in der p. 20 sqq. ausgeführten Abhängigkeit Juvenals von Quintilian in bezug auf einige Besonderheiten rhetorischer Terminologie.

Wenn Juvenal VI, 449 das Wort *enthymema* gebraucht, welches Quintilian V, 10. 1 im bewußten Gegensatze zu seinen Zeitgenossen ausdrücklich der lat. Bezeichnung *contrarium* vorzieht, so tut er das doch sicherlich nicht, weil er einmal die betreffende Stelle in der *Inst. Or.* gelesen hat, sondern weil ihm der Terminus durch die Gewohnheit der Schule in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wenn er ferner VI, 280 *color* im Sinne von *excusatio* setzt und dabei Quintilian anredet: „dic, dic aliquem sodes hic, Quintiliane, *colorem*“, so weist diese Apostrophe auf ein zwischen dem Rhetor und dem Dichter bestehendes persönliches Verhältnis hin. — Ganz dasselbe persönliche Verhältnis zu Quintilian zeigt sich auch in der Parteinahme Juvenals gegen den Rhetor A. Cornelius Celsus, die K. nicht erwähnt. Gegen dieses Rhetors *ars* polemisiert Quintilian sehr oft, und auch wo er ihm zustimmt, geschieht es mit Kälte und Zurückhaltung (Tenffel², 280, 2). Juvenal nun teilt dem Celsus keine erhebende Rolle zu, wenn er VI, 244 sq. ihm von prozeßsüchtigen Weibern Einleitung und Hauptpunkte der Gerichtsrede diktieren läßt.

Diese Einzelheiten aus den Satiren bekunden ein so persönliches Interesse an Quintilians Besonderheiten, daß es aus dem bloßen Studium seines Werkes nicht zu erklären ist, sondern nur aus dem Verhältnis des überzeugten Schülers zu seinem Lehrer, den er oft über diese Dinge hatte reden hören, oder mit dem er selbst darüber disputiert hatte.

K. hat in seiner fleißigen Arbeit, die sich auch gut liest, für die Ansicht, daß Juvenal nicht bloß im weiteren Sinne Quintilians Schüler sei, zwar nicht den strikten Beweis führen können, wohl aber einen so hohen Grad der Abhängigkeit Juvenals von seinem Lehrer erwiesen, daß man an der Tatsache nicht mehr zu zweifeln braucht, daß Juvenal den Rhetor selbst gehört hat.

Waren i. Mechl.

H. Polstorff.

- 235) **W. H. D. Rouse, Greek votive offerings.** An Essay in the history of Greek religion. Cambridge, at the University press (London, J. C. Clay & Sons), 1902. XVI u. 463 S. 8. geb. 15 sh.

Ein willkommenes Buch! Der Gegenstand ist seit langem nicht mehr im Zusammenhang behandelt worden, und nach der fast unüberseh-

baren Fülle neuen Materials, welche die Funde der letzten Jahrzehnte gebracht haben, wobei immer und immer wieder einzelne Seiten dieses Gegenstandes zur Behandlung und Erörterung kamen, muß man sich billig wundern, daß nicht schon früher eine Zusammenfassung des jetzt erreichbaren Standes unserer Kenntnis von Art und Wesen des Weihgeschenks versucht worden ist. Wohl hat es nicht an Versuchen der Behandlung einzelner Gruppen gefehlt, allein eine zusammenfassende Behandlung ist doch nachgerade ein unabweisliches Bedürfnis geworden und das vorliegende Werk Rouses kommt diesem Werk in erwünschter Weise zu Hilfe. Nach einer kurzen Bestimmung des Begriffs Weihgeschenk werden die verschiedenen Anlässe zu solchen in einer Reihe von Kapiteln behandelt, zuerst solche an die Toten, an die Heroen und die chthonischen Gottheiten, dann Zehnten und Erstlinge, ferner Krieg, Spiele und Wettkämpfe, Krankheit und Unglück, häusliches Leben, Ehrendenkmäler, Feste und Zeremonieen, Sühnungen, Weihung besonderer Schätze und Kostbarkeiten. Drei weitere Kapitel sind den Weiheformeln und der Art der Übergabe der Geschenke gewidmet und ein ausführliches Schlusskapitel gibt eine übersichtliche Zusammenstellung des Ergebnisses aus den Einzeluntersuchungen. Eine sehr wertvolle Beigabe sind die nicht weniger als 70 Seiten umfassenden Indices, in denen eine Übersicht der Weihgaben gegeben ist, die in verschiedenen Heiligtümern in Athen, Eleusis, Delos, in Amphiaraiion, im Kabirion, in Platää, Samos u. a. m. gefunden wurden, sowie von solchen, die in der Anthologie begegnen. Ein griechischer und englischer Generalindex machen den Beschluß und erhöhen wesentlich die Benutzbarkeit des Buches, das sich, so hoffen wir, bald auch in Deutschland den verdienten Beifall erwerben wird.

Calw.

P. Weissäcker.

- 236) **E. Kemmer, Die polare Ausdrucksweise in der griechischen Literatur.** Würzburg, A. Stuber, 1903. VIII u. 263 S. 8. M 6. —.

Die vorliegende Studie bildet das 15. Heft der „Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache, die Prof. M. v. Schanz in Würzburg herausgibt, und ist vom Herausgeber dieser Beiträge direkt angeregt. Unter polarer Ausdrucksweise versteht schon v. Schanz den bei griechischen Schriftstellern besonders häufigen Gebrauch von Gegensatzverbindungen, in denen ein einfacher allgemeiner Begriff sich gleichsam nach seinen beiden

Polen differenziert, also Fälle wie *νόκτας τε καὶ ἡμᾶρ* für „ununterbrochen“. Die Untersuchung erstreckt sich so ziemlich über die ganze voraristotelische Literatur, zieht also ein sehr umfangreiches Material gebundener und ungebundener Form in den Kreis der Betrachtung. Im ersten, kleineren Teil der Arbeit werden die psychologischen Grundlagen dieser sprachlichen Erscheinung untersucht, und im zweiten „speziellen Teil“, der nahezu 200 Seiten umfaßt, wird das ganze hierher gehörige sprachliche Material der griechischen Literatur vor Aristoteles mitgeteilt, und zwar nicht nach den in der psychologischen Untersuchung gefundenen unterscheidenden Merkmalen der einzelnen Arten polarer Ausdrucksweise geordnet, sondern nach den grammatischen Kategorien nominaler, adverbialer und verbaler Begriffe, die die Form polarer Gegensatzverbindungen angenommen haben. Diese Verschiedenheit des Einteilungsgrundes im theoretisch-psychologischen Teil und in der Ordnung der zahlreichen Einzelfälle ist darin begründet, daß es bei sehr vielen Einzelfällen unentschieden bleiben muß, unter welche Rubrik sie ihrer psychischen Entstehungsart nach gehören.

In der psychologischen Theorie geht K. mit Recht davon aus, daß es sich bei diesen Gegensatzverbindungen um eine Eigentümlichkeit des menschlichen Sprechens und Denkens überhaupt handelt, weil die gleiche sprachliche Erscheinung sich wohl in allen Sprachen findet, im Griechischen nur besonders stark entwickelt ist. Da es sich bei der ganzen Frage nur um Assoziation und Reproduktion handeln kann, so untersucht K. zuerst die Bedeutung der Vorstellungsassoziationen für den Verlauf unseres Denkens und dann den Einfluß der vielseitigen latenten Konstellationen unserer Vorstellungen auf die Reproduktion. Hiernach findet er vier Entstehungsarten der fraglichen Gegensatzverbindungen. Zunächst sind es die Assoziationen begrifflicher Gegensatzvorstellungen, die von der Erfahrung uns entgegengebracht werden, und die zu den festesten Assoziationen in unserem Vorstellungsvorrat gehören und deshalb sehr leicht reproduziert werden (*οὐτ' ἄνδρ' οὔτε γυναῖκα, οὐτ' ἀγαθὸν οὔτε κακόν, σοφοῖς κάσσοις, κλίνει κἀνάγει πάλιν* etc.). In zweiter Reihe kann es sich handeln um Assoziationen zwischen einzelnen Vorstellungen und ganzen Gegensatzverbindungen. Der positive Nachweis für diese Art von Assoziation ist in solchen Fällen nicht leicht. Aber hier tritt nicht selten die Eigentümlichkeit ein, daß die Gegensatzverbindung etwas Inkommensurables, Fremdartiges mit sich bringt, das also für die Zwecke des Gedanken-

ausdruckes mindestens nicht erforderlich war. So im Prolog der Antigone *λύουσ' ἂν ἢ φάππουσα*, wo die Vorstellung des Änderns, Besserns der Sachlage sich mit der gewählten Gegensatzverbindung assoziiert. Ferner wird die Vorstellung der Gegensatzverbindung selbst mit den Vorstellungen der Zwecke des Ausdrucks assoziiert, denen sie dienen soll. Hierher gehören die Gegensatzverbindungen als Ausdrucksmittel für den Begriff der Vielheit (*ἐλεύθεροι καὶ δοῦλοι, πρεσβύτεροι καὶ νεώτεροι, οἳ τ' ὄντες οἳ τ' ἀπόντες* u. a.). Endlich ist es das bewufte rhetorische Streben nach parallelen Konstruktionen, also ein rein formales Moment, das Reproduktion und Produktion von Gegensatzverbindungen verursacht, dies natürlich besonders im Kunststil der Redner. Hier überwiegt nicht selten der formale Gesichtspunkt das Bedürfnis des Gedankenausdrucks, und die Gegensatzverbindungen haben etwas Gesuchtes und Erzwungenes.

K. hat somit den Fachgenossen nicht nur die Ergebnisse jahrelangen unverdrossenen Sammelfleißes vorgelegt, sondern auch seinen Gegenstand im tiefsten Wesen erfasst und in sorgfältiger Erörterung aller Möglichkeiten zum Verständnis gebracht. Leider fehlt dem Buch jedes Register über den Inhalt. Orientierung und Überblick über das Ganze des Gedankengangs sind somit unnötig erschwert. Dem Verzeichnis der Berichtigungen möchten wir noch hinzufügen, dafs es S. 32, Z. 10 v. u. nunmehr heißen mufs, statt nur mehr, und S. 33, Z. 6 v. o. bezeichnete statt verzeichnete. Der Ausdruck „aufnahmefähige Form“ S. 37 ist schwer verständlich, weil man nicht gleich wissen kann, ob eine Form gemeint ist, die etwas aufzunehmen fähig ist, oder eine Form, die fähig ist aufgenommen zu werden. Leicht liest sich der Stil des Verf. überhaupt nicht. Bei der Erwähnung von schwarz und weifs (S. 24) mufste, zumal für das Griechische, darauf hingewiesen werden, dafs es sich hier ursprünglich nicht um konträre Farbenbegriffe handelt, sondern nur um die Beziehungsbegriffe hell und dunkel.

Lörrach.

J. Keller.

- 237) J. Willems, *Le Sénat Romain en l'an 65 après Jésus-Christ*. Publié d'après les notes de P. Willems (Extrait du Musée Belge, tomes IV—VI). Louvain, Charles Peeters, 1902. 140 S. 8.

Aus dem, wie es scheint, ziemlich reichen literarischen Nachlaß von P. Willems, dessen bekanntes Werk „*Le Sénat de la République Romaine*“

vor 25 Jahren erschien, hat der Sohn des Verstorbenen der Öffentlichkeit ein Bruchstück übergeben, das Produkt langjähriger geduldiger Arbeit, die noch der Unterstützung der Prosopographia imp. Rom. entbehrte. Erst nachträglich sind die beiden vorliegenden Verzeichnisse mit den Angaben jenes Sammelwerkes verglichen und die daraus sich ergebenden mitunter recht umfangreichen Zusätze und Berichtigungen in eckigen Klammern beigelegt worden. Dabei gibt es bisweilen unnütze Wiederholungen; so wird Petronius Arbitrarius bezeichnet als „L'auteur du Satyricon“ (sic), und nach der ann. 16,18 entlehnten Charakteristik des Mannes folgt die der Prosopogr. entnommene Bemerkung: „Il écrit des satires et quelques poèmes“. — Die erste Liste umfaßt 182 Namen solcher Personen, von denen auf grund inschriftlicher und literarischer Dokumente feststeht oder doch sich bestimmt annehmen läßt, daß sie 65 v. Chr. (dem Jahr der Pisonischen Verschwörung!) dem Senate angehört haben. Durch Hinzufügung der Buchstaben a und b ist die größere oder geringere Sicherheit der Berechnung angedeutet, die teilweise nur durch Feststellung der von der betr. Persönlichkeit vor oder nach dem Jahre 65 bekleideten, den Senatorenrang voraussetzenden oder bedingenden Ämter zu ermöglichen ist. Wie in der Prosopographie sind alle Nachrichten, die wir von den verschiedenen Personen haben, unter deren Namen zusammengestellt. Von den 182 Namen dieses Verzeichnisses kommen nicht weniger als 126 bei Tacitus vor, ein Beweis dafür, wie diesem Autor der Senat als das Herz des Reiches, sein Verhältnis zum Prinzip als Brennpunkt des gesamten öffentlichen Lebens und der Hauptstadt erschien. Eine zweite Liste bringt, von wenigen kopflosen Inschriften abgesehen, 203 Namen einerseits aller Senatoren aus der Regierungszeit des Nero, Vespasian und Titus, über die sonstige, bestimmte Angaben fehlen, andererseits die vor dem Jahre 65 irgendwo erwähnten höheren Beamten, von denen nicht bekannt, doch in der Regel zu vermuten ist, daß sie zur Zeit der Pisonischen Verschwörung noch am Leben waren, z. B. Quästoren seit dem Jahre 30, Tribunen und Ädilen seit 32 u. s. w.

Bei Feststellung von gleichnamigen Persönlichkeiten nimmt W. häufig Veranlassung, den in der Prosopogr., bei Nipperdey-Andresen und sonstwo niedergelegten Ansichten anderer Gelehrten zu widersprechen, beispielsweise in den Artikeln der ersten Liste N. 29 u. 31 L. Caesennius (Caesonius) Paetus, 36 L. Calp. Piso, 52 Ser. Sulp. Scipio Salvidienus Orfitus, 82 Helvidius Priscus, 153 Suetonius Paulinus (beachtenswert).

Die beiden Listen ermöglichen uns übrigens, worauf der Herausgeber in seinen „Conclusions“ hinweist, einen interessanten Einblick in den Ursprung der im Jahre 65 dem Senate angehörenden Familien, sie geben uns mancherlei Aufschluß über die damalige Bedeutung dieser Körperschaft; namentlich tritt uns das allmähliche, aber unaufhaltsame Aussterben der altrömischen Aristokratie greifbar vors Auge, wenn wir den Bestand der patrizischen Familien wie der plebejischen Nobilität zu Neros Zeit mit demjenigen früherer Epochen vergleichen. Nun hat P. Ribbeck in einer Dissertation (1899) den Bestand des Senates an den verhängnisvollen Iden des Jahres 44 v. Chr. zu registrieren gesucht. Damals waren, soweit wir sehen, 11 patrizische Gentes durch 29 Individuen im Rate vertreten. Ungefähr ein Jahrhundert später (65 n. Chr.) gehören ihm, adoptierte nicht gerechnet, nur noch 9—13 altadelige Personen an, Nachkommen von fünf patrizischen Gentes: gens Cornelia, Sulpicia, Valeria, Fabia, Furia. Die beiden letzten Namen werden wenigstens noch von je einem Mitglied hoher Priesterkollegien geführt. Nicht viel besser steht es um die plebejische Nobilität, auch die aus dem letzten Jahrhundert der Republik; von ihr gehören im Jahre 65 etwa 35 Personen, aus 27 verschiedenen Familien, zum Senat. Mit erdrückender Wucht ragt dieser kleinen Gruppe gegenüber die Masse der „Parvenus“ auf; ein Teil aus dem Ritterstande, manche den Provinzen, vornehmlich Gallien und Spanien, entstammt, nicht selten Leute von anrüchiger Vergangenheit, unsauberem Erwerb, Söhne von Freigelassenen, ehemalige Centurionen u. a. m., durch kaiserliche Gunst zu Reichtum und Glanz gehoben, einige selbst den Thron zu besteigen bestimmt.

Keiner Epoche der römischen Kaiserzeit sind so eingehende Darstellungen zuteil geworden, wie dem Ende der Regierungszeit Neros, dem Fall des julisch-klaudischen Hauses. Nächst der Pisonischen Verschwörung und ihren blutigen Folgen brachten die Kämpfe des Vierkaiserjahres überaus zahlreiche Persönlichkeiten auf die Bühne, deren Porträts uns vielfach in untilgbaren Farben überliefert sind: starke, unter dem Druck des Despotismus entartete Talente, viele hochbegabte Redner, die ihre Eloquenz zu anderer Verderben gebrauchten, stoische Philosophen der Opposition, Dichter jeden Genres, Geschichtschreiber, endlich eine beträchtliche Anzahl verdienter Offiziere, politisch unzuverlässig, stets zu Abenteuern, zu Abfall und Verrat geneigt. Freilich, gefahrlos war weder Verschwörung noch Opposition, auch dafür liefert unsere Übersicht den Beweis: nicht

weniger als 60 von den paar hundert Männern senatorischen Ranges fanden im Jahre 65 oder kurz nachher ein gewaltsames Ende, sei es durch Henkershand, sei es durch Selbstmord „auf Befehl“! — —

Am Schluß gibt W. eine Übersicht der Senatoren nach den verschiedenen Rangstufen, wobei in zweifelhaften Fällen die für die Ämterlaufbahn im kaiserlichen Rom herkömmlichen Intervalle in Ansatz kommen.

Das Verzeichnis der vom Herausgeber selbst bemerkten Druckversehen ist leider unvollständig; es fehlt auch nicht an unrichtigen Zitaten und sonstigen Verstößen. Zu verbessern ist in der ersten Liste: N. 3 Accademia, N. 10 Paetus, 15 Pollitta, 22 Palingenesia, 24 zweimal Tettius, ebd. Prosopographie und A. 1255 (st. 1525), 33 Pamphylie, 34 Orestilla, ebd. assiste 54 ann. XI (st. XVI) 6; 59 Prenzlau, 97 ann. XVI (st. XV) 7. 8. 9; 104 Paulinus, 157 dell' istituto.

Frankfurt a. M.

Eduard Wolf.

238) **Albert Müller, Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit.** Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1903.
28 S. 8. M —. 75.

Unter gewissenhafter Benutzung der Quellen, in erster Linie des inschriftlichen Materials, handelt Verf. im Rahmen eines Vortrags über die von den Kaisern Nero und Trajan begründete Kinderalimentation, insbesondere über Einrichtung und Verwaltung dieser humanen Stiftung.

Von der frumentatio der Stadt Rom ausgehend, berichtet er im einzelnen über Zahl und Alter der Benefiziaten, über den Betrag der Unterstützungen, die Form des Beleihungsgeschäfts, die Taxen der verpfändeten Grundstücke, den Zinsfuß sowie über die verschiedenen Instanzen der Verwaltung, bei der die Anstellung eines Beamtenheeres sorgfältig vermieden wurde. Im Anschluß an die kaiserliche Alimentation, welcher der seit Ende des 2. Jahrh. hereinbrechende Staatsbankerott den Untergang bereitete, bespricht Verf. sodann eine größere Anzahl privater Alimentationsstiftungen, wie solche in Rom und in den Provinzen sich fanden, und faßt schließlich sein Urteil dahin zusammen, daß der Zweck der Alimentation (Vermehrung der Bevölkerung und Hebung der Wehrkraft Italiens) weder durch die kaiserlichen noch durch die privaten Bestrebungen erreicht worden sei.

Angesichts des regen Interesses, welches in unseren Tagen wirtschaftlichen Fragen von seiten der Gebildeten entgegengebracht wird, ist es

zweifelsohne eine dankbare Aufgabe, eine derartige humanitäre Einrichtung der römischen Kaiserzeit, die mit gegenwärtigen Veranstaltungen einigermaßen in Parallele gestellt werden kann, zu behandeln. Diese Aufgabe hat Verf. in durchaus ansprechender Weise gelöst, sodaß sein Schriftchen allen Freunden der Altertumswissenschaft bestens empfohlen werden kann.

Wernigerode a. H.

Max Hodermann.

- 239) **Adolphe Zünd-Burguet, Méthode pratique, physiologique et comparée de Prononciation française.** Marburg, N. G. Elwerts Verlag (Genève, H. Kündig), 1902. 76 S. 8. (Illustrations 18 pl.) M 2.40.

Das Büchlein besteht aus fünf Vorträgen oder Leçons und einer kurzen Vorrede.

Aus der Vorrede erfahren wir, daß der Verf. bei seinen Ausführungen die vergleichende Methode anzuwenden gedenkt: an der Hand einer gründlichen Kenntnis der Lautwerte der Muttersprache des Schülers will er mit vollem Recht die artikulatorischen Unterschiede des französischen Lautsystems von denen der fremden Sprachen feststellen und hierdurch den Lernenden leichter zu einer lautreinen Aussprache des Französischen führen. Leider hält er im Laufe seiner Arbeit nicht alles, was er hier verspricht. In der englischen Phonetik ist der Verf. sicher zu Hause; seinen die einzelnen Abstände zwischen französischen und englischen Lauten betreffenden Auseinandersetzungen kann ein gewisser Wert nicht abgesprochen werden. Dagegen sind, abgesehen von einigen Winken und allgemein bekannten Mitteln, die er zur Bekämpfung mancher bei Deutschen häufiger vorkommenden Aussprachefehler vorbringt, seine Hinweise auf deutsche und slavische Lautsysteme allzu elementar, oft sogar nichtsagend, nutz- und wertlos ¹⁾. Hier tritt die geringe Kenntnis des Verf. auf dem Gebiete der deutschen und slavischen Phonetik an den Tag. Sonst sind die in den Text eingestreuten Wiedergaben des künstlichen Gaumens, welche die Abstände zwischen einzelnen französischen und englischen Artikulationsstellen genau darstellen, nicht zu unterschätzen.

1) Es ist eine ständige, auf jeder Seite wiederkehrende Phrase: „Les étrangers en général et ceux de langues germaniques et slaves en particulier prononcent souvent mal tel et tel son ...“

Vor allem ist hervorzuheben, daß der Verf. nur die einfachsten Artikulationsweisen und Artikulationsstellen in den Bereich seiner Arbeit zieht, dagegen die Quantität, Betonung, Intonation und alle sonstigen, feineren Nuancen der Sprache außer acht läßt.

Das Transkriptionssystem ist das der *Revue des Patois gallo-romans*, welches bekanntlich Mängel aufweist und dem das System des *Maitre phonétique* jedenfalls vorzuziehen ist. Hierbei ist der Umstand als ein Fehler der Methode zu betrachten, daß der Verf. von allem Anfang an phonetische Ausdrücke gebraucht, die der Anfänger, für den das Buch ja bestimmt ist, nicht verstehen kann. Notgedrungen muß der Lernende in anderen Büchern Belehrung suchen.

In den Lektionen bringt der Verf. ziemlich getreu Ergebnisse der Forschungen seines hochverdienten Lehrers, des Abbé Rousselot, vor, dem man nicht in allem zustimmen kann. Die Annahme von mittlerem *a*, *o*, *u*, *e*, *ö*, *i*, *ü*, von gemischtem *ö* (*joli*, *solide*) ist beim Unterrichte in deutschen Landen zumeist wertlos, ja sogar irreführend: der Deutsche, welcher den an sich kaum vernehmbaren Unterschied zwischen geschlossenem (resp. offenem) und mittlerem Vokal hervorzubringen versucht, verfällt zumeist in einen groben Fehler, indem er statt des französischen Lautes seinen eigenen, ganz offenen oder geschlossenen Vokal ausspricht. Ebenso verfehlt ist es in Anbetracht der vikarierenden Tätigkeit der einzelnen Teile des Sprachorgans, eine Artikulation auf dem ganz unwesentlichen Kieferwinkel basieren zu wollen ¹⁾. Ich selbst bin imstande, mit dem Kieferabstandes *è* alle französischen Laute *re* in hervorzubringen. Daß dieser Einwand berechtigt ist, beweist der Umstand, daß in dem Buche des Verf. einzelne unbetonte Vokale, die nach einem von ihm aufgestellten Prinzipie mittel sein sollten, bald als offen, bald als geschlossen auftauchen: so ist das erste *eu* in *heureux* mittel, in *heurter*, *pleurer* offen, usw. ²⁾.

Was die einzelnen Lektionen anbelangt, so erfahren wir Folgendes:

In der ersten Lektion lernen wir das geschlossene, das offene und das mittlere *a*, das *o*, *g.*, *m.* und gemischte (*mixte*) *o*, das *g.* und *m.* *u*, die nasalierten Vokale *æ* und *õ*, die den Vokalen am nächsten stehenden

1) Was soll der Schüler z. B. mit der für das *a moyen* vorgebrachten Belehrung: „la bouche est modérément ouverte“ anfangen?

2) Gegen die Ausführungen Rousselots in seinen *Prononciations parisiennes*, wo mit vollem Recht die Einflüsse der sogen. *harmonie vocalique* hervorgehoben werden.

Konsonanten *m*, *n*, *l*, *l mouillé* und *r* kennen. — In diesem Abschnitt hebt der Verf. mit vollem Recht das affektierte velare *a* der Pariser, welches heutzutage stark an *o* streift, dann die Länge des anlautenden *n*, *m* und *l*, hervor. Dagegen falsch und sogar irreführend sind seine Behauptungen, bei velarem *a* werde die Mundöffnung etwas gerundet und bei dem stark palatalisierten *o mixte* in *joli*, *poli*, *solide*, *soleil* führe die Zunge, dem velaren *o*-Laute gegenüber, eine gewisse Bewegung „nach rückwärts“ aus ¹⁾. — Schier unbegreiflich ist es aber, daß ein sonst feiner Beobachter wie Z.-B. in seiner Sucht nach Verallgemeinerung so weit geht, zu behaupten, die tonlosen *o*-Laute in *chevaucher* und *sottise* seien als mittlere Lautgattungen gleichwertig ²⁾.

In der zweiten Lektion werden die Reibelauten *f*, *v*, *s*, *z*, *ʃ*, *ʒ* erörtert, das Wesen der Artikulationen der echt französischen Zischlaute einer gründlichen Prüfung unterzogen und deren Artikulationsstellen mittels gediegener Abbildungen des Sprachorgans zur Anschauung gebracht.

In der dritten Lektion wird die Bildung des offenen, geschlossenen und mittleren *e* und *ö*, des *g*. und *m*. *i* und *ü*, des nasalen *ẽ* und *æ* und des halbkonsonantischen *i*-Lautes in *pied* etc. behandelt. Hier läßt der Verf. selbst in tonloser Silbe ein offenes *e* und *ö* (*perdu*, *heurter*) gelten ³⁾, hält das kurze betonte *è* für weniger offen als das lange betonte *ê* (*chef-achève*) und stellt eine doppelte Art von nasalem *ẽ* auf, welches als nasaliertes *ä* oder *è* erscheinen kann, — lauter Ansichten, denen ich recht gerne beipflichte. Falsch dagegen sind die Annahmen, das mittlere *e* und *ö* verwandle sich unter dem Tone in den entsprechenden geschlossenen Laut ⁴⁾, und das mittlere *ö* in *deuxième* etc. sei mit dem sogen. *e muet* in *repas*, der Auslaut in *vas-y* mit dem halbkonsonantischen *j* in *gentille* gleichwertig (!) ⁵⁾.

In der vierten Lektion gelangen die Explosive *p*, *b*, *t*, *d*, *k*, *g*, *ñ*, *ks*, *gz* zur Besprechung: Sorgfältig ist hier besonders die Artikulationsstärke der französischen Verschlusslaute im Vergleich zu den entsprechenden deutschen und englischen Lauten behandelt. Mit vollem Recht be-

1) Das Gegenteil ist der Fall: beim pariserischen *o* in *joli*, *poli* etc. rückt der Hinterteil der Zunge ziemlich stark in die palatalen Regionen vor.

2) Unter dem Einflusse von *sotte* hat *sottise* ein mehr offenes, *chevaucher* unter dem von *chevaux* ein mehr geschlossenes *o*.

3) Statt des zu erwartenden mittleren Lautes.

4) Das Gegenteil ist meist der Fall: *léser-lèse*, *je le donne* — *donne-le* (*le* betont und offen).

5) Der Verf. spricht somit und transkribiert: *vászj* statt *vazi*.

trachtet der Verf. als echt französisch nur das mouillierte *n*, d. h. das palatale, am harten Gaumen gebildete, dem italienischen und spanischen Laute ähnliche *ñ* ohne *j*-Vorschlag oder Nachschlag und stellt alle anderen Gattungen als Entartungen hin.

Die fünfte und letzte Lektion ist den Diphthongen *oi* (*roi*), *ui* (*hui*), *oui* (in der gleichlautenden Bejahung), *oin* (*loin*), dem schon behandelten halbkonsonantischen *i* vor Vokal (*tiède*) und dem mouillierten *l*, den Triphthongen *oy* (*moyen*), *uy* (*appuyer*), *ay*, *ey* (*payer*, *grasseyer*), schliesslich dem Auslaut Kons. + *le* oder *re* (*table*, *sabre*) gewidmet. — Mit den Ausführungen des Verf. in diesem Teile wird man am wenigsten einverstanden sein. Seine Auffassung der französischen Doppellaute ist eine verfehlte; doch erlaubt mir der Raum nicht, auf diese Frage näher einzugehen. Ich beschränke mich darauf, zu bemerken, dass die Pariser keinen Unterschied zwischen *le réveil* und *je réveille* machen und beide Lautgruppen als *révèj* aussprechen, dass folglich die Meinung des Verf., wonach im ersteren Worte im Auslaut ein kurzes *i*, im letzteren das halbkonsonantische *j* zu hören wäre (*revei* und *revèj*), als irrig abzuweisen ist. Ebensowenig wird man der Ansicht des Verf. beipflichten können, der S. xiv behauptet, das auslautende *e* in *table*, *frère* und *lampe* sei gleichwertig und werde sehr schwach ausgesprochen. Im Pariser Französisch hängt die Lautbarkeit dieses *e* von dem vorhergehenden Konsonant ab: hinter stimmlosen lautet das *e* überhaupt nicht.

Wer möchte schliesslich glauben, dass Z.-B., einer der besten Schüler Rousselots, in Wörtern wie *houille*, *bouillir*, *souiller* den Diphthong *oui* (*u*) sieht und sie als *uiy*, *buiyir*, *suiyé*, nach meiner Transkription *wij*, *bwijir*, *swijé*, statt *uj*, *bujir*, *sujé*, ausgesprochen haben will?

Dem Büchlein ist ein Sonderheftchen beigelegt, welches den ewigen Medianschnitt des Kopfes, Abbildungen des Kehlkopfes, der Stimmbänder, der Mundhöhle und zahlreiche photographische Wiedergaben der den einzelnen Vokalen eigenen „äusseren“ Mund-, oder besser gesagt, Lippenstellungen enthält. Diese mit Ernst vorgetragenen Spielereien können natürlich auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erheben, auch praktischen Zwecken werden sie kaum dienlich sein können.

In jedem Falle wird die kleine Ausgabe der Vietorschen Phonetik den Deutschen unvergleichlich bessere Dienste leisten als das vorliegende Buch Zünd-Burguets.

- 240) **W. Rübenkamp, 1200 der gebräuchlichsten französischen Sprichwörter** nebst Verdeutschung und Erklärung. Zugleich ein Wegweiser durch den französischen und deutschen Sprichwörterschatz. Zürich, Cäsar Schmidt, 1903. II u. 192 S. 8. *N* 2. 40.

R. hat seine Arbeit mit ungenügenden Mitteln unternommen, denn Quitard, Mésanger, Méry und Martel sind keine ausreichenden Fundgruben für die „gebräuchlichsten französischen Sprichwörter“. Da wäre vor allem zu benutzen gewesen Le Roux de Lincy, *Le livre des proverbes français*, 1842¹, 1859², außerdem beispielsweise: Cahier, Chr., *Quelque six mille prov.*, Paris, 1856; Desciseaux, *Recueil des prov. fr.*, Paris, 1854, Duplessis, M. G., *La Fleur des prov. fr.*, Paris, 1851; Fleuriot, *Recueil de prov. fr.*, Breslau, 1885; Le Gai (Hilaire), *Petite encyclopédie des prov. fr.*, Passard, 1860; Loubens, *Les prov. et locutions de la langue fr.*, Paris, 1889¹, 1890²; Souché, *Proverbes*, Niort, 1881. Auch bezüglich der deutschen Sprichwörtersammlungen hat sich R. nicht gehörig umgesehen; Simrock und Binder bieten denn doch zu wenig; den umfangreichen, unhandlichen *Wander* will ich zwar nicht empfehlen, aber da wären gut zu benutzen gewesen Braun, J. M., *6000 deutsche Sprichwörter und Redensarten*, Stuttgart, 1840; *Der Deutschen Sprichwörter und Spruchreden*, Leipzig, 1876; Eiselein, J., *Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes*, Donaueschingen, 1838, Freiburg, 1840; Körte, W., *Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen*, Leipzig, 1861²; Sailer, J. M., *Die Weisheit auf der Gasse*, 1848; Wächter, O., *Altes Gold in deutschen Sprichwörtern*, Stuttgart, 1885; Derselbe, *Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen*, Gütersloh, 1888; Wunderlich, G., *Deutsche Sprichwörter*, 4.—6. Aufl., 1891—1894. So aber ist R.s Gepäck sehr klein und der Untertitel „Wegweiser durch den französischen und deutschen Sprichwörterschatz“ recht anmaßend; denn ein Wegweiser sollte vor allem den Weg selbst kennen. Im folgenden gebe ich aus einer kleinen Sammlung französischer Sprichwörter, die ich mir beim Lesen angelegt, gebräuchliche französische Sprichwörter, die R. nicht hat: *Chaque conscrit a un bâton de maréchal de France dans sa giberne. On n'est pas prophète dans son pays. L'union fait la force. La vérité finit toujours par percer. On n'a jamais tout vu. Ce sont les tonneaux vides qui chantent le mieux. Pour vivre heureux il faut cacher sa vie. Le bon vin réjouit le cœur de l'homme. Ce qui doit arriver, arrivera. Ce que femme veut, Dieu le veut. Le vin*

étant tiré, il faut le boire. Une heure de sommeil avant minuit vaut mieux que deux après. C'est au postscriptum que se trouvent souvent les choses les plus importantes. Le succès justifie tout. Lorrain, traître à son roi et à Dieu même. Les antipathies sont réciproques. Tout animal est triste après la volupté. D'autres temps, d'autres soins. Les voleurs sentent de loin l'argent des voyageurs. Il ne faut pas mettre dans une cave un ivrogne qui a renoncé au vin. Une bonne action trouve toujours sa récompense. L'amour est aveugle. L'exactitude est la politesse des rois. Le style c'est l'homme. Le pavillon couvre la marchandise. Dans le royaume des aveugles les borgnes sont rois. Entre plusieurs maux, il faut chercher le moindre. Le vin est le lait des vieillards. Donnant, donnant. Les hommes les plus laids ont les plus jolies femmes. Il n'y a que les enfants et les fous pour dire la vérité. Qui s'aime s'attire. Quand on touche au beurre, il en reste toujours aux doigts. On ne rase bien les autres que quand on sait se raser soi même. Le jeu n'en vaut pas la chandelle. Livre prêté livre perdu. Quand on est mort, c'est pour longtemps. C'est un cœur d'artichaut, une feuille pour tout le monde. On n'obtient rien par la violence. Deux femmes font un marché, trois femmes font une foire. Un bon coq n'est jamais gras. Ein gutes Vorbild für Rübenkamp wären gewesen: John Barten, A Select Collection of English and German Proverbs (8239 Sprichwörter) Hamburg, Klops, 1896. VIII u. 323 S. 8. geb. \mathcal{M} 8.—.

Die Übersetzungen und Erklärungen sind im allgemeinen gut und fleißig gemacht, doch ist z. B. die Erklärung zu S. 121, 24 falsch.

Ludwigshafen a. Rh.

G. M. Käffner.

- 241) **Georg Stier, Little English Talks.** Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Cöthen, Otto Schulze, 1903. VIII u. 114 S. kl. 8.

Dieses kleine Buch, für Schulen berechnet, die nur wenig Zeit auf systematische Sprechübungen verwenden können, ist gewiß ein recht brauchbares und zuverlässiges Mittel für die Einführung in die englische Unterhaltung. Der Inhalt ist trotz des geringen Umfanges außerordentlich reichhaltig. Travelling, Family, House, Fire, Lighting, Meals, Visits, Human body, Health and illness, Holidays, Going to bed and Getting up, Toilet, Linen, Gentlemen's toilet, Lady's dress, Town (London), Education,

Languages, Letter, Theatre, Wheather, Time, Clock, Photography sind die Kapitel des Werkchens benannt, die übrigens, bis auf zwei (Age und Photography) nicht, wie der Titel vermuten läßt, Gespräche sind, sondern nach Krons Vorgang nur den Stoff zu Gesprächen in schildernden und erklärenden, kurzen, leicht übersichtlichen Abschnitten liefern. Das angehängte Wörterbuch gibt nur in wenigen Fällen die Aussprache, dagegen wird mit Recht oft die Betonung bezeichnet, zuweilen freilich unnötigerweise: úppers, pólish, blácking. Es ist zu erwarten, daß sich das Büchlein, dem auch eine sehr handliche Form eigen ist, viele Freunde erwerben wird.

Hildburghausen.

K. Pusch.

- 242) **Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen.** (Mit Bemerkungen zur lateinischen Zeitfolge und zur griechischen Modusverschiebung.) Paderborn, Schöningh, 1899. 216 S. 8.

Durch die Schuld des Ref. hat sich die Anzeige der Behaghelschen Schrift über Gebühr verzögert. Sie wird unterdessen wohl in allen Kreisen, die sich mit syntaktischen Fragen beschäftigen, bekannt geworden sein; sollte sie aber jemand, der dafür — gleichgültig auf welchem indogerm. Sprachgebiet — Interesse zeigt, noch nicht kennen, so ist ihr Studium nur dringend zu empfehlen. Nicht weil alle ihre Ergebnisse neu oder überraschend sind (manche bleiben sogar recht zweifelhaft), sondern weil ein Meister der syntaktischen Forschung das große und oft spröde Material mit einer Umsicht erörtert, die alles Lob verdient.

Nach einem lehrreichen Überblick über den Stand und die Aufgaben der syntaktischen Forschung der Gegenwart bestimmt Behaghel seine Aufgabe: er will untersuchen, inwieweit im Deutschen (ähnlich der von ihm anerkannten lat. *Consecutio temporum*) eine mechanische Regelung der Konjunktive des Nebensatzes nach dem Tempus des Hauptsatzes bestanden hat, auf welche Weise sie zu erklären ist, welches Schicksal sie dann im Leben der deutschen Sprache gehabt hat. B. findet, daß es in den früheren Perioden der deutschen Sprache (von zwei allerdings wichtigen Ausnahmen abgesehen) eine solche Regelung gab: nach präsensischem Hauptsatz stand Konj. Präs., nach präteritalem Konj. Prät. Diese Regel verschwindet allmählich seit dem Ausgang des Mittelalters, die heutigen Mundarten wissen nichts mehr von ihr, auf nieder-, mitteldeutschem und

fränkischem Boden herrscht der Konj. Prät., auf allem.-schwäb. der Konj. Präs., das bayr.-österr. ist gespalten. In der Schriftsprache liegen die Dinge nicht so einfach; seit dem Ausgang des 18. Jahrh. wird in der indirekten Rede der Konj. Präs. bevorzugt, das Prät. tritt im Plural, oft auch in der 1. und 2. Pers. Sing. ein, weil in diesen Formen der Konj. Präs. sich vom Ind. nicht unterschied. (Ausnahme das Verb. sein.) Diese Regel, die B. schon vor 20 Jahren aufstellte, bestätigt sich ihm auch jetzt wieder auf grund seines viel reicheren Materials; allerdings folgen ihr nicht alle Schriftsteller streng, die Mundart macht sich oft geltend, und daneben tritt auch die Neigung hervor, den Konj. Prät. da anzuwenden, wo man das Unrichtige einer Aussage andeuten will. B. folgt der Ausbildung dieser Regel in der neuhochdeutschen Zeit bei den Schriftstellern und auch in den Zeugnissen der Grammatiker, die freilich (von wenigen abgesehen) den Stand der Dinge bis in die neueste Zeit meist verkannt haben.

Nach der Darlegung der Tatsachen, die nur selten, z. B. S. 71/72, Zweifel rege werden läßt, versucht B. S. 166 ff. mit viel Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit ihre Erklärung. Er leitet die Personenverschiebung aus der 'berichtenden Form' ab, den Konjunktiv erklärt er aus dem Potential: *sî* = er ist wohl, *wâri* = er war wohl oder mochte er doch sein, obgleich er zugeben muß, daß der Konj. Prät. im älteren deutschen stets unreal und nicht potential gebraucht wird. Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Hypothesen B.s genauer zu analysieren, noch den Widerspruch dagegen ausführlicher zu begründen. Ref. fühlt bei den Auseinandersetzungen B.s keinen festen Boden unter den Füßen, er hätte eine genauere Untersuchung darüber gewünscht, nach welchen Verben im got., im ahd. (Otfried ist kein klassischer Zeuge), alts. und ags. der Indikativ, nach welchen der Konjunktiv steht, und unter welchen Bedingungen bei manchen der eine oder der andere Modus stehen kann. Wahrscheinlich hat B. sie angestellt, sollte auch sie keinen anderen Ausgangspunkt als den Potential für die Erklärung bieten?

Zum Schluß sucht B. die Gründe auf, die zur Auflösung des altgerm. Grundgesetzes geführt haben, er findet sie in dem Auftreten des Präs. hist. und (wahrscheinlich) in der Verdrängung des Prät. durch das umschriebene Perfekt in einem großen Teil des deutschen Sprachgebiets. Darin wird man B. wieder zustimmen dürfen. Auch in der weiteren Vermutung, daß der Konj. Präs. der Schriftsprache vom allem.-schwäb. aus sich Bahn gebrochen hat.

C. D.

Entgegnung.

Die Besprechung der „Systematischen Zusammenstellung des französischen grammatischen Merkstoffs der Realschule“ Berlin, F. A. Herbig. 1903, in Nr. 16 der N. Phil. Rundschau 1903, S. 379, ergibt ein so unklares und verschobenes Bild von Zweck und Anlage des Schriftchens, daß sie zu einigen aufklärenden Bemerkungen zwingt.

Das Wesen der Arbeit, wie es in der Einleitung (S. 3—6) begründet ist, besteht in der Beschränkung auf das Wichtigste, den „Merkstoff“, und in der logischen, übersichtlichen Gruppierung. Ob nun dies Zusammendrängen auf etwa ein Viertel des üblichen Umfanges richtig und praktisch ist, ob die Darstellung klar und durchsichtig ist; von diesen wesentlichen Merkmalen erwähnt die Besprechung nichts. Ebensowenig deutet sie das Neue in der Arbeit auch nur entfernt an: die antithetische Zusammenstellung charakteristischer Musterbeispiele, die Ableitung der Komparation und der Pronomina aus Sätzen, die Gruppierung der unregelmäßigen Verben, die Begründung des Gebrauchs von avoir und être, von bien und la plupart des, von c'est-qui, die Fassung der Gesetze über den Subjonctif nach sprach-psychologischen Grundsätzen, die Ableitung des einräumenden Gebrauchs der Fürwörter aus dem fragenden u. v. a.

Mit Unrecht bemängelt die Besprechung das Fehlen der Vergleichungssätze und der Negationen. Jene finden sich auf S. 28—29, und das Weglassen der letzteren ist genügend durch die Einleitung S. 3 u. 4 begründet.

Ems.

Dr. A. Gille.

Vakanzen.

Danzig, Victoriaschule, Obl. N. Spr. Magistrat. **Essen** (Ruhr), G. (kath.). Oberl. Klass. Phil. u. Deutsch. Dir. Dr. Biese. **Essen** (Ruhr), HMS. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dr. Fröchtling. **Gelsenkirchen**, RS. Obl. Deutsch., Gesch. od. N. Spr. Bürgerun. **Machens**. **Gronau** i. W., Zwei Obl. 1) N. Spr.; 2) Gesch. u. Deutsch. Dr. Gottschalk. **Hannover**, HMS. Obl. Geogr. u. Nat. Magistrat. **Hannover**, ORS. Zwei Obl. Deutsch., Gesch. bezw. Math. Phys. Dir. Dr. Hemme. **Myslowitz**, G. Obl. Deutsch., Gesch., alte Spr. Dir. Dr. Aust. **Seesen**, Jacobsen-Schule: Obl. Latein, Deutsch., Gesch. Dir. Dr. Philippsen. **Unna**, RS. (mit Ref. Klassen). Zwei Obl. 1) Gesch., Deutsch., Latein; 2) Math. u. Nat. Direktion.

In August Neumanns Verlag, Fr. Lucas in Leipzig
erschien soeben die dritte, umgearbeitete Auflage von:

Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische.

Für Oberklassen höherer Lehranstalten.

Von

J. B. Peters.

Dritte, umgearbeitete Auflage. Geheftet Mk. 1.50; gebunden Mk. 1.80.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 3. Oktober.

Nr. 20, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 243) K. Linde, Platons Phädon (Hans Petersen) p. 457. — 244) C. Bardt, Römische Komödien (H. Klammer) p. 458) — 245) Studies in Classical Philology (Ph. Weber) p. 463. — 246) Marcel Renault, Les Philosophes. Épicure (P.) p. 470. — 247) Anna Brunnemann, Marcel Hébert et Rofsmann, L'Écho littéraire (Bahrs) p. 471. — 248) Victor Delahaye, Dictionnaire de la Prononciation moderne (G. Rolin) p. 472. — 249) Walter W. Skeat, The Lay of Havelok the Dane (H. Jantzen) p. 473. — 250) E. Roos, Nathaniel Hawthorne, Wonder Book for Boys and Girls (Joh. Jent) p. 475. — 251) Gust. Goedel, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Seemannssprache (F. P.) p. 475. — 252) W. L. Rieger, Ziffern-Grammatik p. 477. — Anzeigen.

243) Karl Linde, Platons Phädon. Für den Schulgebrauch erklärt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. VI u. 118 S. 8.
M 1. 20.

Eine vollständige Schulausgabe des Phädon kommt erwünscht: wird es auch nicht immer möglich sein, den ganzen Dialog zu bewältigen, so ist der Lehrer doch nicht mehr auf den Anfang und den Schluss des Werkes angewiesen und kann selbst ausscheiden, was er übergehen zu können glaubt.

Der Text, dem die Ausgabe von Schanz zugrunde gelegt ist, zeigt eine sorgfältige und selbständige Benutzung neuerer Forschungen. An einzelnen Stellen hat der Herausgeber, wenn auch nicht immer mit Glück, durch eigene Vermutung eine Heilung versucht. Richtig scheint mir 99 D ἀπειρήκη aus ἀπειρήκηα geändert zu sein (das davor eingefügte ἐκείνη ist wohl nicht notwendig), auch 88 A πλέον ἔτι τῷ (statt τῇ) λέγοντι ἢ und 112 E περὶ <τὴν γῆν> κύκλῳ sind Änderungen, die Beachtung verdienen.

Als Schulausgabe verfolgt das Buch den Zweck, dem Schüler ein vorläufiges Verständnis bei der Vorbereitung zu ermöglichen. Er beschränkt sich aber nicht darauf, ihm dieses durch Übersetzung von ein-

zelnen Wörtern und ganzen Sätzen (zum Teil in paraphrasierender Weise) und durch Konstruktionshilfen zu erleichtern, sondern gibt auch eine Reihe von sachlichen Erläuterungen, von denen ich die einen und anderen lieber der Besprechung im Unterrichte zugewiesen sehen möchte. Vor allem aber bestrebt sich der Herausgeber, den Schüler in den Gedankeninhalt und -zusammenhang einzuführen. Zu diesem Zwecke ist dem Texte eine übersichtliche, klare und knappe Einführung in die Komposition des Dialoges und in denjenigen Teil der platonischen Lehre vorausgeschickt, dessen Kenntnis für das Verständnis notwendig ist; ferner enthält der Kommentar eine fortlaufende Disposition und Inhaltsangabe nicht nur der größeren Abschnitte, sondern auch der einzelnen Kapitel. Vielleicht wird der Verf. hier manchem Lehrer des Guten zuviel getan haben, auch in der Erklärung wird er nicht überall Zustimmung finden, aber im ganzen ist die mit sichtlicher Liebe und lebhaftem Interesse angefertigte Ausgabe brauchbar und empfehlenswert.

Flensburg.

Hans Petersen.

244) **C. Bardt, Römische Komödien.** Deutsch von C. B. Berlin, Weidmann, 1903. XXXII u. 240 S. 8. M 5. —.

In den Schlussbetrachtungen einer neueren Geschichte der Kunst des 19. Jahrh. wird die Ansicht ausgesprochen, daß der schlimmste Bohrwurm im Kernholz der deutschen Kultur zurzeit der klassische Philologe sei. Der gleichen Anschauung begegnen wir in einer vielgelesenen Kunstzeitschrift. Dort macht ein geistreicher Herr den witzigen Vorschlag, zur Förderung der Bildung alle klassischen Philologen in einem Walde zusammenzuschleppen und dem Feuertode zu überliefern. Beide Urteile gehen ohne Zweifel aus der Erfahrung hervor; denn sicherlich gibt es auch heute noch verbohrt Philologen, die weiter nichts kennen oder kennen wollen als ihr geliebtes Pergament. Vielleicht aber sind's gar nur Erlebnisse von der Schulbank her, die vor 30—40 Jahren gedrückt wurde. Indes nur Kurzsichtigkeit kann in solchen seelenlosen Vertretern einen ganzen Stand zur Rechenschaft ziehen. Diejenigen klassischen Philologen, die mit vollem Herzen an ihren Idealen hängen, die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die ganze Welt des Altertums zu umspannen suchen, gerade diese stehen heutzutage, das darf man unbedingt behaupten, mit beiden Füßen auf dem Boden der Gegenwart. Nur glauben sie dem wahren Interesse der Mitwelt am besten zu dienen, wenn sie einer leider

an wahren Idealen armen Zeit die Errungenschaften einer großen Kultur-epoche zu erhalten suchen. Sie glauben nämlich, man könne nicht ohne weiteres, wie jene Heißsporne gerne möchten, die Brücken, die in die Vergangenheit zurückführen, hinter sich abbrechen und eine neue Kultur mit Ungestüm über Nacht aus der Erde stampfen. Für sie gibt es ein Gesetz organischer Entwicklung nicht nur in der Natur, sondern auch in der Geisteswelt. Sie wissen, daß die Wurzeln unserer Kultur sich durch das Mittelalter hindurch bis ins Altertum hinein verfolgen lassen und daß sie dort tief in den Boden jenes Hellas hineingreifen, aus dem Homer und Äschylus, Sophokles und Euripides, Phidias und Plato hervorgegangen sind. Deren Vermächtnisse möchten sie der Gegenwart erhalten, vor allen denen, deren Herz groß genug ist, um das Beste aller Zeiten in sich aufzunehmen. Diesem Zwecke dienen auch diejenigen Männer, die uns die Literaturschätze vergangener Zeiten in modernem Gewande darbieten. Der berufenen Übersetzer gibt es allerdings von Luthers Zeiten an bis heute nur sehr wenige. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe für die Schwierigkeit, wir möchten beinah sagen für die Unmöglichkeit der Aufgabe auseinanderzusetzen. Nur soviel sei gesagt: der wahre Dolmetscher muß nicht nur ein vollkommener Sprach-, Literatur- und Kulturkenner zweier Perioden, sondern auch Sprachkünstler sein. Das versteht sich ganz von selbst, wenn es sich um die Umwandlung von Dichtern handelt. Nur wer nach Luthers Wort dem Volk auf das Maul zu sehen versteht und wer in dem Stil unserer Klassiker gründlich Bescheid weiß, darf sich an die Arbeit wagen, d. h. mit anderen Worten: der Herzens- und Menschenkenner, der Mann von Geist und Geschmack, nur wer selber den Hauch der Muse ein wenig verspürt hat.

In diesem Sinne nennen wir trotz einzelner Einwendungen Wilamowitz' Übersetzungen der griechischen Tragiker eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur. Der griechischen Komödie hat sich jetzt Karl Bardt angenommen: denn so müssen wir sagen, wenn es auch der Schatz und die Zwillinge des Plautus, das Mädchen von Andros und die Brüder des Terenz sind, die er uns in einer neuen, eigenartigen Wiedergabe bietet.

Wir kennen Bardt als Interpreten des Altertums schon von seiner Umwandlung der Sermonen des Horaz her. Mit diesem Buche hat er seine Berufung als Übersetzer bereits dargetan. Mit seinen Römischen Komödien hat er ein noch schwierigeres Gebiet betreten.

Für die Verdeutschung der beiden römischen Komiker sind die gleichen Grundsätze wie für Horaz maßgebend gewesen. Nicht auf eine wortgetreue Wiedergabe kommt es dem Verf. an, auch mit den Versmaßen der Urschrift will er nicht wetteifern; denn er weiß, daß jene dem wirklichen Verständnis hinderlich ist und diese der modernen Empfindung geradezu widersprechen. Er vermeidet also, durch die fruchtlosen Bemühungen so vieler Vorgänger gewarnt, den gleichen Weg und kommt auf einem Umwege dem Ziele um so näher. Bleiben doch in den geschilderten Sitten- und Zeitverhältnissen noch genug Schwierigkeiten übrig, den glatten Weg zum Herzen des modernen Lesers zu finden. Schon die Welt der griechischen Tragiker ist eine andere als die unsrige, aber die allgemein menschlichen Fragen überwiegen; ein großes Schicksal und der ernste Anblick der Notwendigkeit dürfen immer auf die Teilnahme des Zuschauers rechnen. Anders aber ist die Welt, in die die neuere attische Komödie hineinführt. Nicht nur die mythische Zeit der Heroen, auch die geschichtliche eines Kleon und Sokrates, die einem Aristophanes die Gegenstände lieferte, ist vorüber. Wir stehen ganz in der bürgerlichen Kleinwelt. Verschmitzte oder treuherzige Sklaven, fröhlich liederliche oder altklug tugendsame Jünglinge, polternde oder gutmütige Alte, liebenswürdige Damen der Halbwelt oder verführte Bürgermädchen, gefrässige Schmarotzer und eifersüchtige Eheweiber, Hebammen und Quacksalber, das sind so etwa die Gestalten, die vor uns auftreten. Wir kennen sie ungefähr von den Fourberies de Scapin, den beiden Grafen Klingsberg und der Kameliendame her. Was uns diese Leute der griechischen Decadence, in der sich die Ehrbarkeit und das Laster freundnachbarlich die Hand reichen, viel Bedeutsames und Herzergreifendes zu erzählen hätten, das läßt sich nicht so leicht sagen. Aber darauf kommt es auch nicht an. Sie sollen uns in lebendigen, ungezwungen wechselnden Bildern ihre Zeit schildern und hin und wieder wohl auch einmal ein Problem vorführen, wie etwa das der Erziehung in den Brüdern. Im ganzen sind sie zufrieden, wenn sie uns mit dem leichten Spiele des Lebens eine Weile unterhalten haben. Die damaligen Griechen waren nicht anspruchsvoll, die Römer noch weniger, und unser Publikum verlangt vom Lustspiel und der Posse ungefähr ebensowenig. Alt-Heidelberg lockt ihm mit rührender Hartnäckigkeit die Tränen der Freude und des Kammers aus den Augen. Allein jenes heitere Gaukelspiel, jene drastischen Szenen des täglichen Daseins sind mit dem Altertum nicht verschwunden. Die Entwicklungs-

reihe ist nicht abgebrochen. Jene Situationen haben sich in die Komödie der Neuzeit hineingeflüchtet, und wer die Geschichte des Lustspiels verfolgt, wird die Ableger bei Shakespeare, Molière, Holberg, Lessing und Kleist wiederfinden. Auf die verschiedenen Entwicklungsstufen der attischen Komödie, auf die Wiedergeburt und Umbildung der Kunst des Poseidippos, Philemon und Menandros bei den Römern und das Weiterleben dieser Reproduktionen in späteren Zeiten weist die lehrreiche Einleitung hin, im besonderen auf die Komödie der Irrungen, die sich nicht erst bei dem großen englischen Dichter findet. Dieses Vorwort sei ganz besonders jenen eifrigen Verfechtern der Gegenwartskunst ans Herz gelegt. Vielleicht lernen sie daran, daß schneidige Parteiprogramme allein nicht ausreichen, daß man besser daran tut, wie Bardt mit historischem Sinn an deutlichen Beispielen die Entwicklungsfäden aufzuweisen und im übrigen mit Geduld die großen Geister abzuwarten, die aus sich heraus ihrer Zeit etwas Neues in neuer Form zu sagen haben. Inzwischen bleibe das Verdienst der trefflichen Vermittler, wie Bardt einer ist, anerkannt.

Wie aber wird der Übersetzer seiner Hauptaufgabe gerecht? Die Frage nach der dichterischen Form, ob Reim, ob fester Strophenbau, ob freier Rhythmus, ob gar Alliteration das Richtige sei, beschäftigt heute wieder ähnlich wie in Goethes Jugendzeit die Gemüter. Auch der Übersetzer muß mit ihr ins Reine kommen. Wie auf so vielen Gebieten, so leben wir auch auf diesem in einer lebhaft erregten Übergangszeit. Wer wie Wilamowitz kurzweg erklärt, der Reim habe sich ausgeleiert, anderseits aber, und zwar mit Recht, das moderne Ohr mit den meisten Formen der antiken Metrik glaubt verschonen zu müssen, der muß sorgfältig nach Ersatz in dem weiten Umfang unserer Literatur Umschau halten. Die grundsätzliche Ablehnung dürfte jedoch erst dann gerechtfertigt erscheinen, wenn eine sichere neue Form endgültig gewonnen ist. Daß Wilamowitz mit den freien Rhythmen in den Chorphatzen seiner Tragödien unbedingt das Richtige getroffen habe, erscheint zweifelhaft. Manches schmeichelt sich dem Ohre sofort ein, und so ist's in der Ordnung; oft aber tastet der moderne Leser, zumal der unphilologische, unsicher umher, und er kommt über die Empfindung, Prosa vor sich zu haben, nicht hinweg.

Bardt lehnt den Reim nicht ab. In den Sermonen des Horaz wendete er, entsprechend dem strengen Kunstcharakter seiner Vorlage, regelrecht gebaute fünffüßige Jamben an und verband je zwei Zeilen zu männlich oder weiblich ausklingenden Reimpaaren. Den Reim behält er

auch in den Komödien bei. Wie aber war der Widerspruch zwischen der bestimmten Kunstform des Reims und der ungekünstelten Darstellung des schlichten bürgerlichen Lebens der griechischen Komödie zu heben? Da greift Bardt zu der Form, die er ausnahmsweise schon im Horaz bei der Übertragung der Reise nach Brundisium benutzt hat. Auch hier haben wir ja ein Stück täglichen Lebens vor uns, und dargestellt ist es in paarweis männlich oder weiblich gereimten sogenannten Knittelversen von vier Hebungen mit einer oder zwei oder auch keiner Senkung vor der Hebung. Damit hat Bardt einen außerordentlich glücklichen Griff getan. Er hat damit zugleich den Weg beschritten, auf dem sich aller Wahrscheinlichkeit nach künftig die Poesie überhaupt mehr bewegen wird. Diese Form verbindet mit einem bestimmten Gefüge zugleich eine große Freiheit und Beweglichkeit. Das zeigt sich deutlich in ihrer Behandlung durch Bardt. Leicht und spielend wickelt sich der Dialog ab wie in Goethes und Hans Sachs' volkstümlicher Poesie, aber ohne die traurige Eintönigkeit des letzteren. Jede Stimmung kommt zu ihrem Rechte, der Ernst, der Scherz, die Rührung, der Zorn, die Verschmitztheit und der hohe theatralische Schwung, letzterer z. B. vorzüglich in dem geheuchelten Wahnsinn des Menächmus. Nirgends ist Druck und Zwang fühlbar, sondern überall herrscht frisches Leben. Diese Leichtigkeit aber, das fühlt man heraus, ist das Ergebnis anhaltender, sorgfältiger Arbeit.

Der Reim selbst ist mit Sicherheit und Geschick gehandhabt. Die wenigen Ausnahmen brauchen wir hier dem Verf. nicht vorzuhalten. Er wird sie selber finden und bei einem hoffentlich bald erfolgenden Neudruck statt der paar Reime, die schief oder überhaupt keine Reime sind, bessere liefern. Wir wollen lieber mit einem Lobe schließen, unbekümmert darum, ob dieses Lob in den Augen des einen oder andern strengen Philologen nicht ein Tadel ist. Der Verf. begnügt sich nicht mit derjenigen Modernisierung und Umdichtung, die in der Anwendung der Sprache des heutigen Tages schon an und für sich liegt. Er tut ruhig nach dem ersten Schritt auch den zweiten und bringt geflissentlich Ausdrücke und Anschauungen, durch die das antike Leben geradezu in die Sphäre des heutigen gerückt wird. Er läßt Leviten lesen und Hexensabbat halten, ein Leichenbittergesicht aufsetzen und Maulaffen feil halten, er bringt ein Pereat aus und sagt ja und Amen dazu, er bekräftigt mit Top! Potz Element! und Bravissimo! Wir hören, daß das Geld perdu ist und einer gar sich mit

einer Dirne zu einem pas de deux vereinen soll. Und dergleichen mehr. Mit solcher Übersetzungsweise sind wir völlig einverstanden und wünschen, daß Bardt uns bald noch einige ähnliche Proben seiner Kunst spenden möge.

Elberfeld.

Hermann Klammer.

- 245) **Studies in Classical Philology**, edited by a committee representing the departments of Greek, Latin, archaeology, and comparative philology. Preprint from volume III. Epideictic Literature by **Theodore Chalon Burgeffs**. Chicago, The University of Chicago Press, 1902 (Leipzig, Otto Harrassowitz). 172 S. (89—261). 8.

R. C. Jebb, der durch sein Buch „Homer, eine Einleitung in die Ilias und in die Odyssee“ rühmlichst bekannte Professor der griechischen Sprache an der Universität Cambridge, sagt irgendwo, Isokrates habe einen Prosastil der griechischen Literatur begründet, welcher allein für den allgemeinen Gebrauch Muster geworden sei. Der Verf. vorliegender Abhandlung, zu welcher der Chicagoer Universitätsprofessor Paul Shorey den Anstoß gegeben hat, geht noch ein paar Schritte weiter, indem er erstlich aus den beiden Prämissen, daß Cicero einerseits den Isokrates sich zum Vorbild genommen, anderseits auf die moderne Prosa von ganz unmittelbarem Einfluß gewesen sei, zu der Schlussfolgerung gelangt, der Prosastil der Gegenwart sei von „dem epideiktischen Reden Isokrates“ mächtig beeinflusst, dann aber noch weiter im einzelnen nachweist, wie sich dessen Einfluß nicht bloß auf die Form, sondern auch auf die Themen, und nicht bloß auf die Redekunst, sondern auf die Literatur überhaupt weithin geltend macht. Denn neben den Sophisten hat gerade Isokrates die Grenzen der epideiktischen Redekunst, deren theoretische Beschränkung auf Lob und Tadel schon die Praxis des Gorgias durchbrochen hatte, wesentlich erweitert, so daß bereits in den frühesten Zeiten die in das Gebiet epideiktischer Redekunst ressortierenden Themen recht mannigfaltige waren. Diese alle stehen ihrerseits wieder mit den übrigen Literaturzweigen, insbesondere mit Poesie, Geschichte und Philosophie in weitverzweigten Wechselbeziehungen. Die Perspektive, die sich infolgedessen betreffs des Umfangs des auf Grund seines Inhalts der epideiktischen Literatur zuzuweisenden Materials eröffnet, ist soweit, daß man auf dem Raum von 172 Seiten eine erschöpfende Behandlung nicht erwarten kann.

Gerade die interessantesten Partien lassen durch ihre skizzenhafte Ausführung weiteren Arbeiten zwecks vollständiger Hebung des Materials noch weiten Spielraum. Doch sehen wir uns zunächst den Gang, den die Schrift einschlägt, etwas näher an.

Warum Burgels zur Überschrift unter den drei bei den griechischen Rhetoren gleichgebräuchlichen Bezeichnungen „epideiktisch“, „panegyrisch“ und „enkomiastisch“ gerade den an erster Stelle genannten bevorzugt hat, erfahren wir zwar nirgends ausdrücklich, doch dürfte der mit Isokrates im besonderen sich beschäftigende Teil den Schlüssel zum Verständnis sowie zur Guttheilung der von ihm beliebten Wahl bieten.

Ausgehend von dem nicht nur bei dem Worte *ἐπιδεικτικός*, sondern auch bei zahlreichen anderen rhetorischen Kunstaussdrücken für verschiedene Zeiten, ja sogar für dieselbe Zeit nachweisbaren Bedeutungswechsel faßt Burgels den Begriff „epideiktisch“ nicht in jener Beschränkung, in welcher dessen Anwendung entsprechend der bekannten in der aristotelischen Rhetorik auf Grund des Verhältnisses der Hörer zum Redner getroffenen Dreiteilung der Redegattungen üblich ist. Die technisch diesen Namen tragenden Reden erscheinen daher nur als minimale Bruchstücke in seiner großen Sammlung epideiktischer Literatur, deren Grenzlinien nach oben durch die mit einer gewissen praktischen Anwendung, also dem beratenden Elemente vermischte Verherrlichung eines Gegenstandes, eine Mischung, welche die epideiktische Rede bei Isokrates und seinen unmittelbaren Nachfolgern charakterisiert, nach unten durch die ein bloßes jeu d'esprit darstellende Behandlung eines paradoxen Themas gebildet werden. Zwischen diesen beiden Extremen liegt noch eine gewaltige Masse epideiktischer Literatur mit sehr gemischten Motiven und äußerst mannigfaltigen Behandlungsarten, bestimmten Zwecken dienende Gelegenheitsreden, wie sie Lage und Umstände des gewöhnlichen Lebens in jedem Zeitalter fortwährend hervorrufen. Gerade diese Art war bei den Griechen sehr ausgebildet und repräsentiert, obgleich die Reden selbst in vielen Fällen von keinem bleibenden Werte sind, eine reiche Sammlung herrlicher Literatur. Der weite Spielraum, den sie gewährt, schließt in gleicher Weise den poetischen Stil des Himerius, die philosophische Tendenz des Themistius und Dio Chrysostomus, die mehr rein rhetorische Form des Choricus wie die besonnene Behandlung politischer Themen bei Isokrates in sich. Sie umfaßt neben Reden mit dem ephemeren Hauptzweck, ein Auditorium zu blenden, oder einem Fürsten zu schmeicheln, auch solche, welche mit

diesen Interessen des Augenblicks einen bleibenden Wert vereinen und sich dem Ideal des Isokrates nähern.

Gewissermaßen als begründende Ergänzung dieser allgemeinen Ausführungen bringt der nächste Abschnitt eine Untersuchung über den Gebrauch *ἐπιδείκνυμι* und seiner Sippe (*ἐπιδειξίς*, *ἐπιδεικτικῶς*) bei Isokrates und über die Auffassung der Redekunst seitens dieses epideiktischen Redners par excellence, dessen mehr beiläufige Benennungen der einzelnen Redegattungen der von Aristoteles dauernd festgelegten Terminologie den Weg geebnet hat.

Nunmehr folgt ein allgemeiner Überblick über die epideiktische Literatur. Isokrates selbst war beeinflusst von Gorgias, „dem Begründer der Kunstprosa“. Beide sind vorbildlich für die spätere Literatur dieser Art, welche in Anbetracht des Umstandes, daß die Anfänge der Redekunst als eines anerkannten Zweiges der griechischen Literatur nicht weit über die Mitte des 5. Jahrh. zurückreichen, einen raschen und mächtigen Entwicklungsgang genommen hat. Die Leichenrede, der Panegyrikus, das Enkomion und andere Haupttypen epideiktischer Rede wurzeln in dieser frühesten Periode. Und wie dieser Teil der Redekunst sehr bald einen hervorragenden Platz in der Entwicklung der Prosaliteratur einnahm, so wußte er ihn auch, oft tonangebend, während der ganzen Periode, in welcher griechische Literatur erzeugt wurde, also mit Einrechnung der kirchlichen Beredsamkeit bis zum Untergange Ostroms etwa 18 Jahrhunderte, zu behaupten. Drei Perioden ragen im Vergleich zu anderen Jahrhunderten besonders hervor: das 4. Jahrh. v. Chr., dem noch das angehende fünfte zuzuzählen ist, repräsentiert durch Namen wie Gorgias, Hippias, Isokrates, Alcidamas, Polykrates; das 4. Jahrh. n. Chr. mit durchgängig epideiktischem Geist und Wesen und reicher Produktion, vertreten durch Redner wie Libanius, Themistius, Himerius, Choricus; das 2. Jahrh. n. Chr. mit stattlicher Literatur und Rednern wie Aristides, Dio Chrysostomus und Polemon.

Das nunmehr folgende Kapitel gibt unter der Überschrift „Theorie“ einen Einblick in die hauptsächlichsten rhetorischen Behandlungssysteme dieses Teils der Redekunst und verweilt mit besonderer Ausführlichkeit bei denen des Menander und des Dionysius von Halikarnafs. Die Hauptmerkmale einer jeden der von Menander anerkannten 23 Arten epideiktischer Rede werden vorgeführt und vom Verf. durch jene drei aus der Zahl der sechs von Dionysius behandelten Arten, welche bei Menander

fehlen, ergänzt und als Nr. 27 noch des letzteren nackte Bezugnahme auf *παράδοξα ἐγκώμια* angeschlossen.

Drei von diesen Arten, welche zur Erhellung des Umfangs epideiktischer Literatur vortrefflich geeignet erscheinen, werden eben wegen dieser besonderen Bedeutung einer eingehenden Betrachtung in eigenen Kapiteln gewürdigt, denen sich ein ebenso ausführliches über die *παράδοξα ἐγκώμια* anschließt. Es sind dies 1) der *βασιλικὸς λόγος* als eine spezielle Entwicklung des *ἐγκώμιον* einer Person, wobei zunächst das Wesen des zuerst in der Poesie erscheinenden *ἐγκώμιον* behandelt wird, als dessen ältestes Beispiel das von Simonides zu Ehren der bei den Thermopylen Gefallenen verfasste zu gelten hat. Die ältesten prosaischen Enkomia waren mythischer Natur. Als Charakterlobpreisung erscheint es zum ersten Male im Euagoras des Isokrates. Der Keim zum *βασιλικὸς λόγος* mag in poetischen Lobpreisungen auf *Ζεὺς βασιλεὺς* und andere Gottheiten bei Homer, den homerischen Hymnen, Pindar und den Dramatikern gefunden werden; ja auf Grund der von Croiset formulierten Hauptelemente einer pindarischen Ode (s. S. 129 extr.) können manche Lieder des lyrischen Altmeisters *βασιλικοὶ λόγοι* genannt werden. Musterreden sind Aristides IX und Julian I, der *βασιλικὸς* orator par excellence ist Themistius; 2) der *γενεθλιακὸς λόγος*, die Geburtstagsrede; 3) der *ἐπιτάφιος λόγος*, über den im Vergleich zu den beiden vorhergehenden bereits eine ansehnliche Literatur vorhanden ist. Auch diese beiden Abschnitte enthalten eine Fülle von Exkursen der mannigfachsten Art, über die Geburtstagfeier bei den Alten ebenso wie über die moderne Sitte, Gelehrten zu ihrem Geburtstage wissenschaftliche Abhandlungen zu widmen, und Hinweise auf poetische *γενεθλιακοὶ λόγοι* bei Vergil (die vierte Ekloge als solcher nachgewiesen von Marx), Horaz, Tibull, Properz, Martial und Statius, aber auch griechische in der Anthol. Pal. (der älteste von Crinagoras). Ferner werden die *τόποι*, die *προοίμια*, die Gemeinplätze (Unzulänglichkeit der rednerischen Kraft, Mangel an Vorbereitungszeit, Bezugnahme auf das von anderen Rednern Gesagte oder auf das für die öffentliche Leichenfeier der im Kriege Gefallenen gegebene Gesetz) aufgeführt und die Lieblingsthemen (Amazonen, Eumolpus, Krieg der Sieben, die Herakliden, die Perserkriege nach acht, die Schlacht bei Salamis nach sechs, die späteren Kriege nach fünf Gesichtspunkten, dazu sechs weitere Ergänzungen, ferner die Autochthonie der Athener), außerdem etwa zwanzig epitheta ornantia für Athen und die geläufigsten Antithesen aufgezählt und ihre Verwendung jedesmal

mit den betreffenden Literaturangaben belegt. Das *παράδοξον ἐγκώμιον* ist eigentlich mehr ein teils der Komik, teils der Sophistik eigenes Wortspiel. Es beruht auf demselben Prinzip wie der Euphemismus. Typische Beispiele sind des Alcidamas Preis des Todes und (wie angenommen wird, ebendesselben) Lob der Armut. Des Lukian *Μνίας ἐγκώμιον* und des Synesius *Φαλάκρας ἐγκώμιον* werden ihrem Inhalte nach angegeben, letzteres allerdings nach Smiths religionsbiographischem Lexikon, woraus sich wohl die Angabe mit englischem Titel (Encomium of Balness) erklärt. Dann folgen die bekanntesten Namen epideiktischer Kompositionen dieser Art.

Der folgende Abschnitt betitelt sich „Epideiktische Literatur und Poesie“. Der epideiktischen Redekunst eigen war ein starker Zug für Erhaltung oder wiederbelebende Nachahmung dichterischer Eigenschaften. Das Wort Strabos von den ersten Logographen „*λύσαντες τὸ μέτρον, τὰλλα δὲ φυλάξαντες τὰ ποιήματα*“ läßt sich sicherlich in ganz analoger Weise auch auf die wahrscheinlich älteste Form der epideiktischen Redekunst anwenden. Der *ἐπιτάφιος λόγος* hat wohl in Poesieen, wie der Linusgesang, die Klage der Hekuba, der Andromache oder der Helena um Hektor und der Briseis um Patroklos, und den *Θρήνοι* der in der Mitte liegenden Periode seine unmittelbaren Vorläufer und unterscheidet sich seiner Natur nach nicht von der *μονωδία*, wie denn auch Menander die Klagen im Homer *μονωδία*i nennt. Hand in Hand damit geht ein Exkurs über *ἐπιθαλάμιον*, dessen Sängerin par excellence Sappho ist, und *γαμικὸς λόγος* (bei Dionys von Halikarnafs = *γαμήλιος* bei Menander) und die bezüglichen *τόποι*.

Im Anschluß hieran handelt der nächste Abschnitt nach einer kurzen Einleitung, in der nachgewiesen werden soll, daß manche epideiktische Redner mehr natürliches Dichtertalent besaßen als manche Dichter (vgl. Christs Urteil über Himerius), unter Beibringung ungemein vieler Belegstellen von der Anwendung einzig der Dichtkunst als eigentümlich zugeschriebener Ausdrücke, wie *ἕμνος*, *μοῦσα*, *μουσικὴν ἐργάζεσθαι*, *μέλη τὰ Μουσῶν τοξεύειν*, *ᾄδειν* und seine Komposita, *παλινωδία*ν *ᾄσαι* usw., sowie des Gebrauchs poetischer *τόποι*, wie Rose, Hyazinthe, Narzisse, Lorbeer, Hain, Fluß, Zikade, Schwalbe, Schwan, Nachtigall, Flöte, Lenz, Aphrodite, Adonis, Sonne, Sterne u. dgl., in der epideiktischen Prosa.

Die beiden vorletzten Kapitel erörtern das epideiktische Element in der Geschichte und in der Philosophie unter Einzelvorführung der Vertreter beider Gebiete. Bei ersterer beruht seine Anwendung nicht nur in den

allgemeinen Streben nach Schmuck und Zierlichkeit, sondern auch auf der Ausnutzung speziell epideiktischer *τόποι* und Kunstgriffe; die Ausnahme des Polybios betätigt nur die Regel; er bildet einen „negativen Beweis“. Nicht bloß in den Redeeinlagen verschiedensten Charakters, sondern auch in der eigentlichen Domäne der Geschichte kommt es zur Geltung, besonders in der Schilderung von Schlachten, Gegenden, Städten, Häfen und sonstiger Schönbeschreibung (*ἐκφρασις*), z. B. der Fauna eines Landes. Am ausführlichsten werden die Feldherrenreden behandelt, für welche zwölf gebräuchliche *τόποι* mit vielfachen Literaturbelegen angegeben werden.

In der Philosophie ist, sieht man von den Sophisten ab, das epideiktische Element in vorsokratischer Zeit aus verschiedenen näher bezeichneten Gründen nur spärlich vertreten. Dagegen bietet Platos schmucker Stil in Verbindung mit dem ihm eigenen geflissentlichen Bestreben zu gefallen ein sehr anschauliches Beispiel für dessen Verwendung im weitesten Sinne. Auch bei Aristoteles tritt dasselbe über Vermuten stark hervor. (Schon Cicero nennt die Redekunst das Kind der Akademie.) Die Erweiterung des philosophischen Begriffs zu einem alle wissenschaftlichen Kenntnisse umfassenden durch Aristoteles und vollends die Erhebung der Philosophie zur Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge durch Chrysippus bereichern sie mit immer neuen philosophisch-rhetorischen Themen (vgl. die Fülle an Literatur S. 247). Ihr so erweiterter Wirkungskreis zeitigte auch ihren moralisierenden Charakter. Ihre neuen Beziehungen auf die Volksmassen, ihre Anmaßung der Kontrolle über allgemeine Erziehung und speziell religiöse Belehrung, die Anwendung der Ethik aufs praktische Leben und insbesondere die Beziehungen zur Rhetorik führten zu einem Überwiegen des epideiktischen Geistes in der Philosophie, das allerdings dem Grade nach von den verschiedenen Zeiträumen sowie dem individuellen Charakter modifiziert wird. Neben diesen Erörterungen her laufen ausführliche Exkurse über *ὑπομνήματα*, Dialog und *διατριβή* (die Erzählung von Herakles am Scheidewege und der Kampf der Sprecher des Rechts und Unrechts in den Wolken des Aristophanes haben ihr typisches Vorbild in der allegorischen Einleitung des parmenidischen Gedichts *περὶ φύσιος*), über die Einführungsformeln für die Worte der Gegner (*ἀλλὰ, φησί, φαίη τις ἂν, φαίην ἂν, φήσουσι, τί δὴ; τί δέ;* u. dgl.) sowie über die christliche exhortatio.

Diesen Abschnitten, deren Erörterungen noch durch fortwährende Heranziehung mittelalterlicher und moderner (hier freilich vorzugsweise

englischer!) Literatur illustriert werden, folgt das Schlusskapitel mit dem Verzeichnis von 159 hervorragenden epideiktischen Schriftstellern mit Angabe der Zeit und Nomenklatur der einschlägigen Werke. Darunter begegnen wir freilich einigen irgend einer einzelnen Leistung halber einbezogenen Namen, die wir auf Grund der sie hauptsächlich charakterisierenden literarischen Produktion anderswo einzurangieren pflegen. Bezüglich der reichhaltigen epideiktischen Literatur der Byzantiner wird auf Krumbachers Literaturgeschichte verwiesen.

Diese kurzen Andeutungen des Inhalts dürften erkennen lassen, daß es Burgels mit dieser Veröffentlichung gelungen ist, nicht nur einen zur Orientierung in dem weiten Gebiete epideiktischer Literatur wohl geeigneten Überblick zu gewähren, sondern auch für manche Entwicklungsformen derselben interessante Gesichtspunkte von keineswegs zu unterschätzender Erheblichkeit neu hinzuzugewinnen. Freilich teilen diese letzteren, indem sie nur zum Teil eine intensivere Beleuchtung erhalten, meist nur flüchtig berührt werden, jene Ungleichheit der Behandlung, die ich betreffs der Hauptteile gleich eingangs angedeutet habe. Soweit sich dieses oberflächliche Hinweggleiten über einzelne Erscheinungen nicht auf das Vorhandensein von Monographien zurückführen läßt, beruht die getroffene Auswahl wohl nur auf Willkür. Am meisten befremdet auf den ersten Blick die Unterlassung einer gesonderten Vorführung der Sophisten und der *προγυμνάσματα*. Indes darf hier zweierlei nicht übersehen werden, einmal, daß gerade über die sogen. zweite Sophistik sehr zahlreiche Untersuchungen neueren Datums vorliegen, dann aber auch, daß natürlich die wichtigsten Namen bald in diesem bald in jenem der allemal die fortschreitenden Bewegungen in der Geschichte der epideiktischen Literatur im Auge behaltenden Kapitel vorkommen, wie ja auch die *προγυμνάσματα* an mindestens einem halben Dutzend Stellen Erwähnung finden. Die Erörterungen selbst stützen sich durchgängig auf die maßgebenden Quellen oder doch als zuverlässig anerkannte Autoritäten. Unter billiger Berücksichtigung all dieser Umstände kann die Schrift ihrem Inhalte nach zu belehrender Lektüre im allgemeinen und als Fundgrube dankenswerter Fingerzeige bei diesbezüglichen Untersuchungen im besonderen der Aufmerksamkeit der Fachgenossen angelegentlich empfohlen werden. In formeller Hinsicht allerdings dürfen einzelne Mängel nicht unbeanstandet bleiben. Läßt schon die S. 90 gegebene *partitio* einen alle Kapitel in logisch fortschreitender Gedankenentwicklung aufreihenden Faden ver-

missen, so wird auch die Klarheit in den einzelnen Kapiteln selbst erheblich dadurch beeinträchtigt, daß vieles, was entschieden in den Kontext der Ausführungen gehört, in die allzustark überwuchernden Anmerkungen verwiesen ist, desgleichen durch häufige Wiederholungen und Verweisungen neben der an sich schon etwas weitschweifigen Diktion. Dadurch und infolge der fortwährenden Entlehnungen aus einer Mehrzahl von Autoren war der Verf. trotz seiner gewiß souveränen Beherrschung des Stoffes den Anforderungen stilistischer Feile und Abrundung nicht mehr vollkommen gewachsen. Den Unterabteilungen der einzelnen Kapitel fehlen oft die vermittelnden Stichwörter; ebenso sucht man meist vergebens nach orientierenden Leitsätzen oder zusammenfassenden Schlussergebnissen. Übrigens gibt der Verf., indem er diese Aufgabe dem Leser überläßt, letzteren wenigstens in dem trefflichen Index das Werkzeug an die Hand, dessen er bedarf, um sich aus dem gelieferten Material ein Urteil zu zimmern.

Außer den vier vom Verf. selbst richtig gestellten Druckfehlern sind mir, selbst wenn legitimization (S. 229, Z. 18) ein berechtigter Amerikanismus sein sollte, was ich füglich bezweifle, deren noch weitere 45 aufgestoßen, von denen die falsche Bildung für *ἄδελφος* (S. 208, Z. 29) auf Rechnung des Verf. zu setzen ist, während die Richtigstellung des Zitats aus Cicero (S. 202, Z. 27), wo es heißen muß 51, im Interesse des Lesers liegt und der vom Kobold im Setzerkasten angliisierte John Chrysostomus (S. 240, Z. 22) der Kuriosität halber angeführt sein möge. Warum aber soll Charmadas (S. 217) richtiger Charmides heißen?

München.

Ph. Weber.

246) **Les Philosophes. Épicure**, par **Marcel Renault**. Paris, Paul Delaplane, o. J. 134 S. 8. geh. 90 cent.

Die vorliegende Monographie über Epikur ist nach denselben Grundsätzen gearbeitet wie das von uns in der N. Ph. R. 1902, S. 207 f. besprochene Heft über Descartes. Nach einer allgemein orientierenden Einleitung über das Leben und die Lehre des Philosophen (S. 5—20) folgt eine eingehendere Entwicklung seines Systems in drei großen Kapiteln: Physique (S. 21—76), Canonique (S. 77—94) und Morale (S. 95—131). Den Schluß bildet eine kurze bibliographische Übersicht. Renault behandelt seinen Stoff in übersichtlicher und leicht verständlicher Weise und in einem sehr gefälligen Stile. Soweit Deutschland in Frage kommt, sei sein Büchlein, sowie überhaupt die ganze Delaplanesche Samm-

lung „Les Philosophes“, namentlich neuphilologischen Studenten empfohlen, welche mit der Vorbereitung für die philosophischen Prüfungen fortlaufende Übung im Französischen verbinden möchten. **P.**

- 247) **Anna Brunnemann, Marcel Hébert et Rofsmann,**
L'Écho littéraire, Journal bi-mensuel, destiné à l'étude de
 la langue française. Heilbronn a. N., Eugen Salzer, 1903. 8.
 jährlich **M** 4. —.

Von dieser Zeitschrift liegen uns augenblicklich die sechs ersten Nummern des 23. Jahrganges vor. Sie will bekanntlich denen, die sich in der französischen Sprache fortbilden und sich mit ihrem Geiste wie überhaupt mit dem Volksgeiste näher bekannt machen möchten, ein Hilfsmittel sein. Zu diesem Zwecke bringt sie ausgewählte Stücke aus namhaften neueren Schriftstellern, und zwar teils Episoden aus Romanen und Erzählungen, teils Erörterungen wissenschaftlicher, kulturgeschichtlicher und geschichtlicher Fragen, teils Artikel von mehr aktueller Bedeutung. Daneben wird ein fortlaufendes Romanfeuilleton geboten, welches ebenso wie die übrigen Abschnitte als Lektüre auch jugendlicher Leser wohl geeignet ist, und endlich Belehrungen literarischer, sprachgeschichtlicher und grammatischer Art. Diesen letzteren reihen sich auch Übersetzungsaufgaben an, denen in der nächsten Nummer der entsprechende fremdsprachliche Text folgt, und gelegentlich auch ein Dialog aus dem alltäglichen Leben als Muster für die Konversation.

Etwas schwierig mag die Beurteilung gewisser literaturgeschichtlichen Größen in derartigen, hauptsächlich doch für die erwachsene Jugend bestimmten Revuen sein. Wenn einmal Leute wie Zola im Primaunterrichte eingehender besprochen werden, so trage ich kein Bedenken in ernster Weise und unter gebührender Anerkennung aller Verdienste die Schüler auf das was bei ihnen nicht zu billigen ist, aufmerksam zu machen. Aber nur das Gute hervorzuheben und, wie es bei Zola in dieser Zeitschrift geschieht, die Mängel und Makel ganz totzuschweigen, das kann ich nicht für richtig halten. Man hätte vielleicht besser getan, auf die biographische Skizze dann ganz zu verzichten.

Es sei noch erwähnt, daß die unbekannten unter den in den Texten vorkommenden Wörter unten auf der Seite kurz in deutscher Übersetzung angegeben sind. Diese Einrichtung wird den Gebrauch der Zeitschrift, die man als eins der zur Weiterbildung in der französischen Sprache recht

wohl verwendbaren Hilfsmittel bezeichnen darf, für weniger Geübte wesentlich erleichtern.

Dessau.

Bahrs.

248) **Victor Delahaye, Dictionnaire de la Prononciation moderne.** Seul ouvrage portatif donnant la prononciation figurée de tous les mots de la langue française. Paris, Librairie Ch. Delagrave, o. J. 708 S. kl. 8. geb.

Dieses Werk macht auf Wissenschaftlichkeit gar keinen Anspruch. Wie der Titel des Buches und die kurze Vorrede besagt, soll es vor allem handlich sein, die phonetische Wiedergabe aller Wörter der französischen Sprache enthalten und, was den Preis betrifft, allen Taschen zugänglich sein. Handlichkeit und Billigkeit sind wirklich da, doch sind dies auch die einzigen Vorzüge des Buches. Was den Wortschatz anbelangt, so ist hier eine äußerst empfindliche Lücke zu verzeichnen: die Eigennamen, deren Ausspracheweise bekanntlich zumeist den Fremden Schwierigkeiten zu bereiten pflegen, fanden in dem Buche keine Aufnahme. Was den phonetischen Teil des Vokabulars betrifft, wird dasselbe denjenigen, welche auf feinere Nuancen der einzelnen Laute nicht eingehen, sondern es bei einer bloßen Scheidung zwischen offenem und geschlossenem *ö* (*jeune-jeu*), offenem und geschlossenem *e* (*chef-chez*), offenem und geschlossenem *o* (*sotte-sot*) bewenden lassen wollen, ein ziemlich verlässlicher Führer sein. — Für die Schule eignet sich das Wörterbuch Delahayes in keinem Falle: hier müssen die Laute sowohl qualitativ als quantitativ ¹⁾ streng geschieden werden; der Unterschied zwischen den *a*-Lauten in *esclave* und *femme* darf nicht mehr als ein bloß quantitativer dahingestellt werden. Noch weniger ist es angezeigt, die in der Phonetik als umgestürztes *ə* bekannte, unbetonte *ö*-Nuance mit dem betonten offenen *ö* (*fleur*) zusammenzuwerfen, und durch das ganze Buch diesen letzteren Laut dem akustisch kaum vernehmbaren, auslautenden, sogen. *e muet* zu verleihen (z. B. *heure* — *ère*!). Diese Mängel drücken den Wert des Buches bedeutend herab. Ein weiterer Irrtum ist es, der Schrift die Aussprache anpassen zu wollen: in der guten Gesellschaft in Paris, deren Aussprache Delahaye mit vollem Rechte als die mustergültige betrachtet,

1) Eigentümlich bezeichnet Delahaye die Quantität nur bei der Endung *eur* und zwar mit (*e*), ohne das Zeichen vorher erklärt zu haben.

wird niemand im Auslaut der Lautgruppen *le détail* und *il détaille* einen phonetischen Unterschied machen; in beiden Fällen ist *détay* zu verzeichnen, während D. für das erstere *détay*, für das letztere *détaye* annimmt ¹⁾).

Das phonetische Transskriptionssystem ist äußerst primitiv, entfernt sich kaum von der offiziellen Schreibweise und wird eben dadurch zumeist wertlos und in manchen Fällen sogar irreführend. Wie kann ein nur halbwegs brauchbares Wörterbuch die Nasalität der Vokale noch immer mit dem nasalen Konsonanten *n* bezeichnen oder die geschlossene Qualität des *o* mit einem Strich über dem Lautbilde (*o*) ausdrücken usw.?

Die Anlage des Buches entspricht etwa der des kleinen Larousse ²⁾, aber ohne Bilder: auf das Schlagwort folgt in Klammern die phonetische Transskription, hierauf eine kurze Definition des Wortes, wie etwa

menteur, euse (man-tèr, teuze) s. m. et f. Celui, celle qui ment habituellement.

Das Buch wird der Schule keine besonderen Führerdienste leisten. Jedenfalls wird man mit Recht dem handlicheren und billigeren Notwörterbuch der französischen und deutschen Sprache von Césaire Villatte den verdienten Vorzug geben dürfen.

Prag.

G. Rehn.

249) Rev. Walter W. Skeat, *The Lay of Havelok the Dane.*

Re-edited from Ms. Laud Misc. 108 in the Bodleian Library, Oxford. Oxford, At the Clarendon Press, 1902. LX u. 171 S. 8.

4 s. 6 d.

Diese neue Havelok-Ausgabe der Clarendon Press ist wieder einmal eine ganz ausgezeichnete Leistung, deren Studium und Besprechung dem Beurteiler helle Freude macht. Jedem Studenten darf sie als vorzügliches Hilfsmittel für die Einführung ins Mittelenglische empfohlen, jedem Herausgeber als nachahmenswertes Muster hingestellt werden. Es liegt sehr nahe, Skeats Ausgabe mit der 1901 erschienenen von Holthausen zu vergleichen (s. darüber diese Zeitschr. 1901, S. 187). So wenig wir uns der Erkenntnis der verschiedenen Grundsätze und Zwecke, die für die Ausgestaltung der beiden Ausgaben maßgebend waren, verschließen und so sehr wir die Vorzüge der Arbeit des deutschen Gelehrten anerkennen — als Gesamtleistung hat hier der altbewährte Meister unter den englischen

1) Echt pariserisch: *détay* Subst., *détay* Verb (*a* palat., *a* velar).

2) Pierre Larousse, *Dictionnaire complet illustré*. Paris, Librairie Larousse.

Anglisten zweifellos das Wertvollere geboten. Holthausens Havelok soll in erster Reihe bei Seminarübungen gebraucht werden und legt das Hauptgewicht auf die Textgestaltung. Innerhalb dieser selbstgewollten Beschränkung ist das Buch sehr gut, aber Skeat bietet mehr, eine allseitige Betrachtung. Bei der Wiedergabe des Textes zwar, für den übrigens selbstverständlich Holthausens wichtige Ergebnisse mit gebührender Anerkennung verwendet werden, verzichtet er auf ein Äußeres, für den Anfänger freilich sehr schätzenswertes Mittel, dessen sich Holthausen mit Vorteil bedient hatte, durch Längen- und Unterscheidungszeichen das Lesen zu erleichtern; er druckt in der gewöhnlichen Weise. Bezüglich der Wortformen stellt er die allgemein übliche *me.* Schreibweise her, gibt aber natürlich über jede, auch die kleinste Abweichung sorgfältige Auskunft in den Fußnoten. Die erklärenden Anmerkungen (S. 103—126) sind sehr viel reichhaltiger als die Holthausens, und einen ganz besonderen Wert, namentlich für den Gebrauch von Studenten, legen wir auf das vorzüglich gearbeitete vollständige Wörterbuch (S. 127—168), dem noch ein Verzeichnis der Eigennamen folgt. Das Schönste an der Ausgabe aber ist die glänzende Einleitung, die alle in Betracht kommenden Fragen mit meisterhaftem Geschick zu erörtern weifs, ohne dabei in Weitschweifigkeit zu verfallen. Sie handelt zuerst über die früheren Ausgaben, gibt eine eingehende und sorgfältige Beschreibung der Handschrift und verweilt ausführlich bei ihrer Orthographie, deren Seltsamkeiten geistvoll und ungezwungen durch den überzeugend erbrachten Nachweis erklärt werden, daß der Schreiber ein geborener Normanne war und die englischen Worte eben einfach nach anglo-französischer Manier sprach und schrieb. Es folgen dann Angaben über grammatische, dialektische und metrische Verhältnisse; diesen wendet Skeat wieder seine besondere Aufmerksamkeit zu und stellt dabei ein allerdings nicht ganz einfaches Schema von 16 Vers-typen auf. Den zweiten Hauptteil bildet eine musterhaft klare, wenn auch knappe Übersicht über den Stoff, seine verschiedenen Bearbeitungen, deren Beziehungen zueinander und seine sonstige Geschichte. Dann werden noch die örtlichen Überlieferungen und das große Siegel von Grimsby besprochen, und eine gediegene Bibliographie bildet den Abschluß. Als Abbildungen sind zwei Tafeln mit dem Grimsbyer Siegel und einer Seite der Handschrift beigegeben. — Mit dem Ausdruck herzlichen Dankes schließen wir diese kurze Anzeige des trefflichen Buches.

Breslau.

H. Jantzen.

- 250) **E. Roos, Nathaniel Hawthorne, Wonder Book for Boys and Girls.** (Student Tauchnitz Editions.) Leipzig, Tauchnitz, 1900. XII u. 107 S. 8. *N* —. 80.

Anmerkungen und Wörterbuch dazu 56 S. *N* —. 40.

Die klassischen Mythen von Perseus, Midas, Epimetheus und Pandora, Herkules, Philemon und Baucis bilden den Gegenstand dieses hübsch ausgestatteten Büchleins, dem eine Biographie Hawthornes nach Henry James als Einleitung dient. Dem Wörterbuch gehen Anmerkungen sachlicher und grammatischer Art voraus, aber ohne jegliche bei griechischen Namen doch so notwendige Beihilfe zur Aussprache und Akzentuierung.

Wenn die Herausgeberin meint, diese Mythen würden von den Kindern gern gelesen, so stimme ich bei, sofern es sich um acht- bis zehnjährige Mädchen handelt. In unseren höheren Schulen aber kommen die Zöglinge zum Unterricht im Englischen erst in einem Alter, wo, wie ich fürchte, der Sinn für solche Märchen bereits geschwunden ist. Deshalb glaube ich nicht, daß man oft nach diesem „Wunderbuch“ als Schullektüre greifen wird.

Würzburg.

Johannes Jont.

- 251) **Gustav Goedel, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Seemannssprache.** Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer, 1902. 520 S. 8. geh. *N* 7. —; geb. *N* 8. —.

Goedels Etymologisches Wörterbuch ist eine höchst verdienstliche Arbeit, die einem wirklichen Bedürfnis abhilft. Das Buch wird zunächst sehr dankbar von denjenigen höher gebildeten Seeleuten begrüßt werden, welche sich für die Herkunft ihrer oft so seltsamen Fachausdrücke interessieren; nicht minder willkommen wird es vielen „Landratten“ sein, denen die jedem Worte beigefügten sachlichen Erklärungen manche unklare Stelle in Marineberichten und Seeromanen aufhellen können; ganz besonderen Dank aber wird dem Verf. natürlich die germanistische Wissenschaft zollen, namentlich wegen der zahlreichen Belege aus seemännischen Urkunden und Fachschriften, welche er in seinem Buche zusammengebracht hat.

Zu einer eingehenden Würdigung des mit großem Fleiße und im allgemeinen mit tüchtiger Sachkenntnis gearbeiteten Werkes ist hier nicht der Raum. Wir stimmen in dieser und jener Einzelheit nicht mit Goedel überein. So möchten wir z. B. altnord. *hróf* nicht mit altnord. *ræfr* (S. 391) zusammenbringen. — *Gala* kommt wohl kaum aus dem Ara-

bischen (S. 158; vgl. Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch², Nr. 4197). — Die Bedeutungsentwicklung von *abandonniren* wird aus dem auf S. 1f. Gesagten nicht recht klar; eine bessere und kürzere Darstellung hätte der Verf. nach Körting, Nr. 1210, geben können. — Das echtdeutsche Wort *Dübel* (S. 115; auch *Döbel* oder *Dobel*, in Mitteldeutschland *Diebel* ausgesprochen) ist keinesfalls aus dem Englischen entlehnt, vgl. Kluge, Etymol. Wörterb. unter „Döbel“. — *Kuff* (S. 273) kann einfach deshalb nicht vom lat. *cupa* kommen, weil im Niederdeutschen das *p* hätte erhalten bleiben müssen, wie im bremischen „Küper“ (holld. *kuiper*, engl. *cooper*) = hd. *Küfer*; die Frage der Herkunft des Wortes hätte wohl eine eingehendere Behandlung verdient. — In *amiral-bahr* (S. 11) darf man das *al* nicht als „Genitivpartikel“ bezeichnen; es ist nur der kasuslose Artikel: das Genitivverhältnis wird durch die Nachstellung des Wortes *bahr* bezeichnet. (Der Artikel „Admiral“ enthält übrigens viel Interessantes; zur Ergänzung vgl. wieder Körting Nr. 602). — Nicht recht einleuchten will uns auch in einigen Punkten die Auseinandersetzung über *Messe* (S. 330 ff.). Der Verf. erlaubt sich hier eine Anzahl Gleichungen, die zum mindesten als sehr kühn bezeichnet werden müssen. — *Schäkel* (Kettenring, Kettenring S. 403) hängt wohl mit *schaken* (engl. *shake*, wovon *shackle*) zusammen (vgl. Skeat. Etymol. Dict.), keinesfalls aber mit *Schächer* „Räuber“. — *Wake* (offene Stelle im Eise (S. 503) ist nicht mit *weich* zusammenzustellen, siehe Skeat unter *wake* (2) und *weak*. — Der Fisch *torpedo* (S. 486) führt seinen Namen nicht von seiner plumpen Gestalt, sondern von der Lähmung und Erstarrung, die er durch seine Berührung erzeugt (Georges, Lat. Lexik. sub verbo). — Die auf S. 78 ff. gegebene Ableitung des Wortes *Brabank* enthält wieder einige sehr bedenkliche Gleichungen, denen wir wenigstens nicht beipflichten möchten. — Dafs G. überhaupt in lautgeschichtlichen Fragen mitunter etwas eigene Wege geht, möge folgende Stelle beweisen, die wir, weil sie kennzeichnend ist, ausführlich wiedergeben wollen. „Die Dirk“, heifst es auf S. 108, „sei es als Piekfall, sei es als Baumdirk, dient zum Aufstoppen, man *zieht* also etwas damit in die Höhe. Es mag daher der Begriff ‚ziehen‘ in Betracht kommen, der in dem niederdeutsch-niederländischen Zeitwort *trecken* steckt; es hiefs dieses im Gotischen *trikan*. Davon konnte leicht ein Substantiv *trik* gebildet werden. Da aber das vorgermanische Thema zu *trikan* darg ist, so mag *trik* auch *drick* gesprochen worden sein; *drick* aber konnte leicht, schon in Erinnerung an

darg, aber auch sonst durch Metathesis leicht zu dirk werden, so dafs die Dirk also ein Ziehding wäre.“ — Doch soll unsere negative Kritik nicht zu sehr die wirklich sehr anerkennenswerten positiven Verdienste des Verf. in den Schatten stellen. Sein Buch bringt im ganzen soviel Wertvolles und Neues, dafs es jedenfalls als eine sehr dankenswerte Bereicherung der etymologischen Literatur bezeichnet werden mufs. Bei der nächsten Auflage könnte vielleicht eine alphabetische, die Titel genau angehende Liste der benutzten Literatur hinzugefügt werden, und die einförmige Seitenüberschrift, „Etymologisches Wörterbuch“ würde zur Erleichterung des Nachschlagens am besten durch Stichwörter ersetzt. **F. P.**

- 252) **W. L. Rieger, Ziffern-Grammatik**, welche mit Hilfe der Wörterbücher ein mechanisches Übersetzen aus einer Sprache in alle anderen ermöglicht. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria“, 1903. XII u. 196 S. 8. geh. **4.** —.

Mit Hilfe eines Ziffern- und Satzzeichensystems, über das wir uns hier nicht des näheren verbreiten können, bestimmt der Verf. die Satzteile, Wortkategorien, Numeri, Kasus, Aktionsarten, Zeitstufen, Modi usw. der inneren Sprachform, welche der Gleichmäfsigkeit des menschlichen Denkens wegen in allen einigermaßen entwickelten Sprachen auf die eine oder die andere Weise und mit verschiedenem Umfange der Differenzierung zum Ausdruck kommt. Beim Übersetzen wird jeder Satz gleichsam umgebrochen, d. h. diejenigen Wörter, welche eine konkrete oder abstrakte Substanz, eine Eigenschaft, einen Zustand oder eine Tätigkeit bezeichnen, zum Teil auch die Adverbien und Konjunktionen, werden einfach in der Form niedergeschrieben, in welcher sie in den Wörterbüchern angegeben sind: die Verbindung der Wörter zum Satze wird durch die Beisetzung von Ziffern vollzogen. Der Satz

Ich komme morgen früh nach London

wird z. B. folgendermaßen umgebrochen:

1 kommen london 51 morgen 56 früh 56

Dabei bezeichnet die 1 vor kommen die 1. Person, das Fehlen einer weiteren Ziffer den Singular und das Präsens, die 51 bei london gibt an, dafs das Wort auf die Frage wohinein? antwortet, und die 56 bei morgen und früh, dafs diese Adverbien auf die Frage wann? stehen. Der so umgebrochene Satz wird dann unter Aufsuchen der einzelnen

Wörter im Lexikon mit Beibehaltung der Nummern ganz mechanisch in eine beliebige Fremdsprache übersetzt, z. B.:

engl.: 1 (to come) london 51 (to-morrow) 56 (in the morning) 56

franz.: 1 venir londres 51 demain 56 matin 56

poln.: 1 przybyć londyn 51 jutro 56 rano 56

So lautet der italienische Satz

Lanciò un' occhiata al di sopra del muricciuolo

umgebrochen:

03 lanciare —0 occhiata 4.006 sopra muricciuolo 5

deutsch:

03 werfen —0 blick 4.006 über niedrige Mauer 5

und in idiomatisches Deutsch übertragen:

er warf einen blick über die niedrige Mauer.

Die 0 vor 3 bezeichnet die Mitvergangenheit, die 3 selbst die 3. Person Singularis (die 3. Plur. wäre = 30); —0 = Artikel ein (0 allein wäre „der, die, das“, „1“ wäre das Zahlwort „ein“); 4 = Accusativ Singularis (40 wäre Acc. Plur.), usw.

Der Verf. hat seine Idee in äußerst sinnreicher Weise durchgeführt und an zahlreichen komplizierten Beispielen gezeigt, in wie weitem Umfange die Methode sich anwenden läßt. Linguistisch geschulten Köpfen wird ein Versuch, nach der Zifferngrammatik zu arbeiten, jedenfalls nicht uninteressant sein. Ob die Sache aber im geschäftlichen Verkehr, für welchen Rieger seine Methode in erster Linie bestimmt hat, praktische Verwendung finden kann, ist eine andere Frage. Man darf einerseits nicht vergessen, daß das Umbrechen der Sätze nach Riegers Vorschriften doch einen ziemlich ausgebildeten philologischen Takt voraussetzt, den man sich nur durch das Studium einer gewissen Zahl fremder Sprachen, kaum durch eine rein abstrakte Theorie ohne konkrete Grundlagen erwerben kann, und daß andererseits die Vieldeutigkeit mancher Wörter diejenigen, welche ohne nähere Kenntnis der Sprache, in die sie übersetzen wollen, ganz mechanisch nach dem Lexikon arbeiten, zu Irrtümern verleiten kann, gegen welche das bekannte „*garçon*: Knabe, Bube, Junge, Junggeselle, Hagestolz, Geselle, Diener, Knecht, Laufbursche — Kellner!“ noch wenig besagen will, und die im kaufmännischen Leben unter Umständen geradezu verhängnisvoll werden können.

Die einzige Lösung der Sprachenfrage im internationalen Verkehr ist nach unserer Ansicht die allgemeine Einigung über die Erhebung eines

bestimmten Idioms zur Weltsprache. Nachdem das Volapük und verschiedene andere Kunstsprachen kläglich gescheitert sind, wird man sich wohl oder übel für eine der auf natürlichem Wege entstandenen Kultursprachen entscheiden müssen, und zwar kann unter den jetzigen Zeitverhältnissen eigentlich nur das Englische in Betracht kommen: dasselbe ist bereits über den ganzen Erdball verbreitet, es ist in seinen Elementen leicht erlernbar, besitzt in seiner Fähigkeit zur größten Kürze im Ausdruck eine namentlich für den telegraphischen Verkehr sehr schätzenswerte Eigenschaft und bietet dem, der zu eingehenderer Lektüre Zeit und Lust hat, in seiner gewaltigen Literatur eine Fülle idealer Anregungen, die ihm jede zunächst für praktische Zwecke aufgewandte Mühe hundertfach belohnen. Einen solchen allgemeinen Bildungswert besitzt jedenfalls kein noch so geistreich ersonnenes sprachliches Kunstsystem.

Beiläufig werde hier noch an eine in ganz anderer Absicht als in der Zifferngrammatik unternommene Algebräisierung sprachlicher Gebilde erinnert, welche im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift auf S. 70 ff. besprochen worden ist. Über Leibnizens hier ebenfalls zu nennenden Entwurf einer „allgemeinen Charakteristik“ und die partielle Ausführung derselben in Tredes „Vorschlägen zu einer notwendigen Sprachlehre“ vergleiche man Überweg-Heinze und die dort angeführte Schrift von Trendelenburg in histor. Beitr. z. Philosophie III, 1 ff.

Rieger will übrigens zu dem vorliegenden Teile der Zifferngrammatik noch ein Supplement veröffentlichen, das sich hauptsächlich auf die Schreibung von Eigennamen beziehen soll.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. R. Schnee.

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.

Für Quinta bis Prima.

Preis: **M** 1. —.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Für Sekunda und Prima.

Preis: **M** —. 80.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Ü b u n g s s t ü c k e

zum

Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische

im Anschluß an die Lektüre für die Oberstufe des Gymnasiums:

1. Heft: **Hachtmann, C.**, Übungsstücke im Anschluß an Ciceros vierte Rede gegen Verres. Preis *ℳ* 0.80.
2. Heft: **Knaut, C.**, Übungsstücke im Anschluß an die beiden ersten Bücher von Tacitus' Annalen. Preis *ℳ* 0.80.
3. Heft: **Strengé, J.**, Übungsstücke im Anschluß an Ciceros Rede für Archias. Preis *ℳ* 0.50.
4. Heft: **Strengé, J.**, Übungsstücke im Anschluß an Ciceros Rede für Murena. Preis *ℳ* 0.70.
5. Heft: **Ahlheim, A.**, Übungsstücke im Anschluß an Ciceros Briefe. Preis *ℳ* 0.80.
6. Heft: **Wackermann, O.**, Übungsstücke im Anschluß an Sallusts Jugurthinischen Krieg. Preis *ℳ* 0.80.
7. Heft: **Hachtmann, C.**, Übungsstücke im Anschluß an Ciceros Reden gegen L. Sergius Catilina. Preis *ℳ* 0.80.
8. Heft: **Lehmann, J.**, Übungsstücke im Anschluß an Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Preis *ℳ* 0.50.
9. Heft: **Kleinschmit, M.**, Übungsstücke im Anschluß an Livius' 21. Buch. Preis *ℳ* 0.80.

Deutsch-lateinisches Übungsbuch für Quarta

im Anschluß an die Lektüre des

Cornelius Nepos.

Von

Netzker und Rademann.

Preis *ℳ* 2.—

Die Anschauungsmethode in der Altertumswissenschaft.

Von

K. Sittl.

Preis *ℳ* —.60.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt des Verlages von Hermann Geseñius in Halle, betr.: Geseñius-Regel Englische Sprachlehre, u. a. Verlagswerke.

Gotha, 17. Oktober.

Nr. 21, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 80 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 253) Ernst Nachmanson, *Laute und Formen der Magnetischen Inschriften* (Fr. Stolz) p. 481. — 254) Herm. Reich, *Der Mimus* (W.) p. 483. — 255) A. Spengel, *Zur Geschichte des Kaisers Tiberius* (Ed. Wolff) p. 487. — 256) Alf Torp, *Etruskische Beiträge* (H. Schaefer) p. 491. — 257) H. V. Hilprecht, *Die Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur* (R. Hansen) p. 493. — 258) H. Gunkel, *Israel und Babylonien* (R. Hansen) p. 494. — 259) Ludw. Klinger, *Victor Duruy: Règne de Louis XIV* (K. Holtermann) p. 495. — 260) G. Stier, *Causeries Françaises* (K. Engelke) p. 496. — 261) G. H. Sander, *Das Moment der letzten Spannung in der englischen Tragödie bis zu Shakespeare* (Drees) p. 497. — 262) Johns Hopkins University *Circulars* (π) p. 498. — 263) E. A. Tureau de Marney, *First Step to English Conversation* (E. Hansen) p. 500. — 264) W. H. Crump, *English as it is spoken* (Fr. Blume) p. 501. — 265) *Från Filologiska Föreningen i Lund* (B. Röttgers) p. 501. — Anzeigen.

253) Ernst Nachmanson, *Laute und Formen der Magnetischen Inschriften*. Upsala 1903 (Leipzig, O. Harrassowitz). XVI u. 199 S. 8.

Es sei gestattet, diese Besprechung an eine Äußerung von Wilamowitz in den *Gött. gel. Anz.* vom Jahre 1900, S. 566, anzuknüpfen, welche sich in einer ausführlichen Anzeige des Buches von Otto Kern, *Die Inschriften von Magnesia am Mäander* (Berlin, 1900) findet. „Ein ganz einziges Interesse wird nur die Sammlung von Briefen und Psephismen der verschiedenen Orte erwecken, die der Aufforderung der Magneten nachkommen, den Kult und die Spiele ihrer Göttin ¹⁾ sozusagen als panhellenisch und ihr Gebiet als unverletzlich anzuerkennen.“ Der Verf. unseres Buches hat jedoch nicht diese von den Magneten aufgezeichneten fremden Inschriften in erster Linie im Auge, sondern vielmehr die magnetischen Inschriften im eigentlichen Sinne des Wortes, um an ihrer Hand zu zeigen, in welcher Weise sich die Laute und Formen des magnetischen

1) Artemis Leukophrys oder Leukophryene (Leukophryne).

Dialektes im Laufe von etwa acht Jahrhunderten entwickelt haben. Denn auf einen so langen Zeitraum erstrecken sich unsere Inschriften, von denen die ältesten, allerdings nur vier an der Zahl, in das vierte vorchristliche, die beiden jüngsten datierbaren in das vierte nachchristliche Jahrhundert gehören. Neben den von den Magneten selbst aufgestellten Inschriften in ihrer eigenen Mundart können auch die früher erwähnten fremden dialektisch abgefaßten Inschriften, weil sie von magnetischen Steinmetzen aufgezeichnet sind, in beschränktem Maße zur Aufhellung der magnetischen Sprachgeschichte dienen, während die in der *κοινή* abgefaßten fremden Inschriften sehr reiches Material zur Vergleichung bieten. Doch hat sich der Verf. nicht damit begnügt, nur diese Inschriften zum Vergleiche mit der magnetischen Mundart heranzuziehen, sondern auch andere gemeingriechische (gelegentlich auch dialektische) Inschriften, insbesondere aus Kleinasien zur Vergleichung herangezogen. Dadurch ist ein höchst dankenswerter Beitrag zur griechischen Sprachgeschichte, insbesondere und hauptsächlich zur Geschichte der *κοινή* zustande gekommen, der eine sehr willkommene Ergänzung der auf dieses Gebiet sich beziehenden Arbeiten von Dieterich, Schweizer, Thumb u. a. bildet. Mit Ausnahme nämlich zweier der ältesten Inschriften, welche man als rein ionisch charakterisieren darf, sind alle in der Gemeinsprache, welche bekanntermassen den einheimischen Dialekt auf ionischem Sprachgebiete am frühesten verdrängt hat, abgefaßt, wenn auch in einigen Dekreten des 3. Jahrh. diese Gemeinsprache noch mit einzelnen Ionismen durchsetzt ist. Wenn ich oben bemerkt habe, daß unsere Arbeit insbesondere und hauptsächlich als ein wertvoller Beitrag zur griechischen *κοινή* betrachtet werden müsse, so gilt dies, wie auch schon durch meine oben stehende Bemerkung angedeutet ist, vornehmlich in dem Sinne, daß der Verfasser dieser Spezialuntersuchung der magnetischen Inschriftensprache bei der eingehenden und höchst sorgfältigen Behandlung der einzelnen Laute und Formen auch die Sprache der übrigen in der *κοινή* abgefaßten Inschriften, in erster Linie die der pergamenischen, deren Grammatik bekanntlich E. Schweizer geschrieben hat, zu beständigem Vergleiche heranzieht. Im übrigen ist dem Verf. stets streng vor Augen gehaltener Hauptzweck, in erschöpfender Weise speziell die nach den Inschriften sich ergebende Entwicklung der Sprache der Magneten darzustellen, und dem entspricht auch die am Schlusse stehende Zusammenfassung, in welcher in zwei Kapiteln der lehrreiche Versuch gemacht ist darzustellen, „einmal wie sich das Ionische in Magnesia koinisierte und

so dann wie sich die so entstandene *κοινή* weiter entwickelt hat“. Aus den lichtvollen Auseinandersetzungen des Verf. begnüge ich mich besonders hervorzuheben, daß „eine spezifisch attische Form in Magnesia nicht durchgedrungen“ ist (S. 174), was besonders im Gegensatze zur Sprache der königlichen pergamenischen Kanzlei, die spezielle Attizismen aufweist, hervorgehoben werden soll. Allerdings macht sich auch in der Sprache der magnetischen Inschriften der Einfluß der attizistischen Reaktion der Kaiserzeit, vor allem des 2. Jahrh., bemerkbar.

Da bekanntermaßen über die Entstehung der griechischen *κοινή* Meinungsverschiedenheiten herrschen, die ich als bekannt voraussetzen darf, dürfte es angezeigt erscheinen, ausdrücklich hervorzuheben, daß der Verfasser unserer Schrift, der sich mit Absicht auf die Darstellung der Sprache der magnetischen Inschriften eingeschränkt hat, S. 175 bemerkt: „Wie nun im großen und ganzen bei der Ausbildung der *κοινή* der Anteil der übrigen Dialekte im Vergleich mit demjenigen des attischen und des ionischen nicht gerade hoch anzuschlagen ist, kommt ein solcher auch für Magnesia hier nicht viel in Betracht.“

Am Schlusse dieses orientierenden Referates sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die vorliegende Arbeit in jeder Hinsicht als eine vorzügliche Leistung bezeichnet werden muß.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

- 254) **Hermann Reich, Der Mimos.** Ein litterar-entwicklungsgeschichtlicher Versuch. I 1: Theorie des Mimos. I 2: Entwicklung des Mimos. 2 Bände. Berlin, Weidmann, 1903. XII u. 900 S. 8.

Von dem reichen Inhalte dieses groß angelegten Werkes, das von erstaunlichem Fleiß und umfassender Belesenheit zeugt, im engen Rahmen einer Anzeige ein vollständiges Bild zu geben, ist ganz unmöglich. Notgedrungen müssen wir uns daher auf ein paar Andeutungen beschränken, die die Leser dieser Zeitschrift, soweit sie Interesse für derartige Fragen haben, veranlassen sollen, sich selbst mit dem Buche zu beschäftigen; wir sind überzeugt, keiner wird es ohne Bereicherung an Kenntnissen und Anregungen aus der Hand legen.

„Die ganze klassische Literaturgeschichte erscheint heute eigentlich als eine Geschichte des literarischen Idealismus. Aus diesem Meere des Idealismus erheben sich eine Anzahl Trümmer realistischer Art wie

Bruchstücke eines untergesunkenen Kontinents. Sie sind die letzten Zeugen einer verschollenen großen realistischen Literatur.“ Als die eigentliche Grundlage der antiken realistischen Poesie erscheint der Mimos; seinen Ursprung, sein Wesen und seine Geschichte zu erforschen ist daher die erste Aufgabe für den, der dem literarischen Realismus im klassischen Altertum nachgehen, ihn ergründen und als ein Ganzes erfassen will.

Dürftig ist im ganzen die Überlieferung über den Mimos, wenn man eine kleine Epoche ins Auge faßt, aber gewaltig schwillt die Flut der Nachrichten an, wenn man alle die Zeugnisse zusammenstellt, die im Verlauf zweier Jahrtausende griechische, römische und byzantinische Autoren, Heiden und Christen, Schriftsteller jedes Standes und Berufes liefern, nicht zu vergessen die Akten und Inschriften und die bunte Fülle bildlicher Darstellungen in jeder Gestalt.

Und wenn der Mimos auch eine reiche Entwicklung durchgemacht, sich den verschiedenen Zeiten, Ländern, Völkern und Sitten angepaßt hat, im Kerne seines Wesens ist er sich doch gleich geblieben; es ist nach der theophrastischen Definition die *μῖμος βίου*, die in typischer Gestalt ein getreues Spiegelbild des menschlichen Lebens mit all seinen Fehlern, Schwächen und Schattenseiten bietet, die keine Scheu vor dem Höchsten und keinen Ekel vor dem Niedrigsten und Gemeinsten kennt, sondern alles und jedes in ihren Bereich zieht und der Verspottung preisgibt, zur Belustigung, aber auch zur Erhebung des Volkes aus den Nöten und Plagen des irdischen Daseins.

Dadurch nun, daß der Mimos sich allerzeiten und allerorten im grunde gleich geblieben ist, mag er auch Namen und Form gewechselt haben, dadurch wird es möglich, die zerstreuten Nachrichten aus weit getrennten Jahrhunderten in Zusammenhang zu bringen, sie wieder aufzureihen als Glieder einer langen Kette und den Faden der Entwicklung vom grauen Altertume bis auf die Gegenwart zu verfolgen.

In den niedrigsten Schichten des Volkes ward der Mimos geboren; aus den mimischen Tänzen der Fruchtbarkeitsdämonen ging die dramatische Volkspoesie der Griechen hervor. Vom Lande, seiner Heimat, drang der Mimos in die Städte; je mehr die Massen an Macht und Bedeutung gewinnen, desto mehr tritt er in den Vordergrund, steigt aus der Tiefe des Volkes empor in die Regionen, da bisher die idealistische Poesie allein geherrscht, drängt diese Schritt für Schritt bis zum endlichen Siege zurück und übersteht alle Wandlungen der Zeiten.

Im 5. Jahrh. v. Chr. taucht der Mimus auf, als Sophron ihn in die Literatur einführte; in seiner volksmäßigen Form muß er viel älter sein. In althellenischer Zeit erscheint der Mimus in zwei Formen, als Mimiologie oder Prosamimus, und als Mimodie oder gesungener, lyrischer Mimus, mit Unterarten, als da sind Magodie und Simodie, Hilarodie und Lysiodie, und Mittelformen, wie Cinädogie und Ionicologie, die halb gesprochen und halb gesungen wurden. Aus der Verschmelzung der beiden Gattungen des mimischen Pagnions entstand im alexandrinischen Zeitalter die mimische Hypothese, das mimische Theaterstück. Sie verbreitet sich über den griechischen Orient, verdrängt die Menanderkomödie von der Bühne und gelangt mit der Ausbreitung der römischen Herrschaft im Osten in die Hauptstadt des Römerreiches. Dort sind Laberius und Publilius Syrus die Klassiker des lateinischen Mimus, Philistion der des griechischen. Im Westen wie im Osten behauptete der Mimus das Feld, trotz dem feindlichen Angriff des Christentums und der Dialektik seiner Kirchenväter. Mit dem Untergange des weströmischen Reiches sanken auch die Theater daselbst in Schutt und Staub und die mimischen Schauspiele fanden ihr Ende; nicht aber der Mimus selbst. „Die Mimen besannen sich auf ihren alten Ursprung. Sie waren ja von vornherein nur *θαιματοποιοί* und *γελοιοποιοί* gewesen. Da wurden sie dann wieder, was sie waren, Jongleure und Späsmacher und übten nebenbei die uralte mimische Kunst... So retteten sie den Mimus durch das barbarische Mittelalter in die neue Zeit, wo sie aus Jongleuren wieder Mimen wurden.“ Im griechischen Osten dagegen blieb die alte mimische Kunst in Blüte; auf der Bühne der Byzantiner herrschte der Mimus unumschränkt weiter, bis auch hier die fremden Eroberer eine Wandlung schufen. Freilich dem Mimus bereiteten sie kein Ende; der lebte nach wie vor, nur lernte er türkisch sprechen und aus dem *μῦθος γελοίων* wurde der Karagöz, wie bis auf den heutigen Tag die Hauptfigur des türkischen Puppenspiels heisst. Denn nicht nur auf der großen Bühne hatte der Mimus die Byzantiner ergötzt, sondern auch auf dem Puppentheater und der türkische Hajaldschy konnte daran direkt anknüpfen.

Wie Karagöz das türkische Ebenbild des byzantinischen Mimus ist, so Pulcinella das italienische. Einst war der althellenische phlyakische Mimus von Hellas nach Italien gegangen und zur Atellane geworden. Jahrhunderte später hatte die alexandrinische mimische Hypothese ihren Einzug in Rom gehalten. Nun wanderte nach der Eroberung von Byzanz

der *Mimus* zum dritten Male nach Italien und wurde nach Aufnahme der durchs Mittelalter erhaltenen Reste des alten lateinischen *Mimus* zur *Commedia dell' arte*; Venedig wurde der Ausgangspunkt der Verbreitung durch die ganze Halbinsel.

„Der *Mimus* ist der Urquell des mittelalterlichen europäischen Dramas wie des gesamten orientalischen Schauspiels geworden. Aus dem *Mimus* heraus hat sich selbst das indische Mysterium entwickelt, wie er auch noch im mittelalterlichen europäischen Mysterium nachwirkt.“ Die Renaissance brachte die Wiedergeburt von Tragödie und Komödie, das klassische Drama verdrängte den *Mimus* wieder von der Bühne, „aber in Shakespeare vereinigen sich beide Ströme der Überlieferung, der klassizistische wie der volksmäßige, biologisch-humoristische. So ward das große, sogen. romantische Drama geboren. In ihm ist der Einfluß des *Mimus* überwiegend. Auch das indische Drama ist ja nicht klassisch, sondern romantisch und in seinen Anfängen eine Metamorphose des *Mimus*.“

„Es gibt keine dramatische Poesie in der Welt außerhalb des hellenischen Einflusses. Es gibt also keine verschiedenen Schöpfungszentren in der dramatischen Poesie, es gibt nur ein einziges und das liegt in Hellas.“ Zu dieser Erkenntnis führt uns das Studium der Entwicklungsgeschichte des *Mimus*.

Mit dieser Skizze ist der Inhalt des Werkes nur zum kleinen Teil angedeutet, aber wir müssen abbrechen, um den zugemessenen Raum nicht zu überschreiten, so sehr auch manche Abschnitte, wie z. B. der über die mimische Theorie des Aristoteles und der Peripatetiker, zu näherem Eingehen verlocken. Einer Empfehlung bedarf das Werk nicht; es spricht für sich selbst. Möge der zweite Teil nicht allzulange auf sich warten lassen ¹.

Br.

W.

1) Ein Versehen findet sich S. 50: „Donat meint, der *Mimus* heißt bei den Lateinern *Planipedia* wegen der Platttheit seines Sujets und der Gemeinheit seiner Darsteller; er gefalle allein Wüstlingen und Verbrechern.“ Der erste Teil dieser Bemerkungen bezieht sich auf die Einleitung zum Terenzkommentare des Aelius Donatus, der zweite auf den Vergilkommentar des jüngeren Tiberius Claudius Donatus. Der letztere ist demnach auch S. 69 gemeint, während es sich S. 763 wieder um Aelius D. handelt.

- 255) **A. Spengel, Zur Geschichte des Kaisers Tiberius**
 (aus den Sitzungsberichten der Kgl. Bayer. Akad. der Wissensch.,
 1903, Heft I). München, Verlag der Akademie (G. Franz)
 1903. 63 S. 8.

Spengel ist der Meinung, daß die alten Historiker, vor allen aber Tacitus, von Tiberius ein Zerrbild überliefert, daß die Geschichtschreibung überhaupt, von einzelnen Werken abgesehen, an der Ehre des „von Natur edelmütigen und gutherzigen“ (!) Kaisers einen Justizmord begangen habe; doch beabsichtigt er keine Apologie des verleumdeten Herrschers, sondern will nur einzelne Ereignisse aus seiner Regierungszeit nach ihrem geschichtlichen Wert untersuchen und soviel als möglich feststellen. Er behandelt das Thema gewissermaßen ab integro, auf Grund unmittelbarer selbständiger Quellenlektüre, um sich nicht durch Rücksichtnahme auf die überreiche neuere Literatur in seinem Urteil beirren oder hemmen zu lassen. Deshalb wäre es unangebracht, den Verf. überall daran zu erinnern, wo bereits Männer, wie Sievers, Merivale, Stahr und andere ähnliche Ansichten ausgesprochen und begründet haben. Kurz nach Sievers' Arbeiten erschien (1855) die Abhandlung von Leonhard Spengel (Über das erste Buch der Annalen des Tacitus), mit dem der Sohn, wie er nachträglich feststellen konnte, in der Auffassung der Feldzüge des Germanikus mehrfach zusammengetroffen ist.

Die von Sp. erörterten Episoden, recht eigentlich „dunkle“ Punkte in der römischen Kaisergeschichte, sind folgende: Die Ermordung des Agrippa Postumus; Germanikus, und zwar: der Aufstand der Legionen am Rhein, Germ. im Orient und sein Tod; die Verschwörung des Seianus; der Tod des jüngeren Drusus.

Zu welchen Resultaten nun gelangt der Verf.? — Agrippa Postumus ist weder auf Befehl noch mit Wissen des Tiberius ermordet (oder hingerichtet) worden. Die Tat kann von Augustus oder von Livia ausgegangen sein, möglich auch, daß Sallustius auf eigene Faust gehandelt hat. Für die Unschuld des Tiberius zeuge u. a. dessen Antwort auf die Meldung des Centurionen von der vollzogenen Hinrichtung. „Spricht so (neque imperasse sese sqq.) einer, der sich schuldig weiß?“ meint Sp., als ob er nie davon gelesen, daß die Verleugnung solcher Mordgehilfen seitens ihrer Auftraggeber oder Anstifter geschichtliche Regel ist.

Der Aufstand der germanischen Legionen war nicht gegen Tiberius gerichtet; nicht einen anderen Kaiser, sondern einen neuen Feldherrn

(Vell. II 125) und bessere Behandlung verlangten die Soldaten. Es sei ein grobes Mißverständnis der alten Geschichtsschreiber, daß sie annehmen, Tiberius habe den Germanikus als Nebenbuhler gefürchtet. — Betreffs dieses Punktes möchte ich doch Sp. auf die feine Auseinandersetzung Rankes (Weltgesch. III 47 f.) verweisen, der darüber anders denkt.

Die Berichte des Tacitus über die Feldzüge des Germanikus leiden an innerer Unwahrscheinlichkeit. „Einzelne Episoden tragen den Stempel der Erfindung an sich.“ Das geht auf die bekannten dramatischen Schilderungen, durch welche die Kriegsberichte aus dem „wilden Westen“ für den römischen Leser oder Hörer ihren besonderen Reiz erhielten und an denen allerdings des Autors ausmalende und kombinierende Phantasie nicht geringeren Anteil hat als die Übungen der Rhetorenschule und Reminiszenzen aus der Dichterlektüre. An der Szene „Armin und Flavus“ haben schon viele Anstoß genommen und sie durch die scharfe Magisterbrille auf ihre äußere Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit hin geprüft. Sp. entrüstet sich gar moralisch gegen die „ungereimte Deklamation“. „Wir Deutschen müssen uns dagegen verwahren, daß Arminius vor dem heiligen Kampfe für das Vaterland solches Possenspiel getrieben habe.“ — Eine sonderbare Anschauung! — Über die größere oder geringere Glaubwürdigkeit anderer Schilderungen: der nächtlichen Durchwanderung des Lagers (Ann. II 13), des Traumgesichts des Germanikus (II 14) u. a. m. lohnt sich nicht zu streiten. Auch an dem Augurium der acht Adler¹⁾ glaubt der Verf. seinen Witz üben zu sollen. Daß diese ungeselligen Raubvögel — vielleicht waren es nur Raben — hier gegen alle Regeln der Naturgeschichte sich in acht Exemplaren zusammengefunden haben sollen, ist allerdings stark; Hist. I 62 läßt Tacitus, damals in seinen Behauptungen noch vorsichtiger, in der Tat nur einen Adler erscheinen, der „velut dux viae“ dem Heere vorausfliegt. — Aber seine Berichte über die Römerkriege im fernen Germanien sind nun einmal besonders reich

1) Spengel spricht irrtümlich wiederholt von zwölf Adlern und von zwölf Legionen. Warum ihn wohl nicht einer der „Akademischen“ Hörer des Vortrages wenigstens nachträglich auf diesen kleinen Lapsus aufmerksam gemacht und so dessen Festlegung durch den Druck verhindert hat? — Daß übrigens hier von einem augurium, nicht einem prodigium die Rede ist, hätte der Redner doch auch beachten sollen. Von seiner Interpretationskunst ein Beispiel: Ann. II 8 *erratumque in eo quod non subvexit* ... „Es war ein Fehler, daß er (nur bis zur Mündung der Ems und) nicht weiter auf dem Meere nach Osten fuhr, da die Soldaten nach den östlichen Ländern ziehen sollten.“ Was nicht alles in dem Worte *subvexit* stecken soll!

an solchen „unglaublichen“ Begebenheiten. Dafs Sp. sich nicht an den „Klippen“ gestofsen hat, die Tacitus (Ann. II 24) an der Chaukenküste aufragen läfst, nimmt mich wunder. Und ist nicht auch der Kap. 18 erwähnte Zug, dafs die Germanen, ihres Erfolges sicher, Ketten für die zu fesselnden Gefangenen mitgebracht hätten, ein oft wiederkehrendes historisch-rhetorisches Motiv? Nach dieser Richtung hin liefse sich das Sündenregister noch erheblich verlängern, — wenn wir uns auf den höchst einseitigen Standpunkt Spengels stellen wollten.

An eine Vergiftung des Germanikus, durch wen auch immer, glaubt der Verf. nicht und bringt für seine Ansicht einige annehmbare Gründe vor; tóricht aber ist die Behauptung (S. 44): „Tacitus unterschlägt zwei der wichtigsten Momente, erstens, dafs die Krankheit eine langwierige war, was den Gedanken an einen Giftmord ohnehin nicht leicht aufkommen läfst (als ob es keine langsam wirkenden Gifte gäbe!), zweitens, dafs die Krankheitserscheinungen (nach Plin. 11, 187) andere waren.“ Sogar das sei „unmöglich, dafs sich Germanikus selbst für vergiftet hielt“. Seine Reden (Ann. II 71f.) seien im Widerspruch mit den Tatsachen erfunden. Aber, wie Sp. selbst (S. 55) bemerkt, „die Zeit krankte an Vergiftungswahn“; warum soll denn gerade Tacitus „die Gelegenheit zum Tadel oder Verdächtigen an den Haaren herbeigezogen haben?“

Eine „Verschwörung“ des Sejanus hat es nach Sp., trotz Josephus, Jüd. Alt. 18, 181 und Suet. Tib. 65, überhaupt nicht gegeben. Denn der ausführliche Bericht des Dio (58, 10) enthalte kein Wort von einer Verschwörung; auch Juvenal Sat. 10, 56 spreche nur davon, dafs Sejan in Ungnade gefallen sei. Entscheidend aber seien die bei Sueton (Tib. 66) aus der Selbstbiographie des Tiberius angeführten Worte: *Seianum se punisse, quod comperisset furere adversus liberos Germanici filii sui*; also keine Verschwörung gegen ihn, den Kaiser selbst! Auch das aufopfernde Verhalten Sejans, als er in der Grotte bei Neapel den Kaiser mit seinem Leibe gegen herabstürzende Steine schützte, beweist, dafs er „kein Verräter war“. Gefehlt habe er aus Eitelkeit, dafs er z. B. duldet, dafs ihm allenthalben Standbilder errichtet und trotz dem kaiserlichen Verbot vor diesen Opfer dargebracht wurden; er liefs sein Brustbild an den Legionsadlern anbringen, „jedenfalls ohne Wissen und Willen des Kaisers“. Freilich „Sejanus hatte nur insofern Einflufs, als ein grofser Teil der Senatoren und Beamten ihn bei wichtigen Dingen um Rat

fragte, bei der Abstimmung sich nach seinen Wünschen richtete und bei gerichtlichen Verhandlungen verurteilte und freisprach, wie er es wollte“. Und doch „darf man sich die Macht des Sejanus nicht übertrieben vorstellen“ (S. 52); denn „es fehlte auch nicht an Gegnern. . . . Als Kaiser hätten ihn die altadeligen Familien nie geduldet: sie hätten sich wie ein Mann (wirklich?) erhoben gegen den Provinzialen, den Tusker, dessen Vater nur römischer Ritter gewesen war. . . .“

Die angeführten Sätze aus Spengels widerspruchsvoller Argumentierung werden wohl hinreichen, um deren Beweiskraft ermessen zu können. — Dafs des Tiberius Sohn Drusus nicht vergiftet worden, weder von dem eigenen Vater noch von seiner Frau Livilla (wie sie bei Sueton und Dio heifst; Tacitus nennt sie, was Sp. übersieht, überall Livia), darin können wir dem Verf. gern beistimmen. — Auch mit der Schlufsbetrachtung über die Lektüre des Tacitus in der Schule werden die meisten einverstanden sein, dafs nämlich an solchen Stellen, wo ein nachdenkender Primaner in die Lage kommen kann, an dem Autor oder aber an seinem Interpreten irre zu werden, volle Offenheit geboten ist; amicus Tacitus — magis amica veritas! Nur weiche ich in der Auffassung einer derjenigen Stellen, an denen Sp. abfällige Kritik geübt wissen will, völlig von ihm ab. Ann. I 75 berichtet Tacitus von des Tiberius Teilnahme an Gerichtsverhandlungen und bezeichnet als unmittelbare Wirkung der kaiserlichen Assistenz: *multaque eo coram adversus ambitum et potentium preces constituta*, fährt aber fort: *sed dum veritati consulitur, libertas corrumpatur* (man beachte das *Tempus*!). Diese Bemerkung hat dem Autor viel Tadel eingetragen, und doch ist sie vollkommen berechtigt. Die Einmischung des absoluten Monarchen in Sachen der Themis kann mitunter — berühmte Beispiele zeigen's — dem common sense und der „Billigkeit“ (das bedeutet hier *veritas*; vgl. Ann. III 16, 14) Geltung verschaffen, wenn ihr von juristischen Scholastikern Gewalt angetan wird; auf die Dauer aber hiefse es den Teufel durch Beelzebub austreiben; denn durch stetige Rücksichtnahme auf den Willen des Machthabers, selbst des intelligentesten und besten, mufs die Selbständigkeit und das Ansehen der Justiz unfehlbar in die Brüche gehen. In der Regel also, mehr hat auch Tacitus nicht sagen wollen, kann das willkürliche Eingreifen des Despotismus in das Gerichtsverfahren für das Gemeinwohl nicht von Segen sein.

- 256) **Alf Torp, Etruskische Beiträge.** Erstes Heft. Leipzig,
 Joh. Ambr. Barth, 1902. VIII u. 110 S. 8. *ℳ* 6. —.
 Zweites Heft, daselbst 1903. VIII u. 144 S. 8. *ℳ* 7. 60.

Nach der Begründung der wissenschaftlichen Etruskologie durch Deecke im Jahre 1875 wurde, mit Ausnahme einiger italienischen Gelehrten, bei den Forschern als einzig richtige Methode die „kombinierende“ betrachtet, die ohne vorgefasste Meinungen über die Verwandtschaft des Etruskischen dieses lediglich aus sich selbst zu deuten suchte. Als dann 1882 auch Deecke das Etruskische für eine italische Sprache erklärte, hielten Pauli und seine Anhänger, zu denen auch Ref. sich rechnet, unentwegt an dem früheren Verfahren fest, mußten sich aber gestehen, daß nach der sicheren Deutung einer Reihe von einzelnen Wörtern und Formeln das Verständnis der größeren zusammenhängenden Texte, besonders auch der Agramer Mumienbinden, von dem Auffinden einer größeren Bilinguis abhängt. Das Warten auf eine solche wirkte leider hemmend auf die Fortführung der Einzeluntersuchungen, und Pauli widmete bis zu seinem 1901 erfolgten Tode seine ganze Arbeitskraft dem großen etruskischen Inschriftenwerk, das er zur Hälfte vollendete, während auf der anderen Seite Deecke, Bugge und Lattes durch Vergleich des Etruskischen mit den italischen Sprachen, Bugge weiterhin auch durch Heranziehung des Armenischen, Zeit und Mühe verschwendeten.

Es ist dankbar anzuerkennen, daß der Verf. der zur Besprechung vorliegenden Hefte durch seine Arbeit der rationellen etruskischen Formen- und Wortdeutung neue Anregung gegeben hat. Er verfährt dabei überall streng „kombinierend“, ohne sich durch gelegentlich auftretende scheinbare Beziehungen zu anderen Sprachen beirren zu lassen. Das erste Heft behandelt vorwiegend Fragen der etruskischen Flexion, doch kommen naturgemäß diese Untersuchungen zugleich auch der Wortdeutung zu gute.

In dem Abschnitt über die Verbalflexion wird mit Abweisung von Paulis Lokativtheorie das *turu* in der Form *turuce* (= dedit) als Partizip gefaßt. Die häufige Form *ma* wird als „est“ gedeutet. Die Grundform müßte *ama* lauten, dazu *amce* „erat“ als Präteritum. In der Formel *ipa ama* ist *ipa* Relativpronomen. Andere Präsensformen auf *a* sieht der Verf. in *sta* (weihen), *farṭana* (tragen, darbringen), *escuna* und *ṭapna* (gewähren), *itruta* und *sacnisa* (weihen), *acnanasa* (hinterlassen). — Neben den Präteritis auf *ce* gibt es auch solche auf *e*: *ame*, *ture*, *leine*, *line* (extruxit), *alice*, *ceṭase*, *farṭnaxe* (dedit), *ṣixuxe*. — Imperative,

findet Torp in den Formen *ašš*, *raš*, *harc*, *trin*. — *mexlum* soll „Volk“ *špur* „Land“ bedeuten, *lupu* nicht „starb“, sondern „ging hinweg“. — Neben der richtigen Übersetzung von *avils* „annorum“ (S. 96), sollte die falsche Auffassung dieser Form als eines temporalen Genitivs (S. 54. 55. 86) vermieden sein. — Für die Zahlwörter sucht der Verf. die Folge *šu*, *zal*, *ci*, *sa*, *max*, *huš* (= 1—6) zu erweisen. Aus dem Abschnitt über die Nominalflexion sei auf die vermeintlichen Pluralformen auf *r* (*šansur*, *caper*, *cepar*) hingewiesen; der Nom. pl. auf *tra* ist höchst zweifelhaft.

Im zweiten Hefte unternimmt Torp das Wagnis, zusammenhängende Stellen aus den großen Inschriften zu deuten, und zwar aus dem Agramer Text und dem Cippus Perusinus, während er im Anhang noch die Inschrift vom Monte Pitti und die Schaleninschrift von Narce behandelt. Für die Agramer Inschrift gewinnt er als Anhaltspunkte drei Wörter, deren Bedeutung er zu sichern sucht: *vinum* (= Wein), *vacl* (= Spruch) und die Verbalform *nunš-enš* (= sagen). In dem ganzen Text sieht er Opfervorschriften. Die Aufschrift des Cippus Perusinus scheint ihm, was auch sonst schon angenommen wurde, eine Vertragsurkunde zwischen den Familien Velthina und Afuna zu sein. Die Deutung des im Anfang stehenden *estla* als eines Genitivs zu *es* = *ego* ist sprachlich und sachlich nicht haltbar.

Dafs wir uns bei solchen Versuchen, wie das zweite Heft sie bietet, auf sehr schwankendem Boden befinden, hat der Verf. selbst genügend betont. So läfst sich denn der Gesamteindruck dahin zusammenfassen, dafs einzelnes anspricht, das meiste aber durchaus zweifelhaft bleibt. Auch die vom Verf. als Ergebnisse gebotenen Übersetzungen einzelner Stellen sind wenig vertrauenerweckend. So sollen vier Zeilen des Agramer Textes bedeuten (S. 83): „Stelle die Opfergabe wie das *matam* (?), wenn der verordnete (?) *cepen cnticnš* das *š-i-nunš-en* gemurmelt hat (?): „gut, heilig ist die Opfergabe, die Opfergabe und (?) das *hanš*, die Opfergabe, *celucn*, die Opfergabe *ašumitn*.“ — Aus der Cippus-Inschrift (S. 103): „(von den) *nap* — — ? (*masu sranczl*?) am Orte der Behälter der Verstorbenen besitzt Velthina, freundlich, bei der Halbierung (? d. i. „indem eine freundschaftliche Halbierung stattgefunden hat“?) die sechs — — ? *nap*“. — Sollten sich wirklich die Etrusker so absonderlich ausgedrückt haben?

Wenn aber somit auch die Ergebnisse dieses zweiten Heftes durchaus unsicher sind und auch von dem im ersten Teile Gebotenen vieles zweifel-

haft bleibt, so ist es doch dem Verf. als Verdienst anzurechnen, daß er der methodischen Etruskologie durch seine scharfsinnigen, klaren und sachlichen Untersuchungen einen neuen Anstoß gegeben hat. Freilich ist zugleich auch diese Arbeit, entgegen der Ansicht des Verf., ein neuer Beweis dafür, daß wir zu sicheren Ergebnissen in der Deutung des Etruskischen ohne eine ausreichende Bilinguis schwerlich gelangen werden.

Hannover.

H. Schaefer.

257) **H. V. Hilprecht, Die Ausgrabungen im Bel-Tempel zu Nippur.** Leipzig, J. C. Hinrichs, 1903. 76 S. 8. 56 Abbildungen und eine Karte. *M* 2.—; kart. *M* 2 50.

Der Verf. berichtet in diesem Vortrage über die von der Universität von Pennsylvanien veranstalteten Ausgrabungen in den südöstlich von Babylon gelegenen großartigen Ruinen von Nippur. Nach einer talmudischen Tradition lag dort das biblische Chalna im Lande Sinear, eine der Hauptstädte im Reiche Nimrods. Hilprechts Ausgrabungen haben bewiesen, daß wir es mit einer sehr alten Siedelung zu tun haben, deren Blüte noch erheblich über das Alter Babels hinausgeht; auf den alten Siedelungen entstanden später neue, und Hilprecht unterscheidet nach den Funden die älteste, prähistorisch-sumerische Periode von unbekannten Anfängen bis etwa 4000 v. Chr., die semitisch-babylonische Periode von etwa 4000 bis 300 v. Chr. und die nachbabylonische, die griechische, arsazidische, sassanidische und arabische bis etwa 1000 n. Chr.; seitdem ist der Platz unbesiedelt. Die älteren Bauperioden mit ihrer Schuttschicht bildeten, ähnlich wie in Troja, Susa, Rom, den Baugrund für die nächstfolgende. Außer den Bauwerken, dem Bel-Tempel mit dem gewaltigen Etagenturm, ist für die Forschung von außerordentlicher Bedeutung die gewaltige Masse von Steintafeln mit Keilinschrift; 23 000 Täfelchen aus der Zeit vor Hammurabi fanden sich wohlgeborgen in den Kellern des Tempels, außerdem 28 000 geschäftliche Urkunden aus dem 2. und 1. Jahrtausend und 2000 Keilschrifttafeln aus dem 5. und 4. Jahrtausend. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, empfehle aber den Vortrag aufs wärmste, da es auch Pflicht der klassischen Philologen ist, sich mit den hervorragenden Ergebnissen der Assyriologie bekannt zu machen.

Oldesloe.

R. Hansen.

258) **Hermann Gunkel, Israel und Babylonien.** Der Einfluss Babyloniens auf die israelitische Religion. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1903. 48 S. 8. *M* 1. 20.

Eine sehr fesselnde Schrift über die Babel-Bibel-Frage. Der Verf. sucht die Sensation zu erklären, die durch die bekannten Vorträge hervorgerufen worden ist, da doch in denselben für die, welche den Fortschritten der Wissenschaft einigermaßen gefolgt sind, kaum etwas Neues geboten wird. Die Großmacht der Presse und alle, die aus ihr ihre geistige Nahrung entnehmen, haben von der im Stillen gewaltig aufsteigenden Assyriologie eben kaum eine Ahnung gehabt; auch in der evangelischen Kirche herrschte „eine bejammernswerte Entfremdung von der evangelischen Wissenschaft“. Daneben hat aber, wie der Verfasser noch hätte betonen können, das Schlagwort „Babel und Bibel“ viel gewirkt, auf geschickte Schlagwörter reagiert ja das große Publikum am meisten. — Weiterhin behandelt der Verf. den Einfluss Babyloniens auf die Kultur Israels im allgemeinen und auf die Religion insbesondere. Er stimmt Delitzsch durchaus bei in allem, was durch die Entzifferung der Keilschriften, „eine der glänzendsten Taten des menschlichen Geistes“, an sicheren Ergebnissen gewonnen ist, und rühmt es als ein nicht geringes Verdienst von Delitzsch, daß er mutig genug gewesen ist, das Resultat der wissenschaftlichen Forschung vor jener vornehmen Versammlung auszusprechen und sich dabei zu der modernen Pentateuchkritik mit aller Offenheit zu bekennen; er wünscht, daß die biblischen Geschichten von der Schöpfung, von der Sündflut, von den Urvätern als „Gedichte“ bezeichnet werden; dagegen erhebt er gegen manche Aufstellungen Delitzschs Einspruch: er weist ihm mehrere Irrtümer in der Behandlung alttestamentlicher Theologie nach, tadelt nicht ohne Grund, daß auch unsichere Hypothesen als erwiesen dargestellt sind und hebt vor allem hervor, daß Delitzsch die Fortschritte, die Israel in der Gottesauffassung gemacht hat, wie sie sich schon in der Umbildung der Mythen von der Schöpfung und der Sündflut zeigen, nicht betont, sondern für die Babylonier zu sehr Partei nimmt.

G.s. Bedauern, daß die Kirche die theologische Wissenschaft und ihre gesicherten Resultate so lange ignoriert hat, ist nur zu begründet, auch die Furcht, daß dadurch das Mißtrauen gegen die Kirche steigt; Delitzschs Verdienst, ein dauerndes Interesse der Gebildeten für die großartigen Entdeckungen auf dem Gebiete Babels geweckt zu haben, erkennt er dankbar an.

Oldesloe.

R. Hansen.

259) **Ludwig Klinger, Victor Duruy: Règne de Louis XIV.**

Aus „Histoire de France“. Für den Schulgebrauch bearbeitet.

Mit einer Karte, einer Skizze und einer genealogischen Tabelle.

Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller

Nr. 44. VIII u. 150 S. 8.

ℳ 1. 80.

Der vorliegende Band umfaßt die Zeit von 1661—1715 und soll den ersten Teil eines Auszuges aus Duruys Geschichtswerk bilden. Die Auswahl dieses Werkes für die Klassenlektüre ist recht glücklich. Denn nach jetzt wohl ziemlich allgemeiner Ansicht muß die historische Klassenlektüre vornehmlich diejenigen Zeitabschnitte berücksichtigen, in denen die Geschichte Frankreichs die Geschichte unseres Vaterlandes besonders stark beeinflusst hat. Welche Zeit könnte da, neben der Zeit der Revolution und des ersten Kaiserreiches, eher in Betracht gezogen werden, als das Zeitalter Ludwigs XIV.? Und gerade Duruy mit seiner klaren und durchsichtigen Sprache und Darstellung dürfte sich in erster Linie zur Klassenlektüre eignen. Mit Recht hat der Herausg. der äußeren Geschichte einen viel breiteren Raum überlassen als der inneren, da jene ja für unsere Schüler weit interessanter und faßlicher ist als die oft recht verwickelten inneren Einrichtungen des damaligen Frankreichs. Vielleicht hätte die Darstellung der letzteren aus dem angegebenen Grunde noch mehr gekürzt werden können.

Die Anmerkungen, die mit Recht fast ausschließlich sachliche Erläuterungen enthalten, sind durchweg kurz und bündig gehalten, jedoch für ihren Zweck völlig ausreichend. Einige Erläuterungen scheinen mir indessen überflüssig zu sein. Man darf doch von einem Schüler der oberen Klassen — denn nur auf diesen kann das Buch gelesen werden — voraussetzen, daß er das Wichtigste über Karl V. und Mazarin kennt. Auch die Bemerkungen über Fénélon, die ungefähr dreiviertel Seite einnehmen, dürften zu weitgehend sein. Etwas sonderbar mutet die Bemerkung 42, 13 an zu Toll-Huys: „Voltaire, dessen Siècle de Louis XIV, chap. X, die folgende Stelle entnommen ist, erklärt das Wort mit „la maison du péage“. Es lag doch viel näher, hier einfach die hochdeutsche Form „Zollhaus“ für Toll-Huys zur Erklärung einzusetzen, wenn überhaupt eine Erklärung notwendig war. — Wenig gefördert scheint mir das Verständnis der Schüler durch die folgende Bemerkung zu 89, 25 zu sein: „la maison militaire bildet neben der maison civile die sogen. maison du

roi, deren Verhältnisse im 17. und 18. Jahrh. geregelt wurden.“ — Abgesehen von diesen geringfügigen Ausstellungen aber kann man sich im ganzen mit dem Kommentar einverstanden erklären. Eine sehr willkommene Zugabe zu Klingers Bearbeitung sind die gut ausgeführte Karte von Frankreich, die Skizze von Paris und Umgebung, sowie die genealogische Tabelle der Nachkommenschaft Philipps III. von Spanien.

Somit kann man der auch äußerlich vortrefflich ausgestatteten Ausgabe eine recht weite Verbreitung wünschen.

Münster i. W.

K. Holtermann.

260) **G. Stier, Causeries Françaises.** 3. Auflage. Cöthen, Otto Schulze, 1903. XV u. 306 S. 8.

Dem Urteile über dieses Buch muß notwendig die Frage vorausgehen, für wen es bestimmt ist. Der Verf. nennt es ein Hilfsmittel für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate sowie zum Selbststudium. Die ersten muß ich ausschließen. Ich möchte wissen, wo die Schule die Zeit hernehmen sollte, um ein 236 Seiten langes, mit technischen und anderen Einzelheiten vollgepfropft Buch zu bewältigen. Für die Schule sind überflüssig die Abhandlungen über Photographie (S. 232—236), Wettrennen (S. 156. 157); viel zu ausführlich S. 57—66 (was man in einem Pariser Speisehause alles ißt), die Kosten einer französischen Bestattung (S. 87), telephonische Gebräuche (S. 135), die französischen Schulen (S. 160—186) u. a. m. Andererseits fehlt mancherlei im Klassenunterricht Unentbehrliches, z. B. die Einrichtung des Klassenzimmers; Dorf, Wald und Feld, wovon einiges sich unter «Wetter» und «Jahreszeiten» findet, kommen durchaus nicht zu ihrem Recht. Das ganze Buch ist zu sehr auf die Stadt, auf Paris, zugeschnitten, dessen Bild auch dem Kapitel «Stadt» zugrunde gelegt ist. Dem Besucher der französischen Hauptstadt kann das Werk sehr gute Dienste leisten, vor allem den Studierenden und den Lehrern, die sich in den Realien unterrichten wollen. Mit aner kennenswerter Gründlichkeit hat der Verf. seine *Causeries* auf den neuesten Standpunkt gebracht. In allen sozialen und kulturellen Fragen: Familie, Verlobung, Hochzeit, Taufe; Essen; Besuch; höhere Schulen; Telephon usw. bringt St. die letzte Mode; wobei man sich allerdings des Gedankens nicht erwehren kann, daß vieles davon bald nicht mehr «dernier cri» sein wird.

Die Darstellung ist recht frisch und lebendig; der Druck übersichtlich und ziemlich fehlerfrei. Mir ist nur aufgefallen: *nous ne sommes pas de contrebandiers* (S. 9), *plait* (S. 54), *la serein* (S. 216), *réservoir* (S. 254), *Kaffeetromme* (S. 255). S. 251 fehlen die Vokabeln *tringle* und *anneau*. Nach der den Satz beginnenden adverbialen Bestimmung vermisst man häufig das Komma.

Flensburg.

K. Engelke.

261) G. H. Sander, *Das Moment der letzten Spannung* in der englischen Tragödie bis zu Shakespeare. Berlin, Mayer & Müller, 1902. 67 S. 8. M 1. 60.

Seit G. Freytag seine Technik des Dramas geschrieben hat, ist damit ein Hilfsmittel geboten, welches besonders im Schulunterricht, und hier in oft sehr mechanischer Weise, gern benutzt wird. Die Dramen müssen es sich gefallen lassen, sich in das Freytagsche Schema einzufügen, und alle Einzelpunkte des Schemas werden an jedem Drama in manchmal höchst gezwungener Weise herausgeklügelt. So auch das Moment der letzten Spannung, welches, wenn wirklich vorhanden, unzweifelhaft von großer dramatischer Wirksamkeit ist, nicht selten aber bei unbefangener Beobachtung als nicht vorhanden erkannt wird.

Der Verf. der vorliegenden Arbeit, wahrscheinlich einer Dissertation, hat sich der Mühe unterzogen, das vorshakespearesche englische Drama auf diesen Punkt hin zu untersuchen; er hat in den Bereich seiner Forschung auch das antike Drama, die griechischen Tragiker und Seneca gezogen, ebenso das lateinische Drama Englands im 16. und 17. Jahrh.

Daran schließt sich das vorshakespearesche englische Drama; naturgemäß nimmt Marlowe das Hauptinteresse in Anspruch. Der Verf. kommt zu dem Ergebnis, daß in den meisten der behandelten Tragödien ein eigentliches Moment der letzten Spannung nicht vorhanden sei, wohl aber ein retardierendes Moment vor der Katastrophe. Über das Thema, welches er sich vorgenommen, geht der Verf. noch hinaus, indem er auf den letzten zwanzig Seiten auch die wichtigsten Shakespeareschen Dramen behandelt. Die Arbeit hat eine höchst umfassende Lektüre notwendig gemacht, ist daher für den Verf. sehr nutzbringend gewesen, doch auch die Wissenschaft hat Vorteil davon, wenn es auch nur ein sehr enges Thema der dramatischen Technik ist, welches der Verf. behandelt hat. Die Richtigkeit der Ergebnisse zu kontrollieren, wäre für den Rezensenten

die Lektüre aller Dramen, die besprochen sind, nötig. Die Angabe der „Quellen“ für jedes Drama ist für das Thema überflüssig.

Wernigerode.

Drees.

262) **Johns Hopkins University Circulars.** Vol. XXII. Nr. 163.

Baltimore, June 1903. 52 S. 4.

geh. 10 Cents.

Das vorliegende Heft der J. H. U. C. enthält unter dem Titel „Notes from the Oriental Seminary“ zunächst eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder Paul Haupt's, nämlich 1) Bible and Babel, eine Besprechung der beiden Delitzsch'schen Vorträge, die in dem Satze gipfelt: „There is hardly anything new in Delitzsch's lectures on Babel and Bible; only the German Emperor's keen interest in these investigations is something novel.“ Die Stellungnahme des Kaisers in der Frage wird dementsprechend auch ziemlich genau erörtert. — Der zweite Aufsatz „Archæology and Mineralogy“ bespricht die Wichtigkeit der Mineralogie als Hilfswissenschaft für die Altertumskunde, mit besonderer Bezugnahme auf Salomo's Fundorte für Gold und Edelsteine. — Zu dritt folgt eine textkritische Untersuchung über David's Klagelied auf Saul und Jonathan (2 Sam. 1, 17—27), und nach einem kurzen Hinweis auf Drugulin's Marksteine (Leipzig 1902) schließt H. die Reihe seiner Arbeiten mit der Besprechung einiger Philippinischer Probleme. — Im übrigen enthält das Heft noch folgende Aufsätze: The Laws of Hammurabi and the Mosaic Code und Cuneiform Medicine von Chr. Johnston; Notes on the Siloam Inscription, Sanskrit Loanwords in Tagalog, Analogies between Semitic and Tagalog, Babylonian and Atharvan Magic von Fr. R. Blake; The Sonneborn Collection of Jewish Ceremonial Objects und Some Hebraisms in the New Testament von W. Rosenau. Ferner von C. T. Foote: The Diphthong *ai* in Hebrew und Some Unwarranted Innovations in the Text of the Hebrew Bible. Foote wendet sich in dem ersten dieser Aufsätze mit Recht gegen die Unsitte vieler Hebraisten, *י* und *י* nicht als Halbvokale, sondern als Spiranten auszusprechen, eine Unsitte, die namentlich bei den Diphthongen *ai* (z. B. in *יָיָהּ*, *בְּיָיָהּ*, *שְׂמִיָּהּ*) und *au* (z. B. in *יָוֵהּ*, *יָוֵהּ*, *יָוֵהּ*) zu einer ganz falschen Auffassung des Sachverhaltes verleitet. Im Anschluß hieran weist er nach, daß man auch *בִּיָּהּ* und *מִיָּהּ* als *bait* und *maim* auszusprechen hat, während die Sache sich bei den analogen *תָּיָהּ*

und מָרָה wegen der Länge des *a* ein wenig anders verhält. Auch die sehr verbreitete mißbräuchliche Aussprache von Formen wie מִרְבֵּי, מִרְבֵּי, מִרְבֵּי und ähnlichen (man vergleiche auch מִרְבֵּי מִרְבֵּי Genes. 1, 24, aus **hajjatu-*) mit *ajje* statt *ai* wird von ihm mit Recht ad absurdum geführt. Wir möchten hier beiläufig daran erinnern, daß das häufige Fehler des Verdoppelungsdagesch in ל, מ, נ sich ebenso erklärt, wie die beständige Weglassung desselben in י. Denn wie z. B. die indogermanischen Ablautsreihen zeigen, bildet tautosyllabisches *l, r, m, n* mit vorausgehendem Vokal ebensogut einen Diphthong wie tautosyllabisches *i* oder *u*. Das י kommt im Hebräischen natürlich hier nicht in Betracht, da י ja überhaupt fast nie dagessiert wird. Es wäre recht wünschenswert, daß die Verfasser hebräischer Schulgrammatiken im ganzen etwas mehr von allgemeiner Sprachwissenschaft verstanden; es würde dann manche veraltete und unklare Darstellung lautlicher Vorgänge aus den Büchern verschwinden und damit den Lernenden mancher ganz unnötige Stein aus dem Wege geräumt werden. Unglaublicher wird namentlich in den Regeln über die Beghadhkephath-Buchstaben geleistet: statt der so sehr einfachen Erklärung, daß vorausgehender Mundöffnungslaut (Vokal oder lautbares Schwa) einen folgenden Verschlusslaut halb öffnet und so zu einem Engen- oder Reibelaut (Fricativa oder Spirans [nicht „Aspirata“!]) macht, findet man gewöhnlich ein Netz von unklaren Angaben, in dem der Anfänger sich hoffnungslos verstricken muß. — Die letzten Aufsätze des Heftes sind die folgenden: The Transliteration of Egyptian und Egyptian Stone Implements von J. T. Dennis; A Modern Cuneiform Congratulatory Message von W. G. Seiple (Bericht über drei originelle assyrische Gratulationsinschriften auf Tontafeln für den deutschen Verleger Rost [Firma J. C. Hinrichs in Leipzig] und für Prof. Gilman und Prof. Gildersleeve in Baltimore); Recent Papyrus Finds in Egypt, Tagalog Poetry und The Tagalog Numerals von W. G. Seiple; Phonetic Differences between the Eastern and Western Dialects of Syriac, Origin and Development of the Arabic Dialects, Mourning Rites and Customs in Early Arabia von G. Oussani; The Words *sôrah* and *nismân* in Isaiah XXVIII, 25 von W. B. McPherson und The Coronation of Aristobulus (Psalm 2) von A. Ember. — Den Schluss des Ganzen bildet eine Liste der orientwissenschaftlichen Aufsätze, welche in den Johns Hopkins University Circulars von 1879—1903 erschienen sind, und ein

Bericht über die Tätigkeit des Orientalischen Seminars während des Universitätsjahres 1902/3.

Das neueste Heft ist, wie man sieht, sehr reichhaltig, und manche der darin behandelten Stoffe sind nicht nur für Fachorientalisten von Interesse.

π.

263) **E. A. Toreau de Marney, First Step to English Conversation.** Sprechübungen für Anfänger im Anschluß an die Vorfälle des Tages, erläutert durch ideographische Zeichen. Leipzig, Haberland, 1903. 32 S. 8. geh. M 1. —.

Der First Step to English Conversation soll gemacht werden mit Hilfe von nicht ganz 150 Fragen und Antworten, die zum größten Teil das Tagewerk eines englischen Schülers vom Erwachen an behandeln und auf Turnen und Spiel besonders Rücksicht nehmen. Diesen Fragen und Antworten ist jedesmal eine phonetische Umschrift und eine Übersetzung beigefügt. Das Neue an dem Büchlein bilden die jeder Frage vorangestellten ideographischen Zeichen, die mit wenigen Strichen eine menschliche Figur andeuten, die eine der betreffenden Frage zugrunde liegende Handlung ausführt. Diese Zeichnungen sind flott, teilweise mit Humor ausgeführt, so daß man sich sogar an die besten humoristischen Strichzeichnungen der „Fliegenden Blätter“ erinnert fühlt. Doch dürfte es oft recht schwer fallen, den Inhalt der Frage nur aus dem ideographischen Zeichen zu erraten. Manche Fragen sind inhaltlos (Do you open the door? — Yes, and my mother shuts it), andere für die nächsten Bedürfnisse praktischer Konversation unnötig (Do you circle the horizontal bar? — Do you do exercises at the rings? Yes, Sir, I do exercises at the rings. — Solcher Stumpfsinn gehört wirklich nicht in höhere Schulen!) Die deutsche Übersetzung ist oft steif, auch das Englische klingt oft nicht recht idiomatisch (Drink it *whilst* it is hot). Daher glaube ich nicht, daß „nach eingehendem Studium dieses Büchleins jede mäßig begabte Person imstande sein wird, eine Konversation in der fremden Sprache zu führen“, wie der Verf. in der Vorrede meint, oder daß man gar dadurch „die englische Konversation leicht und spielend erlernen“ könne, wie das von der Verlagshandlung beigelegte, vollständig druckfertige „Schema zu einer Besprechung“ behauptet. Als Hilfsmittel für die in den neuen Lehrplänen besonders geforderten Sprechübungen über die Vorgänge des täglichen Lebens brauchen wir praktisch ausgewählte und klar geordnete Wörter-

sammlungen mäßigen Umfanges, aber nicht derartige Zusammenstellungen von zum Teil inhaltlosen Fragen und Antworten, die die freie Tätigkeit von Lehrer und Schüler nur hemmen und zu gedankenlosem Hersagen und Plappern verführen. Ich kann daher das Büchlein für den Gebrauch in höheren Schulen nicht empfehlen.

Flensburg.

Ernst Hansen.

- 264) **W. H. Crump, English as it is spoken.** 13th Edition. Revised and brought up-to-date by T. W. Boughton-Wilby. Berlin, F. Dümmler, 1903. VI u. 124 S. 8. geb. \mathcal{M} 1.80.

Eine Bestätigung des im Jahrg. 1900, S. 165 der „N. Phil. R.“ von mir über das vorliegende Buch gefällten günstigen Urteils ist es wohl, daß bereits nach drei Jahren eine neue, die dreizehnte Auflage nötig geworden ist. Die in jener Besprechung erwähnten kleinen Versehen sind bis auf die unenglische Silbentrennung wai-ting und remin-ding (S. 28) (statt wait-ing und remind-ing) berichtigt worden. Sonst stimmt die dreizehnte Auflage mit der vorhergehenden genau überein. Das Büchlein sei nochmals zum praktischen Studium der englischen Umgangssprache bestens empfohlen.

Wilmsdorf-Berlin.

Fr. Blume.

- 265) **Från Filologiska Föreningen i Lund. Språkliga uppsatser II.** Lund, J. G. Moellers Universitätsbuchhandlung, 1902. 35; 20; 8; 12; 32; 6; 11; 32 S. 8.

Den Romanisten interessieren in diesem Sammelhefte drei Aufsätze:

1. Hilma Borelius, Etude sur l'emploi des pronoms personnels sujets en ancien français.
2. E. Walberg, Etude sur la langue du ms. ancien fonds royal 3466 de la bibliothèque royale de Copenhague.
3. Frederik Wulff, Trois sonnets de Pétrarque selon le ms. sur papier, Vat. 3196 (et une rectification).

1. In dem ersten Aufsätze kritisiert die Verf. zuerst die 1882 erschienene, das gleiche Thema behandelnde Dissertation von P. Nissen, deren Ergebnisse kurz angeführt werden, in der indess die einschlägigen Verhältnisse der untergeordneten Sätze kaum berührt werden. Die Verf. betont daß ihre von anderen Gesichtspunkten ausgehende Arbeit weder die Einzelheiten von Nissens Abhandlung berichtigen noch vervollständigen solle.

Nach einigen Angaben über die Setzung oder Nichtsetzung des *Pr. suj.* in Hauptsätzen bei Chrestien de Troyes geht Verf. zur Besprechung der Erscheinung in Nebensätzen über und stellt die Regel auf, daß das *Pr. suj.* nicht verwandt wird, wenn zwischen einleitender Partikel und Verbum ein anderer Satzteil steht (ausgenommen die *Pr. pers. atones* [*au cas régime*] sowie *en, y, ne*), daß es im anderen Falle gesetzt wird. Diese Regel wird durch zahlreiche Beispiele als richtig bewiesen. Daß übrigens Ausnahmen nicht fehlen, zeigt Rol. 1848, nach O: *Si est blecet ne quit que anme i remaigne* u. a. In den Fällen, wo auf das Bindewort (im weiten Sinne) ein *pr. pers. atone* oder *en, y, ne* folgen, bleibt die Verwendung des *Pr. suj.* während eines beträchtlichen Zeitraumes ziemlich unbestimmt, was ebenfalls durch Beispiele belegt wird. Sodann folgt die Betrachtung derjenigen Fälle, wo in den untergeordneten Sätzen dem Verb nur ein tonloses Personalpronomen oder die Negation *ne* vorangeht. In diesem Falle bleibt die Setzung oder Nichtsetzung des Subjektspronomens lange unbestimmt. Bei den Beispielen, die hier gegeben werden, ist wie auch schon bei den vorher und bei Nissen angeführten nicht zu übersehen, daß Untersuchungen dieser Art durch metrische Beispiele allein keine sichere Grundlage erhalten, da über die Setzung oder Nichtsetzung der betreffenden Wörtchen sehr oft metrische Gründe entschieden haben werden. Allerdings läßt sich eine allgemeine Tendenz in der von der Verf. angegebenen Richtung beweisen. Diese Tendenz bringt es natürlich dann mit sich, daß unter denselben Vorbedingungen allmählich auch das *Pron. impers. sujet* sich mehr und mehr einbürgert, zunächst hauptsächlich vor *est* + Adj. Auch hier spricht Verf. hauptsächlich von den untergeordneten Sätzen und stellt u. a. fest, daß bei denen der zweiten Art in Chrestien de Troyes durchweg das unpersönliche Fürwort gesetzt ist. Auch in Aucassin und Nicolette scheint die von der Verf. aufgestellte Regel beobachtet. Ebenso wird sie bestätigt durch die Beispiele in der bekannten Arbeit von Horning, ohne daß dieser allerdings die Wichtigkeit der Wortstellung für diese Frage in Betracht gezogen hat.

Es wäre zu wünschen, daß die weitere Entwicklung dieser Tendenz unter ähnlichen Gesichtspunkten auch für das Mittelfranzösische untersucht würde.

2. Der Verf. der zweiten Abhandlung hat vor zwei Jahren eine kritische Ausgabe des *Bestiaire* von Philippe de Thaun veröffentlicht. Neben den zwei anglonormannischen Handschriften, die darin benutzt

worden sind, ist auch die Kopenhagener Handschrift zu Rate gezogen, welche den Text in einer sorgfältigen Umarbeitung in einem anderen Dialekt enthält, und zwar, wie der Herausgeber in dem Vorworte zu seinem kritischen Texte gezeigt hat, in franzischem Dialekt. Genügten zu diesem Beweise einige charakteristische Züge, so unterzieht Walberg in seiner neuen Arbeit die Sprache des Textes einer genauen Untersuchung, nicht nur, um seine Behauptung nachhaltiger zu beweisen, sondern um als Ort der Abfassung der Handschrift Paris festzustellen und auch ihr Alter zu bestimmen. Da franzische Texte und besonders solche aus Paris in älterer Zeit rar sind, so ist die Arbeit nicht ohne Interesse und Nutzen für die Kenntnis des Dialektes. Abgesehen von den Vorarbeiten Metzkes und Röhrs hat Verf. die als franzisch bzw. pariserisch nachweisbaren Texte von Rustebeauf, den Rosenroman, Guiot de Provins, die Chronik Godefroys von Paris und einige Male Villon zu Rate gezogen. Die sorgfältige lautliche Untersuchung ebenso wie einige flexivische Eigentümlichkeiten bestätigen die in der Einleitung aufgestellten Behauptungen. Verf. zeigt nämlich am Schluß, daß gewisse Lauterscheinungen gegen den Westen, Norden und Osten sprechen, daß außer den gemein-franzischen solche vorkommen, die in Paris besonders häufig waren, neben anderen, die, obwohl den Texten des Zentrums nicht fremd, doch von anderen Dialekten herrühren. Alles das erklärt sich am einfachsten, wenn man annimmt, daß die Handschrift in Paris selbst geschrieben ist. Sie enthält vorn die freilich erst später eingetragene Notiz *Ex lib. Sti Martini a Campis*; ein Kloster dieses Namens bestand in Paris und die Gebäude enthalten jetzt das Kunstgewerbemuseum. Also auch diese Notiz macht Paris als Ort der Abfassung wahrscheinlich. Die Sprache der Handschrift läßt auf die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts als Zeit der Abfassung schließen.

Von den vielen interessanten Einzelheiten der Arbeit zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Doch sei auf den kurzen Exkurs über *estovoir* aufmerksam gemacht, in welchem Walburg sich gegen Toblers Etymologie *est opus* wendet und auf stülpere zurückgreift. Soviel ich weiß, ist dies neuerdings auch Toblers Ansicht, doch kann ich augenblicklich nicht feststellen, ob diese Änderung auf Walbergs Arbeit zurückzuführen ist, oder ob Tobler unabhängig davon seine Meinung in derselben Richtung geändert hat.

3. Die dritte Arbeit enthält eine außerordentlich feinsinnige und gelehrte Studie über die Sonnette: *Almo sol! Quella fronde: Si come*

eterna vita; Stiamo, Amor, a veder la gloria nostra. Der philologische Scharfsinn, die ausgedehnte Belesenheit und der feine künstlerische Sinn Frederik Wulffs vereinigen sich mit einer genauen Kenntniss der Örtlichkeiten um Vanclose herum, um den Emendationen einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Die Studie kann allen Verehrern Petrarcas nur angelegentlichst empfohlen werden. Übrigens ist sie Pio Rajna gewidmet.

Berlin.

B. Röttgers.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Ü b u n g s s t ü c k e

zum

Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische

im Anschluss an die Lektüre für die Oberstufe des Gymnasiums:

1. Heft: **Hachtmann, C.**, Übungsstücke im Anschluss an Ciceros vierte Rede gegen Verres. Preis kart. **ℳ** 0.80.
2. Heft: **Knaut, C.**, Übungsstücke im Anschluss an die beiden ersten Bücher von Tacitus' Annalen. Preis kart. **ℳ** 0.80.
3. Heft: **Strengé, J.**, Übungsstücke im Anschluss an Ciceros Rede für Archias. Preis kart. **ℳ** 0.50.
4. Heft: **Strengé, J.**, Übungsstücke im Anschluss an Ciceros Rede für Murena. Preis kart. **ℳ** 0.70.
5. Heft: **Ahlheim, A.**, Übungsstücke im Anschluss an Ciceros Briefe. Preis kart. **ℳ** 0.80.
6. Heft: **Wackermann, O.**, Übungsstücke im Anschluss an Sallusts Jugurthinischen Krieg. Preis kart. **ℳ** 0.80.
7. Heft: **Hachtmann, C.**, Übungsstücke im Anschluss an Ciceros Reden gegen L. Sergius Catilina. Preis kart. **ℳ** 0.80.
8. Heft: **Lehmann, J.**, Übungsstücke im Anschluss an Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Preis kart. **ℳ** 0.50.
9. Heft: **Kleinschmit, M.**, Übungsstücke im Anschluss an Livius' 21. Buch. Preis kart. **ℳ** 0.80.

Die Anschauungsmethode in der Altertumswissenschaft.

Von
K. Sittl.

Preis **ℳ** —.60.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 31. Oktober.

Nr. 22, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 80 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 266) Geyza Némethy, *Persii satirae* (Josef Sorn) p. 505. — 267) Ed. Grofs, Beiträge zur Erklärung alter Schriftsteller (O. Dingeldein) p. 508. — 268) Edgar J. Goodspeed, *Greek Papyri from the Cairo Museum* (O. Schulthess) p. 509. — 269) Ed. Meyer, *Geschichte des Altertums* (H. Swoboda) p. 514. — 270) E. Bruhn, *Hilfsbuch für den griechischen Unterricht* (F. Adami) p. 518. — 271) Brandt, Jonas, Loeber, *Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische*, I u. III Teil (E. Köhler) p. 520. — 272) Ed. Buchetmann, *Jean de Retrons Antigone und ihre Quellen* (A. L. Stiefel) p. 520. — 273) Ernst Wasserzieher, *L'Orphelin. Par Urbain Olivier* (W. Buhle) p. 522. — 274) *L'Année linguistique* p. 523. — 275/276) E. Lavis, *Histoire de France. Tome I. II.* (J. Jung) p. 523. — 277) M. Schwarze, *Kanon französischer Sprechübungen über Gegenstände und Vorgänge des täglichen Lebens* (K. Engelke) p. 525. — 278) Ida Baumann, *Die Sprache der Urkunden aus Yorkshire im 15. Jahrhundert* (-tz-) p. 526. — 279) Th. Jaeger, *The literary Echo* (Bahrs) p. 527. — Vakanzen. — Anzeigen.

266) Geyza Némethy, A. Persii Flacci satirae. Edidit, adnotationibus exegeticis et indice verborum instruxit. Budapestini. Sumptibus Academiae litterarum Hungaricae. MCMIII. 392 S. 8. Pretium 8 cor.

Eine kritisch-exegetische Ausgabe der Satiren des Persius sollte doch mehr enthalten, als das vorliegende Buch uns bietet. Vor allem kann ein einfacher Abdruck der Vita des Persius (S. 13—15) ohne eine eingehende kritische Prüfung derselben gar nicht befriedigen. Hierbei hätte sich Verf. leicht durch Teuffels Studien und Charakteristiken. Leipzig, 1871 = Metrische Übersetzung. Stuttgart, 1899 oder der Hermannschen Ausgabe. Leipzig, 1879 (Praef. S. 4—7) eingehend und erschöpfend belehren lassen können. Ebenso wird eine genaue und klare Charakterisierung der ethisierenden Satire des Persius im Gegensatz zu der des Horaz oder der naturalistischen des Juvenal wohl mit Recht verlangt werden können. Eine Darlegung und Erklärung der Lehre der Stoa, insbesondere der Ethik derselben, die doch für das Verständnis der Satiren

des Persius schlechterdings unentbehrlich ist, sollte in einer den wissenschaftlichen Zwecken dienenden Ausgabe nicht fehlen. Des Persius Stellung zu dem sich damals immer mehr ausbreitenden Christentume, seine Beziehungen zu Seneca und zu anderen seiner Zeitgenossen, eine gedrängte Übersicht über die Sprache des Persius, diese und ähnliche Erörterungen hätten in einer Einleitung dringend einer klaren und erschöpfenden Auseinandersetzung bedurft. Desgleichen hätten die zahlreichen für die Textesgestaltung des Persius nicht zu entratenden Scholien voll berücksichtigt und vollständig abgedruckt werden sollen. Der *Conspectus criticus* (S. 5—10) ist überaus dürftig ausgefallen und bringt nur einige Varianten des Büchellerschen Textes, ohne daß Verf. auf die so wichtige Frage über die Bedeutung und den Wert der beiden *Montepessulani* (A und C bei Bücheler), über den *Vaticanus* (B bei Bücheler) auch nur einiges gesagt hätte. Es befremdet, daß Verf. den erschöpfenden und vortrefflichen Bericht Friedländers in Bursians Jahresberichte, Jahrgang 1893, 2. Abt., S. 166—173, mit keinem Worte erwähnt, noch weniger benutzt hat, obwohl daselbst manche Belehrung zu finden ist. Die in den *Conspectus criticus* eingestreuten Änderungen in der Zuweisung der Verse dem Interlokutor und dem Dichter können, weil auf subjektiven Mutmaßungen beruhend, weder gebilligt noch verworfen werden. In dem nun folgenden Texte (S. 19—43) ist der *Akk. plur.* auf is, wie er nach Neue, *Lat. Formenlehre* I, S. 258, in der Kaiserzeit vorherrschend zu sein schien, richtig in den Text gesetzt 1, 113 *anguis*. — 2, 2 *labentis*. — 2, 45 *Penatis*. — 2, 56 *aedis*. — 2, 34 *urentis*. — 3, 64 *poscentis*. — 3, 65 *montis*. — 4, 36 *marcentis*. — 5, 15 *pallentis*. — 5, 123 *tris*. — 6, 24 *tenuis* und 5, 187 *infantis*. Richtig ist *prol.* 4 *Heliconidasque*. — *prol.* 12 *refulserit*. — 1, 4 *Pulydamas*. — 1, 8 *ac si*. — 1, 17 *leges* (α C *legens*). — 1, 29 *pro nihilo pendes* (nach C). — 1, 14 *quod*. — 3, 13 *sed st. quod*. — 3, 60 *in quod*. — 3, 68 *qua*. — 5, 17 *dicis*. Der *Indikativ* in den indirekten Fragesätzen findet sich bei Persius auch 2, 60. — 3, 60. — 3, 32 u. ö. — *hocol. sumis* 5, 124. *sentis* ist eine spätere Erklärung zu *sumis*. — *at* 5, 159 — *chlamydas* 6, 47; vgl. *Cappadocas* 6, 77. — *dest* 6, 64. Dagegen ist zu lesen *prol.* 8 *χαίρε*. — *prol.* 9 *picamque*, wegen des im V. 8 vorkommenden Singulars *psittaco*. — 1, 57 *protenso st. propenso*. — 1, 66 *dirigat st. derigat*; so auch 3, 60 *dirigis st. derigis*. — 1, 74 *quem st. cum*. — 1, 81 und 3, 94 *istuc st. istud*. — 2, 61 lese ich *in terris* trotz Laktanz, der nach dem Sprach-



In meinem Verlage sind soeben erschienen:

CONVERSATIONAL BOOKS

about

THE PICTURES OF HÖLZEL

by

L. PITCAIRN and M. BENNEGGER.

Book	I	Spring
"	II	Summer
"	III	Autumn
"	IV	Winter
"	V	The Farm-Yard
"	VI	The Mountain
"	VII	The Forest
"	VIII	The Town
"	IX	London

mit dem dazugehörigen Bilde der
verkleinerten Handausgabe von
Hölzels Wandbildern, Preis je 60 h
= 50 Pf.

Die überaus grosse Verbreitung, welche die in meinem Verlage erschienenen „Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hölzel par Lucien Génin et Joseph Schamanek“ gefunden haben, wie auch wiederholte Anregung seitens vieler massgebender Persönlichkeiten aus neuphilologischen Kreisen legten es mir nahe, ein ähnliches Werk auch in englischer Sprache zur Ausgabe zu bringen und auf diese Weise vielseitig geäusserten Wünschen zu entsprechen.

Diese „Conversational Books“ werden überall willkommen sein, wo englisch gelehrt wird, und mache ich daher nicht nur die Herren Lehrer, welche an den Mittelschulen Englisch vortragen, sondern auch die vielen Privat-Sprachlehrer und -Lehrerinnen sowie Mädchenpensionate darauf ergebenst aufmerksam.

Von den „Conversational Books by L. Pitcairn and M. Bennegger“ stelle ich den sich hiefür interessierenden P. T. Lehrern und Lehrerinnen mit Vergnügen ein Probeheftchen zur Verfügung. Die darin beobachtete Methode ist aus jedem der einzelnen Heftchen zu ersehen. Jede Buchhandlung ist in der Lage, geneigte Ansichts-Bestellungen auszuführen, während ich bitte, wegen Probeheftchen meiner „Conversational Books“ mit mir direkt in Verbindung zu treten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

ED. HÖLZEL.

gebrauche seiner Zeit, wo der wo? und wohin? - Kasus nicht streng geschieden wurde, die Persiusstelle zitiert hat. 1, 23 lese ich *carminibus*, im ironischen Sinne (J. van Wageningen *versiculis*). — 1, 97 ziehe ich nach α C *praegrandi* dem von Porphyrio zitierten *vegrandi* vor, aus demselben Grunde, wie oben in der Stelle 2, 61 *in terris*. — 2, 37 ist der Sing. optet gegen C, wo der Plural steht, zu halten, weil Pers. auch sonst bei zwei Subjekten den Singular verwendet, so 1, 92 — 3, 116 — 4, 5 — 6, 70 u. o. — 2, 62 *hos st. hoc*. — 3, 16 *at cur st. a, cur*, der Gegensatz wird dadurch markanter hervorgehoben. — 3, 46 ist *dicere* = *recitare* zu belassen. — 3, 93 ist das in A und B überlieferte *rogabit* in C in *rogavit* geändert worden. Paläographisch ist eine solche Änderung erklärlich; gerade so, wie 5, 90 *vetavit* von Heinrich in *vetabit* geändert wurde. Doch lese ich an letzterer Stelle *vetarit*, da doch in den Handschriften eher eine Verwechslung des *v* in *r* als des *v* in *b* möglich ist. — 4, 3 ist zu lesen: *Quo fretus? dic o magni pupille Pericli*, wegen der Vorliebe des Persius zur Interjektion *o*. Vgl. 1, 44 *quisquis es, o modo quem ex adverso dicere feci*. — 5, 21 haben die Handschriften *secreti* (Bücheler *secrete*), nach dem Sprachgebrauche des Persius ganz richtig. Vgl. 5, 61 *seri ... ingemuere*, so noch 1, 132 — 3, 69 — 6, 20. — Ebenso ist in 4, 37 *tu cum st. tunc cum* zu lesen, wegen der Vorliebe der Persius zu dem unbestimmten „Du“. Auch die Mehrzahl der Handschriften bietet diese Lesart. — Die Stelle 5, 150 ... *peragant avido sudore deunces?* und 6, 68 *unge st. ungue*, 6, 79 *depinge st. depunge* entsprechen mehr der satirischen Absichtlichkeit des Dichters als die Lesarten des Verfassers.

Den Hauptwert des Buches bildet der wohlgeordnete und wohldurchdachte Kommentar (S. 48—351). Nur einige Bemerkungen mögen folgen: Auf S. 48 hätte die Frage beantwortet werden sollen, ob die 14 Choliamben als Prolog zu allen Satiren oder nur zur ersten Satire, oder endlich, ob sie als Epilog zu allen Satiren, wie Bücheler will, anzusehen seien. Sie gehören ohne Zweifel integrierend zur ersten Satire, weil ja Persius anfangs nach Lucilius als Muster seine Satire gedichtet hatte, der ebenfalls verschiedener Versmaße sich bediente. Später kam Persius, Horaz als Muster folgend, davon ab und verwendete in seinen Satiren, die ja nur als Gelegenheitsgedichte anzusehen sind, den heroischen Hexameter. Zudem war dem Dichter eine zu kurze Lebensdauer beschieden gewesen, als daß er nach einem bestimmten Plane eine ganze Gedichtsammlung angelegt hätte. — Ebenso war hier eine Auseinandersetzung über die *personae*

Persianae beizufügen. Bei der zweiten, dritten und fünften Satire war das kulturhistorische Moment besonders hervorzuheben, wobei Friedländers Sittengeschichte zu Rate zu ziehen war. S. 214 war hinzuzufügen, daß 4, 13 Theta (Θ) nicht gerade das Todesurteil, θάνατος, sondern allgemein das Zeichen der Verurteilung bedeutet¹⁾. Desgleichen bedeuten die rami der littera Samia (Υ) ganz allgemein das Zeichen des Guten und des Bösen im menschlichen Leben. Das war S. 180 f. zu vermerken. Der Index (S. 335—390) war in den Index nominum und den Index latinitatis Persianae zu teilen. Allerdings werden ab und zu in dem Kommentar Bemerkungen über die sprachlichen Eigenheiten des Persius eingestreut, sie entbehren jedoch der Übersichtlichkeit. Das Latein des Verf. ist ein durchaus korrektes und mustergültiges; nur hätte ich S. 57 *se ortos ferebant* besser *se ortos praedicabant*, und *ibid. . . ut effeminatos eius temporis mores notet* richtiger *eius temporis mores describat*, ferner S. 214 *tabellis littera Θ signatis* besser *insignitis* und endlich S. 239 *comparatio abhabitando desumpta* lieber bloß *sumpta* geschrieben. S. 349 läse ich lieber in *sinu condere* solebant st. *ponere* solebant. Ungenau ist S. 138 u. 139 *in aedis* im Kommentar geschrieben, obwohl im Texte *in aedis* steht. Alles in allem: Némethy's Buch ist, die angeführten Mängel abgerechnet, wegen des gediegenen und vortrefflichen Kommentars als ein sehr willkommener Beitrag zu einer wissenschaftlichen Persiusausgabe freudigst zu begrüßen. Möge uns letztere doch recht bald beschieden sein!

Laibach.

Josef Sorn.

- 267) **Eduard Grofs, Beiträge zur Erklärung alter Schriftsteller** vornehmlich durch Hinweise auf die deutsche Literatur. Programm des Neuen Gymnasiums zu Nürnberg. Nürnberg 1902. 72 S. 8.

Der in den Klassikern und in der neueren Literatur gleich gut bewanderte Verf. bietet hier eine umfangreiche Sammlung von Zitaten aus neueren Autoren, die als Parallelen zu Stellen aus antiken Schriftwerken zu dienen geeignet sind. Vielfach sind sie nur angeführt, um die oft frappante Übereinstimmung in Inhalt und Ausdruck, zuweilen auch um den kontrastierenden Gedanken zu veranschaulichen. Nicht selten aber er-

1) Im *Egyptemes Philologiai Közlöny*. XXVII. 1903. Heft 1 u. 2 hat der Verf. schon die richtige Erklärung. Vgl. *Berl. Philol. Wochenschrift* Nr. 23, Spalte 730.

geben sich daraus zugleich nützliche Winke für eine sinn- und formgerechte Übersetzung, und zuweilen findet der Verf. dabei Gelegenheit, auf die sachliche Erklärung mit treffenden Bemerkungen einzugehen; so S. 63 f. zu Horat. Sat. I, 20, 24 f. Verf. zeigt dabei eine erfreuliche Belesenheit; zu seiner Sammlung haben Luther und Bismarck, Prinz Heinrich und Dewet, die Bibel und das Kommerzbuch beige-steuert, auch Döllinger und König Ludwig, wie überhaupt bayrische Autoren eine besondere Berücksichtigung gefunden haben. Das sehr verdienstliche Schriftchen möge namentlich allen Lehrern der alten Sprachen warm empfohlen sein.

Büdingen.

O. Dingeldein.

- 268) **Edgar J. Goodspeed, Greek Papyri from the Cairo Museum** together with Papyri of Roman Egypt from American Collections (Printed from volume V. of „The Decennial Publications“ of the University of Chicago). Chicago, The University Chicago Press, 1902. 72 S. 4.

E. J. Goodspeed, in der Papyrusforschung bekannt durch die Herausgabe von zwei Berliner Urkunden (BGU 810, 811), durch die mir nicht zugängliche Zusammenstellung der „Saatkornquittungen“ in „The University of Chicago Studies in Class. Philol.“ III p. 1—66 und als zukünftiger Mitherausgeber des zweiten Bandes der Tebtynis-Papyri, veröffentlicht hier zunächst 15 Papyri des Museums von Kairo, die er dort im Jahre 1899 abgeschrieben hat, dann 12 Papyri aus einer von Reverend J. R. Alexander aus Asiût angelegten, nunmehr im Museum des Westminster College in New Wilmington (Pennsylvania) aufbewahrten Sammlung, die er als „*Alexander Papyri*“ bezeichnet und schließlic 3 Papyri seiner eigenen Sammlung, von ihm bezeichnet als „*Chicago Papyri*“.

Von den Cairo Papyri gehören Nr. III—IX der Ptolemäerzeit an, I, II und X dem 2., XI—XV dem 4. Jahrh. n. Chr. Zwei derselben (III und VII) stammen aus dem Faijûm, V, VI und IX aus Gebelên, XIII und XV, wahrscheinlich aber auch XI, XII und XIV, aus Ešmunên (Hermopolis); von den übrigen ist, wie so oft, die Herkunft nicht bekannt.

An der Spitze stehen zwei literarische Fragmente, eine Papyrus-hand-schrift des 2. Jahrh. n. Chr. von o, 216—253 mit einem Obelos, zwei

διπλαῖ und einem Scholion ¹⁾, und ein kurzes Bruchstück medizinischen Inhalts über die Verdaulichkeit irgend eines Stoffes (ἔλν). — Nr. III, Brief des Ptolemaios an Achilleus, ist die Einleitung zu einem Traumbericht: ἔδο]ξέ [μο]ι ν[ε]ν περὶ τοῦ δράματος διασαφῆσαι σοι Z. 4 f.) also ist der Adressat wohl Traumdeuter. — Die aus Briefen der Ptolemäerzeit bekannte Grufsformel, z. B. P. Petr. II No. XI, 1: καλῶς ποεῖς εἰ ἔρρωσαι καὶ τὰ λοιπὰ σοι κατὰ γνώμην ἐστίν, ἐρρώμεθα δὲ καὶ ἡμεῖς (ähnlich ebendas. No. XIII, 6 p. 37), die an das lateinische SVBEEV erinnert, steht hier in Nr. IV in der Form: εἰ ἔρρωσαι καὶ τὰλλα σοι κατὰ λόγον ἐστίν εἴη ἂν ὡς αἰρούμεθα, καὶ αὐτοὶ δ' ὀγναιόμεν. — Nr. V ist als „Bestechungsversuch“ erkannt und erklärt von U. Wilcken, Archiv II, 578 f. — In Nr. VIII, einem Darlehenskontrakt vom Jahre 111 v. Chr. ist zu beachten Π]έρεσης τῶν προσγράφων (Z. 3). — In Nr. IX aus dem 1. Jahrh. v. Chr. verpflichtet sich Pates, Sohn des Panebchonis, als Zins für eine von ihm gepachtete Insel 45 Artaben Weizen und 10 Vögel (ὄρνιθας ι Z. 8) zu entrichten: also Naturalrente. — In Nr. XII vom Jahre 340 n. Chr. bezeugen Col. I die Beamten einer Gemeinde gegenüber Aurelios Asklepiades, Praepositus des 15. Pagus des Nomos Hermopolites, eidlich die Richtigkeit des Col. II—IV folgenden Verzeichnisses von Steuerzahlern, zu deren Namen ihre Leistungen in Artaben (Weizen) zugesetzt sind. — Nr. XIII (Cairo Museum 10260) ist ein vorzüglich erhaltener Kaufkontrakt des Aurelius Silvanus von 341 n. Chr. Die mit den Worten von Z. 1: ὁμολογῶ πεπρακέναι καὶ καταγεγραμμέναι σοι κατὰ τήνδε τὴν δισσὴν ἔγγρα[φ]ὴν ἀσφάλειαν und durch Z. 14 f. bezeugte doppelte Ausfertigung der Urkunde wird bestätigt durch das Vorhandensein des Duplikates (Cairo Museum 10259). Ausgefertigt ist die Urkunde vom συναλλαγματοργ(άφος), dessen Funktionen uns immer deutlicher werden. In der ausgeschriebenen Stelle wird übrigens nach dem Sprachgebrauch dieser Zeit ἔγγρα[φ]ον ἀσφάλειαν zu schreiben sein, wie XV, 5, trotzdem an letzterer Stelle das Duplikat P. Cair. 10270 καταγεγραφήν hat. — Ein sehr interessantes Stück ist Nr. XIV vom Jahre 343 n. Chr., wahrscheinlich aus Ešmunên, die letzten 20 Zeilen eines „contract of surety“ für den Transport von Korn wahrscheinlich von

1) V. 229 wird ζωντον doch wohl Druckfehler sein, oder dann fehlt wie bei νικόντων XII, 1, 11 eine nähere Angabe über die Überlieferung, während zu δυνύωμεν XIV, 19 bemerkt ist i. δυνύομεν. Aufgefallen sind mir eine Anzahl von Akzentfehlern, wie XV, 7 ἔνοντι st. ἐνόντι, XXVII, 9 ἀκολουθῶς, XXIX, 3 θυγατήρ, 6 μητὴρ u. a.

Hermopolis nach Neapolis. Diejenigen, die den Transport übernommen haben, liefern das Getreide unter Vorweisung eines Verzeichnisses des gelieferten Getreides ab und müssen für die Ablieferung eine Empfangsbescheinigung zurückbringen. — Nr. XV ist eine Klageschrift der Witwe Aurelia betr. Besitzstörung, gerichtet an die riparii des Nomos Hermopolites. Zu dieser in ganz erbärmlichem Griechisch abgefaßten Klageschrift vom Jahre 362 (P. Cair. 10269) ist ebenfalls der Doppel erhalten (No. 10270), der ziemlich viele, wenn auch inhaltlich nicht wesentliche Abweichungen enthält, die Goodspeed S. 22 verzeichnet. Als Name des zweiten Konsuls vom Jahre 362, Nevitta, soll Z. 1 *Εὔουιτ' ταν* stehen, und in der Tat setzt Goodspeed in der Übersetzung „Evittau“ und im Index p. 74: „Mamertinus and Euvittau, Consuls.“ Kaum richtig ist Z. 3 *Φ[ί]βιο[ς]*; vielleicht *Φ[α]βίο[υ]*? In Z. 14 übersetzt Goodspeed *καθ' ἑκαστα* mit „particularly“; es heißt aber doch wohl „immer“ = *καθ' ἑκάστην ἡμέραν*. Z. 16 ist zu lesen *τὸ ὄνυδιον* (nicht *ὄνυδιν*) = *ὄνυδιον*, „Eselchen“. Z. 24 ergänze ich *τρεῖς πωι μηδενὶ* und fasse *ἡπίχθ[η]* nicht als *ἐπὶ χθ[η]* von *ἐπάγω*, da die Schreibung *η* für *ε* beim Itacismus unwahrscheinlich ist, sondern als *ἡπίχθ[η]* von *ἐπείγω*, „ich wurde gedrängt“.

Von den Alexander Papyri, Nr. XVI—XXVII, sind acht Saatkornquittungen des 2. Jahrh. n. Chr. aus Karanis (Kôm Ušîm), vervollständigen also die oben erwähnte Sammlung Goodspeeds. Sie gehören außer Nr. XVII, die ins Jahr 144/5 fällt, alle ins 22. Jahr des Antoninus, also 158/9 n. Chr. Das wenige Neue, das sie bieten, wie die Nennung der 82. und 88. Kleruchie, den ausgeschriebenen Pluralis *κληρουχιῶν* (XVII, 2), das Fehlen der Angabe der Aruren und Artaben in Nr. XX, verzeichnet Goodspeed gewissenhaft, der auch S. 23 nach Mitteilungen Grenfell's einige Korrekturen an seiner früheren Publikation anbringt. Sonst wäre von diesen Alexander Papyri etwa noch zu erwähnen Nr. XXV, Bestätigung über die Ableistung der *πενθημερία χωμάτων*, des bekannten Fünftagewerkes bei der Ausbesserung der Dämme, hier am Wüstenkanal, *ἐν ὄρωνῃ (διώρωνι)*, ebenfalls aus Karanis vom Jahre 161 n. Chr.

Von den drei Papyri aus Goodspeed's eigener Sammlung, den Chicago Papyri, ist das merkwürdigste Stück Nr. XXVIII, ein Fahrschein für eine Person, offenbar für eine Fahrt auf dem durch Karanis führenden Kanal. Ein ähnliches, aber weniger gut erhaltenes und darum

nicht so deutliches Stück ist P. Amh. II p. 149 mitgeteilt. Der Chicago Fahrschein, ein Stück Papyrus von 6 × 9 cm, lautet:

Πτολεμαῖος [ψ] Πανομιεύς
ἐπίπλους ἀπὸ Καρανίδος
Ἰσιδώρου Ἰσιδώρου κυβ(ερνήτου)
ἵσος πλήρης

Die letzten zwei Worte, die Goodspeed übersetzt „even full“, sind noch unerklärt, namentlich ἵσος; daran aber, daß ἐπίπλους von dem die Befrachtung überwachenden Beamten („supercargo“) zu verstehen sei, darf man schon wegen ἵσος πλήρης, das sich doch wohl auf das Fahrzeug bezieht, nicht denken.

Nr. XXIX sind Fragmente aus dem Protokoll über einen Prozeß betreffend das Testament des Soldaten Amatius Priscus aus der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. (ἀντίγραφον ὑπομνηματισμῶν). Der Herausg. hätte ganz wohl in Col. II/III die Interpunktion setzen können. Ῥοῦφος Col. III, 4 ist offenbar der Präfekt, der Recht spricht und verfügt: εἰάν σοι δόξη, μεσεῖτην ἡμεῖν δός, ἵνα ἡ ἀντίδικος ἀποκαταστήσῃ τῇ συνηγορομένη τὸ [προσῆκον μέρος], wie ich etwa zu ergänzen vorschlagen möchte.

Das umfangreichste Stück der Publikation ist Nr. XXX, ein Wirtschaftsbuch aus Karanis (S. 30—73), erhalten auf einer Rolle von über 2½ Meter Länge. Diese Rolle enthält Eintragungen vom Oktober 191 bis April 192 n. Chr. und bildet eine wichtige Parallele zu dem ebenfalls umfangreichen, über 100 Jahre älteren Haushaltungsbuch des Britischen Museums, P. Lond. I, 131 R (p. 169—188). Der Chicago Papyrus, der in manchen Einzelheiten noch nicht verstanden ist, auch wohl da und dort noch genauer gelesen werden muß, ist besonders deshalb wichtig, weil hier nicht bloß die Ausgaben für den landwirtschaftlichen Betrieb aufgeführt sind, wie im Londoner Papyrus, sondern weil in den 47 Kolonnen über 1200 Einnahme- und Ausgabeposten für die verschiedensten Zweige eines großen Haushaltes nebeneinander stehen und zwar so, daß die Ausgabeposten jeweilen ein wenig nach rechts hinausgerückt sind. Für die Datierung und manche Einzelheit durfte sich Goodspeed noch der Hilfe des scharfsinnigen Fritz Krebs erfreuen, dessen frühen Hinschied man neuerdings als schweren Verlust für die Wissenschaft empfinden muß. Die Einnahmen rühren her vom Verkaufe von Wein, Gemüse, Öl, Datteln, im allgemeinen aber werden sie, ohne Angabe der Spezies, bezeichnet als kommend von Hatres oder Dioskores oder Konchos oder

Arches, von denen jeder etwa 40 Zahlungen geleistet hat, während von Sotas über 25 und von Gaius etwa ein Dutzend aufgeführt werden. Goodspeed S. 33 betrachtet sie gewifs mit Recht als „*agents or collectors of the writer's*“, die von Zeit zu Zeit ihre Beträge an den Herrn ablieferten. Ausserdem sind auch erwähnt Einnahmeposten von *μισθωταί*, Pächtern, und mehrfach solche von *μισθωταί περιστεράωνων*, Pächtern von Taubenschlägen. Unter den Ausgabeposten erscheinen Zahlungen an Rinder- und Schafhirten, Esel-, Kamel- und Ochsentreiber, Weber, Ziegeleiarbeiter, Zimmerleute, Gipser, Bauleute, Wachmannschaften, an den Töpfer, Kleiderreiniger, Goldschmied, Sattler, Advokaten, an Banken, Steuereinnahmer aller Art, dann Zahlungen durch die „Agenten“ an Arbeiter, die bei der Ölfabrikation beschäftigt sind, und an andere Arbeiter. Die Posten betreffen Ausgaben für Vieh, Esel, Schweine, Tauben, Hühner, Fische, Wasser, Wein, Öl, Fett, Heu, Grünfutter, Sesamkuchen, Weizen, Gerste, Wicke, Kalbfleisch und anderes Fleisch, Kapern, Schwefel, Salz, Erbsen, Gemüse, Weberfaden und zwar Kettenfaden (*στήμων*) und Einschlagfaden (*κρόκη*), Werg, Kleidung, Schuhe, Säcke, Flachs, Löhne, Geldwechseln (?), Arbeitslöhne, Beleuchtung, für die Ernte, und zwar sehen wir aus Kol. 40, wie zur Zeit der Ernte die verschiedenartigsten auf dem Gute beschäftigten Handwerker zur Bewältigung der grossen Arbeit herangezogen wurden, ferner für Kamelmiete, Frachten, Heilmittel, Pflaster, Essen und mancherlei Steuern, namentlich zahlreiche nicht näher zu bestimmende Zahlungen an die *τελώναι*. Wir erhalten hierbei gelegentlich interessante Aufschlüsse über Warenpreise: ein *κεράμιον* Wein kostet 16 Drachmen, eine Artabe Weizen 18—20 Drachmen, Wicken 18 Drachmen, Gerste etwas über 10 Drachmen. Schade, daß zu den Geldsummen im allgemeinen das Quantum nicht zugesetzt ist, also die Berechnung der Preise meistens unmöglich ist. Zu einzelnen Posten und Lesungen wäre auch nach dem, was W. Crönert, Wochenschr. f. klass. Phil. 1903, Nr. 27, S. 732—735, bemerkt hat, noch dies und jenes nachzutragen. Mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß *ὑπὲρ μαλαγμάτων* (*ζεύγους*) Kol. 10, 6, „für ein Paar Pflaster“ zu *ψωμίων ζεύγῃ* *τῆ* in P. Grenf. II, 67, 14 zu stellen ist; vgl. Wilcken, Ostr. I, 756 und dazu noch P. Oxy. II, 267, 6 *ἐνωτίων χρυσῶν ζεύγους ἑνός* und Z. 18 *τὸ τῶν ἐνωτίων ζεύγος*. Kol. 14, 25 dürfte vielleicht etwa zu ergänzen sein *ὑπὲρ κοπῆς ἀνθράκων* oder *ἀνθράκιδίων*, „für das Verkleinern von Brennkohle“. Das Hauptinteresse, das dieser Papyrus

bietet, besteht, wie auch diese Skizzierung seines Inhaltes zeigen dürfte, in zahlreichen Einzelheiten. Er gestattet uns, einen Blick zu tun in die mannigfaltigen Bedürfnisse und den Warenumsatz einer grossen Gutswirtschaft, verschafft uns aber leider kein grosses zusammenhängendes Kulturbild in klaren Umrissen.

Den Schluss des Bandes bilden sorgfältige Indices, in denen man etwa einen Ausdruck ein wenig vollständiger wünschte, z. B. *ἐπιμελητῆς οἴνου ἀναφερομένου εἰς Θηβαῖδα* statt des blossen *ἐπιμελητῆς*, oder *προσόδου (γῆ)* statt *πρόσodos*, und *ὁμολογία*, *ἦν ἐκὼν καὶ συγχωρήσας ἔθετο* statt bloss *συγχωρεῖν*. Zu verbessern ist *εὐδιαφόρητος* und nachzutragen *ὄν παντί* 11, 11 und das rätselhafte *πλιαστ()* 30, 29, 23.

Frauenfeld (Schweiz).

Otto Schulthess.

- 269) **Eduard Meyer, Geschichte des Altertums.** Viertes Band: Das Perserreich und die Griechen. Drittes Buch: Athen (vom Frieden von 446 bis zur Kapitulation Athens im Jahre, 404 v. Chr.). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta's Nachfolger 1901. X u. 666 S. 8. N 12. —.

Über den dritten Band von M.s hervorragendem Werke habe ich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1901, S. 562 ff.) berichtet; nach den Intentionen des Verf. sollte das dritte und vierte Buch die Fortsetzung bis zur Schlacht von Mantinea in einem Band enthalten. Aber auch jetzt zwang die Fülle des Stoffes zu einer weiteren Teilung und M. mußte sich damit begnügen, in diesem Bande die Geschichte Athens von 446 bis 404 zu behandeln. Die gelehrte Welt kann damit nur einverstanden sein, denn, wie der vorliegende Band zeigt, wäre eine Beschränkung zum Schaden der Sache gewesen.

Der vierte Band enthält zum Unterschied von den früheren nur griechische Geschichte (daneben wird, soweit es notwendig ist, die persische Geschichte berührt); dies bedeutet kein Abweichen von dem universalhistorischen Programm des Verf., denn in diesem Zeitraum fällt die Universalhistorie tatsächlich mit der Geschichte der Hellenen zusammen. Dies gilt nicht bloss für die politischen Ereignisse, sondern ebenso und noch mehr für die Geschichte der Kultur; der Verf. hat daher der Kultur des perikleischen Zeitalters und den geistigen Strömungen während des peloponnesischen Krieges eine eingehende Darstellung zuteil werden lassen. Um das Urteil über diese Kapitel (3. 4. 7) gleich vorwegzunehmen, so

sei gesagt, daß sie glänzend sind und den Höhepunkt dieses, wie die früheren Teile des Werkes, ebenso durch tiefeindringende Forschung als hohe und weitsichtige Auffassung ausgezeichneten Bandes bilden. Interessant ist schon der Versuch, die Daten der Literaturgeschichte zur Beurteilung der materiellen und geistigen Leistungsfähigkeit Athens zu verwenden; das Ergebnis ist für die Produktionskraft des attischen Volkes erstaunlich. Am wichtigsten erscheint die Formulierung der Probleme, welche zu Anfang dieses Zeitalters die griechische Welt bewegten: einerseits die Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes, anderseits die Tatsache, daß den Gottlosen keine Strafe trifft; einerseits die Verpflichtung des Gesetzes, auf der anderen Seite das Recht der Persönlichkeit; die Existenz der Götter und die Zuverlässigkeit der Orakel, dagegen der Zweifel an dem göttlichen Weltregiment. Das große Verdienst M.s ist es nun gezeigt zu haben, daß die Weltanschauung des perikleischen Zeitalters durch Herodot und Sophokles repräsentiert wird und auf welche Weise dieselbe die angedeuteten Probleme zu lösen suchte: ihr Grundzug ist bei allem Wirklichkeitssinn idealistisch und religiös, die Allmacht der Götter und ihr Eingreifen wird festgehalten, ebenso das Sittengesetz. Allein die Keime, die zur Zersetzung dieser einheitlichen Weltanschauung führten, sind schon vorhanden: das Sittengesetz tritt in Gegensatz zu dem Götterglauben, das Recht des Individualismus übt Kritik an dem Begriff des Gesetzes. Der entschiedenste Prophet der modernen Ideen ist Euripides. Der große Fortschritt, den M. angebahnt hat, besteht darin, nachgewiesen zu haben, was bisher meist übersehen wurde, daß die aus der Zeit der Perserkriege stammende Kultur nicht unmittelbar durch die Sophistik abgelöst wurde; er hat es zum ersten Male unternommen, den geistigen Gehalt des perikleischen Zeitalters völlig auszuschöpfen. Diese Betrachtungen werden im Kap. 4 fortgesetzt, in dem sich viele feine und treffende Bemerkungen über den Fortschritt der Kunst und über die Anfänge der exakten Wissenschaften finden, durch die Charakterisierung der Sophistik; ihr, speziell Protagoras, haben wir die theoretische Begründung des Individualismus zu verdanken. In durchweg objektiver Weise werden sowohl die Verdienste als auch die Ausartung der Sophistik charakterisiert (S. 268 ff.). Im Kap. 7 (Die geistigen Kämpfe während des Krieges) führt der Verf. diese Untersuchungen weiter; er schildert den Kampf um die moderne, durch die Sophistik vertretene Bildung, den Widerstand, den sie sowohl bei der demokratischen als der konservativen Partei fand, und die merkwürdige

Erscheinung, daß trotz alledem beide Parteien durchaus von dem modernen Geiste infiziert wurden. Die Überwindung der in ihren letzten Ergebnissen nihilistischen Sophistik ist Sokrates zu verdanken, den M. eingehend behandelt. Sokrates' unvergängliches Verdienst ist, was an der Sophistik lebensfähig und fruchtbar war, für die Zukunft gerettet und damit eine neue Kultur begründet zu haben, durch seine Überzeugung von der Realität der Begriffe, durch die Einführung des kategorischen Imperativs und die Loslösung der Moral von der Religion. Die Negation der Sophistik wird durch Sokrates' Positivismus überwunden. Die echt historische Würdigung von Sokrates' Bedeutung (zusammenfassend S. 459 ff.) ist um so wertvoller, als vor kurzer Zeit gerade vom modernen Standpunkt aus Beloch über Sokrates den Stab gebrochen und ihn als Vertreter der geistigen Reaktion hingestellt hat.

Es braucht nicht versichert zu werden, daß die der politischen Geschichte gewidmeten Abschnitte dieses Bandes an Gehalt nicht zurückstehen, ganz abgesehen davon, daß es schon an sich interessant ist, das Urteil eines so bedeutenden Historikers wie E. Meyer über eine so wichtige Zeit kennen zu lernen. In erster Linie gilt dies von seiner Charakteristik des Perikles, der in den letzten Jahren eine so verschiedene Beurteilung erfahren hat. M. urteilt, gewiß mit Recht, über ihn günstig — manchmal vielleicht zu günstig, wenigstens was P.s' Finanzpolitik anlangt, gegen welche Busolt begründete Bedenken erhoben hat; er weist darauf hin, wie sich Perikles aus einem Demagogen zum Staatsmann entwickelte und seit 450 Athen durchaus in staatsmännischem, den realen Verhältnissen Rechnung tragendem Sinn leitete, und wie der Kern seines Wesens ein vornehmer Idealismus war, der wie die Stärke, allerdings auch die Schwäche seines Wesens bezeichnet. Was man als seine historische Schuld bezeichnen darf, ist zweierlei: daß Athen an der Verfassung zugrunde ging, welche er ihm gegeben hat; und daß er sich nicht über den engherzigen Standpunkt der radikalen Demokratie bezüglich des Bürgerrechtes zu erheben vermochte. Zutreffend bezeichnet M. diese Bürgerrechtspolitik Athens als die Hauptursache des Scheiterns seiner hegemonischen Pläne. Gewissermaßen einen Beitrag zur Charakteristik des Perikles bilden auch M.s Ausführungen über den Ausbruch des peloponnesischen Krieges; seine Ansichten darüber waren schon aus Band II seiner Forschungen zur alten Geschichte bekannt. Meines Erachtens ist dieses schwierige Problem jetzt durch M. in abschließender Weise aufgeklärt, die Ansicht

endgültig widerlegt, daß Perikles Athen in den Krieg hineingezogen habe, um den Anfechtungen gegen seine Stellung im Innern zu entgehen, das Dilemma, in welches Athen durch den Streit zwischen Korinth und Korkyra geriet, dargelegt und die unnachgiebige Haltung, welche Perikles gegenüber den Forderungen der Peloponnesier einnahm, gerechtfertigt; die Unnachgiebigkeit der Athener wurde durch das megarische Psephisma markiert, das M. überzeugend in den Herbst 432, nach Potidaeas Abfall, setzt. Ich sehe in diesen Erörterungen M.s einen bedeutsamen und ebenso wichtigen Fortschritt unserer geschichtlichen Erkenntnis, wie in seiner eingehend ebenfalls im zweiten Bande der Forschungen verteidigten Ansicht, daß die politische Lage des Jahre 425, die durch Kleon verschuldete Zurückweisung des spartanischen Friedensanbotes die Peripetie des Krieges für Athen bedeutete, und in der Darlegung, daß der Nikias-Frieden für Athen große Vorteile darbot, wenn es nur verstanden hätte, dieselbe in verständiger Weise auszunützen. Für die folgende Zeit ist in erster Linie M.s Urteil über Alkibiades von Interesse. Es ist entschieden ungünstig und der diametrale Gegensatz zu der Verherrlichung des Alkibiades durch E. Curtius; M. charakterisiert ihn als echten Jünger der Sophisten, von schrankenlosem Egoismus, der nur von dem Streben geleitet war, die Herrschaft über Athen und Hellas zu gewinnen. Sein Verhalten in der Zeit nach dem Nikias-Frieden und sein Streben, den Krieg wieder zu entzünden, war gegen das Interesse seines Heimatstaates, der dringend den Frieden brauchte; auch der sizilische Zug, den Alkibiades als Mittel benützen wollte, um seine Alleinherrschaft aufzurichten, überstieg die Kräfte Athens. Nikias' Tätigkeit in Sizilien schätzt M. meines Erachtens zu günstig ein, so besonders wenn er ihm das offensive Vorgehen gegen Syrakus im Jahre 414 zuschreibt. Vortrefflich ist wiederum die Schilderung der von Athen seit dem Jahre 414 verfolgten allgemeinen Kriegspolitik (S. 523 ff.); M. betont mit Recht, daß die Unterstützung des Amorges der Hauptgrund war, daß Persien seine neutrale Stellung aufgab und sich Athens Gegnern zugesellte. Doch halte ich seine Ansicht (S. 555), daß die Initiative zum Eintritt in den Krieg von Persien ausging, für fraglich. In der Darstellung des dekeleischen Krieges ist wieder auf die Charakteristik Lysanders hinzuweisen, der hier als Gegenbild des Alkibiades auf spartanischer Seite — gleich dem er vollkommen egoistischer Interessenpolitiker war — aufgefaßt wird. Das milde Verhalten Spartas gegen Athen bei dem Friedensschlusse wird

gebührend hervorgehoben und mit Recht auf ideale Motive zurückgeführt.

Ich habe mich soviel als möglich bemüht, die großen Züge von M.s Darstellung herauszuarbeiten, denn auf ihnen beruht in erster Linie die Bereicherung der historischen Auffassung, welche wir ihm verdanken. Es ist natürlich, und schon zu Anfang von mir betont, daß M. auch in einer großen Reihe von Einzelheiten, die kritischer oder zweifelhafter Natur sind, die Forschung erheblich gefördert hat, z. B. über die Zeit des panhellenischen Kongresses, den Perikles plante, dessen Fahrt in den Pontus, den Umsturz der 400 im Jahre 411, die Chronologie des dekeleischen Krieges und der Arginusenschlacht u. a. m. Die deutsche Geschichtswissenschaft hat alle Ursache, auf dieses Werk stolz zu sein.

Prag.

Heinrich Swoboda.

270) **E. Bruhn, Hilfsbuch für den griechischen Unterricht** nach dem Frankfurter Lehrplan. I. Teil: Übersetzungsstoff, X und 231 S.; II. Teil: Wortkunde und Deutsch-Griechisches Wörterverzeichnis, 88 und 56 S. 8. Berlin, Weidmann, 1903.

Ä 4. 40.

Der I. Teil enthält den Vorkurs, Hauptkurs, es folgen die zugehörigen deutschen Übungsstücke und freie Aufgaben.

Der Vorkurs hat den Zweck, den Unterricht so zu fördern, daß am Anfang des zweiten Quartals mit der Xenophonlektüre begonnen werden kann (Vorw. III); er bringt in 20 Lektionen das Hauptsächlichste aus der Flexion der Substantiva, Adjektiva, Pronomina, Verba auf ω (I., III., IV. Kl.), $\alpha\omega$, $\epsilon\omega$, aus der Syntax die Lehre vom Artikel, vom Gebrauch des Konjunktivs und Optativs, von den irrealen Bedingungssätzen. Anordnung und Verteilung dieses Pensums wird man billigen und empfehlen können; vielleicht sind die Pronomina, so wichtig sie sind, doch etwas zu stark betont. Im übrigen setzt dieser Teil all die Vorteile des Frankfurter Reformsystems voraus: der freiere Lehrplan ermöglicht durchweg Einzelsätze; die lateinischen Vorkenntnisse ermöglichen z. B., den Gebrauch des Konjunktivs und Optativs (XII, XIV) durch Vergleich mit den lateinischen Erscheinungen zu behandeln und in den Übungssätzen „dem Schüler alte Bekannte aus dem Wulffschen lateinischen Lesebuche in ursprünglicher Gestalt vorzuführen“ (Vorw. IV); erhöhte Stundenzahl und reifere Schüler gestatten rascheres Vorgehen und größere Anforderungen an die Arbeits-

kraft; und diese, nur wenig entlastet z. B. durch den Verzicht auf das Erlernen der Perfektformen, wird durch die Schwierigkeit der Übungssätze und besonders was die Vokabelerlernung betrifft, aufs straffste angespannt: für die einzelne Lektion sind durchschnittlich 50 Wörter zu lernen; diese Anforderung ist durchführbar, wenn diese Unterrichtsart zum ersten Male mit bevorzugten Schülern versucht wird, undurchführbar, wenn dieses System weitere Verbreitung finden sollte, und durch die notwendig eintretende Überbürdung geradezu eine Gefahr ¹⁾ für den griechischen Unterricht selbst.

Allgemeinere Bedeutung wird man dem Hauptkurs zuerkennen, der in 16 Lektionen im Anschluß an das I. und II. Buch der *Anabasis* das Pensum des Vorkurses zusammenfaßt und vervollständigt und aus der Syntax das Wichtigste bringt. Dieser Teil wird in jedem Unterricht als gute Grundlage die nenkönnen aus der grammatischen Vertiefung der beiden ersten Bücher, in seiner Anordnung darin neu und durchaus zu billigen, daß die Lehre vom Infinitiv und Partizipium, vom einfachen und zusammengesetzten Satze der Kasuslehre vorangeht, so daß dem Schüler zuerst das geboten wird, was er vor allem braucht, um ein griechisches Satzgefüge richtig aufzufassen (Vorw. IV).

Die Paradedstücke der freien Aufgaben, die S. 215 Jamben aus Eur. Hipp. (v. 1437—39) retrovertieren und zum Schluß Caes. bell. Gall. V, 27—38 — ein lateinisch schon nicht leichtes Stück — übersetzen lassen, fallen völlig aus dem Rahmen, in welchem das Gymnasium sein Ziel im griechischen Unterricht gesteckt sieht.

Der II. Teil, die Wortkunde, bringt satzweise geordnet die Wörter zu den einzelnen Lektionen; die Präparation zu den beiden Büchern des Xenophon kann, da sie den Vorkurs zur Voraussetzung hat, als allgemein anwendbare Präparation nicht gelten. Beigegeben ist diesem Teile ein herausnehmbares Deutsch-(Lateinisch-)Griechisches Wörterverzeichnis mit guten Übersetzungen auch der lateinischen Ausdrücke.

Druck und Ausstattung beider Teile ist mustergültig.

Laubach (Hessen).

F. Adami.

1) Eine Gefahr, die auch für die Reformschulen nach Frankfurter Lehrplan nicht unbedenklich zu sein scheint nach dem, was aus dem Berichte C. Liermanns: Reformschulen nach Frankfurter und Altonaer System I 1903 hervorgeht. Vgl. dazu den Aufsatz P. Cauers in N. JB. 1903, XII, 283 ff.

Brandt, Jonas und Loeber, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. I. Teil: Quarta von **Karl Brandt**, III. Teil: Untersekunda von **Richard Jonas**. Leipzig, G. Freytag, 1903. 8. Jeder Teil \mathcal{M} 1. 60.

Diese beiden Übungsbücher sind den Forderungen der preussischen Pläne von 1901 entsprechend ausgearbeitet. Sie gleichen sich in der Form und in der Anlage; zu den einzelnen Stücken sind am Ende des Buches die nötigen Vokabeln gegeben, während im Texte des ersten Teiles tüchtige Übersetzungshilfen nicht allzu zahlreich in verständiger Weise beigegeben sind, im dritten Teile aber immer mehr zurücktreten und schließlich fast gar nicht mehr sich finden. Am Schluß beider Teile sind noch einige für die Stufen passende Synonyma und kurze stilistische Regeln beigegeben. Sind schon im ersten Teile die meisten Stücke zusammenhängende Erzählungen über hervorragende Persönlichkeiten der griechischen und römischen Geschichte, in denen der allgemeine Sprachschatz der Klasse verarbeitet ist, so sind in dem dritten Teile Einzelsätze gar nicht mehr enthalten, vielmehr sind die Reden Ciceros für Sex. Roscius — diese Rede möchte ich allerdings in II B nicht lesen —, und gegen Catilina, sowie Liv. I und II in angemessener Weise bearbeitet, ohne indessen zu bloßen Metaphrasen herabzusinken. Ein großer Teil dieser Stücke läßt sich auch für Klassenarbeiten in II A verwerten. — Ich glaube die beiden Übungsbücher durchaus empfehlen zu können.

Bückeburg.

E. Köhler.

272) **Edmund Buchetmann, Jean de Rotrou Antigone und ihre Quellen.** Ein Beitrag zur Geschichte des antiken Einflusses auf die französische Tragödie des XVII. Jahrhunderts. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, XXII. Heft.) Erlangen und Leipzig, Deichert, 1901. XII und 268 S. 8.

Rotrou, nach Pierre Corneille unstreitig der bedeutendste französische Dramatiker in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., ist in den letzten Jahrzehnten, nach langer Vernachlässigung, Gegenstand eifriger Studien geworden, die vornehmlich sich mit seinen Quellen beschäftigten. Es steht jetzt fest, daß die Amadis- und andere Romane, das italienische Hirtenspiel und die Cinquecentistenkomödie, das spanische Drama, das Jesuitentheater und das klassische Drama der alten Griechen und Römer seine

Quellen und Vorbilder waren. Über sein Verhältnis zu den Alten erfahren wir aber bisher nur wenig. Welchen Anteil Plautus an seinen Schöpfungen hatte, ist nur gelegentlich untersucht worden. Ob er Terenz benutzte, ist noch eine offene Frage. Über seine Beziehungen zu Seneca und den griechischen Tragikern will nun die vorliegende Arbeit wenigstens für ein Stück Aufklärung bieten.

Der inzwischen verstorbene Verf. hat Rotrou 1638 verfasste Tragödie *Antigone* mit den antiken und anderen älteren Stücken gleichen Inhalts verglichen und den Einfluß näher zu bestimmen versucht, welche diese auf die Schöpfung des Dichters von Dreux ausgeübt haben. Während die Mehrzahl der Literaturhistoriker Rotrou's Stück als eine Kontamination aus den *Phoenissae* des Euripides, der *Thebais* des Seneca und der *Antigone* des Sophokles bezeichneten und nur einzelne auch der *Thebais* des Statius sowie der *Antigone* Garniers einen Einfluß darauf zugestehen, kommt Buchetmann zu dem Ergebnis, daß Rotrou Euripides gar nicht, Sophokles nicht direkt, sondern nur durch Vermittelung der *Antigone*-Dramen Garniers (gedr. 1580) und Luigi Alamannis (gedr. 1533) und der Übersetzung der Sophokleischen *Antigone* von J. A. Baif (gedr. 1572) und außerdem noch Senecas *Thebais* und ziemlich stark das gleichnamige Epos des Statius benutzt habe.

Wiewohl Buchetmann seine Untersuchung mit größter Sorgfalt und Ausführlichkeit geführt hat, so kann ich mich doch nicht ganz mit seinen Ergebnissen einverstanden erklären. Verdienstvoll und wohl unumstößlich bleibt sein Nachweis, daß zu den Quellen Rotrou's Statius, Alamanni und Baif gehören — Garnier und Seneca standen als solche schon früher fest — aber ich halte es noch nicht für definitiv feststehend, daß der französische Dichter nicht doch Sophokles und Euripides kannte. Es ist ja richtig, daß Rotrou vieles, was ihm die beiden Tragiker boten, auch bei den soeben genannten Nachahmern und Übersetzern finden konnte, aber einmal schließt das nicht aus, daß der vielbelesene sprachkundige Dichter auch die Alten selber las, und dann betrachte ich nicht alle gegen die direkte Benutzung dieser ins Feld geführten Argumente Buchetmanns und ebenso wenig alle seine für Rotrou's Abhängigkeit von den modernen Dichtern beigebrachten Parallelen als beweiskräftig; manchmal dürfte der Verfasser auch die freischaffende Tätigkeit des Dichters etwas unterschätzt haben. Die Frage, ob Rotrou Sophokles und Euripides in der Ursprache zu lesen imstande war, kann nur durch die peinlichste vergleichende Betrachtung

der beiden den Griechen entlehnten Trauerspiele Antigone und Iphigénie und der sonst in seinen Dramen zerstreuten griechischen Anleihen mit den Originalien glücklich gelöst werden. Es bleibt daher zu bedauern, daß Buchetmann nicht seine Untersuchung auch auf das zweite Stück ausdehnte. Der große Umfang seiner Arbeit hätte für beide Dramen mehr als gereicht. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Raum für das eine allzu reichlich bemessen ist und zu dem Werte des französischen Trauerspiels in keinem Verhältnis steht. Doch wie dem auch sei, die Arbeit muß gleichwohl als eine gewissenhafte, auf gründlichem Studium der einschlägigen Literatur beruhende und durchaus förderliche bezeichnet werden.

München.

Arthur Ludwig Stiefel.

273) **Ernst Wasserzieher, L'Orphelin.** Par Urbain Olivier. Schulausgabe. Leipzig, Raimund Gerhard, 1903.

I. Teil: Einleitung und Text, 163 S. 8. geb. *N* 1. 60.

II. Teil: Anmerkungen und Vokabular, 40 S. 8. *N* —. 40.

Vorliegende Ausgabe ist die zwölfte von Gerhards französischen Schulausgaben und zeichnet sich wie die vorangehende elfte durch eine Zeilenweite und Druckdichtigkeit aus, die nach Cohn, Lehrbuch der Hygiene des Auges, angeordnet wurden. Die Erzählung ist sprachlich und sachlich durchaus geeignet für die Mittelstufe von Knaben- und Mädchenschulen, da sie nach beiden Richtungen hin keine besonderen Schwierigkeiten bietet, abgesehen von einzelnen Ausdrücken, die Schilderungen des Landlebens der französischen Schweiz betreffen. Die Anmerkungen sind daher auch nur zwei Seiten im Umfange und hätten leicht noch mehr gekürzt werden können durch vollständiges Vermeiden von bloßen Vokabelangaben; dergl. gehört ins Wörterbuch; wenn man nun dort die Anmerkung 1, 11 chambre à boire auch als Vokabel wiederfindet, so mag ja gegen diese Wiederholung nichts einzuwenden sein, aber es ist nicht einzusehen, warum nicht auch fenêtre à coulisse, jour douteux, milaine usw. sich nicht im Wörterbuch befinden, sondern nur in den Anmerkungen; aber, wie gesagt, dergl. gehört ins Wörterbuch, die Anmerkungen könnten aber dafür manches andere enthalten. Jedenfalls ist es anzuerkennen, wenn der Herausgeber auch diesen Schriftsteller, der bisher meines Wissens in keiner Schulausgabe vertreten war, durch eine seiner besten Erzählungen und in billiger Ausgabe dem Unterrichte zugänglich gemacht hat.

Wilmersdorf.

W. Buhle.

- 274) **L'Année linguistique** publiée sous les auspices de la Société de Philologie. Tome I. 1901—1902. Paris, C. Klincksieck, 1902. VI. u. 301 S. 8. geh. 6 fr.

Der vorliegende Jahresbericht macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da in ihm nicht alle Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft vertreten sind. Er umfaßt außer einer Einleitung des Grafen von Charencey, dem die Gesamtreaktion zugefallen ist, folgende Abschnitte: *Langues latines* und *Langues celtiques* von J. Vendryès; *Langues romanes* von A. Dauzat; *Langues germaniques* von Rob. Gauthiot; *Langues éthiopiennes* von I. Guidi; *Revue des études basques* von J. Vinson; *Langues de l'Extrême-Orient* von Albert Thomas; eine bibliographische Übersicht über die malaio-polynesischen Sprachen von Aristide Marre; eine Liste der auf Grönland bezüglichen Arbeiten von S. Rink, und endlich noch einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des Druckes von Büchern für Blinde, aus der Feder von E. Guilbeau, Lehrer an der Institution nationale des jeunes aveugles de Paris.

Die einzelnen Berichte sind mit tüchtiger Sachkenntnis abgefaßt und haben dazu den Vorzug, sich der gefälligen Darstellung wegen angenehm zu lesen. Falls das Unternehmen Anklang findet, sollen dieser ersten *Année linguistique* weitere Bände folgen, bei welchen man dann nach Möglichkeit größere Vollständigkeit erstreben will. Wir wünschen der nützlichen Arbeit den besten Erfolg.

- 275) **Ernest Lavisse, Histoire de France** depuis les origines jusqu'à la Révolution etc. Tome deuxième I: Le Christianisme, les Barbares. Mérovingiens et Carolingiens par C. Bayet, ancien professeur à l'Université de Lyon, C. Pfister, Maître de conférences à l'École normale supérieure, A. Kleinclausz, professeur à l'Université de Dijon. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1903. 444 S. 8.

Dieser Band des großen Sammelwerkes zeigt in bemerkenswerter Weise das Zusammenwirken französischer und deutscher Gelehrsamkeit für die dargestellte Periode. Man findet Mommsen und Hirschfeld in der ersten Partie zitiert und von den „Antiquissimi Auctores“ Gebrauch gemacht, Maafsen und Krusch sind in der Behandlung der Merowinger Sickel, Dümmler und Mühlbacher in jener der Karolinger als

führende Gewährsmänner namhaft gemacht. Für die Genesis der französischen Institutionen gilt den Verfassern Fustel de Coulanges als der maßgebende Autor; aber man findet auf die abweichenden Ansichten von Waitz, Roth, Sohm, Heinrich Brunner stetig Rücksicht genommen. Nur Julius Ficker fehlt auffallenderweise, obwohl dessen „Erbfolge der ostgermanischen Rechte“ für die Organisation der Familie bei den Franken ebensowenig zu umgehen war wie für das Staatsrecht der Karolingischen Zeit Einleitung und Text der „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens“. Auch die Auseinandersetzung Fickers über die Heimat der *lex Ribuaria* im fünften Ergänzungsbande der „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ durfte nicht ignoriert werden. Im übrigen macht gerade die fleißige Verzeichnung der französischen Spezialliteratur (einschließlich der belgischen) wie das ganze Werk so auch diesen Band wertvoll. Von der Darstellung ist zu rühmen, daß zwischen den politischen und den kulturhistorischen Kapiteln das richtige Verhältnis herrscht. Wir empfehlen an diesem Orte das Werk neuerdings unseren französischen Seminaren zur Anschaffung.

Prag.

J. Jung.

- 276) **E. Lavisse, Histoire de France** depuis les origines jusqu' à la Révolution. Publiée avec la collaboration de MM. Bayet etc. Tome premier: Tableau de la géographie de la France, par **P. Vidal de la Blache**, professeur à l'université de Paris. Paris, librairie Hachette et Cie., 1903. 395 S. 8.

Während in Italien wissenschaftlich strebsame Offiziere neuerdings mit Vorliebe zu Th. Fischers Werk greifen, um die geographischen Grundbedingungen der Geschichte ihrer Heimat zu studieren, erweisen sich die Franzosen in diesem Zweige der Wissenschaft selbst als Meister. Wir erhalten hier als Einleitung zur Geschichte von Frankreich eine vortrefflich gearbeitete Landeskunde basiert auf geologischer Grundlage, von der aus die historische Entwicklung der einzelnen Provinzialgebiete und die Gruppierung ihrer Bewohner erläutert wird, unter Beigabe einer größeren Karte: France et Europe centrale, carte pour servir à l'histoire de l'occupation du sol, sowie zahlreicher Kärtchen und Croquis. Dabei wird einleitungsweise auch auf die benachbarten Küstenstriche und Kontinentallandschaften manches Licht geworfen, die Bedeutung des Salzes, des Zinns, des Eisens, des Goldes für die Entwicklung der ältesten Ver-

kehrswegen, desgleichen die Wichtigkeit der Loelsformation nach v. Richt-
hofen für den Getreidebau hervorgehoben, bei der Schilderung des Pariser
Beckens an die analoge Arbeit von E. Suefs über den Boden von Wien
erinnert u. s. w. Der Band gliedert sich in folgender Weise.

Teil 1: *Personnalité géographique de la France* (die geo-
logische Struktur des Landes, seine Beeinflussung vom mittelländischen
Meere her, wo die Rhone flussaufwärts befahren, Massalia gegründet wurde,
die iberischen Einflüsse, desgleichen die kontinentalen, die Wanderung der
Pflanzen und Haustiere, die Verschiedenheiten von Boden und Klima).
Teil 2: *Description régionale*, nach den natürlichen oder historischen
Abgrenzungen. Im Norden: Ardenne et Flandre (Charakteristik der „Bel-
gica“), le Bassin parisien (ostwärts die Champagne, westwärts die Nor-
mandie eingeschlossen, südwärts bis zur Loire hin), la région Rhénane
(Vogesen, Lothringen, Elsass). Zwischen Alpen und Ozean: le sillon de
la Saône et du Rhône (das Rhonethal, Burgund, Lugudunum oder Lyon
und Umgebung, die französischen Alpen mit Hannibals Weg!), le Massif
central (von Lyon bis Limoges, die Auvergne einschließend). Drittens
der Westen (Poitou, Bretagne). Viertens der Süden (die von einem alten
historischen Völkerwege durchzogene „Provincia“ oder Provence, sowie die
Ebene von Languedoc, das subpyrenäische Gebiet und das am Ozean an-
schließende). Ein Schlusswort behandelt la Centralisation et la vie d'autre-
fois, darin das System der Verkehrswege zu verschiedenen Zeiten, so unter
den Römern (nach dem Itin. Antonini und der tab. Peutinger.), im
18. Jahrh. (nach der Organisation Colberts) und seither.

Prag.

J. Jung.

277) **M. Schwarze, Kanon französischer Sprechübungen über
Gegenstände und Vorgänge des täglichen Lebens.**

Wittenberg, P. Wunschmann, 1903. V und 42 S. 8.

Das für Gymnasien bestimmte Büchlein hat vor allem den Vorzug
weiser Maßhaltung, wie sie allerdings bei der geringen Stundenzahl des
Französischen an diesen Anstalten geboten ist. Die Zwiegespräche und
Beschreibungen enthalten — mit Ausnahme (S. 40. 41) der Speisekarte —
nur das Notwendigste zu Sprechübungen über Gegenstände und Vorgänge
des täglichen Lebens. Der Verf. ist mit Recht der Ansicht, daß uner-
bittliche Selbstbeschränkung die Grundbedingung des Erfolges bildet und
in diesem Falle die Hälfte mehr ist als das Ganze. Schwarze gibt sich in

antwort überhaupt als einen Gemäßigten zu erkennen, der weder Sprache aus der französischen Stunde verbannt noch das Hinüberurteilt und endlich die Konversation nur als Dienerin für die Aufgaben des Unterrichtes gelten lassen will.

, aber nicht eine Wörtersammlung bessere Dienste leistete? Dann die vom Verf. zugegebene „Erstarrung“ des Stoffes vermieden; dann die von ihm für die erste Zeit geforderte Zusammenstellung des als durch die Schüler — eine bedenkliche Sache für Anfänger — füssig; dann wird auch am ehesten die Klippe der Trivialität umt, wenn nur der die Sprache beherrschende Lehrer den Wortschatz abendigen Bildern verwendet.

Immerhin bildet dieser Kanon für den Unterrichtenden einen brauch- en Anhalt. Die Sprache ist einwandfrei. Statt Directeur für den ter des Gymnasiums sähe ich lieber proviseur, da doch sonst die ent- rechenden französischen Bezeichnungen richtig gebraucht sind. Paletot . 11) im Sinne von Jackett (mit runden Ecken) muß ich trotz der an- zösischen Gewährsmänner als allgemein gültig anfechten; S. 11 wäre u anneau de mariage das häufigere alliance zu setzen; cuillère (S. 17) statt cuiller selten. Beruht die Auslassung von pas in pourvu que nous ne soyons trop exigeants (S. 22) auf einer zum mindesten ungewöhnlichen Analogie zu à moins que-ne?

Flensburg.

K. Engelke.

278) **Ida Baumann, Die Sprache der Urkunden aus York- shire im 15. Jahrhundert.** (= Anglistische Forschungen, herausgegeben von Dr. Johannes Hoops, Heft 11.) Heidel- berg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1902. 108 S. 8.

M 2. 80.

Eine trockene, rein grammatische Abhandlung, deren Gegenstand erschöpfend der Titel angibt. Eine genaue Nachprüfung bedeutete eine nochmalige Anfertigung der ganzen Arbeit, die vom Ref. kaum erwartet werden kann, zumal sie auch wegen mangelnden Materials außerordentlich schwierig wäre. Die besprochenen Urkunden stammen fast ausschließlich aus dem 15. Jahrh. Die Darstellung ihrer Lautverhältnisse erfolgt nach dem üblichen Schema; nebenbei — in der Tat halten wir das für die Hauptsache — sind die poetischen Denkmäler der Vergangenheit und die heutigen Mundarten von Yorkshire zum Vergleich herangezogen. Auch die Flexionsverhältnisse werden in Kürze besprochen. Die Arbeit besteht

fast nur aus Belegstellen zu den ganz knapp charakterisierten grammatischen Tatsachen, und es ist zu bedauern, daß sich nirgends ein paar zusammenfassende Worte finden. Ihren Wert hat sie als Vorstudie und Materialsammlung für den künftigen Historiker der englischen Sprache. Der auf sie verwendete Fleiß ist anzuerkennen. -tz-

- 279) **Th. Jaeger, The literary Echo**, a fortnightly paper, intended for the study of the English language and literature. Heilbronn a. N., Eugen Salzer, 1903. 8. jährlich *M* 4. —.

Die Zeitschrift, die trotz ihres verhältnismäßig kurzen Bestehens sich bereits viele Freunde erworben hat, wird im wesentlichen nach denselben Grundsätzen geleitet und verfolgt denselben Zweck wie ihre ältere französische Kollegin. In den uns vorliegenden ersten sechs Nummern des sechsten Jahrganges haben besonders Rudyard Kipling und Mark Twain das Wort. Als Beispiel der Erzählungskunst des ersteren ist der Tauchnitz Edition *The tomb of my ancestors* entnommen. Nr. 1 und 2 enthalten auch ziemlich ausführliche Notizen über den in Deutschland zu einer gewissen traurigen Berühmtheit gelangten Dichter. Leider ist der diese literarische Würdigung enthaltende Artikel bereits vor der Veröffentlichung des bekannten Gedichtes *The Rowers* im Druck gewesen, sonst würde, wie der Herausg. in einer Nachschrift ausdrücklich bemerkt, das Urteil einige Änderungen erfahren haben. Als eine sehr praktische Beigabe erscheint uns die Reproduktion einer Photographie von Rudyard Kipling. Wir wissen nicht, inwieweit der Ausdruck des Bildes dem des Originals entspricht, aber die Leser des *Literary Echo* werden sich nun nicht mehr über das Gedicht wundern.

Was Mark Twains Abhandlung über *The awful German language* betrifft, so ist sie ja allerdings eine gute Probe von der eigentümlichen Schreibweise dieses Humoristen. Aber mancher deutsche Leser wird sich mit dem derben und geistreich sein sollenden Geplauder, in welchem der Verfasser unsere Sprache verhöhnt, und überhaupt mit dem amerikanischen Humor nicht recht befreunden können.

Eine sehr willkommene Gabe ist dagegen neben manchen anderen nützlichen mehr oder weniger umfangreichen Stücken *The literary Echo's Journey to London*, ein längerer Artikel, der eine hübsche Beschreibung der englischen Hauptstadt enthält und auch mit einigen gut gelungenen Photographien ausgestattet ist. So zweifeln wir denn nicht, daß auch

The literary Echo unter der Hand seines rührigen und sehr sach- und sprachkundigen Herausg. seinen Freundeskreis stetig vergrößern und vielen Liebhabern der englischen Sprache eine nutzbringende Lektüre sein wird.

Dessau.

Bahrs.

Vakanzen.

Aschersleben, G. u. RS. Obl. N. Spr. Magistrat.
 Barmen, RG. Obl. Klass. Phil. Dir. Michaelis.
 Benthien, OR. Obl. 1) Math.; 2) Gesch. u. Deutsch. Magistrat.
 Bochum, OR. Obl. Math. u. Nat. Bürgermeister Graff.
 Bromberg, RG. Obl. Deutsch u. Gesch.
 Düsseldorf, OR. Obl. Gesch. Oberbürgermeister.
 Frankfurt a. M., Mustersch. Obl. Lat. u. Deutsch. Kuratorium.
 — Klingersch. Obl. Chemie u. Physik. Kuratorium.
 Frankfurt a. O., RG. Obl. Lat. u. Deutsch. Magistrat.
 Hagen i. W., G. u. RG. Obl. Math. Kuratorium.
 Hamm, RS. Obl. Gesch. Dr. Blencke.
 Harburg, RG. Direktor. Magistrat.
 Kiel, OR. Obl. Math. Magistrat.
 Königsberg i. P., RG. Obl. N. Spr. Magistrat.
 Krefeld, OR. Obl. Deutsch u. Gesch., resp. Franz. u. Engl.
 Lauenburg i. P., Prg. Obl. Klass. Phil. Dir. Sommerfeldt.
 Lübeck, RG. u. RS. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Müller.
 — Staatliches Seminar. Obl. Rel., Deutsch u. Gesch. Oberschulbehörde.
 Ratingen, Prg. Obl. Klass. Phil. Dr. Petry.
 Remscheid, HM. Obl. Deutsch u. Gesch. Kuratorium.
 Rüttenscheid, Prg. Obl. 1) N. Spr.; 2) Klass. Phil. Kuratorium.
 Siegen, RG. Obl. 1) Chemie; 2) Ev. Rel. Kuratorium.
 Steele, G. Obl. Gesch. u. Deutsch. Dir. Wirtz.
 Steglitz, OR. Obl. 1) N. Spr. 2) Math. Kuratorium.
 Stettin, HM. Obl. Rel. u. Deutsch. Magistrat.
 Velbert, Rprg. Obl. N. Spr. Oberl. Hinrichs.
 Wanne, Rprg. Drei Obl. Amtmann Winter.
 Zeitz, RG. Obl. 1) Math.; 2) N. Spr. Magistrat.

In August Neumann's Verlag, Fr. Lucas, in Leipzig
 erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Gedichte des Christophoros Mitylenaios.

Herausgegeben

von

Eduard Kurtz.

38]

8°. XXV u. 112 S. Preis M 2,20.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der Verlagsbuchhandlung Ed. Hölzel, Wien, betr.
 Conversational Books about the pictures of Hölzel.

Gotha, 14. November.

Nr. 23, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 280) H. Magnus, Studien zur Überlieferung und Kritik der Metamorphosen Ovids (G. Schüler) p. 529. — 281) R. Dienel, Beiträge zur Textkritik des Taciteischen Rednerdialogs (Ed. Wolff) p. 530. — 282) H. de la Ville de Mirmont, Cicéron (L. Reinhardt) p. 533. — 283) R. Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus (O. Schulthefs) p. 533. — 284) E. Maass, Die Tagesgötter in Rom und in den Provinzen (O. Wackermann) p. 538. — 285) J. Vendryes, Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale en latin (W.) p. 542. — 286) K. Lehrs, Kleine Schriften (E. Eberhard) p. 546. — 287) D. Karl Budde, Das Alte Testament und die Ausgrabungen (G. Fr.) p. 549. — 288) Heinrich v. Grein, Amis und Amiles (B. Röttgers) p. 550. — 289) John Fiske, Essays Historical and Literary (Wilkins) p. 550. — Vakanzen. — Anzeigen.

**280) Hugo Magnus, Studien zur Überlieferung und Kritik der Metamorphosen Ovids. VI. Noch einmal Mar-
cianus und Neapolitanus. Progr. des Sophien-Gymnasiums
zu Berlin. 1902. 66 S. 4.**

Alle Ovidforscher werden es mit großer Freude begrüßen, daß Magnus seinen grundlegenden Arbeiten über die Textgeschichte der Metamorphosen nun auch eine höchst sorgfältige Kollation der beiden besten Codices M und N hat folgen lassen. „Man mag diesen Aufsatz“, sagt er am Eingange seiner Erörterungen, „als Probe einer neuen kritischen Ausgabe der Metamorphosen betrachten, die an Stelle der längst veralteten und überholten Kornschen treten soll. ... Unter allen Umständen schafft er die erstaunliche und fast beschämende Tatsache aus der Welt, daß es bisher keine Stelle gab, wo auch nur die wichtigsten Lesarten der beiden führenden und maßgebenden Handschriften übersichtlich zusammengestellt waren.“ In einem zweiten Abschnitte beschreibt der Verf. kurz diese beiden Handschriften, bestimmt ihr Verhältnis zueinander und stellt Vermutungen über die Beschaffenheit ihres Originals (O) an. Auf Grund

des Konsensus von M und N, in denen der Verf. „wirklich Brüder sieht, ungefähr zur selben Zeit (in der ersten Hälfte des 11. Jahrh.) und vielleicht in derselben Umgebung geboren“, wird die Rekonstruktion von O in der vorliegenden Arbeit versucht. Ein dritter Abschnitt berichtet über die bisherigen Kollationen von M und N und ihre Verwertung für die Gestaltung des Textes. Der vierte Abschnitt enthält einige Vorbemerkungen über den richtigen Gebrauch der dargebotenen Kollationen. Verzeichnet sind alle Abweichungen vom Texte der Schulausgabe des Verf., doch lassen die Angaben im allgemeinen auch die Benutzung der neueren Texte von Korn, Riese (2. Aufl.), Zingerle und Ehwald zu. Von S. 6 an folgt die Zusammenstellung der wesentlichsten Lesarten von M und N. Da der Verf. im November 1900 und Februar 1901 beide Handschriften persönlich eingehend geprüft hat, so dürfen wir nach seinen bisherigen Leistungen als sicher annehmen, daß seine Angaben „denjenigen Grad von Genauigkeit und Zuverlässigkeit haben, der in derlei Dingen überhaupt zu erreichen ist“. Somit haben wir nunmehr für die Textgestaltung des größten Teiles der Metarmorphosen eine möglichst sichere Grundlage, auf der rüstig weiter gearbeitet werden kann. Hoffentlich läßt der rührige Verf. nun auch bald die zweite Auflage des dritten Bändchens seiner Schulausgabe und im Zusammenhange damit seinen kritischen und exegetischen Kommentar folgen.

Wilhelmshaven.

G. Schüler.

281) Richard Dienel, Beiträge zur Textkritik des Taciteischen Rednerdialogs. Jahresbericht des K. K. Staatsgymnasiums. Mähr.-Trübau, 1903. 10 S. 8.

In wie hohem Maße das Studium Quintilians (neben dem Ciceros) für die Kritik des Dialogus de or., nach sprachlicher wie formaler Seite hin, ersprießlich sein kann, bedarf kaum der Begründung. Auch zu dem vorliegenden Aufsatz hat die Lektüre der Institutio Anregung gegeben, und in dankenswerter Weise ist D. bemüht, seine Lesefrüchte zu weitgehender Verteidigung der handschr. Tradition des Dialogs zu verwerten. 1, 14 *diversas vel easdem* werde mit Unrecht beanstandet. Die Prämissen in der Streitfrage seien bei Aper (16—23) und bei Messalla (25—26) dieselben, verschieden aber die Folgerungen, und „jeder nach seinem Standpunkt hat auch die Argumente des Gegners in seinem Sinne verwertet“. Man vergleiche übrigens Quint. V 10, 77 *quod utrumque exemplum tale*

est, ut idem in diversum, si retro agas, valeat; IX 4, 44, nam frequentius utar iisdem diversarum quoque rerum exemplis. Die Ähnlichkeit liegt hier doch wohl mehr im Äußerlichen. — Für Spengels Konjektur 5, 13 ipsum solum apud *eum* arguam lasse sich, meint D., Qu. V 6, 4 und 14, 28 geltend machen, für Andresens La apud *se* coarguam allenfalls Qu. IV 1, 19 und XII 1, 22. — Zu 6, 17 adfectum ... induerit hat bereits John auf Qu. VI 2, 36 hingewiesen: quorum *induere* personas quid attinet, nisi *affectus* assumimus? Unter Anlehnung an diesen Passus mag wohl auf dem Wege des Zeugma, wie D. annimmt, die pointierte Redensart adfectum induere entstanden sein. — 7, 10 scheint ihm der notwendige Gegensatz zwischen „eigenkräftiger Entstehung und ausenweltlicher Beeinflussung“ nicht vollständig durchgeführt; er vermutet eine Lücke und schlägt vor etwa so zu lesen: quod si <non innatum nobis sit deorumve munere insitum,> non ab alio oritur, nec c. datur nec c. gr. venit. Dienel denkt dabei an Äußerungen ähnlichen Sinnes bei Cicero de or. I 114, 115, 126, 198, 202; II 38; de fin. II 78; IV 4; Tusc. I 54 nam e principio oriuntur omnia, ipsum autem *nulla ex re alia* nasci potest ... nec ipsum *ab alio* renascetur. Gerade diese letzte Stelle übrigens (sowie de fin. II 78) legt den Gedanken näher, D. 7, 10 mit Tilgung von si zu lesen, wie schon Michaelis wollte: habere quod *non in alio* oritur nec c. datur nec c. gr. venit (die Richtigkeit des „si“ bezweifelte auch Andresen). Die beiden durch nec-nec verbundenen Satzglieder dienen zur genaueren Umschreibung und Erläuterung des vorangehenden quod-oritur. Vgl. 12, 3 und 31, 3 *non* ut declamarent *nec* ut fictis *nec* ullo modo ad veritatem accedentibus controversiis linguam modo et vocem exercerent.

Dienels Vorschlag, 11, 16 zu lesen: nam statum *virī civisque* ad securitatem (vgl. Cic. de or. I 255 talis et viri et civis u. ö.), mag ernstlicher Beachtung empfohlen werden, zumal die von Lipsius herrührende La hucusque ac tatsächlich nur als Notbehelf gelten kann. Wenn er dagegen empfiehlt, 12, 14—19 die Worte „inter nos — Apollinem“ vor „nec ullis — reges“ zu stellen, so scheint mir das aus einer Verkennung des Zusammenhangs hervorzugehen. Dafs im übrigen auch diese Stelle Beziehungen zu Quintilian (I 10, 9 f.) aufweist, war selbstverständlich nicht unbekannt. — Die gewöhnliche Auffassung von 13, 14 ii quibus praestant indignantur findet eine gute Stütze an Qu. VII 4, 22 f. *libertas a quo profecta sit, refert* ... Item *in quam rem dederit* et quo tempore et *quo animo*, id est, num in aliquam spem suam sq. — Sehr

eingehend behandelt D. die kontroverse Stelle 17, 10—17 *Statue — colliguntur*, um darzutun, warum am überlieferten Text, *novem* inbegriffen, festzuhalten sei. Hier kann ich ihm nicht weiter folgen als die treffende Auslegung des *W. statio* im gegebenen Zusammenhange reicht. Die Grundanschauung ist hier selbstverständlich die für Vespasian vornehmlich passende militärische. (Vgl. *Hist. II* 5—7; 74—81.) Der Kaiser bezieht alljährlich am Gedenktag seiner Berufung von neuem die „Reichswacht“. *Sexta iam statio* bezeichnet somit den Beginn des sechsten Jahres, also fünf vollendete Regierungsjahre. Das fiktive Datum des Dialogs wäre also der 1. Juli 74 oder ein nicht gar zu lange darauf folgender Tag (s. John, *Einl.* 3 f.). Mit dieser Annahme läßt sich Apers Berechnung zwanglos vereinigen, selbst wenn wir uns entschließen sollten, die Zahl *novem* beizubehalten und weiterhin zu lesen: *quibus divus Iulius, mox divus Augustus sq.* D. möchte nämlich bis zur Schlacht von Munda (17. März 45), die Cäsars Alleinherrschaft entschied, zurückgehen, auf die Zeit, wo bereits „von Ciceros politischem Interitus geredet werden kann“. Ein solche Deutung ist aber mit dem gesamten Wortlaut unserer Stelle schlechterdings unvereinbar. — 29, 4 empfiehlt sich Ecksteins Konjekturen *erroribus et vitiis* durch Vergleichung mit *Qu. I* 1, 8—10 *nec minus error eorum nocet moribus . . . quibusdam eum vitiis imbuit*. — 31, 31 *Stoicorum civem* (so Döderlein) entspricht nach D.s Ansicht dem Zusammenhang am besten, indem die Qualifikation der Stoiker als Staatsbürger dadurch ironisiert werde. Von den verglichenen Stellen Quintilians paßt eigentlich nur *XII* 2, 6 f. — Zur teilweisen Ausfüllung der Lücke im Text nach 35, 23 *cum ad veros iudices ventum*, schlägt D. einstweilen vor (*Qu. XII* 6, 5) *omnia suis exercitationibus similia desiderant. At illic et iudex tacet . . . minime sciunt*. — Mit diesen Hinweisen auf Dienels neueste, hoffentlich nicht letzte, Beiträge mag es für heute genug sein. Der Gelehrte hat sich um die Erklärung des Dialogus schon sehr verdient gemacht, und seine feinen Beobachtungen bewegen sich in einer für Textkritik und Interpretation überhaupt empfehlenswerten aussichtsreichen Richtung.

Frankfurt a. M. — Homburg v. d. H.

Eduard Wolff.

- 282) **H. de la Ville de Mirmont, Cicéron.** Extraits et analyses des principaux discours. Texte latin précédé d'une introduction et accompagné de notes. Paris, Garnier frères, 1901. VII u. 539 S. 8.

Die Einleitung gibt auf 80 Seiten eine schlichte Darstellung des Lebens des Redners an der Hand der Reden. Dabei ist der Verf. an einer Stelle der Versuchung unterlegen auch da von Reden zu sprechen, wo unsere Überlieferung uns nicht dazu berechtigt. Auch das Jahr der Quästur, meint er S. 11 unter Berufung auf Plutarch Cicero XII (gemeint ist VI), sei für seine rednerischen Triumphe nicht ganz verloren gewesen, während Plutarch in Wirklichkeit nur von einer Fürsprache für einige vornehme Jünglinge beim Proprætor handelt. Ebenso unberechtigt wird Q. Caecilius Niger, der dem Cicero die Anklage gegen Verres streitig machte, mit Berufung auf Plutarch. Cic. XVI als Jude bezeichnet. Seltsam ist der Gedanke, daß Antonius nach der Ermordung Cæsars sich mit Enthusiasmus der von Cicero vorgeschlagenen Amnestie und Versöhnung angeschlossen habe (S. 70).

Der Einleitung folgen Abschnitte aus allen erhaltenen Reden mit Ausnahme der pro Tullio. Es sind durchgehends interessante, durch Inhalt und Form anziehende Stücke gewählt, die in ihrer Gesamtheit die Person des Redners von allen Seiten beleuchten und zugleich in die Zeit, in der er lebte, geschickt einführen. Der Text beruht auf der Ausgabe von C. F. W. Müller, die erklärenden Anmerkungen, hauptsächlich geschichtlichen oder juristischen Inhalts, beanspruchen eine wissenschaftliche Bedeutung nicht; wie weit sie den Bedürfnissen der classes d'Humanités et de Rhétorique, für die das Buch bestimmt ist, entsprechen, vermag Ref. nicht zu beurteilen.

Wohlau.

Leopold Reinhardt.

- 283) **Robert Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus.** Zweiter Band. München 1901, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XII u. 617 S. 8.

ℳ 12. —.

Am Schluß des ersten Bandes seines monumentalen Werkes, das ich in dieser Rundschau 1895, Nr. 4, S. 56–60 eingehend charakterisiert habe, hat Pöhlmann den die nationalen Schranken durchbrechenden Idealstaat Zenons dargestellt ist. Der zweite Band führt die Darstellung der

kommunistischen Staatsgestaltung in der Theorie und Literatur der Griechen zu Ende und schildert „die soziale Utopie im Gewande der Dichtung“ in den Unterabschnitten „das Wunschland in Fabel und Komödie“ und „der Staatsroman“. In letzterem Abschnitt werden uns vorgeführt: 1) die Atlantis des Plato, 2) Theopomps „meropisches Land“ und Hekataös' „kimmerische Stadt“, 3) die „heilige Chronik“ des Euhemeros, 4) der Sonnenstaat des Jambulos; alles hübsche Einzelbilder, wobei das Neue selbstverständlich nicht im Stoff, sondern in der Art der Betrachtung liegt. Nicht völlig befriedigt hat mich der letzte Abschnitt über den Sonnenstaat des Jambulos. Wenn ich auch dem Verf. gern das Recht einräume, in diesem Zusammenhange auf die Behandlung der literarhistorischen Fragen zu verzichten, so hätte er doch wohl die chronologischen Fragen weder hier noch bei den anderen Utopien völlig übergehen dürfen, so wenig auch solche Untersuchungen gesicherte Resultate versprechen. Die Angaben, die man sich nunmehr aus seiner Darstellung zusammensuchen muß, sind doch gar zu vag. Außer Rohde würde Berücksichtigung verdienen, was hierüber Woldemar Richter, Jambulos, Beilage zum Osterprogramm des Gymnasiums Schaffhausen (1888) S. 8 f. gesagt hat. Auch fehlt, abgesehen von einer kurzen Andeutung S. 89, jede Bemerkung darüber, in welch erbärmlichem, ungeordnetem Auszug uns Diodor die phantastische Idealschilderung des Jambulos überliefert hat (s. Richter, S. 10 f.). Für solche, wie mir scheint, nicht überflüssige Auseinandersetzungen hätte sich wohl Raum gewinnen lassen durch Beschneidung einzelner fast zu breiten Ausführungen. Es hätte auch wohl die Frage berührt zu werden verdient, inwiefern platonische, kynische und stoische Ideen von Jambulos verwertet sind. Daß gerade kynische und stoische Anschauungen seinen Ausführungen nicht zugrunde zu liegen brauchen, da die als solche in Anspruch genommenen Ideen damals sozusagen in der Luft lagen, scheint mir gegen Rohde, dem hier Pöhlmann ohne weiteres gefolgt ist, Richter, S. 67 ff., mit Glück nachgewiesen zu haben. Aber auch sonst habe ich den Eindruck, daß von Jambulos manches naiver ersonnen und dargestellt sei, als es von Pöhlmann nachempfunden ist. Er läßt sich vielleicht hier doch ein wenig zu sehr von dem Gedanken leiten nachzuweisen, daß der moderne sozialistische Utopismus seine Vorbilder — vorsichtiger würde man sagen, seine Vorgänger — nicht erst in Morus' „Utopia“, sondern schon in der sozialistischen Dichtung der Griechen gehabt habe. Trotz dieser Einwände gebe

ich gerne zu, daß, nachdem Rohde und Richter ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich den literarischen Fragen oder teratologischen Einzelheiten zugewandt hatten, Pöhlmann zum ersten Male die sozialgeschichtliche Bedeutung der Utopie des Jambulos klar und scharf dargestellt hat.

Auf diesen theoretischen Teil folgt, einigermassen zu unserer Überraschung, eine Entwicklungsgeschichte der sozialen Demokratie, die weitaus den Hauptteil des vorliegenden Bandes bildet (S. 94 bis 441). Ich hätte, offen gestanden, diesen Abschnitt überhaupt nicht mehr erwartet. Besser wäre er meines Erachtens am Platze gewesen als historische Grundlage vor der Darstellung der individualistischen Zersetzung der Gesellschaft und der Organisationspläne zum Aufbau einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung, also nach Kap. I des ersten Bandes. Wenn ich aber von diesem ja nur äußerlichen Mangel absehe, so stehe ich nicht an, auch diesem Hauptteil des zweiten Bandes all die guten Eigenschaften nachzurühmen, wie dem ersten Bande. Damit möchte ich nicht gesagt haben, daß ich nun alle und jede Einzelauffassung Pöhlmanns teile, wenn ich auch gern zugebe, daß er mit seinem umfassenden Wissen in der Untersuchung überall behutsam zu Werke geht. Wichtiger scheint mir, daß der allgemeine Gesichtspunkt, von dem aus die Entwicklung der sozialen Demokratie bei den Griechen von den Anfängen bis zu ihrer Entartung untersucht wird, unanfechtbar ist, so daß diese umfassende Darstellung der sozialen Frage im griechischen Altertum volle Anerkennung verdient. Pöhlmann sucht, wie ich schon bei Besprechung des ersten Bandes betont habe, einen möglichst objektiven Maßstab für die Beurteilung der sozialen Entwicklung zu gewinnen, soweit auf solchem Gebiet überhaupt von Objektivität gesprochen werden kann. Seine Grundanschauungen stehen im Gegensatz einerseits zu jenem bürgerlichen Doktrinarismus, der alle staatlichen Umwälzungen als rein politische Erscheinungen auffassen will, den Einfluß der sozialen Grundlagen leugnet und sich ängstlich ablehnend verhält gegen die moderne Richtung, die das Altertum durch die Betrachtung des modernen Lebens zu begreifen sucht, anderseits aber auch zu dem extremen Standpunkt der modernen sozialistischen „Geschichtschreibung“, die alles Geschehen nur als Folge sozialer Zustände betrachtet und es in ihrem doktrinären Radikalismus schroff ablehnt, aus den relativ einfachen Zuständen des Altertums Lehren für die verwickelteren sozialen Probleme der Gegenwart zu ziehen. Da Pöhlmann seine Aufgabe vorurteilsfrei, mit wahrhaft historischem Sinn löst,

so gewinnt der Leser aus seinem Buche nicht bloß reiche Belehrung, sondern, was mehr heißen will, auch reiche innerliche Förderung. Sein Buch hat einen nicht geringen erziehlischen Wert. Es übt auf den modernen Staatsbürger, wenn er sich nicht einseitig in die ungeschichtliche Auffassung einer extremen Richtung verrannt hat, eine läuternde Wirkung aus, so daß auch von diesem Gesichtspunkte aus das Studium des Werkes nicht warm genug empfohlen werden kann.

Bei aller Anerkennung der tief eindringenden Forschung glaube ich aber nicht verschweigen zu dürfen, daß die Darstellung in diesem Abschnitte gelegentlich zu sehr in die Breite geht. Es hätte doch berücksichtigt werden dürfen, daß ja das Wenigste von dem, was hier vorgebracht wird, wirklich neu ist; neu ist — und das ist ja immer noch viel — die konsequente Betrachtung der Einzelercheinungen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt. Doch wir begreifen es, daß es dem Verf. ein Bedürfnis war, Probleme, mit denen er sich schon seit Jahren eingehend beschäftigt hatte und über die er eine ganze Anzahl von Einzelstudien bereits früher veröffentlicht hatte, einmal in größerem Zusammenhange und dann auch ohne wesentliche Kürzungen zusammenfassend darzustellen. Daher bieten dem, der Pöhlmanns gesammelte Aufsätze „Aus Altertum und Gegenwart“, die ich in dieser Rundschau 1897, Nr. 23, S. 360 ff., besprochen habe, kennt, mehrere längere Abschnitte des vorliegenden Bandes Wiederholungen oder Aufarbeitungen jener früheren Studien. Doch wird auch dieser Leser gern diese Betrachtungen, nachdem sie unter einen höheren, allgemeinen Gesichtspunkt gerückt sind, noch einmal genießen. Versteht es doch Pöhlmann meisterlich, in anziehender Darstellung lebensvolle Bilder der einzelnen Entwicklungsphasen zu zeichnen.

Nachdem die Darstellung der griechischen Verhältnisse unter der Hand, wie der Verf. selbst gesteht, eine von ihm selbst nicht erwartete Ausdehnung gewonnen hatte, ist die Entwicklung der sozialen Zustände Roms im zweiten Buche auf verhältnismäßig kleinem Raume dargestellt (S. 443—617). Nun ist ja freilich zuzugeben, daß die Natur unserer Quellen derart ist, daß eine wirkliche Geschichte der sozialen Bewegung in Rom zu schreiben schlechterdings unmöglich ist (S. 475). Auch hat Pöhlmann den allgemeinen Charakter der Entwicklung mit bewundernswertem Scharfsinn und durch psychologisch feine Analyse der mehr zufälligen Notizen der Quellen meisterhaft gezeichnet. Trotzdem

scheint mir dieses zweite Buch in Anbetracht der Bedeutung des Problems schon äußerlich in keinem richtigen Verhältnis zu den Abschnitten über die Entwicklung der sozialen Frage bei den Griechen zu stehen. Vielleicht wäre diese ganze Partie besser einem folgenden Bande vorbehalten worden. Ein eigentlicher Abschluss ist ja damit doch nicht erreicht, weil eine vollständige Darstellung gebieterisch die Hereinbeziehung des Christentums erfordert hätte, wie sie übrigens der Verf. selber nach dem Vorwort zum ersten Bande beabsichtigt hatte. Wir haben freilich kein Recht, vom Verf. mehr zu verlangen, als er uns vorläufig bieten wollte, wünschen aber sehr, daß es ihm nicht an Lust und Zeit fehlen möge, auch diesen Schlufsabschnitt, auf den er selber im vorliegenden Bande S. 333, Anm. 2 und S. 617 als künftige Aufgaben hinweist, als Krönung des Werkes uns bald zu schenken.

Ich bedaure sehr, daß mir der verfügbare Raum nicht gestattet, den Gang der Darstellung Pöhlmanns auch nur in großen Zügen vorzuführen und die Leser auf die zahlreichen, scharf herausgearbeiteten Einzelbilder hinzuweisen und dabei mein Urteil über das Buch im einzelnen zu begründen. Ich darf aber um so eher darauf verzichten, als das Werk als ganzes gelesen, studiert und nachempfunden zu werden verdient. Solche, die nicht das Ganze lesen können, seien nachdrücklichst auf zwei größere Abschnitte hingewiesen, 1) auf das Bild, das Pöhlmann im sechsten Abschnitt (S. 265 ff.) vom demokratischen Staatssozialismus und dem Umschlag in den radikalen revolutionären Sozialismus entwirft, wobei scharfe, aber vollständig berechnete Worte gegen die unselige Gleichmacherei der Massendemokratie, vor der der Adel der Bildung und Gesittung mehr und mehr das Feld räumen muß, fallen, 2) auf den siebenten Abschnitt (S. 340 f.), der den allgemeinen Verlauf der sozialen Revolution schildert und im Gegensatz zu der vom doktrinären Sozialismus immer und immer wieder behaupteten Leistungsfähigkeit und Zeugungskraft der sozialen Revolution in wahrhaft abschreckender Weise ihre absolute Unfruchtbarkeit an der Hand der geschichtlichen Tatsachen schlagend beweist.

Wer aber diesen ganzen Band so eingehend studiert, wie er es verdient — die Aufgabe ist entsprechend der Schwierigkeit der Probleme nicht klein und nicht immer leicht — scheidet von ihm mit dem Gefühl, ein wirklich bedeutendes Werk in sich aufgenommen zu haben, dem er mannigfache Anregung und Förderung verdanke. Denn der Verf. ist ein

Gelehrter, der mit dem ganzen Rüstzeug moderner wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Forschung ausgerüstet an seine Aufgabe herangetreten ist und daher weiß, wie er die Quellen befragen will. Allerdings muß ich gestehen, daß er nach meinem Gefühl in diesem zweiten Bande gelegentlich etwas zu weit geht, wenn er glaubt beim Versagen der Quellen durch eine Analyse der sozialökonomischen und politischen Zustände die Ideen des antiken Sozialismus ergründen zu können und wenn er sich mitunter, wie bei den Ausführungen über das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer (S. 220—223), etwas breit über moderne soziale Theorien ausläßt. Allerdings tut er das nie zwecklos, sondern mit der offbaren Absicht, hierdurch auch im Leser den Sinn für die Auffassung der sozialen Probleme des Altertums zu schärfen. Durch solch vergleichende Analysen sucht er eine möglichst genaue Vorstellung von den Entwicklungsreihen zu gewinnen, als „deren notwendiges Ergebnis die Entstehung solcher Ideen zu begreifen ist“, wie er S. 109 sich ausdrückt. Hier scheint mir eine Warnung am Platze. Eduard Meyer, gegen den hier beiläufig polemisiert wird, hat meines Erachtens schlagend gezeigt, daß die historischen Ereignisse nicht auf solchen bloßen massenpsychologischen Ideen beruhen, und daß zumeist der ganze Gang der Entwicklung, wenn man diese in ihren Motiven und letzten Ursachen verfolgt, viel komplizierter ist, als eine Darstellung zugeben will, die auf ausschließlich wirtschaftlichen Anschauungen oder gar sogen. „Gesetzen“ beruht.

Kleinere Einwendungen, wie sie bei dem weitschichtigen Stoffe unvermeidlich sind, halte ich zurück, wünsche aber auch, daß einige prinzipielle Einwände, die ich erhob, den Eindruck nicht abschwächen sollen, daß das Buch Pöhlmanns ein bedeutendes, großzügiges Werk ist.

Frauenfeld (Schweiz).

Otto Schultheß.

284) **Ernst Maass, Die Tagesgötter in Rom und in den Provinzen.** Aus der Kultur des Niederganges der antiken Welt. Mit 30 Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. VIII und 311 S. 8. M 10. —.

Das Werk geht darauf aus, die in den verschiedensten Gegenden des Römerreiches vorhandenen Denkmäler, die die Götter der sieben Wochentage zeigen oder ihnen bestimmt gewesen sind, aufzusuchen, festzustellen und zu deuten, und unter Heranziehung einer fast überreichen Fülle von literarischem, historischem, inschriftlichem und archäologischem Material,

das Verf. oft an Stellen zu finden weiß, wo man es nicht erwartete oder bisher nicht gesucht hatte, gelangt es zu wichtigen Ergebnissen. Der Weg, den Verf. bei seinen Untersuchungen nimmt, ist öfters etwas lang und umständlich, aber er geht möglichst sicher; und da hierbei eine außerordentliche Menge von Quellen, oft recht versteckte, vereinzelte, beziehungslos scheinende, herangezogen werden, da keine Besprechung der einschlägigen Materie, sei es aus dem Altertum, aus der Zeit des Humanismus oder der Neuzeit unbeachtet gelassen wird, da im Verlaufe der Untersuchung eine Menge Einzelfragen, die bisher strittig waren, mit erledigt werden, so bringt das Buch nach den verschiedensten Richtungen Belehrung und Anregung; und dieser Erkenntnis und diesem Genusse wird sich auch der nicht verschließen, der vielleicht mit den Hauptergebnissen nicht immer sich im Einverständnis befindet.

Das Buch beginnt mit der Feststellung der Örtlichkeit und des Äußeren des im Mittelalter den wechsellvollsten Schicksalen unterworfenen Septizonium des Septimius Severus, das noch Sittl (Archäologie der Kunst S. 384) kurzweg als „den größten Wasserturm der Erde“ bezeichnet. Bei Untersuchung der Bedeutung des Bauwerkes weist Verf. die verschiedenen Hypothesen über seine Bestimmung zurück, namentlich den Versuch, es aus Commodian Instr. I, 7 („de septizonio et stellis“) als „Planetengürtelhaus“ zu erklären. Auch die Deutung des Septizonium als Nymphaeum wird als verfehlt nachgewiesen. Hierzu stellt Verf. über die Bedeutung dieses Wortes und den Zweck der Nymphäen eine eingehende Untersuchung an und zeigt uns in einer Reihe von Beispielen — im römischen Afrika, im Orient, auf griechischem Boden, in der Umgebung des kaiserlichen Roms — Nymphäen der verschiedensten Ausführung: alle zum Schmuck und zum Kultus bestimmten Wasseranlagen des griechisch-römischen Altertums erhielten diesen Namen, und allmählich wurden diese Gebäude zu öffentlichen Gesellschaftsräumen. Auch ein solches Nymphaeum ist das Septizonium nicht gewesen. Es war der severische Septizoniumbau ein hallenartig angelegter Unterbau, bestimmt, etwas sehr Bedeutendes, weithin über die via Appia Sichtbares zu tragen. Was dieses war, sucht Verf. durch eine nun folgende eingehende sprachgeschichtliche Untersuchung zu erweisen, in der er zu dem Schlusse kommt, daß für den Severusbau die Schreibung Septizodium das ursprüngliche, für die Etymologie allein zu verwendende Wort, Septizonium eine volksetymologische oder durch falsche Schulgelehrsamkeit entstandene Variante sei.

Verfasser kommt zu der Schlusfolgerung (S. 138): „Septizodium, verunstaltet in das Konkurrenzwort septizonium, bedeutet, ungewiss seit wann, nachweislich die sieben Planeten und zwar in ihrer Funktion als Tagesgötter“; schon Plato und Aristoteles anerkennen die Planeten als ζώδια. — Es ist keine Frage: die Gleichung Septizonium = Septizodium ist in der Beweisführung der springende Punkt; aber Verf. vermag sie annehmbar zu machen. Seit Septimius Severus, dem Afrikaner, dringt mystisches Wesen, Vorliebe für Astrologie und Fatalismus mehr und mehr in die religiösen Anschauungen ein: die severischen Schicksalsgottheiten, die Götter der sieben Wochentage werden an dem großartigen Septizodium angebracht, das aussersehen war zur Fassade des Kaiserpalastes, der fortan nach Süden, nach der via Appia, in die Ferne schauen sollte; von den Planetengöttern wollten die Severe ihren Palast gehütet wissen wie von Palastwächtern. Und nicht bloß hier, sondern überhaupt „pfl egten die Planeten gruppenweise nicht als solche, sondern als die Tagesgötter in der Praxis des Lebens durch Monumente verewigt zu werden“.

Verf. geht über zu den „Tagesgöttern in Thermen und Zirkus“. In zahlreichen Einzelanlagen in den Provinzen lassen sich die sieben „Dies“ als Götterbilder nachweisen; durch die sieben Vokale α bis ω wurden die Planeten bezeichnet. Die Tagesgötter wurden als solche in den römischen Thermen und Zirkus (zum Teil erweislich seit Trajan) gern bildlich dargestellt und verehrt, um die dort verkehrende Bevölkerung wirksam unter ihren magischen Schutz zu stellen.

Am auffallendsten zeigen sich die Tagesgötter an den gallisch-rheinischen Siegessäulen, den gewöhnlich Giganten- oder Jupitersäulen (früher auch Bagaudensäulen) genannten Monumenten, deren bis jetzt 50 gut bekannt sind. Bei dieser Gelegenheit bringt Verf. eine dankenswerte, wenn auch nicht unbedingt in diesem Zusammenhange notwendige Besprechung über die Gigantensäulen überhaupt, denen er nicht eine mythologische oder allgemein symbolische, sondern eine historische Deutung gibt. Als eine der beachtenswertesten dieser Säulen erkennt er die kürzlich in der Nähe des Limeskastelles Marköbel innerhalb einer ländlichen Niederlassung gefundene, deren Reste gegenwärtig im Museum des Hanauer Geschichtsvereins geborgen sind. Die S. 177 abgebildeten acht Köpfe faßt Verf. als die Abbilder der sieben Wochengötter und des genius loci auf. Indessen ist das nicht ganz zutreffend; denn nachträglich (d. h. nach der von Maafs an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchung) hat sich heraus-

gestellt, daß der eine der acht Köpfe (es ist Nr. 5 der dort abgebildeten) nicht an den Zwischensockel, wo die Wochengötterbilder unterzubringen sind, gehört, sondern genau in eine Lücke des Kapitals paßt, welches die Reitergruppe selbst trägt. Daher ist jener Sockel wirklich ein Siebengötterstein. Ganz deutlich zeigt sich auch noch an einem der ausladenden Volutenknäufe ein Kopf, so daß, wenn wir uns das Kapital vervollständigt vorstellen, an diesem acht Köpfe sich befunden haben müssen, eine Erscheinung, die freilich noch der Erklärung harret¹⁾.

Wenn die Frage über Entstehung und Bedeutung der Gigantenreiter auch von Maass nicht endgiltig entschieden wird, so vermag er doch manches Neue hinzuzufügen. Eine geistvolle Vermutung sucht er zu begründen: daß nämlich der gallische Gigantenreiter in Athen (Paus. I, 2, 4), der auch von Stark und Loescheke als Vorbild unserer Gruppe angesprochen wird, den Germanikus darstellt, der den Germanengiganten mit der Lanze durchbohrt, ein Bildwerk, gewidmet, als Germanikus bei seinem Besuche im Jahre 18 n. Chr. von den Hellenen allerorten, von den Athenern mit überschwenglicher Begeisterung aufgenommen und geehrt wurde. Bleibt dies auch nur Vermutung, wenngleich eine in dem Gedankengange, den Verf. nimmt, naheliegende, so steht doch fest, daß, wie in aller Kunstfertigkeit, auch für diese Gruppe die Griechen Vorbilder gegeben haben. Als Vermittlerin ist Massilia anzunehmen. Echtrömisches Element dabei ist der oft erscheinende Ortsgenius; auch er entspricht aber der Stadttyche der Griechen. Und auch zu dem im palatinischen Planetenhanse thronenden Septimius Severus findet sich eine treffende Parallele in Kommagene (aus der sullanischen Epoche), wo der König Antiochus sich ein *ἰσο-θέσιον*, das zugleich sein Grab werden sollte, in der angegebenen Weise baute.

Zur Zeit Neros und Domitians war in Kleinasien die Planetenwoche schon fest. Ein merkwürdiges apollinisches Orakal aus spätgriechischer Zeit findet Verf. bei Eusebius Praep. ev. V, 14, 1 sqq., ein Bruckstück aus Porphyrius' „Orakelphilosophie“, das — vorausgesetzt, daß Maass' allerdings ansprechende Änderung *καὶ 'Ρέαν* in *κ' Ἀγν* das richtige trifft —

1) Übrigens wird Fundbericht und eingehende Beschreibung der Hanauer Gigantenreitersäule in kurzem voraussichtlich in der Westdeutschen Zeitschrift zu lesen sein. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß sich inzwischen ebenfalls in der Nähe Hanaus ein Viergötterstein gefunden hat, der in die Kirchenmauer zu Wachenbuchen eingemauert war.

zeigt, daß der griechische Apollo die Verehrung der Planeten an ihren Tagen, d. h. die Einführung der siebentägigen Planetenwoche angeordnet hat.

Die nationslosen Tagesgötter — so argumentiert Verf. weiter, um seine Annahme von der Entstehung der Woche zu begründen — schoben sich zuerst neben, dann vor die Nationalgötter, um sie allmählich ganz zu verdrängen. Am Ende sind sie von allen Götzen allein übrig geblieben und in das Christentum eingeschmolzen worden; die Mythographen der Kaiserzeit und die christlichen Apologeten haben hierzu am meisten beigetragen. Verf. verfolgt den Weg, den die allmähliche Einbürgerung der Tagesgötter und der Planetenwoche genommen hat, bis über das Mittelalter hinaus in Volksanschauung, Poesie und bildender Kunst.

Ein Abschnitt über die Bestimmung des Pantheons, in dem die Annahme, es könne ein Planetentempel gewesen sein, gründlich und überzeugend widerlegt wird, schließt das inhaltreiche Buch. Die hier mitgeteilten Gedanken lassen wohl erkennen, daß des Verf. Schlusfolgerungen nicht überall stichhaltig sind; trotzdem macht das Werk im ganzen wie im einzelnen mit Recht Anspruch auf die vollste Beachtung der Forscher; im ganzen, weil es wichtige Erscheinungen der antiken Kultur in gründlicher Weise und in Zusammenhange behandelt und in zum Teil ganz neuer Beleuchtung zeigt; im einzelnen, weil manche archäologische Merkwürdigkeit neue Erklärung erfährt, manche bisher unbeachtet gebliebene Einzelheit Bedeutung erhält, auch manche zweifelhafte oder mißverständene Stelle der Schriftsteller kritisch beleuchtet oder ansprechend erklärt wird.

Hanau.

O. Wackermann.

285) **J. Vendryes, Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale en latin.** Paris, Klincksieck, 1902. XIV u. 343 S. gr. 8. 8 frs.

Von den beiden Teilen dieses Buches ist der erste von allgemeinerem Interesse, weshalb über ihn ausführlicher berichtet werden soll. Er handelt vom lateinischen Akzent. Mit dem letzteren Wort bezeichnet man gemeinhin zweierlei Dinge, ohne sie immer recht auseinanderzuhalten: einmal die Tonstärke (*intensité*) einer Silbe und sodann ihre Tonhöhe (*hauteur*). Außerdem ist die Silbe Träger eines dritten veränderlichen Elementes, der Quantität. Nach dieser Feststellung prüft V. die Zeugnisse über die Art des lateinischen Akzentes und unterscheidet dabei dreierlei: 1) die romanischen Sprachen, 2) die lateinische Grammatikerlehre und

3) die lateinische Phonetik. Die romanischen Sprachen führen auf die Tonstärke hin (vgl. Schwächung und Schwund tonschwacher oder unbetonter Silben im Wortinnern und am Wortende); dieser (expiratorische) Akzent unterliegt dem Dreisilbengesetz, steht also in Beziehung zur Quantität der Silben und hat ferner in gewissen romanischen Sprachen und unter gewissen Bedingungen einen Nebenakzent auf der ersten Wortsilbe. Es ist doch wohl anzunehmen, daß diese Art der Akzentuierung von der lateinischen Sprache auf die romanischen übergegangen ist. Befragen wir nun die lateinischen Grammatiker, so kommen wir zu einem ganz anderen Ergebnis. Varro und seine gelehrten Zeitgenossen (z. B. Nigidius) vertreten eine Akzentlehre, die aus dem Griechischen stammt und von ihnen ohne weiteres auf die lateinische Sprache angewendet wird. Der griechische Akzent ist aber musikalisch, d. h. er beruht auf der Tonhöhe, nicht auf der Tonstärke; also muß zu Varros Zeiten auch die lateinische Sprache einem Akzent der Tonhöhe unterlegen haben. Dies wird von Cicero an verschiedenen Orten bestätigt, und Vitruv sowie Quintilian liefern weitere Zeugnisse für diese Tatsache. Die varronische Lehre ist für die Folgezeit maßgebend geworden; die späteren Grammatiker schloßen sich fast durchweg der varronischen Auffassung an (so z. B. Martianus Capella und Priscian). Jedoch zeigt sich gelegentlich auch eine Abweichung, wie bei Diomedes, Servius und Pompeius; deren Ausführungen über den Akzent beziehen sich nicht auf Tonhöhe, sondern auf Tonstärke. (Übrigens erscheinen diese beiden Gruppen von Grammatikern auch in einer verschiedenen Auffassung des Zirkumflexes). Nach V. erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß in dem Zeitraum, der zwischen Varro und den späteren Grammatikern liegt, der Charakter des lateinischen Akzentes sich änderte, daß an die Stelle der Tonhöhe die Tonstärke trat und daß ein großer Teil der Grammatiker, unbekümmert um diesen Wandel, einfach gedankenlos die varronische Lehre nachbetete, während einige den veränderten Verhältnissen Rechnung trugen und den Akzent als das definieren, was er zu ihrer Zeit wirklich war. Was endlich die lateinische Phonetik betrifft, so nötigt sie zur Annahme einer starken Betonung der Anfangssilbe, worüber V. im Kap. III und IV handelt. Diese Betonungsart gehört der vorliterarischen Periode des Lateins an; seit Livius Andronicus ist die lateinische Poesie quantifizierend, d. h. ihr Rhythmus beruht auf dem Wechsel und der Anordnung langer und kurzer Silben, und dies gilt, wie die Lehren der Rhetoren zeigen, von der lateinischen Sprache

nach Livius Andronicus überhaupt. Hierbei geht V. näher auf die Metrik des Plautus und Terenz sowie auf die des Vergil und seiner Nachfolger ein und bemerkt u. a., daß das allmähliche Schwinden der Alliteration eine Folge gewesen sei von dem Schwinden der Betonung auf der Anfangsilbe. In Kap. V faßt V. seine Ansichten über die Geschichte des lateinischen Akzents folgendermaßen zusammen: Die erste Periode beginnt etwa mit der Loslösung des Latein vom Italischen. Aus dem Altitalischen war, als Erbschaft aus dem Indogermanischen, der Sprache ein Akzent der Tonhöhe eigen, der jedoch ohne jeden Einfluß auf die Entwicklung der lateinischen Phonetik blieb. Die lautlichen Veränderungen, die die lateinische Sprache durchgemacht hat, wurden vielmehr herbeigeführt durch die Tonstärke der ersten Wortsilbe, die auf den Einfluß einer nicht indogermanischen Sprache zurückzuführen sein dürfte (ein entsprechender, aber selbständiger Vorgang wird für das Keltische und Germanische angenommen). Während die Tonhöhe sich mit dem der lateinischen Sprache aus der indogermanischen Zeit eigentümlichen Prinzip der Quantität sehr wohl verträgt (s. das Griechische), ist dies bei der Tonstärke nicht der Fall, vielmehr entstand ein Widerstreit beider Prinzipien, in dem die Quantität Sieger blieb. Die Anfangsbetonung tritt mehr und mehr zurück und ist beim Eintritt der lateinischen Sprache in die Literatur schon fast gänzlich geschwunden. Mit diesem Zeitpunkt, d. h. etwa dem 2. vorchristlichen Jahrh., beginnt die zweite Periode, die ungefähr bis zum Jahre 400 n. Chr. reicht. Während derselben ist die lateinische Sprache quantifizierend und hat eine Akzentuierung nach der Tonhöhe, entspricht also völlig der griechischen. Die Tonhöhe hat keinen Einfluß auf die Rhythmik, die lediglich vom Gesetz der Quantität beherrscht wird, einen Wortakzent durch Tonstärke gibt es in dieser ganzen Zeit nicht. Allmählich jedoch nimmt das Gefühl für die Quantität ab und aus der Tonhöhe entwickelt sich nach und nach eine Tonstärke; die durch diese hervorgehobenen Silben werden als Längen, die anderen als Kürzen behandelt. Der übermächtige Einfluß Vergils auf die Dichter der Folgezeit läßt den Entwicklungsprozeß in der Dichtung lange nicht zur Erscheinung gelangen, bis er sich bei Commodian deutlich bemerklich macht und in Augustins Psalmus contra partem Donati (um 393) ganz zum Durchbruch gelangt. Hier wird der Rhythmus nicht mehr durch die Quantität bestimmt, sondern durch den auf Tonstärke beruhenden Wortakzent, der sich nach und nach gefestigt hat und für die Entwicklung der romani-

schen Sprachen aus dem Latein von großer Bedeutung geworden ist; die romanische Dichtung ist akzentuierend, nicht quantifizierend. Von Augustin an rechnet V. die dritte Periode seiner lateinischen Akzentgeschichte.

Der zweite, umfangreichere Teil des Buches handelt über 'Effets de l'intensité initiale'; er führt tief hinein in sprachwissenschaftliche Einzelheiten und berührt eine Menge Fragen, die nur irgendwie mit dem Thema zusammenhängen, so daß es unmöglich ist, hier näher darauf einzugehen. Die Hauptüberschriften der einzelnen Abschnitte mögen den Inhalt andeuten: Le redoublement consonantique, Rapports de l'intensité initiale et de la quantité, Traitement des voyelles longues intérieures und Tr. des voyelles brèves intérieures, Syncope et absorption, Développement de nouvelles sonantes, L'apophonie latine. Das Ergebnis lautet: die 'intensité initiale' ist von der größten Bedeutung gewesen für die Entwicklung der lateinischen Sprache, namentlich in der Hinsicht, daß sie manche indogermanischen Merkmale derselben beseitigt und ihr so ihren eigenartigen Charakter aufgeprägt hat; doch hat die Wirkung jener Akzentkraft auch bestimmte Grenzen gehabt, lange Vokale innerer Silben gar nicht und kurze nur in beschränktem Maße beeinflusst, und ist beständig auf den Widerstand des Quantitätsprinzips gestoßen, dem sie schließlich auch unterlegen ist.

Ein Anhang gilt dem Problem des Saturnius. V. beabsichtigt nicht es zu lösen, er hebt nur hervor, daß auf Grund seiner Untersuchungen der saturnische Versbau auf einem doppelten Prinzip beruhen müsse, dem der 'quantité' und dem der 'intensité initiale', die beide im Saturnier eine Art Kompromiß eingegangen seien, so daß dieser Vers weder rein quantifizierend noch rein akzentuierend, sondern beides zugleich sei.

Gewiß ist nicht alles, was V. vorträgt, neu, und über manche Einzelheit, besonders im zweiten Teile, mag sich streiten lassen, das liegt in der Natur der Sache; indessen ist es das unbestreitbare Verdienst des Verf., die Geschichte des lateinischen Akzentes im großen Zusammenhange behandelt und Ergebnisse gefördert zu haben, denen man die Berechtigung kaum wird versagen können. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß das Buch von gründlicher Gelehrsamkeit zeugt und klar und anziehend geschrieben ist.

Br.

W.

- 286) **Karl Lehrs, Kleine Schriften.** Herausgegeben von **Arthur Ludwig.** Königsberg i. Pr., Hartungsche Verlagsdruckerei, 1902.
VII u. 582 S. gr. 8. M 12. —.

Als am 9. Juni 1878 Lehrs seine Augen geschlossen hatte, beabsichtigte der Herausg. dem Meister ein ehrendes Denkmal durch Herausgabe seiner kleinen Schriften zu setzen. Aber Schwierigkeiten verschiedener Art verhinderten damals die Ausführung des Planes. Auch spätere Bemühungen schlugen fehl. Als jedoch am 14. Januar 1902 die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages des großen Philologen in Königsberg festlich begangen wurde, da regte man den Gedanken von neuem an, und diesmal fand er bei den alten Schülern und Freunden Widerhall. So gelang es alle Schwierigkeiten zu überwinden und die Sammlung der kleinen Schriften zustande zu bringen. Es erfolgte unmittelbar danach eine Aufforderung zur Subskription, welche so günstig ausfiel, daß der Plan verwirklicht werden konnte. Schon im Herbst desselben Jahres lag die Sammlung gedruckt vor uns. Es ist ein stattlicher Band: er enthält 115 Nummern, meist Anzeigen von neu erschienenen Büchern oder kürzere Abhandlungen, in den verschiedensten Zeitschriften erschienen, besonders in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, im Rheinischen Museum, in Zarnkes literarischem Zentralblatt und in den wissenschaftlichen Monatsblättern. Die Sammlung beginnt mit Arbeiten, die sich auf Homer beziehen. Bekanntlich war Lehrs ein eifriger Verfechter der Einheit der homerischen Gedichte. Sind wir auch nicht imstande, uns dieser Ansicht anzuschließen, so gewährt es doch nicht geringes Interesse, die Gründe kennen zu lernen, die er an den verstreutesten Orten zur Begründung derselben vorgebracht hat. Außer Besprechungen von Schriften Kammers, Brugmans und anderer, ferner seiner Habilitationsschrift *de ironia quatenus in historia studiorum Homericorum cernitur* vom Jahre 1831 (publiziert von Friedlaender in einem Königsberger Universitätsprogramm 1879) werden uns hier zum ersten Male Mitteilungen aus der ersten Vorlesung, die Lehrs an der Universität über die Einleitung zu Homer gehalten hat, gemacht. Benutzt ist dazu ein fragmentarischer Entwurf von Lehrs' eigener Hand, versehen mit Zusätzen aus späterer Zeit und ein von Prof. Lentz nachgeschriebenes Kollegienheft. Mit großem Interesse lesen wir die einzelnen Kapitel, welche über die Vortrefflichkeit der homerischen Gedichte von ihrer religiösen und moralischen Seite handeln, ferner von den poetischen Tugenden derselben, von der verkehrten Auffassungsweise, von der

Entwicklung der Wolfischen Ansicht über ihren Ursprung, von den Gegengründen gegen Wolfs Ansicht, von der Fortpflanzung der homerischen Gedichte, von der philologischen und grammatischen Erklärung und Kritik Homers, besonders durch die Alexandriner. Den Schluß bildet ein Abriss homerischer Ansichten und homerischen Lebens. Hieran reihen sich wertvolle Beiträge zu den nachhomerischen Epikern, zu Hesiod, Oppian, Manetho, Quintus von Smyrna, Nonnus und Musäus. Zu den Quaestiones epicae (erschienen 1837) gibt der Herausg. aus dem Handexemplare des Meisters eine große Anzahl von Nachträgen und Verbesserungen. Es folgen Beiträge zu anderen griechischen Dichtern, besonders zu Pindar und den griechischen Tragikern, zu den Scholien des Pindar und Sophokles, sodann zu den Prosaikern, Plato, Aristoteles, Herodot u. a. Daß Lehrs auch auf dem Gebiet der griechischen Grammatik, Synonymik, Metrik vortrefflich zu Hause war, davon geben manche Seiten dieses Buches dem, der es nicht so schon wüßte, genügende Belege. Hierbei wollen wir noch besonders auf seine früheste Arbeit aus dem Jahre 1825 hinweisen, „de dativi declinationis primae formis epicis“, in Seebodes Archiv für Philologie und Pädagogik erschienen, hier mit Zusätzen und Verbesserungen aus Lehrs' Handexemplar wieder abgedruckt. In weniger reichem Maße werden die römischen Autoren bedacht, am meisten natürlich Horaz, dessen Schriften er ja selbst im Jahre 1869 herausgab. Staunenswert ist die Fülle seines Wissens auf den verschiedensten Gebieten des klassischen Altertums gewesen; daß es sich aber auch auf andere Gebiete erstreckte, dafür gibt das vorliegende Buch Beweise. Ich hebe nur hervor seine schöne Tischrede, die er an Kants Geburtstag am 22. April 1849 hielt über das Thema: „Die Philosophie und Kant gegenüber dem Jahre 1848“ und die Besprechung einer Übersetzung von Byrons Korsar.

Wer irgend welches Interesse an Lehrs hat — ich rede nicht bloß von seinen Schülern und seinen persönlichen Freunden; aber wenn er nichts als seinen Aristarch geschrieben hätte, so würde dieses monumentum aere perennius ihm immer neue Freunde zuführen —, dem rufen wir die Worte zu „tolle, lege“ und wissen bestimmt, daß er das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Dazu hat der Herausg. beigetragen, der im Vorwort erklärt, daß, da Lehrs ein Mann von fesselnder Individualität gewesen sei, der es verdiene und vertrage, daß seine Nachlaßpfleger nicht nur die lauterer Goldkörner von ihm pietätvoll aufheben, er diesem individuellen Verhältnisse habe Rechnung tragen wollen

nicht der objektiven Wissenschaft allein. Darum sei manches in das Buch gekommen, was überwiegend persönliches Interesse habe, aber gerade deshalb, wie er hoffe, vielen willkommen sein werde.

Wie wenig Lehrs mit dem philologischen Universitätsunterricht in den letzten Jahren seines Lebens und den Anforderungen beim philologischen Staatsexamen einverstanden war, erfahren wir aus verschiedenen Stellen. Zum Beweis für beides führe ich nur je ein Beispiel an. „Wenn man“ — so schrieb er im Jahre 1874 — „einmal unter den Philologie Studierenden des vierten Studienjahres eine statistische Erhebung anstellen wollte, wie viele unter ihnen eine gewisse Anzahl philologischer Grund- und Bildungs- und Musterbücher aus der Gattung derjenigen, die dieses selbst unter etwaiger Modifikation ihrer Resultate bleiben, aus eigener Beschäftigung kennen, z. B. Bentleys Phalarisdissertationen, Wolfs Prolegomena, Hermanns Orphica, Lobecks Aglaophamus, so würde die statistische Ziffer sehr gering ausfallen. Dies liegt nicht allein am Mangel an Zeit, wiewohl man die jungen Männer auch in dieser Beziehung in eine unwissenschaftliche Enge getrieben, namentlich durch das leidige Examinationswesen, sondern an der Richtung.“ Ich fürchte, daß wenn Lehrs die neuen Reformen der preussischen Gymnasien mit erlebt und den Rückgang der Leistungen im Griechischen und Lateinischen bei den Studierenden selbst erfahren hätte, er noch ungünstiger geurteilt hätte. Das Titelblatt des „Reglements für die Prüfungen der Kandidaten des höheren Schulamts“ (Berlin 1867) versah er mit dreifachem Motto: *ἀδύνατον πολλὰ τεχνώμενον ἀνθρώπων πάντα καλῶς ποιεῖν* (Xen. Cyr. 8, 2, 5), *πᾶσι δ' ἥπιότατο ἔργα, κακῶς δ' ἥπιότατο πάντα. πολυμαθίῃ νόον οὐ διδάσκει.*

Wir werden dem Herausg. völlig beistimmen, wenn er im Vorwort erklärt, er habe es sich grundsätzlich versagt, wenn auch das Buch manche Ansicht vertrete, über welche die Wissenschaft inzwischen hinweggeschritten sei, seine anspruchslose Rolle als Herausgeber mit einer anspruchsvolleren zu vertauschen. Zugleich aber fühlen wir uns gedrungen, demselben unseren herzlichsten Dank dafür auszusprechen, daß er sich der mühevollen Arbeit, die kleinen Schriften zu sammeln, unterzogen und diese mit einer Sorgfalt ausgeführt hat, wie sie alle Arbeiten Ludwicks auszeichnet. Die Brauchbarkeit des Buches ist durch ein genaues Sach-, Wort- und Stellenregister erhöht.

Hinzugefügt ist in einem Anhang ein Verzeichnis der von Lehrs hinterlassenen Druckschriften und Manuskripte, ferner ein Verzeichnis der

von ihm an der Universität gehaltenen Vorlesungen und endlich die vortreffliche Gedächtnisrede, welche der Herausg. bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier des großen Philologen gehalten hat.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Beigegeben ist ein, wie mir von Kundigen versichert worden ist, wohlgetroffenes Bildnis des Verfassers.

Magdeburg.

E. Eberhard.

287) D. Karl Budde, Das Alte Testament und die Ausgrabungen. Gießen, J. Ricker, 1903, 39 S. 8. *M* —.80.

Der bekannte Marburger Forscher erhebt hier — wie stets frei von jeder kirchlich-dogmatischen Rücksicht — gewichtige Bedenken gegen die von Fr. Delitzsch (in „Babel und Bibel“ I) und Winckler geübte willkürreiche, dehnbare Methode, mit der die israelitische Geschichte ganz nach den Voraussetzungen von der unumschränkten geistig-kulturellen Vorherrschaft Babyloniens und einem daraus abgeleiteten mythologischen Schema behandelt wird. Budde gibt dafür Belege aus Wincklers Geschichte Israels und der neuen (dritten) Auflage des ursprünglich (1872 in Gießen, jetzt in Berlin) von Eberhard Schrader besorgten Werkes: „Die Keilinschriften und das Alte Testament“, das aber jetzt unter den Händen von Heinrich Zimmern und Hugo Winckler nicht nur eine freudig zu begrüßende Erweiterung auf die Apokryphen, Pseudepigraphen und das N. T., sondern auch leider eine „Umwandlung des glossatorisch angelegten Werkes in eine systematische Darstellung“ erfahren hat, wobei alle Lücken durch phantasiereiche, aber oft recht unsichere, gewagte Kombinationskunststücke ausgefüllt sind. Dabei wird oft den alttestamentlichen Berichten einerseits Gewalt angetan, dem mythologischen Schema aber anderseits eine solche Dehnbarkeit zugemutet, daß gar keine festen methodischen Richtlinien erscheinen, wie sie doch nötig und möglich sind. Das Ergebnis, zu dem die beachtenswerte Schrift führt, die sich nicht nur auf die Frage nach der Bedeutung der babylonischen Ausgrabungen beschränkt, läßt sich etwa in drei Sätzen Buddes wiedergeben: 1) die Israel innewohnende eigene Kraft behält die Oberhand; fehlen auch keineswegs Einflüsse von außen her, so werden diese doch in organischem Prozeß innerlich verarbeitet, ohne daß ihnen Israel erliegt; 2) gerade in der Zeit, in der Israel zum Volk wurde und sein eigenartiges, dauerndes Gepräge empfing, hat es sich relativ selbständig, unter bei weitem überwiegend übersehbaren Einflüssen aus der

Nähe entwickelt; 3) so unabsehbar auch das babylonische Schrifttum anschwillt, der geschlossenen Reihe der Propheten und selbst der Geschichtserzählung der ältesten Quellen im A. T. hat es nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen.

G. Fr.

288) **Heinrich Grein, Amis und Amiles.** Ein altfranzösisches Helden-
gedicht. In deutsche Verse übertragen von H. G. Mit einem
Vorwort von Prof. Dr. Gustav Körting. Kiel, Robert Cordes,
1902. IV und 92 S. 8. M 2. —.

Das Interesse des gebildeten Publikums an altfranzösischer Literatur nimmt mit jedem Jahre zu. Die trefflichen Verdeutschungen des verstorbenen Herz, ferner die bei Reclam erschienenen des Rolandsliedes und des Idylls von Aucassin und Nicolette, das übrigens von seiten des Dänen Enna auch als Oper komponiert worden ist, haben schon einen eifrigen Leserkreis gefunden. Auch die vorliegende Übersetzung des Epos der Freundestreue verdient einen solchen. Sie ist dem Sinne nach getreu, die Verse sind „gewandt gebaut und lassen sich angenehm lesen“. Die Sage war im Mittelalter weltberühmt und in alle damals in Betracht kommenden Sprachen übersetzt. Alle Freunde der älteren Epik seien daher auf diese Übersetzung aufmerksam gemacht.

Berlin.

B. Röttgers.

289) **John Fiske, Essays Historical and Literary.** Vol. I Scenes
and Characters in American History. Vol. II In Favourite Fields.
New-York, The Macmillan Company; London, Macmillan & Co.,
1902. II und 422 S. 8. — I und 316 S. 8. geb. zus. 17 sh.

John Fiske war Professor am Harvard College und ein Gelehrter von vielseitigem Wissen, das er in sich zur Einheit zu gestalten bestrebt war. Seine zahlreichen Werke sind besonders geschichtlichen und philosophischen Inhalts (Positivismus, kosmische Philosophie, Darwinismus, Entwicklungslehre usw.), aber auch auf Literatur und Folklore hat er sein Arbeitsfeld ausgedehnt. Auch die vorliegenden Essays zeichnen sich durch Reichhaltigkeit des Inhaltes aus, doch sind die historischen nach Umfang und Bedeutung die wichtigsten und decken den Zeitraum von den Kolonialkriegen mit Frankreich bis zum Vorabend des Sezessionskrieges. Der Schwerpunkt liegt auf den Kämpfen um die Verfassung sowie den weiteren Ausbau der Union und um die Sklavenfrage. Folgendes sind die Titel.

Vol. I: 1) Thomas Hutchinson, Last Governor of Massachusetts, 2) Charles Lee, Soldier of Fortune, 3) A. Hamilton and the Federalist Party, 4) Thomas Jefferson, The Conservative Reformer, 5) James Madison, The Constructive Statesman, 6 und 7) Andrew Jackson, 8) Harrison, Tyler and the Whig Coalition, 9) Daniel Webster. Vol. II: Old and New Ways of Treating History, 2) John Milton, 3) The Fall of New France, 4) Connecticut's Influence on the Federal Constitution, 5) The Deeper Signification of the Boston Tea Party, 6) Reminiscences of Huxley, 7) Herbert Spencer's Service to Religion, 8) John Tyndall, 9) Evolution of the Present Age, 10) Koshchei the Deathless.

Diese Essays wurden teils in Zeitschriften veröffentlicht, teils für die *Encyclopaedia of American Biography* geschrieben; andere waren Vorarbeiten für eine beabsichtigte *History of the American People*, und wieder andere wurden als Vorträge in den verschiedensten Städten der Union gehalten. Sie alle liegen nun in zwei groß und schön gedruckten Bänden vor, deren Herausgabe Abby Morgan Fiske nach des Verfassers Tode besorgt hat.

John Fiskes Stil ist vornehm und klar, seine Darstellung, wiewohl von Vaterlandsliebe durchwärmt, frei von engherziger Prahlerei und Voreingenommenheit. So tadelt er z. B. nicht nur das durch Jackson eingeführte *spoils system*, sondern auch mit ebenso scharfen Worten die Wählbarkeit der Richter u. a. Mißbräuche der Verwaltung. Er wendet sich natürlich zunächst an die Gebildeten seines Volkes, hat aber den uns immerhin ferner liegenden Stoff vom Unabhängigkeits- bis zum Sezessionskriege auch für Europäer recht anziehend und lesbar zu machen verstanden. Dabei fällt auf manche Punkte ein ganz anderes, neues Licht. Vorzüglich weiß Fiske auch die Perioden zu charakterisieren; mit weitem Blick und überzeugender Klarheit hebt er die leitenden großen Gedanken und ihre Weiterentwicklung hervor und sorgt durch spannende, charakteristische Details dafür, daß das Interesse des Lesers nicht erlahmt. Natürlich sind nicht alle Essays gleichwertig. An die Spitze möchte ich stellen: *Old and New Ways of Treating History*, *The Fall of New France*, *The Deeper Signification of the Boston Tea Party*, *Evolution of the Present Age*. Sehr interessant sind auch die Monographien über Jefferson, Jackson, den Abenteuerer Charles Lee und Hutchinson. In den beiden letzten Essays wird u. a. auch die Vorgeschichte des Unabhängigkeitskrieges in einigen wichtigen Punkten berichtet. Auch aktuelle Fragen erscheinen in Perspektive oder werden gestreift. So z. B. das Gravitieren der Union nach Westen

und die sich daraus für sie ergebenden Aufgaben und deren Rückwirkungen auf die Weltlage. Wer sich für das Werden und Wachsen der Union interessiert, wird die Essays nicht nur mit Genuss und Nutzen durchlesen, sondern auch, glaube ich, Lust verspüren, zu geeigneter Zeit zur Lektüre derselben zurückzukehren.

Bremen.

Wilkons.

Vakanzen.

Allenstein, RS. Obl. Deutsch u. Gesch. Magistrat.
 Breslau, ev. RS. Obl. Math. u. Nat. Magistrat.
 Bromberg, RS. Obl. Deutsch u. Gesch.
 Charlottenburg, HMS. Obl. Math. u. Phys. Magistrat.
 Frankfurt a. M., Obl. Klass. Phil. Kuratorium d. H. Sch.
 Frankfurt a. O., RG. Obl. Deutsch u. Latein. Magistrat.
 Görlitz, G. Obl. Klass. Phil. u. Deutsch. Magistrat.
 Hagen i. W., OR. Obl. Nat. u. Math. Direktor Dr. Ricken.
 Iserlohn, RG. Obl. N. Spr. Kuratorium.
 Potsdam, HMS. 1) Obl. Gesch. 2) Obl. Deutsch u. N. Spr. Magistrat.
 Rüttenscheid, Prg. Obl. 1) N. Spr.; 2) Klass. Phil. Bürgermeister Hild.
 Steglitz, OR. Obl. 1) N. Spr.; 2) Math. Bürgermeister Buhrow.
 Zeitz, RS. Obl. 1) N. Spr.; 2) Math. Magistrat.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Platons Phädon.

Für den Schulgebrauch.

erklärt von

Dr. Karl Linde,

Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Preis: \mathcal{M} 1.20.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von Dr. Adolf Lange.

1. Heft: Buch I—V. Preis: \mathcal{M} 4.

100 Dichtungen aus der Zeit der Befreiungskriege



zusammengestellt

von

Dr. Hans Dütschke,

Professor am Kgl. Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin.

Preis: gebunden \mathcal{M} 1.—.

 Zu beziehen durch jede Buchhandlung. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

GF
JUL 10 1903
DEC 10 1903

Gotha, 28. November.

Nr. 24, Jahrgang 1903

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzelle 30 Pfg.

Inhalt: Taciteum (Gust. Wörpel) p. 553.

Rezensionen: 290) W. Lundström, *Columellae opera, Fasciculus rei rusticae librum decimum continens* (O. Weise) p. 554. — 291) A. Boxler, *Précis des Institutions publiques de la Grèce et de Rome anciennes* (O. Wackermann) p. 555. — 292) F. Knoke, *Gegenwärtiger Stand der Forschungen über die Römerkriege im nordwestlichen Deutschland* (O. Wackermann) p. 556. — 293) P. Dubuc, *De Suecessionum civitate* (Ed. Wolff) p. 557. — 294) Fritz Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (J. Keller) p. 559. — 295) M. Baldwin, *Dictionary of Philosophy and Psychology* (F. Pabst) p. 565. — 296/297 O. Mügge, *Ed. Rostand als Dramatiker*; Nik. Scheid, *Ed. Rostands Entwicklungsgang und seine Beziehung zur deutschen Literatur* (K. Engelke) p. 570. — 298) Heinrich P. Junker, *Grundriss der Geschichte der franz. Literatur* (C. Friesland) p. 571. — 299) Th. Knorr, *Praeterita, Ansichten und Gedanken aus meinem Leben von John Ruskin* (F. Wilkens) p. 573. — 300) W. Viëtor, *Einführung in das Studium der englischen Philologie* (H. Schmidt) p. 575. — Vakanzen. — Anzeigen.

Taciteum.

Mire se torserunt viri docti in enodando loco dialogi de oratoribus c. 27, 5, quem plerique verum quasi serpentem vitasse ac circuisse videntur. Nec mirum id quidem: nam gravissima fecit damna haec Materni orationis particula, cum quae scripti libri tenent aut *apparate* (A) vel seiunctim *appara te* (B) vel *aparte* (D, quocum consentit V 2), aut *appropriate* (H, V 1) distortum sit omnique expers ratione. Nihilominus qualis debeat subesse sententia ne Davus quidem incompertum habet, quapropter sat esto adscribere Caroli Peter notam: „Die von Messala angekündigte Vergleichung der einzelnen modernen Redner mit den alten Rednern würde selbstverständlich gegen die ersteren einen sehr schweren Tadel enthalten haben; deswegen kann Maternus sagen, um Messala davon abzumahnem, er möge ihrer schonen.“ Sin vero nonnulli ex ista, quam aliquis in A et C superscripsit adnotationumcula *aparte* salutem esse petendam censent loco male inquinato et suadent redintegrandum at *parce* vel

simile quid, vereor, ne non ratione ac via egerint, quoniam *aparte* illud nihil aliud nisi Itali cuiusdam commentum temere adglutinatum et ne flocci quidem est pendendum ad genuinam scripturam restituendam. Quod cum ita sit, campus patere videtur coniciendi; at vero adeo non hac equidem utar licentia, novum quoddam pridem inventis addens, ut e finibus codicis Ottoboniani E, cuius egregiam virtutem auctoritatemque spero mox ampliore me esse confirmaturum commentatione, egrediendum negem atque ex eius fide totam huius loci emendationem pendere omni ausim affirmare asseveratione. Namque ita emendandi itinera patefacit Ottobonianus, qui pusillum admodum et proclivum admisit errorem, exhibens *aperte*, ut una r litterula expuncta minutissima mutatione redigatur locus ad sinceritatem neque aliter Tacitum olim scripsisse arbitror nisi *ape te* i. e. compesce te. cf. Paul. ex Festo p. 22 17 (Mue.) *ape apud antiquos dicebatur prohibe, compesce*. Sponte intelligetur hoc vocabulum ἀρχαῖστινον (nam Martenus summo ferebatur incensus antiquorum temporum studio, quae ubivis splendidissimis effert praeconiis, unde eum lubenter adhibuisse verba obsoleta consentaneum est) et ποιητῖνον (nam idem felici praeditus ingenio poetico haud parum frequenter in usum vocat quae insolitam prae se ferunt loquendi speciem) prisco usu oblitterato necessitate quadam pravae nescientibus dedisse interpretationi materiam et a librariis, quorum notitiam tantilla haec tamque inaudita vox subterfugiebat, deformatum et mutando ablatum esse usque ad eum finem, ut in libris fere omnibus pertenuae tantummodo agnoscere possit sinceræ lectionis vestigium. Ottoboniani contra amanuensis, cum de scripturae veritate quaereret, in iis quae in exemplari suo reperiiebantur, quamvis non locum darent probabili explicationi, acquiescere malebat quam invita Minerva coniciendo ineptire certissimumque scriptoris consilium praepostere obscurare.

Kiliae.

Gustavus Wörpel.

- 290) **Wilhelm Lundström, L. Junii Moderati Columellae opera quae exstant.** Fasciculus sextus *rei rusticae librum decimum* continens. Collectio scriptorum veterum Upsaliensis. Upsaliae in libraria Lindequist (Leipzig, Harrassowitz), 1902. 23 S. 8.

Die neue kritische Ausgabe des Columella, die Lundström seit Jahren (vgl. seine Artikel in der Zeitschrift Eranos im Jahre 1896 f.) sorgfältig

vorbereitet und mit der Veröffentlichung des *liber de arboribus* im Jahre 1897 begonnen hat, ist mit dem vorliegenden Hefte bis zum zehnten Buche fortgeschritten. Während wir bisher für diesen landwirtschaftlichen Schriftsteller (mit Ausnahme des poetisch geschriebenen zehnten Buches) auf Ausgaben des 18. Jahrh. (von Victorius, Gesner, Schneider, Rees) angewiesen waren, haben wir jetzt einen weit zuverlässigeren Text erhalten, der sich hauptsächlich auf den Peterburger codex Sangermanensis und auf den Mailänder codex Ambrosianus L 85 stützt, aber auch die Lesarten von zwanzig minder wichtigen Handschr. heranzieht, die in den Fußnoten gewissenhaft gebucht werden. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Lundström vielfach von den früheren Herausgebern abweicht. Z. B. bietet Gesner (Mannheim 1781) V. 7 *putres glebas*, L. *putris glebae*, jener V. 17 *galbana*, dieser *carbasa*; ebenso stehen sich einander gegenüber folgende Lesarten: V. 32 *Ithyphalli* und *Priapi*, V. 83 *diductos* und *diruptos*, V. 84 *pigeat fesso praebere novali* und *pudeat fesso praebere novali*, gar nicht zu gedenken kleinerer Abweichungen wie V. 15 *Achrados* neben *Achradis* und V. 49 *fontes* neben *fontis* usw. Ohne Grund wird der Nominativ des Singulars einmal (V. 76) *saevus* und ein anderes Mal (V. 60) *saevos* geschrieben; im übrigen sind dieselben Formen konsequent in gleicher Weise wiedergegeben. Da der Text sauber und lesbar und obendrein Druck und Papier gut sind, so kann die Ausgabe als ein großer Fortschritt bezeichnet werden.

Eisenberg, S.-A.

O. Weise.

- 291) **Abbé A. Boxler, Précis des Institutions publiques de la Grèce et de Rome anciennes.** Paris, librairie Victor Lecoffre, 1903. XXVII u. 422 S. 12. fr. 3.50.

Das Buch, das in erster Linie für die Schüler der oberen Klassen bestimmt ist, bietet in übersichtlicher und im ganzen ausreichender Weise eine Darstellung der Staats-, Rechts-, Kriegs- und Religionsaltertümer Griechenlands (vorwiegend Athens und Spartas) und Roms (dieses etwa bis zur Mitte des 3. nachchristl. Jahrh.); jedem der beiden Hauptteile ist ein Abschnitt über Chronologie und Metrologie vorausgeschickt. Verf. will seine Leser in den Stand setzen, die geleseneren Schriftsteller leichter zu verstehen, soweit Altertümer in Betracht kommen, und wir glauben, daß ihm dies bei dem von ihm innegehaltenen Maß zwischen einem Zuviel und Zuwenig gelingt; die Benutzung des Buches wird erleichtert durch

einen genauen und vollständigen Index der griechischen und einen eben-
solchen der lateinischen Wörter. Auch unterstützen das Verständnis zahl-
reiche Abbildungen, sowie je ein Plan von Athen, der Akropolis, dem
Piräus und dem kaiserlichen Rom. Zitate und Quellennachweise sind
durchweg vermieden. Einzelnen Parteen wie z. B. dem griechischen
Theater (unter „Culte de Dionysos“) widmet Verf. eingehendere Dar-
stellung. Im ganzen erscheinen die Angaben als zuverlässig und mit
Besonnenheit ausgewählt, wenn auch hie und da eine Ungenauigkeit zu
vermerken ist, z. B. wenn S. 290 nur von vexillationes = Corps des
vexillarii gesprochen wird, ohne daß der wohl häufigeren Benennung vexil-
lum Erwähnung geschieht, oder wenn S. 367 behauptet wird, daß die
Lectisternien vorwiegend der kapitulinischen Trias dargebracht seien. —
Zur allgemeinen Orientierung wird das Buch auch über die Kreise hinaus,
für die es zunächst bestimmt ist, als bequemes Hilfsmittel dienen können.

Hann.

O. Wackermann.

**292) F. Knoke, Gegenwärtiger Stand der Forschungen über
die Römerkriege im nordwestlichen Deutschland.**
Mit einer Tafel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903.

80 S. gr. 8.

M 2. 40.

Verf. stellt in dem Buche die Hauptpunkte zusammen, in denen er
sich auf dem in Frage stehenden Forschungsgebiete, das er selber ja seit
langen Jahren selbständig bearbeitet hat, mit anderen Forschern im Wider-
spruch befindet, und sucht diese letzteren zu widerlegen. So setzt er sich
mit Delbrück über das Schlachtfeld im Teutoburger Walde und über die
Lage von Aliso auseinander, wieweil letzteres Delbrück bekanntlich nach
Elsen (bei Paderborn) verlegt, Knoke nach den überraschenden Halturner
Funden eher hier in Haltern zu suchen geneigt ist (wenngleich er den
Haltturner Forschern keineswegs überall beipflichtet); sodann mit Dahm,
der in seiner Auffassung von der Örtlichkeit der Varusschlacht sich an
Mommson anschließt, während Knoke vielmehr die Schlacht vom Jahre 15
in die Gegend von Barenau verlegt. In längerer Ausführung tritt er
Schuchhardt und besonders Dahm gegenüber in betreff der Lage und Be-
stimmung der pontes longi, dem letztgenannten Forscher, der als erfahrener
Militär und als Forscher mit dem Spaten in mancher Beziehung ein sach-
verständiges Urteil für sich in Anspruch nehmen kann und dessen Ver-
dienst um Entscheidung mancher Einzelfragen vom Verf. anerkannt wird,

der aber der Überlieferung der Schriftsteller nicht immer gerecht wird; in der Bestimmung der Örtlichkeiten der Feldzüge vom Jahre 16, der Schlachtfelder bei Idistaviso und am Angrivarierwall. Mit Recht legt Verf. Gewicht auf eine entsprechende Auffassung von der Benutzung der deutschen Flüsse seitens der Römer.

Ist die Darstellung nach diesen Andeutungen auch vielfach polemisch, so kann der unbefangene — wir meinen der an dem Streit der Meinungen unbeteiligte, nur für die Sache selbst sich interessierende — Leser aus den Darlegungen doch ein ungefähres Bild von dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung gewinnen. Freilich bezieht sich Verf. bei seinen Entgegnungen häufig auf die in seinen früheren Schriften gegebenen Begründungen, und diese Schriften hat nicht jeder zur Nachprüfung gleich zur Hand. Auch würde er seinen Lesern einen Dienst erwiesen haben, wenn er außer der — nur einer Einzelfrage zur Veranschaulichung dienenden — Tafel eine Kartenskizze mit Einzeichnung der im Text erwähnten Örtlichkeiten beigegeben hätte.

Ein etwa 15 Seiten umfassender „Anhang: Herr Koepp und meine Kritik der Ausgrabungen bei Haltern“ tritt fast aus dem Rahmen einer wissenschaftlichen Behandlung der Sache heraus auf das Gebiet der persönlichen Polemik, zu der allerdings Verf. gedrängt scheint; nun mögen die hart angegriffenen Gegner, Koepp und Schuchhardt, das Wort nehmen.

Hanau.

O. Wackermann.

293) P. Dubuc, *De Suessionum civitate*. Parisii apud Albertum Fontemoing, MCMII. 202 S. 8. Mit einer Karte.

Was in alter und neuer Zeit über das Suessionengebiet mit seinen zwölf Städten geforscht und geschrieben worden ist, das beabsichtigte der Verf. dieser Universitätsschrift, wie er im Vorwort sagt, „paucis colligere“. Eine schwierige Sache. Schon das vorgedruckte, natürlich nicht vollständige, Literatur- und Quellenverzeichnis kann eine Vorstellung von dem Material geben, das hier zu verarbeiten oder wenigstens zu berücksichtigen ist. Unter den benutzten französischen Autoren aus neuerer Zeit stehen in erster Reihe Desjardins, Longnon, Fleury, Fustel de Coulanges, D'Arbois de Jubainville; neben des letztgenannten *Recherches* (1890) hat namentlich Holders keltischer Sprachschatz für die im ganzen zweckmäßig verwerteten etymologischen Beobachtungen, betreffend Orts- und Personennamen, als Grundlage gedient. Das Buch des Engländers Rice

Holmes, *Caesar's conquest of Gaul*, scheint D. nicht zu kennen; er hätte darin immerhin nützliche Hinweise, auch auf französische Arbeiten, die er nicht beachtet hat, finden können. Die Streitfrage über die Lage des keltischen Noviodunum an der Aisne betrachtet der Verf. als erledigt; für die (vielfach angezweifelte) Zugehörigkeit der Gae Silvanectensis (Senlis) und Meltianus oder Meldensis (Meaux) zu den Suessionen macht er außer anderen Gründen die Konfiguration des Bodens im südwestlichen Suessionengebiet geltend, die durch Wasserläufe und, ehemals stärker bewaldete, Berghöhen gebildeten Naturgrenzen gegen die Parisier und Bellovaker. Bekanntlich sind die altkeltischen Gaubezirke in der römischen Zeit und noch über Karl den Großen hinaus fast unverändert geblieben. D. nun versucht eine Art Chronik und Statistik der zwölf Suessionengae nach Inschriften und Urkunden verschiedener Art aufzustellen, registriert sämtliche irgendwie aus den einzelnen Gauen bezeugten Orts- und Personennamen, die er ihrem vermutlichen Ursprunge nach erklärt und, soweit möglich, lokalisiert. Diese Register füllen den Hauptteil des Buches (S. 34—157) aus; sie werden durch eine schön ausgeführte Karte illustriert, welche die ganze *Civitas Suessionum* mit allen konstatierten Ortschaften (die gallischen Namen rot gedruckt) darstellt. Das Gebiet des mächtigen Stammes erstreckte sich von den Ardennen im N. bis über die Marne, nach W. bis zu den Höhen jenseits der Oise (Isara), ostwärts wurde es von den Remern begrenzt und durch die Aisne (Axona) ost-westlich in zwei fast gleiche Hälften geteilt.

Eine übersichtliche Darstellung des Gegenstandes hat D. nicht erreicht, vielleicht auch nicht bezweckt; denn was er in den Schlusskapiteln über die politische, administrative und kulturelle Entwicklung des Suessionenlandes, namentlich auch des glänzenden Vororts, zusammenstellt — unter Heranziehung keltischer und römischer Inschriften, Münzen, Baureste — ist doch nur ein Anlauf zu sachlich geordneter Schilderung und einer Belebung der stummen Zeugen aus alter Zeit. Am meisten, doch nicht viel Neues weiß er von den das Land durchziehenden römischen Straßen zu sagen.

Die sachlichen Mängel der gelehrten Arbeit erhalten leider noch ein bedenkliches Relief durch die manierierte, nachlässige und oft unkorrekte Sprachform. Fast scheint es, als habe das Latein der durchstöberten Urkunden auf des Verf. Stil abgefärbt und seinen Geschmack nachteilig beeinflusst; er würde sonst wohl nicht gewisse Partikeln so

unleidlich häufen, wie autem (S. 174 in zehn Zeilen siebenmal!) und das unterschiedslos für et gebrauchte ewige nec non. Vieles mag auf Rechnung der ohnehin massenhaften Druckversehen zu setzen sein, aber nicht auch: cubitibus, assibus (für asseribus), alba silex, Iecius portus, de erga mortuos Gallorum moribus und ähnliche Barbareien. — Ich weiß nicht, ob die Universitas Burdigalensis verlangt, daß derartige Arbeiten lateinisch geschrieben werden; dann aber sollte die Fakultät sich auch ein klein wenig um den Druck bekümmern. Unter die vorliegende Abhandlung hat zwar der Dekan seinen Namen und die Worte gesetzt: „Vidi ac *perlegi*“; das Letzte kann ich jedoch unmöglich glauben.

Frankfurt a. M. — Homburg v. d. H.

Eduard Wolf.

294) Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache.

Dritter Band: Zur Grammatik und Logik. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta's Buchhandlung Nachf., 1902. 666 S. 8.

N 12. —

Nachdem Mauthner im ersten Bande seiner umfangreichen Sprachkritik das Verhältnis der Sprache zur Psychologie und im zweiten die Entwicklung der Sprache untersucht hat, widmet er diesen dritten und abschließenden Band der Untersuchung von Grammatik und Logik. Selbstverständlich fehlt auch diesem dritten Band die systematische Darstellung, die das Ziel auf dem kürzesten Weg zu erreichen und sich vor Wiederholungen möglichst zu hüten sucht, es fehlt ihm die strenge und selbstverleugnende Sachlichkeit der Ausführung; dafür entschädigt der Verf. seine Leser auch in diesem Bande durch eine Fülle geistreicher und witziger Einfälle aller Art, durch überraschende Bilder und Vergleiche, durch interessante Episoden und Streiflichter auf abseits liegende Gebiete, durch alle Vorzüge eines geistvoll feuilletonistischen Stils, ohne doch trotz aller lachenden Skepsis ganz auf den Ton vollen Ernstes zu verzichten, den das deprimierende, ja vernichtende Endresultat jedem einflößen muß, der sich von dem resultierenden fast absoluten Nihilismus auf dem ganzen Gebiet menschlicher Erkenntnislehre und Wissenschaft überzeugen kann.

Es ist kein Zweifel, daß die Kritik der Sprache eine Hauptaufgabe der Gegenwart ist, und daß sichere Fortschritte unseres philosophischen Denkens nur möglich sind, wenn über Wesen und Bedeutung der Sprache volle Klarheit herrscht. Kant hat sich bekanntlich der Sprache noch völlig naiv bedient. Seine Vernunftkritik enthält keinen Ansatz zu einer

Kritik der Sprache, so selbstverständlich notwendig uns heute diese Sprachkritik zur Erkenntnis des Wesens unserer Vernunft erscheint. Und an einem gewissen Mangel auf diesem Gebiete leidet auch die nachkantische Philosophie bis auf den heutigen Tag. Vielleicht bietet die skeptische Art der Manthnerschen Sprachkritik, der hier verkündigte „Selbstmord der Sprache und des Denkens“ für die zünftige Philosophie den Anlaß, der Bedeutung der Sprache für das Denken, überhaupt dem ganzen Verhältnis von Sprechen und Denken mehr Aufmerksamkeit und gründlichere Untersuchung zuzuwenden.

Im ersten Drittel des vorliegenden Bandes behandelt M. die Grammatik. Grammatik und Logik sind ihm nur verschiedene Seiten der gleichen Menschengesprache. Der positive Grundgedanke, von dem M. in seiner Kritik der Grammatik und später auch der Logik ausgeht, ist der, daß eine richtige oder ideale Grammatik mit allen ihren Kategorien und Beziehungsformen ein bloßes Abbild der Wirklichkeitswelt sein müßte. Er bleibt dabei nur dem sensualistischen Grundsatz *Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu* getreu, oder vielmehr versteht er diesen Satz nicht etwa nur vom bloßen Material unseres Denkens, sondern dehnt ihn auf alle Beziehungsarten und spezifischen Denkformen aus. Und statt von dem Vorhandensein z. B. der Negation, der Bedingung, der Möglichkeit usw. in unserem Denken darauf zu schließen, daß im Intellekt tatsächlich etwas ist, was in den bloßen Sinnesempfindungen niemals war, nimmt er in einer Art von Dogmatismus seine Position in jenem auf die Spitze getriebenen sensualistischen Satz und übt von hier aus eine relativ billige Kritik zunächst an den grammatischen Beziehungsformen und Kategorien. Während er also sonst in Logik, Ästhetik und wohl auch in Ethik sich aufs schärfste gegen alles „Sollen“ wendet, stellt er hier für die Grammatik ein Ideal, ein Sollen auf, das freilich keine bestehende Sprache erfüllt, nämlich bloßes Abbild der Wirklichkeit zu sein. Sind aber nicht auch die gewordenen grammatischen Formen aller Art ein Stück Wirklichkeitswelt? Und wie kommt M. bei voller Geltung seines Ausgangspunktes dazu, in der Betrachtung und Beurteilung dieser Formen mehr oder etwas anderes geben zu wollen, als ein bloßes Abbild der Wirklichkeit? Wenn die Wahrheit nichts anderes ist als ein „gesundes Gedächtnis“, wie er einmal sagt, woher dann die Vorstellung von einer idealen Grammatik und alle die Postulate an eine solche? Woher die ganze vernichtende Kritik an

Grammatik und Logik? Bezeichnet er doch schon die bloße Vergleichung zweier Vorstellungen als ein Ding der Unmöglichkeit wegen der Bewußtseinsenge! Entweder ist M.s ganze Theorie vom bloßen Abbild der Wirklichkeitswelt in Sprache und Denken ein Irrtum, oder seine ganze Kritik an Grammatik und Logik ist eine Abirrung von aller Natur, eine Art unschädlichen Wahnsinns. Denn Schale wird er damit heutzutage schwerlich mehr machen.

Die grammatischen Kategorien sind ihm mangelhafte und sicherlich völlig unlogische Zufallsprodukte. Dafs sie in der „Wirklichkeitswelt“ nicht vorhanden sind, sieht er schon a priori als ein Kriterium ihrer Verfehltheit an. Das konkrete Adjektiv z. B. unterscheidet sich psychologisch — und damit ist ein neuer Standpunkt für die Kritik der Grammatik eingenommen — von dem konkreten Substantiv nur quantitativ, d. h. durch die Zahl der bezeichneten Sinnesindrücke. Damit soll alles Gerede von zwei verschiedenen Kategorien in Adjektiv und Substantiv hinfällig werden. Dafs bei der Vielzahl von Sinnesindrücken, die das Substantiv begründen, eine irgendwie geartete Zusammengehörigkeit kausaler Natur mitgedacht wird zum Unterschied vom einfachen Eigenschaftsbegriff, ist dabei allerdings übersehen. Das Verschwinden adjektivischer und verbaler Kategorien wird an einer Reihe von Fällen aufgewiesen, wie duftig und duftet usw., wobei freilich eine kleine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* nicht zu verkennen ist, nämlich ein Überspringen aus der grammatischen Kategorie, die allein in Frage steht, in den Bedeutungsinhalt, der selbstverständlich in mehreren grammatischen Kategorien auftreten kann. Der Unterschied transitiver und intransitiver Verba beruht ihm auf ungenauer Psychologie. Auch alle unpersonlichen Verba hätten stets das Ich zum unausgesprochenen Objekt. Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft dürfte man nicht sagen „Der Baum ist grün“, sondern „Der Baum grünt mich“. Ob sich aus dem heutigen Stand des Naturerkenntnis und der psychologischen Erkenntnis heraus eine absolute, nicht „zufällige“ Grammatik konstruieren läfst, will uns zweifelhaft erscheinen, aber unzweifelhaft kann man mit Hilfe solcher außerhalb liegenden Maßstäbe leicht eine vernichtende Kritik üben. Vielleicht aber entspräche es einer noch genaueren Psychologie, wenn man sagte, „Ich grüne den Baum“, denn erst das psychische Subjekt setzt die hypothetischen Ätherschwingungen in die spezifischen Farben um. Aber die Sprache ist ja nicht nur für die oberen Zehntausend der Wissenschaft da,

sondern für die Millionen Ungebildeter, die mit solchen neuen Sprachschöpfungen nichts anzufangen wüßten. Und selbst der Gebildete kann nicht aus seiner psychischen Haut fahren und wird auf Grund des Urphänomens aller psychischen Kausalität, vermöge dessen wir die Ursachen unserer Empfindungen in eine vorausgesetzte Außenwelt zu projizieren gezwungen sind, die übliche Wendung „Der Baum ist grün“ in ihrer positiven Berechtigung auch fernerhin anerkennen, um so mehr als die vorgeschlagene transitive Wendung durch den Sprachgebrauch mit anderer Bedeutung festgelegt ist in Fällen wie „Die Sonne bräunt mich“, oder „Ich schwärze das Glas“.

Die Geschlechtsbezeichnung ist ihm nicht nur die albernste Erfindung, sondern erinnert ihn bei seiner lebhaften Phantasie an die obszönen Kritzeleien, mit denen unnütze Buben alle Wände beschmutzen. Dafs er durch die Gestaltung der Verbalformen nicht befriedigt wird, ist selbstverständlich. Wir brauchten nach seiner Auffassung mindestens neun Zeitformen statt der sechs bestehenden, die so viele Unbestimmtheit in sich tragen. Aber da M. weifs, dafs die Sprache die Gegenstände ihrer Mitteilung immer in weitem Umfang als bekannt voraussetzt, so mufs er zugeben, dafs die Sprache auch mit ihren sechs Zeitformen auskommt, um so mehr als die lebendige Volkssprache noch mit weniger Zeitformen unmißverständlich ausreicht, und er selbst einmal zugesteht, dafs alle postulierten neun Zeitformen sich durch das sogen. Praesens im Zusammenhang der Rede ausdrücken liefsen. Hätte er diesen Mafsstab des Bedürfnisses auf Grund der Gemeinsamkeit fast des ganzen Vorstellungsmaterials bei den Sprechenden festgehalten, so würden manche Ausstellungen an der Sprache wegen angeblicher Unbestimmtheit ihrer Mittel weggefallen sein.

Sehr schön sind M.s Ausführungen über die Zahl und das Rechnen. Zweifellos richtig ist sein Grundgedanke dabei, — den allerdings schon Plato in seinem *Phaedo* ausführt, — dafs die Zahl nur im Kopf ist, nicht in der Wirklichkeitswelt. Allerdings will dieser Grundgedanke nicht zu jener alles beherrschenden Auffassung vom Denken als bloßem Abbild stimmen. Ob die Zahlbegriffe nur durch das Wort in den menschlichen Kopf hineingekommen sind, erscheint uns fraglich angesichts einer Tatsache, die M. selbst anführt. Wenn der Häuptling irgend eines auf niedrigster Stufe stehenden Stammes, dem die Zahlwörter noch fehlen, vom Nachbarstamm 17 Krieger zur Unterstützung verlangt und zu die-

sem Behuf 17 Steinchen einsendet, so scheint hier doch eine Zahlvorstellung noch ohne Wort zu bestehen.

Die Syntax steigert nur noch als Kombination von Wortformen nach M.s Meinung die Unbestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks und erschüttert so erst recht den Glauben an die Eindeutigkeit der Sprache. Ein ähnlicher Gedanke war schon im ersten Band, dort nur noch schärfer, ausgesprochen, obwohl gerade im Satz und im weiteren syntaktischen Zusammenhang das einzelne Wort in seine für diesen Zusammenhang notwendige Bedeutung eingerenkt wird. Übrigens sagt M. selbst im Gegensatz zu diesen Behauptungen aus Anlaß eines Spezialfalls S. 124: „Nicht der Gedanke wird durch das Wort deutlich gemacht, sondern das immer schwankende Wort durch den mitunter klaren Gedanken.“ Da aber der Gedanke bei M. mit dem Satz identisch ist, so besagt diese Behauptung genau das Gegenteil der vorigen, nämlich: durch Kombination von Wortformen oder Syntax wird die Bestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks gesteigert. S. 187 wird zugegeben, daß die Syntax ebenso wie die grammatischen Wortformen „bei der bequemen Anordnung der Vorstellungsreihen ein wenig mithilft“, obwohl S. 75 gesagt war, daß die Menschen „nackt“ denken, d. h. ohne Flexion, und obwohl er sich gelegentlich sogar zu der kühnen Konzeption versteigt, daß in Urzeiten vielleicht einmal die heutige Flexionsendung das Wesentliche war, das erst durch das Hinzutreten eines Substantivs näher bestimmt wurde. Da der Syntax in der Wirklichkeitswelt kein Analogon gegenübersteht, so verhält sie sich zu dieser wie eine tote Arabeske zur Lebensfülle der Natur, indes sie doch selbst ein natürlich gewordenes lebendiges Erzeugnis der Natur ist, verschieden von Volk zu Volk, wie Blatt und Blüte verschieden von Baumart zu Baumart. Für die eigentlichen Zwecke der Sprache ist ihm die Syntax der Parademarsch im Vergleich zur Felddienstübung oder zur kriegerischen Aktion eines Heeres.

Die Logik ist ihm gleichfalls nur eine Seite der Menschensprache, also die aristotelische Logik nichts als eine Betrachtung der griechischen Sprache von einer interessanten Seite aus. Aus der chinesischen oder dravidischen Sprache hätte Aristoteles eine andere Logik ableiten müssen. Ähnlich sagte schon M. Müller unklar genug: „Die Logik ist als eine Art allgemeiner Grammatik aus den Grammatiken der Welt abstrahiert.“ Für M. ist die Logik nur ein Teil der Psychologie. Ihre normative Bedeutung und ihr propädeutischer Wert für alle Wissenschaft wird einfach

abgelehnt. Es gibt in der Logik „kein Sollen“. Alle Denkgesetze und davon abgeleiteten Regeln und Bestimmungen in der Lehre vom Denken werden womöglich als völlig wertlos, wenn nicht als sinnlos „nachgewiesen“. Aber der Ausgangspunkt dabei ist vielfach das schon erwähnte Postulat, daß das Denken Abbild der Wirklichkeit sei, die Wirklichkeit aber kein Ja und kein Nein, keine Gesetze, keine Möglichkeit usw. biete. „Die Idealsprache hat kein Nicht.“ So wird allenthalben das Denken als im Widerspruch befindlich mit der Wirklichkeitswelt aufgewiesen, und damit gilt dann die Nichtigkeit der Logik als bewiesen. Nimmt man noch hinzu, daß noch Bedarf die absolute Identität von Sprechen und Denken immer wieder hervorgekehrt wird, — obwohl einmal das Geständnis aufsteht, daß diese Identität nur auf Grund einer besonderen Definition von Denken und Sprechen aufrecht zu erhalten sei, — so ergeben sich von diesen Positionen aus eine ganze Reihe von Angriffsmöglichkeiten gegen die Lehren der Logik in allen ihren Teilen; aber die ganze umfangreiche Behauptung der Denkgesetze erhält so in hohem Maße den Charakter des Sprunghaften, Unsystematischen und Schillernden, der der ganzen Darstellungsweise M.s ohnehin anhaftet. Daß es sich in der Sprache doch auch um Zeichen handelt, nicht um bloßes Abbild der Wirklichkeit, und daß diese Welt der Zeichen wie die Zeichenwelt der Mathematik ihre immanenten Beziehungen und Gesetze hat, und daß schließlich das menschliche Denken auch nur ein Teil der Wirklichkeitswelt ist mit spezifischen inneren Notwendigkeiten, die wir Gesetze nennen, das alles bleibt unbeachtet.

Die Wertlosigkeit der Logik folgt ihm schon daraus, daß dem Begriff „fast immer“ ein Urteil und dem Urteil „fast immer“ schon ein Schluss vorausgeht. Die Begriffe entstehen ihm nicht aus Reflexion oder Abstraktion, also durch die Funktion des Vergleichens, sondern sie sind die Akte der Vergleichung selbst, was sowohl bezüglich ihrer Entstehung als in Hinblick auf ihren Gebrauch nach der Entstehung etwas schwierig vorstellbar sein dürfte. Sie sind ihm nur Bequemlichkeiten, eingefübte Gleise, die auch auf logischem Gebiet an allen Unbestimmtheiten leiden, an denen alles Sprachliche krankt. Wertvoll wären sie nur dann, wenn „der Begriffsinhalt dem Begriffsumfang absolut genau entspräche“, d. h. wenn es „allen Menschen gemeinsame abstrakte Begriffe gäbe“. Gegen das bekannte logische Verhältnis von Umfang und Inhalt der Begriffe wendet er u. a. ein, daß z. B. zu den ursprünglichen sieben Planeten noch

hunderte hinzugekommen seien, und daß trotz dieser relativ starken Vermehrung des Umfanges der Inhalt des Begriffes Planet nicht im mindesten alteriert worden sei. Der Einwand geht von der seltsamen Voraussetzung aus, als müßte beim Umfang des Begriffs die Zahl der zugehörigen Individuen festgestellt sein. Der gleiche Einwand ließe sich aus jedem induktiven Schluß, Urteil und Begriff ableiten. Die Definition wird als bloße Null bezeichnet, weil sie reinste Tautologie sei. Der einzige Zweck und Sinn also, den die Definition ihrem Begriff nach haben kann und muß, wird ihr zum Vorwurf gemacht. Und doch spricht M. einmal den Satz aus, es sei rätlich, in der Wissenschaft keine Begriffe anzuwenden, über deren Definition nicht alle Welt einig sei. Wenn aber die Definition uns einen Begriff seinem Inhalt nach zum Bewußtsein bringt, so ist sie nach M. nur eine Art Sprachstörung oder Hemmung des behaglichen Wertgebrauchs, ebenso wie ihm das Bewußtsein selbst eine Störung oder Hemmung des unbewußten Gedächtnisses ist und sich zu diesem unbewußten Gedächtnis verhält wie Brustschmerz zu ruhigem Atmen oder wie Bauchgrimmen zur normalen Verdauung. Wenn so freilich das Unbewußte und die Gedankenlosigkeit das Normale ist, dann ist alle Logik ein Unfug und dürfte als Entwicklungsakrankheit im geistigen Leben der Menschheit höchstens noch in der Erinnerung die Rolle eines glücklich überwundenen Standpunktes spielen.

Schluß folgt.

295) **Dictionary of Philosophy and Psychology.** Written by Many Hands and edited by James Mark Baldwin. In 3 Volumes. New York, The Macmillan Company. London, Macmillan & Co. gr. 8.

Vol. I. 1901. XXIV u. 644 S.

geb. 21 s. net.

Vol. II. 1902. XVI u. 892 S.

geb. 21 s. net.

Das vorliegende „Dictionary of Philosophy and Psychology“ ist in siebenjähriger Arbeit von einer großen Reihe berufener Fachgelehrter unter der Leitung eines internationalen Redaktionsausschusses geschaffen worden. Den Vorsitz und die letzte entscheidende Stimme in diesem Ausschusse, sowie überhaupt den Löwenanteil an dem Unternehmen, hat der verdiente Experimentalpsycholog der Universität Princeton in New Jersey, Professor James Mark Baldwin, gehabt, von dessen früheren Arbeiten hier die folgenden in Erinnerung gebracht seien: Mental Deve-

lopment in the Child and Race; Handbook of Psychology: Feeling and Will; Elements of Psychology; und Social and Ethical Interpretations in Mental Development. Die Mitarbeiter, von denen selbständige Artikel herrühren, haben ihre Beiträge durchgehends mit ihren Initialen gezeichnet; sie gehören naturgemäß vorwiegend amerikanischen und englischen Universitäten an; in dem internationalen Redaktionsausschuß sind außerdem noch die Universitäten Paris, Genf, Wien, Basel, Utrecht, Rom und Genua durch bekannte Namen vertreten.

Die Aufgabe der Dictionary bezeichnet der Herausg. als eine doppelte: „first, that of doing something for the thinking of the time in the way of definition, statement, and terminology; and second, that of serving the cause of education in the subjects treated.“ Ein besonderes Gewicht wird notwendigerweise auf die Terminologie gelegt. Baldwin und seine Mitarbeiter haben sich betreffs derselben folgende Grundsätze zur Richtschnur genommen: „Our task“, sagen sie, „has not been to originate terms or to make meanings; not to enlarge our vocabulary or to suppress synonyms. We are, on the contrary, undertaking a more moderate and, withal, a more reasonable task, — a task which, as regards the use of terms, is twofold: to understand the meanings which our terms have, and to render them by clear definitions, — this on the one hand: and to interpret the movements of thought through which the meanings thus determined have arisen, with a view to discovering what is really vital in the development of thought and term in one, — this on the other hand.“ Trotz dieser rein objektiven Stellungnahme geben sich die Verfasser doch der Hoffnung hin, daß ihre Arbeit vielleicht dazu beitragen wird, in der wissenschaftlichen Terminologie manche Einigungen herbeizuführen, die als besonders wünschenswert erscheinen mögen. Ihr Unternehmen wird dadurch besonders nützlich, daß neben den englischen Ausdrücken überall nach Möglichkeit die dafür in Deutschland, Frankreich und Italien üblichen Bezeichnungen angeführt werden. An manchen Stellen begegnet man auch aner kennenswerten Versuchen zur Reform einzelner zweifellos unzutreffender oder ungeschickter Ausdrücke. Hoffentlich finden diese Bemühungen den verdienten Anklang.

Die pädagogische Seite ihrer Aufgabe hat den Herausgebern vor allem gewisse Beschränkungen auferlegt. Für weitläufige Diskussionen ist in einem Wörterbuche im allgemeinen kein Raum: dasselbe soll vielmehr die Ergebnisse der bisherigen Forschung in möglichst klarer For-

mulierung darbieten. Andererseits hat auch mancherlei herangezogen werden müssen, was weniger in das eigentliche Gebiet der Philosophie und Psychologie selbst als in das ihrer Hilfswissenschaften gehört. Das vorliegende Werk soll, genau genommen, weniger ein „Wörterbuch der Philosophie“ als ein „Wörterbuch für Philosophen“ sein. „What we care to make plain“, sagt Baldwin, „is that we do not wish to be considered as having prepared a work in support of any academic view of philosophy, but rather as having wished to present materials and definitions which workers in philosophy and science generally might find useful and reliable.“

Unter „Philosophie“ verstehen die Herausgeber „the attempt to reach statements, in whatever form, about mind and nature, about the universe of things, most widely conceived, which serve to supplement and unify the results of science and criticism“. Entsprechend der ungeheuren Bedeutung, welche die naturwissenschaftlichen Disziplinen für die moderne Philosophie und Psychologie besitzen, sind diese in Baldwin's Dictionary mit einer Ausführlichkeit berücksichtigt worden, durch welche sich das Werk von allen bisher erschienenen ähnlichen Arbeiten unterscheidet. In welchem Umfange überhaupt die einzelnen Spezialwissenschaften herangezogen worden sind, zeigt in rohen Umrissen eine auf S. XIII abgedruckte Kurve. Mit der längsten Ordinate stehen in der Mitte die Philosophie und die Psychologie im eigentlichsten und allgemeinsten Sinne. Dann folgen links mit Nr. 2 Ethik und Anthropologie, und rechts mit 2' die Pathologie des Geistes und die Nervenlehre, ferner mit Nr. 3 und 3' Ästhetik und Logik, mit 4 und 4' Religionsphilosophie und Biologie, mit 5 und 5' Soziologie und Staatswissenschaft, mit 6 und 6' Philologie und Rechtswissenschaft und endlich mit 7 und 7' Erziehungslehre und Physik (Mathematik). Eine ziemlich untergeordnete Stellung nimmt in Baldwin's Werke die Biographie ein. Vielleicht könnte die nächste Auflage hier einige Erweiterungen bringen. Es ist ja richtig, daß das betreffende Material für jeden Fachmann anderweitig leicht zugänglich ist; immerhin hätten, da andere sehr bekannte Größen wie Helmholtz, Max Müller und Ruskin berücksichtigt sind, doch auch Männer wie Wilhelm Wundt, Herbert Spencer, Ernst Haeckel, Théodule Ribot, und Alexander Bain einen kleinen biographischen Artikel verdient. Der Bibliographie ist die größte Sorgfalt gewidmet worden, und zwar bieten die Artikel der beiden vorliegenden ersten Bände nur das Wesentlichste, während der dritte Band sehr ausführliche Literaturnachweise

bringen soll. Die Gesamteinteilung des Werkes ist die folgende: Volume I: List of Collaborators. Editor's Preface. Table of Contents. Abbreviations: 1. of Terms, 2. of Titles of Journals, &c. Text — A to Laws. — Volume II: Prefatory Note. Text — L to Z. Addenda. Indices: 1. Greek Terms, 2. Latin T., 3. German T., 4. French T., 5. Italian T. — Volume III: Prefatory Note. General Bibliographies. 1. General. 2. Bibliography of A. History of Philosophy, B. Systematic Philosophy, C. Logic, D. Aesthetics, E. Philosophy of Religion, F. Ethics, G. Psychology. — Die Länge der einzelnen Artikel ist naturgemäß sehr verschieden; einige, namentlich solche, die sich auf sehr allgemeine Stoffe, wie Cause and Effect, Time, Oriental Philosophy, und auf Gegenstände aus dem Gebiete der physiologischen Psychologie, wie Brain und Vision, beziehen, sind zu förmlichen Abhandlungen herausgewachsen. Dem Artikel Brain ist auch noch ein sehr dankenswertes Glossar der Gehirnanatomie beigelegt. — Wie sich die einzelnen Mitarbeiter in die verschiedenen Gebiete geteilt haben, können wir hier nicht näher auseinandersetzen. Für die Leser dieser Zeitschrift wird es von Interesse sein, daß die Artikel über philologische Dinge von Prof. Benjamin Ide Wheeler an der Universität San Francisco herrühren.

Bei der ungeteilten Anerkennung, die wir dem vortrefflichen Werke im ganzen zollen müssen, fühlen wir uns eigentlich nicht berufen, an demselben im einzelnen Kritik zu üben. Wir möchten aber doch gern den einen Punkt der Wortableitung berühren, der uns persönlich besonders nahe liegt. Wir können hier mit den von der Redaktion befolgten Grundsätzen nicht durchweg übereinstimmen. Man hätte unseres Erachtens an manchen Stellen etwas genauer, oder sagen wir pedantischer, verfahren müssen. Bei *act* z. B. hätte nicht auf *actio*, sondern auf *actus* verwiesen werden müssen, bei *affect* zunächst nicht auf *ad* + *facere*, sondern auf *affectus*, bei *architecture* nicht auf *ἀρχι* + *τέχνη*, sondern auf lat. *architectura* und griech. *ἀρχιτέκτων*, und bei *asceticism* mußte vor dem seiner Bildungsweise nach fernerliegenden Substantiv *ἀσκησις* das Adjektiv *ἀσκητικός* angeführt werden. Es würde für viele Leser auch von Interesse sein, neben engl. *aesthesia* und *analgesia* die schon genau so gebildeten griechischen Formen *αἰσθησία* und *ἀναλγησία* zu finden; denn wenn man dafür *αἰσθησις* und *ἀ* + *ἄλγος* angegeben sieht, kommt man mit ziemlicher Notwendigkeit auf den Gedanken, daß die betreffenden englischen

Formen Neubildungen der modernen Wissenschaft seien. Als unrichtig sind uns folgende Etymologien aufgefallen: *able* kommt nicht von *a* + *habilis*, sondern durch altfranzös. *able* einfach von *habilis*. — Das von F. Max Müller im Gegensatz zu *atheism* „Gottesleugnung“ gebildete Wort *adevism* „Götterleugnung“ geht nicht auf lat. *a* + *deus* zurück. Schon der Zusammenhang an den Stellen, wo Max Müller das Wort braucht (man vgl. auch das dazugehörige Adjektiv auf S. 129 der deutschen Ausgabe des Bandes „Anthropologische Religion“ der Gifford Lectures), zeigt deutlich, daß er dabei an das altindische *deva* gedacht hat. Er konnte sich auch direkt an eine sanskritische Bildung *ádēva* anlehnen, welche nach dem großen Petersburger Wörterbuch in folgenden Bedeutungen vorkommt: 1) Adj. a) nicht göttlich, nicht von den Göttern kommend, b) ungöttlich, gottlos; 2) Subst. Nichtgott. — *agnosticism* geht nicht auf lat. *a* + *gnoscere* zurück, sondern auf ἄγνωστος, bzw. ἀ- privativum + γνωστός. — *aim* (me. *eimen* aus altfranz. *aesmer*) setzt nicht lat. *aestimare* sondern **adaestimare* voraus; vgl. Skeat, Etymol. Dict. und Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch² Nr. 156. — Bei dem Artikel *Cabala* ist zunächst *gabbālāh* verdruckt für *qabbālāh*, und dann wird das Verbum קַבַּל nicht klar von dem Substantiv קַבָּלָה geschieden. — Das engl. *dolus* stammt doch wohl von dem lat. *dolus* ab, und nicht von dem mit diesem nur urverwandten griech. δόλος. — Bei *dea-fmutism* wäre es praktisch gewesen, die für einen Nichtanglisten ganz wildfremd und unverständlich aussehende mittenglische Form *mewet*, welche schließlichs weiter nichts ist als eine besondere Schreibung des aus dem Altfranzösischen entlehnten *muet* (= **mütetus* für *mutus*), etwas näher zu erklären. Da übrigens altfranzösisch auch *mut* (= *mutus*) vorkommt, braucht man ne. *mute* gar nicht von *muet*, *mewet* herzuleiten. Vgl. Körting a. a. O. Nr. 6427. — Für *creed* gilt das oben über *act* usw. Gesagte: das Wort hätte nicht allgemein auf *credere*, sondern auf die bestimmte 1. Person Sing. *credo* zurückgeführt werden müssen, mit der das Glaubensbekenntnis anfängt. — Eine nähere Erklärung der Bedeutungsentwicklung war, wenn die Anführung der Etymologie überhaupt einen Zweck haben sollte, bei *control* S. 229^a unbedingt erforderlich. Für *rotellum* ist dort übrigens *rotulum* einzusetzen, vgl. Körting Nr. 2473, und Skeat sub verbo.

So ließe sich noch dies und jenes anführen. Doch wir wollen uns nicht in Kleinigkeiten verlieren, sondern lieber unsere Besprechung schließen,

indem wir dem Herausg. und seinen Mitarbeitern noch einmal unsere rückhaltslose, dankbare Anerkennung für das von ihnen in mühevoller Arbeit geschaffene höchst verdienstliche und nutzbringende Werk aussprechen. Wir zweifeln nicht, daß das Studium der Philosophie und der Psychologie durch das neue Wörterbuch die vielseitigste Anregung und Förderung erfahren wird, und sind überzeugt, daß dieses auch außerhalb der eigentlichen Fachkreise dieser beiden Wissenschaften in der gelehrten Welt mit Dank begrüßt werden wird. — Die äußere Ausstattung des Buches kann in jeder Hinsicht als mustergültig bezeichnet werden. Der Druck ist groß und deutlich, und die einer Reihe von Artikeln beigelegten z. T. farbigen Abbildungen sind sehr übersichtlich und lehrreich.

Bremen.

F. Pabst.

296/297) **O. Mügge, Edmond Rostand als Dramatiker.** (Beilage zum Jahresbericht des Gymn. zu Friedeberg Nm.) Friedeberg Nm., Eisermann, 1903. 18 S. 4.

Nik. Scheid, Edmond Rostands Entwicklungsgang und seine Beziehung zur deutschen Literatur. (= Frankfurter Zeitgem. Brosch. XXII, 10). Hamm i. W., Breer & Thiemann, 1903. S. 311—341. 8. M —. 50.

Diese beiden Arbeiten vermehren die Rostandliteratur, ohne sie bedeutend zu bereichern. Die Verfasser bringen im wesentlichen nur eine Inhaltsangabe und Würdigung der einzelnen Bühnenwerke, statt nun auch von höherer Warte eine Gesamtcharakteristik des Dichters und seine Einreihung in die französische Literaturentwicklung zu versuchen.

Die überschwengliche Huldigung Mügges, so sehr sie seiner idealen Gesinnung Ehre macht, wird auf den Namen einer tiefgehenden Beurteilung kaum Anspruch machen können.

Auch Scheids Versuch, einen Entwicklungsgang Rostands darzustellen, scheint mir unvollkommen gelungen. Wenn Cyrano bis jetzt als Höhepunkt seines Schaffens gelten muß, so hätte der allmähliche Aufstieg dahin, das mannigfaltige Anklingen der Ideen in den Vorläufern zu überzeugenderem Ausdruck kommen sollen. „Die zauberische Kraft der begeisternden Idee“, das ist der Grundton auf Rostands Leier. Sie zeigt ihre Macht in der *Princesse lointaine* — die Romanesques sind mehr eine Formentübung — als reine irdische Liebe (*amour*), als Nächstenliebe (*charité*) und religiöse Schwärmerei in der *Samaritaine*, im *Cyrano* als ritterliche Gesinnung (*panache*).

Den Einfluß O. Ludwigs auf Rostand nachzuweisen, ist Sch. auch nicht geglückt. Die Ähnlichkeit der Romanesques mit Hanns Frei ist überraschend, aber der Gedanke des Lustspiels ist zu sehr literarisches Gemeingut, um die Annahme einer unmittelbaren Anregung zu rechtfertigen. Noch kühner ist die Behauptung, der französische Dichter sei mit seinem biblischen Stück bei dem Verf. der Makkabäer in die Schule gegangen; sie stützt sich eigentlich nur auf die Tatsache, daß beide Dramatiker Stoffe der heiligen Schrift behandeln.

Ich habe mich gefreut, daß M. sowohl wie Sch. den Mut haben zu erklären, daß der schöne fünfte Akt von Cyrano trotz Erich Schmidt kein „Notdach“ ist.

Flensburg.

K. Engelke.

298) **Heinrich P. Junker, Grundriss der Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart.** 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Münster i. W., Schöningh, 1902. XX u. 534 S. gr. 8. brosch. M 4.80.

Wer 15—20 Jahre zurückdenkt, wird sich erinnern, wie wenig gedruckte Hilfsmittel damals dem Studierenden der neueren Sprachen zur Verfügung standen, trotzdem er ihrer in so hohem Maße bedarf. Der Altphilologe bringt die für sein Studium nötigen sprachlichen Kenntnisse auf die Universität schon mit, dem Neuphilologen dagegen ist die ältere Phase des Französischen oder Englischen etwas ganz Neues, das er in schulmäßiger Weise erst zu erlernen hat. Die Aneignung dieses seines Handwerkszeuges muß dem Studenten schon deshalb erleichtert werden, weil er nach zwölf- und mehrjähriger Schulzeit rein sprachlichen Dingen mit einer gewissen, psychologisch begreiflichen Abspannung entgegentritt. So liegt die Gefahr nahe, daß er bei nicht ganz großer Energie sich eine wissenschaftliche Bildung mit unsolider Grundlage erwirbt. Dem zu steuern ist ja Pflicht der Universitätslehrer, aber nicht wenigen von ihnen fehlt Trieb und Geschick, sich in solch elementarer Weise mit Anfängern zu beschäftigen, und außerdem reicht die Kraft eines Mannes gar nicht für so viele Studenten aus, wie sich in den achtziger Jahren den modernen Sprachen widmeten und auch heute wieder widmen. Wenn nun auch zugestanden werden muß, daß die Tätigkeit der Hochschullehrer auf diesem pädagogischen Gebiet neuerdings reger geworden ist, so muß es doch dankbar begrüßt werden, wenn die Dozenten die Ausbildung, welche sie ihren Studenten in Vorlesungen und Übungen erteilen, seit einer Reihe von

Jahren durch gedruckte Hilfsmittel stützen und ergänzen. Nachfolgende Zusammenstellung gibt das Wichtigste dieser Literatur für das Gebiet der romanischen, bzw. französischen Philologie wieder. Ich nenne: 1) Koschwitz, Anleitung zum Studium der französischen Philologie. 2) Körting, Handbuch der französischen Philologie. 3) Gröber, Grundriss der romanischen Philologie. 4) Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. 5) Godefroy, *Lexique de l'ancien français* (einbändiger Auszug aus dem großen Werke). 6) Sachs-Villatte, Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. 7) Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranzösischen. 8) Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache zum Selbststudium für Anfänger. 9) Junker, Grundriss der Geschichte der französischen Literatur. Man sieht an den Verfassernamen, daß wir diese Hilfsmittel fast ausschließlich Gelehrten verdanken, welche die romanische Philologie an deutschen Universitäten vertreten. Aber auch Schulmänner fehlen erfreulicherweise als Autoren nicht. So bei dem Werke, welchem diese Zeilen gewidmet sind. Ich weiß noch, mit welcher Freude die erste Auflage des „Junker“ von uns Studenten begrüßt wurde: die bis dahin vorhandenen Allgemeindarstellungen der französischen Literaturgeschichte genügten nicht, weil sie die Jahrhunderte bis zur klassischen Zeit vernachlässigten; auf Kolleghefte zurückzugreifen, war auch schwierig, weil man in seiner Studienzeit alle Epochen der Literaturgeschichte doch kaum zu Gehör bekam. Mit dem Erscheinen des „Grundrisses“ hatte die Unsicherheit ein Ende; man besaß ein Buch, in dem man nachschlagen und Literatur finden und nach dem man auch fürs Examen arbeiten konnte. Die zünftige Kritik begrüßte Junkers Arbeit nicht mit solchem Enthusiasmus. Es war ja auch zu natürlich, daß diesem ersten Versuch, die ganze französische Literaturgeschichte wissenschaftlich darzustellen, allerlei Mängel anhafteten. Der Verf. hat die ihm damals von vielen Seiten gegebenen Winke redlich befolgt, so daß schon die zweite Auflage als wirklich „verbessert“ bezeichnet werden konnte. Wie sehr sich das Buch seither in wissenschaftlichen und studentischen Kreisen eingebürgert hat, zeigt die Tatsache, daß es uns jetzt nach dreizehnjähriger Existenz in vierter Auflage vorliegt. Ist der „Grundriss“ in seiner neuen Gestalt der dritten Auflage gegenüber wieder um gut dreißig Seiten gewachsen, so bezeichnet er auch qualitativ einen erkennbaren Fortschritt. Das Buch sorgt sowohl für die Bedürfnisse des lernenden wie für die des wissenschaftlich tätigen Fachgenossen in ganz ausgezeichneter

Weise. Den Dank, den der Verf. dieser Zeilen den ersten drei Auflagen des „Junker“ schuldig zu sein glaubt, möchte er in den Wunsch kleiden, daß die Erkenntnis von der Unentbehrlichkeit des trefflichen Hilfsmittels unter den Jüngern der romanischen Philologie immer mehr um sich greifen möge.

Peine.

Carl Friesland.

- 299) **Theodor Knorr, Praeterita**, Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind, von **John Ruskin**. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von **Th. Kn.** I. Band. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1903. XIV u. 297 S. 8. M 4 —.

Nach der langen Reihe glänzend, streitbar und leidenschaftlich geschriebener Bücher verfaßte Ruskin 1885 als letztes größeres Werk eine allerdings nicht zu buchstäblich zu nehmende Geschichte seines Lebens. 'Praeterita' ist 'the most charming thing that he ever gave to the world' und ganz verschieden von seinen früheren Schriften. Es ist ein warmer Sonnenstrahl, der nach einem gewitterdurchtobten Nachmittage noch einmal die Fluren und Höhen beleuchtet und verklärt, ehe das Gestirn zur Rüste geht. Schlicht, mit rührender Offenheit und lebenswürdigem Humor charakterisiert Ruskin seine Eltern und erzählt von ihrem neunjährigen Brautstande. Er spricht mit wehmütig dankbarer Erinnerung von seiner guten Croydoner Tante und ihren Kindern, sowie von der alten treuen Dienerin Anna, die 'von ihrem Mädchen- bis zu ihrem Greisenalter den Willen anderer tat und deren Bestem diente, anstatt auf ihr Wohl bedacht zu sein', und dabei eine besondere Gabe hatte, Unangenehmes zu sagen, und 'eine eingewurzelte, republikanische Abneigung, etwas, was ihr geheissen war, sofort oder zur rechten Zeit zu tun'. Wir werfen einen Blick in die eigenartige Erziehungs- und Unterrichtsweise seiner puritanischen Mutter und bemitleiden den Knaben, der auf Herne Hill einsam, ohne knabenhaftes Spiel, ja fast ohne jeden Kameraden heranwächst, zwar manche guten Eigenschaften sich praktisch aneignet, aber nie lernt, jemandem zu helfen oder für etwas zu danken. An seiner Lieblingslektüre und den ersten literarischen Versuchen des staunenswert frühreifen Knaben — er schrieb deutlich und orthographisch richtig mit vier Jahren und begann mit sieben Jahren zu dichten — erkennt man den späteren Helden- und Naturverehrer sowie den Keim seines mittelalterlich-romantischen Dranges nach unmöglichen Idealen.

Wie ein Idyll aus längst entschwundener schöner Zeit erscheint uns seine bereckte Schilderung der häufigen Reisen mit Vater, Mutter und Anna in der Postkutsche durch England, Schottland und durch Frankreich nach den Alpen. Man folgt den Reisenden mit Spannung nach Schaffhausen oder über den Col de la Faucille und sieht das Alpenpanorama in herrlicher Majestät, von der scheidenden Sonne rosig angehaucht, sich zackig und scharf am Horizonte emporheben. Die ersten Jahre seines Oxforder Aufenthalts, den er mit ergötzlicher Ironie erzählt, und in den auch seine 'Defence of Turner' fällt, schliesen den vorliegenden ersten Band des anziehenden Buches. Natürlich ist der Inhalt viel reicher und deutungsvoller, als man nach dieser kurzen Skizze etwa annehmen möchte, und, auch nur als Unterhaltungsektüre betrachtet, höchst ergreifend und genussreich, so dass eine deutsche Bearbeitung mit aufrichtigem Danke zu begrüßen ist.

Die vorliegende Übersetzung liest sich leicht und flüssig und lässt die Arbeit kaum ahnen, welche dahinter steckt. Denn die Sprache Ruskins ist stellenweise recht schwierig in gutem Deutsch wiederzugeben und erfordert nicht selten grössere sprachliche, literarische und sachliche Kenntnisse, als sie Übersetzern eigen zu sein pflegen. Knorr hat es ferner als seine vornehmste Aufgabe bezeichnet, die naive Unbefangenheit des Originals zu wahren, und der Versuch muss ebenfalls als geglückt bezeichnet werden. Wenn man den deutschen Text mit dem Original vergleicht, so stößt man zwar auf eine Reihe von Unebenheiten des Ausdrucks und Irrtümern der Übersetzung, aber als Ganzes betrachtet, ist diese wohl geeignet, den bedeutenden Mann einem weiteren deutschen Publikum näher zu bringen. Dies ist ja auch das Programm der Heitzschen Gedankenlesen aus Ruskin, und da 'Praeterita' zu seinen beliebtesten Werken gehört, so ist die Hoffnung des Herausgebers gewiss berechtigt, dass es sich auch bei uns einen größeren Freundeskreis erwerben werde, als irgend eine seiner anderen Schriften. Mit den Kürzungen, welche mit Rücksicht auf deutsche Leser vorgenommen sind, ist Ref. im allgemeinen einverstanden; unangenehm war ihm beim Lesen nur, dass der Interpunktion so wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Bremen.

F. Wilkens.

- 300) **Wilhelm Viëtor, Einführung in das Studium der englischen Philologie** mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. Marburg, Elwert, 1903. XII u. 120 S. 8. *M* 2. 50.

Die neue Auflage dieses Buches, das seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1888 auf fast den doppelten Umfang angewachsen ist, wird von allen denen, die sich mit dem Studium der englischen Sprache und Literatur beschäftigen, freudig begrüßt werden.

Plan und Ziel der Schrift sind unverändert geblieben. Sie will nach wie vor nicht mehr und nicht weniger als dem Studierenden eine Anleitung für den Gang und die Einrichtung der wissenschaftlichen und praktischen Fachstudien geben und ihn vor Mißgriffen, die oft mit unersetzlichem Zeitverlust verbunden sind, bewahren. Dagegen will und kann sie weder die methodische Führung des Dozenten im Kolleg und Seminar, noch den Rat, der nur im Verkehr von Person zu Person sich ermessen läßt, überflüssig machen, wie vom Verf. ausdrücklich im Vorwort betont wird.

Das Buch wird sich jedem, der es benutzt, als zuverlässiger Führer erweisen. Für keinen Zweig der englischen Philologie, von den Denkmälern der angelsächsischen Zeit bis zu den modernen Tageszeitungen, wird man es vergebens zu Rate ziehen.

Näher auf den Inhalt einzugehen, kann ich mir versagen, da wir es mit einem in Fachkreisen bekannten Werk zu tun haben. Ich will nur erwähnen, daß die Änderungen gegenüber der zweiten Auflage sich im wesentlichen auf zwei Punkte erstrecken. Einmal ist die neue preussische Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen vom 12. September 1898 zugrunde gelegt worden, und zweitens hat die in den letzten Jahren erschienene Fachliteratur gebührende Berücksichtigung gefunden.

Möge das vortreffliche Buch auch in der neuen Gestalt zahlreiche Freunde finden. Für den neuphilologischen Studenten ist es unentbehrlich; aber auch jeder Lehrer des Englischen sollte es allein schon der Literaturangaben wegen seiner Bibliothek einverleiben.

Altona-Ottensen.

H. Schmidt.

Vakanzen.

Charlottenburg, HMS. Obl. Deutsch u. Gesch. Magistrat.
Delmenhorst, RS. Obl. N. Spr. Magistrat.
Eschwege, RS. u. G. Obl. Math. oder klass. Phil. Dr. Stendele.
Euskirchen, G. Obl. Math. Dir. Dr. Doetsch.
Frankfurt a. M., HMS. Obl. Deutsch, Gesch., Rel. Kuratorium.
Gera, HMS. Dir. (N. Spr.) Stadtrat.
Hamelu, G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Itzehoe, RG. u. RS. 1) Obl. Spr. 2) Math. u. Nat. Dir. Dr. Halfmann.
Jüsterbog, RS. Obl. Math. Magistrat.
Kattowitz, G. Obl. 1) Kl. Phil.; 2) Deutsch u. Frz. Kuratorium.
Lanzensalza, Rpg. Obl. Lat., Frz. u. Deutsch. Magistrat.
Münden, G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Neunkirchen, RG. Obl. Math. Kuratorium.
Ratigen, Prg. Obl. Klass. Phil. Dir. Dr. Petry.
Schoeneberg, HMS. (RG.) Obl. Math. Magistrat.
Siegen, RG. Obl. f. Chemie, desgl. f. Rel. Dir. Utgenannt.
Solingen, G. u. RS. Obl. Deutsch u. Frz. Dir. Dr. Schwertzell.
Steele, G. Obl. Klass. Phil. (ev.); Obl. Gesch. u. Deutsch (kath.).
 Dir. Wirtz.
Viersen, G. Obl. Gesch. u. Deutsch. Bürgermeister.
Zoppot, Rpg. Obl. Deutsch, Gesch., Frz. Magistrat.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Wissenschaft und Buchhandel.

Zur Abwehr.

Denkschrift der Deutschen Verlegerkammer
 unter Mitwirkung
 ihres derzeitigen Vorsitzenden Dr. Gustav Fischer in Jena
 bearbeitet von

Dr. Karl Trübner,

Straßburg i. E.

Interessenten steht, soweit der dafür bestimmte Vorrat reicht,
 die Schrift in einem Exemplar unentgeltlich zur Verfügung.
 Bestellungen beliebe man direkt an die Verlagsbuchhandlung von
Gustav Fischer in Jena gelangen zu lassen. Weitere Exemplare
 sind zum Preise von 80 Pfg. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Gotha, 12. Dezember.

Nr. 25, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 301) C. Robert, Studien zur Ilias (H. Kluge) p. 577. — 302) Lad. Okecki, Taciti Germania (Ed. Wolff) p. 579. — 303) Harvard Studies in Classical Philology, Vol. XIV (P. Wessner) p. 581. — 304) Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache (J. Keller) p. 585. — 305) Curtius-v. Hartel-Weigel, Griech. Schulgrammatik (β) p. 589. — 306) M. Asmus, Cours abrégé de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours (Carl Friesland) p. 591. — 370) H. Roguive, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch (W. Röhrs) p. 592. — 308) J. B. Peters, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische (Fries) p. 593. — 309) Fr. Th. Vischer, Shakespeare-Vorträge, 5. Band (H. Jantzen) p. 594. — 310) M. Wolf, Walter Scotts Kenilworth (L. Roesel) p. 594. — 311) Norman Smith, Studies in the Cartesian Philosophy (P.) p. 597. — 312) J. J. Sauer, Specimens of Commercial Correspondence (M. Steffen) p. 597. — 313) E. Regel, Gesenius-Regel. Englische Sprachlehre (Bahrs) p. 598. — 314) Alfred Jeremias, Im Kampfe um Babel und Bibel p. 599. — Vakanzen. — Anzeigen.

301) Carl Robert, Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1901.
591 S. 8. M 10 —.

Die verdiente allgemeine Beachtung, die dieses Buch gefunden hat, tritt durchaus nicht in den meisten Fällen als Zustimmung auf, sondern sehr vielfach als entschiedener Widerspruch. Dies liegt zum großen Teil in der Eigenart dieser Arbeit begründet, welche ein ganz neues Kriterium für die Lösung der homerischen Frage einführen will. Der Verf. geht nämlich einerseits von der nicht ganz neuen Beobachtung aus, daß die Bewaffnung des Helden in der Ilias nicht gleichmäßig in allen Teilen des Epos dieselbe, sondern in einigen Teilen eine altertümliche ist — besonders hervorstechend ist dabei der Mangel des Panzers und die Deckung durch einen großen Schild —, in anderen eine jüngere mit Panzer und kleinerem Rundschild. Mit dieser Beobachtung verbindet er nun eine zweite, durch Fritz Bechtel ihm nachgewiesene, nämlich daß die Stücke der Ilias, welche jene altertümliche Bewaffnung zeigen, zusammenfallen mit

denen, die sich unschwer nach Ficks Theorie in äolische Sprachform bringen lassen, während die Teile der Ilias, welche stark mit Ionismen durchsetzt sind, auch die jüngere Bewaffnungsart haben. Somit glaubt der Herr Verf. auf diese Weise ein zuverlässiges Mittel gefunden zu haben, diejenigen Teile der Ilias, welche ursprünglich die Grundlage des jetzigen Epos gebildet haben, von den jüngeren zu sondern. Er hat infolgedessen auf den ersten 73 Seiten seines Buches eine Untersuchung über den Unterschied der Bewaffnung in der Ilias und die Mittel, diesen Unterschied praktisch an den einzelnen Iliasstellen festzustellen, vorausgeschickt unter der Überschrift: „Mykenische und ionische Waffen.“ Dann läßt er bis S. 257 eine Analyse der Ilias folgen, wobei er den vorher festgestellten Unterschied der Bewaffnung als Kriterium für das Alter der einzelnen Stellen benutzt, natürlich unter fortwährender Heranziehung des zweiten Mittels, nämlich der Untersuchung der Stellen auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, in äolische Sprachform umgewandelt zu werden. Hierdurch gewinnt er nun einen ältesten Stamm der Ilias, die er als Urilias bezeichnet. Die überzeugende Probe auf dies ganze Exempel soll nun eine Rekonstruktion dieser Urilias bilden, welche von S. 272 bis 349 durchgeführt wird und 2146 Verse zählt, zwischen denen noch an einigen Stellen größere oder kleinere Lücken geblieben sind, wo die jetzige Gestalt der Ilias eine Rekonstruktion der alten Form nicht ermöglichte oder nach des Verf. Ansicht überhaupt der ursprüngliche Text verschwunden und durch jüngere Stücke ersetzt ist. Daran schließt sich dann eine Charakteristik der Urilias hinsichtlich ihrer Darstellung der Götter und Helden; dann folgt eine Entwicklungsgeschichte der Ilias, in welcher eine erste, zweite, dritte und vierte Ilias nachgewiesen wird. Den Bechluss macht ein Register.

Liest man am Eingange des Buches, daß die Stellen mit mykenischer Bewaffnung auch zugleich die sind, welche leicht in äolische Sprachform gebracht werden können, während umgekehrt die mit ionischer Bewaffnung auch hartnäckig der Äolisierung widerstreben, so ist man überrascht durch die Einfachheit der Lösung des homerischen Rätsels, die hierdurch in Aussicht gestellt wird. Leider enttäuscht hier wie so oft die rauhe Wirklichkeit. Sobald der Herr Verf. nämlich dazu schreitet, jene allgemein ausgesprochene Beobachtung im einzelnen anzuwenden, so löst sich dem Leser die anfangs gehegte Hoffnung immer mehr in Luft auf. Es zeigt sich nämlich sehr bald, daß Interpretationskünste, Änderungen

der Lesarten, Beseitigung von Interpolationen, grofse Umstellungen und ähnliche Mittel nötig sind, um die „Uriliad“ des Verf. in einigermaßen gutem Zusammenhange herzustellen.

Was für ein Durcheinanderwerfen des Textes dazu nötig ist, zeigt schon eine flüchtige Betrachtung des von Robert gegebenen Textes der Uriliad. Vers 1—372 derselben ist aus *A* 1—610 (mit Auslassungen), dann folgt ein Stück von *B*, im ganzen 82 Verse, aber zusammengestoppelt aus *B* 1—815, dann *A* 422—469 mit Auslassungen, dann *H* 219—273, dann wieder *A* 517—536, dann *E* 541—575 mit mannigfachen Auslassungen, dann *Z* 5—529, mit Auslassungen, dann *H* 4—12, dann *N* 516—525, dann *O* 110—142 — auch mit Auslassungen —, dann wieder *N* 526—533, dann *A* 84—574, dann *I* 80, 81, 83 —, davor und dahinter eine Lücke —, dann *Θ* 489—554, dann *Ξ* 9—62, dann *I* 16—22, dann *Ξ* 69—74, dann *I* 27—78, dann *Ξ* 80—108, dann *N* 39—44, dann *Ξ* 363—393, dann wieder 76 Verse aus *N*, in grofsen Sprüngen zusammengesucht aus 170—837, dann wieder *Ξ*, dann *N*, dann *O*, dann *N*, dann *O* usw. Dafs eine solche Durcheinanderwerfung des ursprünglichen Textes, wie sie diese „Rekonstruktion“ voraussetzt, den jetzigen Zusammenhang des Iliadtextes hervorgebracht haben soll, ist doch wohl unglaublich. Es ist offenbar Robert so ergangen, wie schon so manchem, dafs eine Beobachtung, die an einigen Einzelpunkten gemacht ist, verallgemeinert wird, und wenn sie nun im einzelnen systematisch angewendet werden soll, so viele Hilfen braucht, dafs sie selber keine Hilfe mehr gewähren kann. Trotzdem möchte Ref. nicht sagen, dafs aller Scharfsinn und Geist, der auf das Werk verwendet ist, geradezu verloren und verschwendet sei; das angestrebte Ziel, mit Hilfe des neuen Kriteriums Licht in die homerische Frage zu bringen, ist freilich nicht erreicht; aber im einzelnen findet sich doch so viel Interessantes, dafs die Lektüre des Buches reichlich lohnt.

Cöthen.

H. Kluge.

302) Lad. Okecki, *Publii Cornelii Taciti de Germania libellus.*

Leipzig, Simmel & Co., 1903. II u. 74 S. 8. *N* 2.—.

Angesichts der höchst beklagenswerten Tatsache, dafs die studierende Jugend aus Mangel an geeigneter Anleitung bisher gewöhnlich genötigt ist, den „Wort- und Gedankensinn“ der *Germania* „aufs Geratewohl und ungefähr“ zu erraten, fühlte sich Herr Okecki bewogen, den hilflosen Gymnasiasten deutscher Zunge beizuspringen und ihnen einen Führer

indem wir dem Herausg. und seinen Mitarbeitern noch einmal unsere rückhaltlose, dankbare Anerkennung für das von ihnen in mühevoller Arbeit geschaffene höchst verdienstliche und nutzbringende Werk aussprechen. Wir zweifeln nicht, daß das Studium der Philosophie und der Psychologie durch das neue Wörterbuch die vielseitigste Anregung und Förderung erfahren wird, und sind überzeugt, daß dieses auch außerhalb der eigentlichen Fachkreise dieser beiden Wissenschaften in der gelehrten Welt mit Dank begrüßt werden wird. — Die äußere Ausstattung des Buches kann in jeder Hinsicht als mustergültig bezeichnet werden. Der Druck ist groß und deutlich, und die einer Reihe von Artikeln beigelegten z. T. farbigen Abbildungen sind sehr übersichtlich und lehrreich.

Bremen.

F. Pabst.

296/297) **O. Mügge, Edmond Rostand als Dramatiker.** (Beilage zum Jahresbericht des Gymn. zu Friedeberg Nm.) Friedeberg Nm., Eisermann, 1903. 18 S. 4.

Nik. Scheid, Edmond Rostands Entwicklungsgang und seine Beziehung zur deutschen Literatur. (= Frankfurter Zeitgem. Brosch. XXII, 10). Hamm i. W., Breer & Thiemann, 1903. S. 311—341. 8. M —. 50.

Diese beiden Arbeiten vermehren die Rostandliteratur, ohne sie bedeutend zu bereichern. Die Verfasser bringen im wesentlichen nur eine Inhaltsangabe und Würdigung der einzelnen Bühnenwerke, statt nun auch von höherer Warte eine Gesamtcharakteristik des Dichters und seine Einreihung in die französische Literaturentwicklung zu versuchen.

Die überschwengliche Huldigung Mügges, so sehr sie seiner idealen Gesinnung Ehre macht, wird auf den Namen einer tiefgehenden Beurteilung kaum Anspruch machen können.

Auch Scheids Versuch, einen Entwicklungsgang Rostands darzustellen, scheint mir unvollkommen gelungen. Wenn Cyrano bis jetzt als Höhepunkt seines Schaffens gelten muß, so hätte der allmähliche Aufstieg dahin, das mannigfaltige Anklingen der Ideen in den Vorläufern zu überzeugenderem Ausdruck kommen sollen. „Die zauberische Kraft der begeisternden Idee“, das ist der Grundton auf Rostands Leier. Sie zeigt ihre Macht in der *Princesse lointaine* — die Romanesques sind mehr eine Formentübung — als reine irdische Liebe (*amour*), als Nächstenliebe (*charité*) und religiöse Schwärmerei in der *Samaritaine*, im Cyrano als ritterliche Gesinnung (*panache*).

Den Einfluß O. Ludwigs auf Rostand nachzuweisen, ist Sch. auch nicht geglückt. Die Ähnlichkeit der Romanesques mit Hanns Frei ist überraschend, aber der Gedanke des Lustspiels ist zu sehr literarisches Gemeingut, um die Annahme einer unmittelbaren Anregung zu rechtfertigen. Noch kühner ist die Behauptung, der französische Dichter sei mit seinem biblischen Stück bei dem Verf. der Makkabäer in die Schule gegangen; sie stützt sich eigentlich nur auf die Tatsache, daß beide Dramatiker Stoffe der heiligen Schrift behandeln.

Ich habe mich gefreut, daß M. sowohl wie Sch. den Mut haben zu erklären, daß der schöne fünfte Akt von Cyrano trotz Erich Schmidt kein „Notdach“ ist.

Flensburg.

K. Engelke.

298) **Heinrich P. Junker, Grundriss der Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart.** 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Münster i. W., Schöningh, 1902. XX u. 534 S. gr. 8. brosch. M 4.80.

Wer 15—20 Jahre zurückdenkt, wird sich erinnern, wie wenig gedruckte Hilfsmittel damals dem Studierenden der neueren Sprachen zur Verfügung standen, trotzdem er ihrer in so hohem Maße bedarf. Der Altphilologe bringt die für sein Studium nötigen sprachlichen Kenntnisse auf die Universität schon mit, dem Neuphilologen dagegen ist die ältere Phase des Französischen oder Englischen etwas ganz Neues, das er in schulförmiger Weise erst zu erlernen hat. Die Aneignung dieses seines Handwerkszeuges muß dem Studenten schon deshalb erleichtert werden, weil er nach zwölf- und mehrjähriger Schulzeit rein sprachlichen Dingen mit einer gewissen, psychologisch begreiflichen Abspannung entgegentritt. So liegt die Gefahr nahe, daß er bei nicht ganz großer Energie sich eine wissenschaftliche Bildung mit unsolider Grundlage erwirbt. Dem zu steuern ist ja Pflicht der Universitätslehrer, aber nicht wenigen von ihnen fehlt Trieb und Geschick, sich in solch elementarer Weise mit Anfängern zu beschäftigen, und außerdem reicht die Kraft eines Mannes gar nicht für so viele Studenten aus, wie sich in den achtziger Jahren den modernen Sprachen widmeten und auch heute wieder widmen. Wenn nun auch zugestanden werden muß, daß die Tätigkeit der Hochschullehrer auf diesem pädagogischen Gebiet neuerdings reger geworden ist, so muß es doch dankbar begrüßt werden, wenn die Dozenten die Ausbildung, welche sie ihren Studenten in Vorlesungen und Übungen übermitteln, seit einer Reihe von

Jahren durch gedruckte Hilfsmittel stützen und ergänzen. Nachfolgende Zusammenstellung gibt das Wichtigste dieser Literatur für das Gebiet der romanischen, bzw. französischen Philologie wieder. Ich nenne: 1) Koschwitz, Anleitung zum Studium der französischen Philologie. 2) Körting, Handbuch der französischen Philologie. 3) Gröber, Grundriss der romanischen Philologie. 4) Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. 5) Godefroy, *Lexique de l'ancien français* (einbändiger Auszug aus dem großen Werke). 6) Sachs-Villatte, Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. 7) Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranzösischen. 8) Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache zum Selbststudium für Anfänger. 9) Junker, Grundriss der Geschichte der französischen Literatur. Man sieht an den Verfasseramen, daß wir diese Hilfsmittel fast ausschließlich Gelehrten verdanken, welche die romanische Philologie an deutschen Universitäten vertreten. Aber auch Schulmänner fehlen erfreulicherweise als Autoren nicht. So bei dem Werke, welchem diese Zeilen gewidmet sind. Ich weiß noch, mit welcher Freude die erste Auflage des „Junker“ von uns Studenten begrüßt wurde: die bis dahin vorhandenen Allgemeindarstellungen der französischen Literaturgeschichte genügten nicht, weil sie die Jahrhunderte bis zur klassischen Zeit vernachlässigten; auf Kolleghefte zurückzugreifen, war auch schwierig, weil man in seiner Studienzeit alle Epochen der Literaturgeschichte doch kaum zu Gehör bekam. Mit dem Erscheinen des „Grundrisses“ hatte die Unsicherheit ein Ende; man besaß ein Buch, in dem man nachschlagen und Literatur finden und nach dem man auch fürs Examen arbeiten konnte. Die zünftige Kritik begrüßte Junkers Arbeit nicht mit solchem Enthusiasmus. Es war ja auch zu natürlich, daß diesem ersten Versuch, die ganze französische Literaturgeschichte wissenschaftlich darzustellen, allerlei Mängel anhafteten. Der Verf. hat die ihm damals von vielen Seiten gegebenen Winke redlich befolgt, so daß schon die zweite Auflage als wirklich „verbessert“ bezeichnet werden konnte. Wie sehr sich das Buch seither in wissenschaftlichen und studentischen Kreisen eingebürgert hat, zeigt die Tatsache, daß es uns jetzt nach dreizehnjähriger Existenz in vierter Auflage vorliegt. Ist der „Grundriss“ in seiner neuen Gestalt der dritten Auflage gegenüber wieder um gut dreißig Seiten gewachsen, so bezeichnet er auch qualitativ einen erkennbaren Fortschritt. Das Buch sorgt sowohl für die Bedürfnisse des lernenden wie für die des wissenschaftlich tätigen Fachgenossen in ganz ausgezeichneter

Weise. Den Dank, den der Verf. dieser Zeilen den ersten drei Auflagen des „Junker“ schuldig zu sein glaubt, möchte er in den Wunsch kleiden, daß die Erkenntnis von der Unentbehrlichkeit des trefflichen Hilfsmittels unter den Jüngern der romanischen Philologie immer mehr um sich greifen möge.

Peine.

Carl Friesland.

- 299) **Theodor Knorr, Praeterita**, Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind, von **John Ruskin**. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von **Th. Kn.** I. Band. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1903. XIV u. 297 S. 8. M 4. —.

Nach der langen Reihe glänzend, streitbar und leidenschaftlich geschriebener Bücher verfaßte Ruskin 1885 als letztes größeres Werk eine allerdings nicht zu buchstäblich zu nehmende Geschichte seines Lebens. 'Praeterita' ist 'the most charming thing that he ever gave to the world' und ganz verschieden von seinen früheren Schriften. Es ist ein warmer Sonnenstrahl, der nach einem gewitterdurchtobten Nachmittage noch einmal die Fluren und Höhen beleuchtet und verklärt, ehe das Gestirn zur Rüste geht. Schlicht, mit rührender Offenheit und lebenswürdigem Humor charakterisiert Ruskin seine Eltern und erzählt von ihrem neunjährigen Brautstande. Er spricht mit wehmütig dankbarer Erinnerung von seiner guten Croydoner Tante und ihren Kindern, sowie von der alten treuen Dienerin Anna, die 'von ihrem Mädchen- bis zu ihrem Greisenalter den Willen anderer tat und deren Bestem diente, anstatt auf ihr Wohl bedacht zu sein', und dabei eine besondere Gabe hatte, Unangenehmes zu sagen, und 'eine eingewurzelte, republikanische Abneigung, etwas, was ihr geheissen war, sofort oder zur rechten Zeit zu tun'. Wir werfen einen Blick in die eigenartige Erziehungs- und Unterrichtsweise seiner puritanischen Mutter und bemitleiden den Knaben, der auf Herne Hill einsam, ohne knabenhaftes Spiel, ja fast ohne jeden Kameraden heranwächst, zwar manche guten Eigenschaften sich praktisch aneignet, aber nie lernt, jemandem zu helfen oder für etwas zu danken. An seiner Lieblingslektüre und den ersten literarischen Versuchen des staunenswert frühreifen Knaben — er schrieb deutlich und orthographisch richtig mit vier Jahren und begann mit sieben Jahren zu dichten — erkennt man den späteren Helden- und Naturverehrer sowie den Keim seines mittelalterlich-romantischen Dranges nach unmöglichen Idealen.

Wie ein Idyll aus längst entschwundener schöner Zeit erscheint uns seine beredte Schilderung der häufigen Reisen mit Vater, Mutter und Anna in der Postkutsche durch England, Schottland und durch Frankreich nach den Alpen. Man folgt den Reisenden mit Spannung nach Schaffhausen oder über den Col de la Faucille und sieht das Alpenpanorama in herrlicher Majestät, von der scheidenden Sonne rosig angehaucht, sich zackig und scharf am Horizonte emporheben. Die ersten Jahre seines Oxforder Aufenthalts, den er mit ergötzlicher Ironie erzählt, und in den auch seine 'Defence of Turner' fällt, schließen den vorliegenden ersten Band des anziehenden Buches. Natürlich ist der Inhalt viel reicher und deutungsvoller, als man nach dieser kurzen Skizze etwa annehmen möchte, und, auch nur als Unterhaltungsektüre betrachtet, höchst ergreifend und genussreich, so daß eine deutsche Bearbeitung mit aufrichtigem Danke zu begrüßen ist.

Die vorliegende Übersetzung liest sich leicht und flüssig und läßt die Arbeit kaum ahnen, welche dahinter steckt. Denn die Sprache Ruskins ist stellenweise recht schwierig in gutem Deutsch wiederzugeben und erfordert nicht selten größere sprachliche, literarische und sachliche Kenntnisse, als sie Übersetzern eigen zu sein pflegen. Knorr hat es ferner als seine vornehmste Aufgabe bezeichnet, die naive Unbefangenheit des Originals zu wahren, und der Versuch muß ebenfalls als geglückt bezeichnet werden. Wenn man den deutschen Text mit dem Original vergleicht, so stößt man zwar auf eine Reihe von Unebenheiten des Ausdrucks und Irrtümern der Übersetzung, aber als Ganzes betrachtet, ist diese wohl geeignet, den bedeutenden Mann einem weiteren deutschen Publikum näher zu bringen. Dies ist ja auch das Programm der Heitzschen Gedankenlesen aus Ruskin, und da 'Praeterita' zu seinen beliebtesten Werken gehört, so ist die Hoffnung des Herausgebers gewiß berechtigt, daß es sich auch bei uns einen größeren Freundeskreis erwerben werde, als irgend eine seiner anderen Schriften. Mit den Kürzungen, welche mit Rücksicht auf deutsche Leser vorgenommen sind, ist Ref. im allgemeinen einverstanden; unangenehm war ihm beim Lesen nur, daß der Interpunktion so wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Bremen.

F. Wilkens.

- 300) **Wilhelm Viëtor, Einführung in das Studium der englischen Philologie** mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. Marburg, Elwert, 1903. XII u. 120 S. 8. *N* 2. 50.

Die neue Auflage dieses Buches, das seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1888 auf fast den doppelten Umfang angewachsen ist, wird von allen denen, die sich mit dem Studium der englischen Sprache und Literatur beschäftigen, freudig begrüßt werden.

Plan und Ziel der Schrift sind unverändert geblieben. Sie will nach wie vor nicht mehr und nicht weniger als dem Studierenden eine Anleitung für den Gang und die Einrichtung der wissenschaftlichen und praktischen Fachstudien geben und ihn vor Mißgriffen, die oft mit unersetzlichem Zeitverlust verbunden sind, bewahren. Dagegen will und kann sie weder die methodische Führung des Dozenten im Kolleg und Seminar, noch den Rat, der nur im Verkehr von Person zu Person sich ermessen läßt, überflüssig machen, wie vom Verf. ausdrücklich im Vorwort betont wird.

Das Buch wird sich jedem, der es benutzt, als zuverlässiger Führer erweisen. Für keinen Zweig der englischen Philologie, von den Denkmälern der angelsächsischen Zeit bis zu den modernen Tageszeitungen, wird man es vergebens zu Rate ziehen.

Näher auf den Inhalt einzugehen, kann ich mir versagen, da wir es mit einem in Fachkreisen bekannten Werk zu tun haben. Ich will nur erwähnen, daß die Änderungen gegenüber der zweiten Auflage sich im wesentlichen auf zwei Punkte erstrecken. Einmal ist die neue preussische Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen vom 12. September 1898 zugrunde gelegt worden, und zweitens hat die in den letzten Jahren erschienene Fachliteratur gebührende Berücksichtigung gefunden.

Möge das vortreffliche Buch auch in der neuen Gestalt zahlreiche Freunde finden. Für den neuphilologischen Studenten ist es unentbehrlich; aber auch jeder Lehrer des Englischen sollte es allein schon der Literaturangaben wegen seiner Bibliothek einverleiben.

Altona-Ottensen.

H. Schmidt.

denen, die sich unschwer nach Ficks Theorie in äolische Sprachform bringen lassen, während die Teile der Ilias, welche stark mit Ionismen durchsetzt sind, auch die jüngere Bewaffnungsart haben. Somit glaubt der Herr Verf. auf diese Weise ein zuverlässiges Mittel gefunden zu haben, diejenigen Teile der Ilias, welche ursprünglich die Grundlage des jetzigen Epos gebildet haben, von den jüngeren zu sondern. Er hat infolgedessen auf den ersten 73 Seiten seines Buches eine Untersuchung über den Unterschied der Bewaffnung in der Ilias und die Mittel, diesen Unterschied praktisch an den einzelnen Iliasstellen festzustellen, vorausgeschickt unter der Überschrift: „Mykenische und ionische Waffen.“ Dann läßt er bis S. 257 eine Analyse der Ilias folgen, wobei er den vorher festgestellten Unterschied der Bewaffnung als Kriterium für das Alter der einzelnen Stellen benutzt, natürlich unter fortwährender Heranziehung des zweiten Mittels, nämlich der Untersuchung der Stellen auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, in äolische Sprachform umgewandelt zu werden. Hierdurch gewinnt er nun einen ältesten Stamm der Ilias, die er als Urilias bezeichnet. Die überzeugende Probe auf dies ganze Exempel soll nun eine Rekonstruktion dieser Urilias bilden, welche von S. 272 bis 349 durchgeführt wird und 2146 Verse zählt, zwischen denen noch an einigen Stellen größere oder kleinere Lücken geblieben sind, wo die jetzige Gestalt der Ilias eine Rekonstruktion der alten Form nicht ermöglichte oder nach des Verf. Ansicht überhaupt der ursprüngliche Text verschwunden und durch jüngere Stücke ersetzt ist. Daran schließt sich dann eine Charakteristik der Urilias hinsichtlich ihrer Darstellung der Götter und Helden; dann folgt eine Entwicklungsgeschichte der Ilias, in welcher eine erste, zweite, dritte und vierte Ilias nachgewiesen wird. Den Beschluß macht ein Register.

Liest man am Eingange des Buches, daß die Stellen mit mykenischer Bewaffnung auch zugleich die sind, welche leicht in äolische Sprachform gebracht werden können, während umgekehrt die mit ionischer Bewaffnung auch hartnäckig der Äolisierung widerstreben, so ist man überrascht durch die Einfachheit der Lösung des homerischen Rätsels, die hierdurch in Aussicht gestellt wird. Leider enttäuscht hier wie so oft die rauhe Wirklichkeit. Sobald der Herr Verf. nämlich dazu schreitet, jene allgemein ausgesprochene Beobachtung im einzelnen anzuwenden, so löst sich dem Leser die anfangs gehegte Hoffnung immer mehr in Luft auf. Es zeigt sich nämlich sehr bald, daß Interpretationskünste, Änderungen

der Lesarten, Beseitigung von Interpolationen, grofse Umstellungen und ähnliche Mittel nötig sind, um die „Uriliad“ des Verf. in einigermaßen gutem Zusammenhange herzustellen.

Was für ein Durcheinanderwerfen des Textes dazu nötig ist, zeigt schon eine flüchtige Betrachtung des von Robert gegebenen Textes der *Uriliad*. Vers 1—372 derselben ist aus *A* 1—610 (mit Auslassungen), dann folgt ein Stück von *B*, im ganzen 82 Verse, aber zusammengestoppelt aus *B* 1—815, dann *A* 422—469 mit Auslassungen, dann *H* 219—273, dann wieder *A* 517—536, dann *E* 541—575 mit mannigfachen Auslassungen, dann *Z* 5—529, mit Auslassungen, dann *H* 4—12, dann *N* 516—525, dann *O* 110—142 — auch mit Auslassungen —, dann wieder *N* 526—533, dann *A* 84—574, dann *I* 80, 81, 83 —, davor und dahinter eine Lücke —, dann *Θ* 489—554, dann *Ξ* 9—62, dann *I* 16—22, dann *Ξ* 69—74, dann *I* 27—78, dann *Ξ* 80—108, dann *N* 39—44, dann *Ξ* 363—393, dann wieder 76 Verse aus *N*, in grofsen Sprüngen zusammengesucht aus 170—837, dann wieder *Ξ*, dann *N*, dann *O*, dann *N*, dann *O* usw. Dafs eine solche Durcheinanderwerfung des ursprünglichen Textes, wie sie diese „Rekonstruktion“ voraussetzt, den jetzigen Zusammenhang des Iliadtextes hervorgebracht haben soll, ist doch wohl unglaublich. Es ist offenbar Robert so ergangen, wie schon so manchem, dafs eine Beobachtung, die an einigen Einzelpunkten gemacht ist, verallgemeinert wird, und wenn sie nun im einzelnen systematisch angewendet werden soll, so viele Hilfen braucht, dafs sie selber keine Hilfe mehr gewähren kann. Trotzdem möchte Ref. nicht sagen, dafs aller Scharfsinn und Geist, der auf das Werk verwendet ist, geradezu verloren und verschwendet sei; das angestrebte Ziel, mit Hilfe des neuen Kriteriums Licht in die homerische Frage zu bringen, ist freilich nicht erreicht; aber im einzelnen findet sich doch so viel Interessantes, dafs die Lektüre des Buches reichlich lohnt.

Cöthen.

H. Kluge.

302) Lad. Okecki, *Publii Cornelii Taciti de Germania libellus*.

Leipzig, Simmel & Co., 1903. II u. 74 S. 8. *N* 2. —.

Angesichts der höchst beklagenswerten Tatsache, dafs die studierende Jugend aus Mangel an geeigneter Anleitung bisher gewöhnlich genötigt ist, den „Wort- und Gedankensinn“ der *Germania* „aufs Geratewohl und ungefähr“ zu erraten, fühlte sich Herr Okecki bewogen, den hilflosen Gymnasiasten deutscher Zunge beizuspringen und ihnen einen Führer

durch die Dunkelheiten jener Schrift zu schenken. Ich hege indessen einigen Zweifel, ob unsere Schule den Wert der dargebotenen Gabe voll zu würdigen und das Hilfsmittel zu verwenden wissen wird; denn der Kommentar bietet neben einigen guten Beobachtungen doch gar zu viel Unbrauchbares und Verfehltes. — Zutreffend erklärt O. 3, 1 primum = praestantissimum, wie Sall. Cat. 3 otium atque divitiae, quae prima mortales putant; 4 a. E. frigora atque inediae unmittelbar auf adsuerunt zu beziehen, dem dichterischen Sprachgebrauch gemäß (vgl. Verg. Aen. VI 833), empfiehlt sich, auch nach Baumstarks Ansicht, der stilistischen Abwechslung wegen. Gut sind die Erläuterungen von 19, 10 melius quidem adhuc, 20, 6 sepatet ingenuos sq., 29, 1 omnium harum, 37, 18 quinque simul, 38, 8 quod saepe accidit, nicht übel 43, 4 die Erklärung von coarguit. Der Kommentar hebt wiederholt und meistens richtig die offenen oder versteckten Anspielungen des Tacitus auf römische Zustände hervor. Im Widerspruch mit der Absicht des Verf., den Text „möglichst kurz“ zu erläutern, sind einzelne Anmerkungen zu übermäßigem Umfang gediehen, z. B. die zu 9 a. E. deorum — videntur. Daneben finden sich genug überflüssige oder solche Notizen, die für recht geringe Intelligenzen bestimmt scheinen: 3, 2 ituri in proelia, unmittelbar vor dem Kampf, 3, 3 illis sc. Germanis, 14, 1 virtute, abl. relationis; vinci sc. a comitatu, 37, 7 in aliis gentibus entspricht dem folgenden apud Suebos, 43, 10 plurimae, sehr viele u. a. m.

Für manche Auslegungsversuche O.s habe ich keine andere Bezeichnung als: total verunglückt, namentlich 2, 14 quidam sc. Germani, 4, 6 caerulei: blaue Augen dürften sanfte Augen sein, dies ist aber mit truces schwer zu vereinigen (allerdings!). Es sind wohl also hier graue Augen gemeint, die auch truces sein können! — Warum mit der lancea (6, 2) „nur eminus gekämpft werden konnte“, möchte ich wohl wissen. 14 a. E. persuaseris „Apostrophe an den Leser: Du überredest nicht einen Germanen“. Zu 17 a. E. nudae brachia et lacertos (acc. „graecus“ nach altem Schema) bringt O. geradezu Unsinn vor; 19, 7 publicatae sc. a marito, der öffentlichen Schau durch Entkleidung ausgestellt; 39, 10 eoque, dem Semnonenlande zu, inde, vom Semnonenlande, ibi, im Semnonenlande. 45, 25 sollen occidentis insulae terraeque für den Schriftsteller das von Vergil beschriebene Italien und die umliegenden Inseln bedeuten, weil der Hinweis an Verg. G. II 116—176 erinnere. Das begreife, wer kann!

Homburg v. d. H.

Eduard Wolf.

- 303) **Harvard Studies in Classical Philology.** Vol. XIV. 'Greenough Memorial Volume'. Cambridge Mass. — Leipzig, Harrassowitz, 1903. 175 S. 8. geb. *N* 6. 50.

Dieser Band ist dem Gedächtnis des 1901 verstorbenen Harvard-professor James Bradstreet Greenough gewidmet und mit dessen Bildnis geschmückt; er enthält an erster Stelle einen poetischen Nachruf in lateinischer Sprache von C(lement) L. S(mith) und eine Biographie des Verstorbenen aus der Feder von G. L. Kittredge, der in warmen Worten die Persönlichkeit des um die Begründung der Harvard Studies hochverdienten Mannes schildert, seine wissenschaftliche und sonstige Wirksamkeit beleuchtet und mit einem Verzeichnis der Arbeiten Greenoughs schließt. Aus dem letzteren sei hervorgehoben die zuerst 1872 und dann öfter erschienene 'Latin Grammar for Schools and Colleges, founded on Comparative Grammar' von Allen und Greenough, die ja auch diessseits des Atlantic wohlbekannt ist; in Verbindung mit Allen hat G. auch eine Anzahl von Ausgaben lateinischer Autoren veranstaltet (Cicero, Sallust, Vergil, Ovid, Horaz, Livius, Cäsar); endlich ist er auch dichterisch tätig gewesen, hat eine dramatische Fantasie 'The Queen of Hearts', ein kleines Lustspiel 'The Blackbirds', eine Operette 'Old King Cole' u. a. m. verfaßt. Die meisten Bände der Harvard Studies enthalten Beiträge des Gelehrten.

Im übrigen könnte man den vorliegenden Band beinahe auch als 'Terence Volume' bezeichnen, denn von den drei Arbeiten, die er enthält, beschäftigen sich zwei mit Terenz und von diesen nimmt die zweite wiederum allein 120 Seiten ein. Sie ist betitelt '*The Relation of the Scene-headings to the Miniatures in Manuscripts of Terence*' und hat zum Verfasser John Calvin Watson.

Über das Verhältnis der verschiedenen Überlieferungszeige der Terenzischen Komödien sind wir bis jetzt noch nicht ins reine gekommen, und nach und nach sind die mannigfaltigsten Ansichten darüber geäußert worden. Daß der Bembinus als älteste Handschr. einen besonderen Wert hat, das wird wohl kaum bezweifelt; dagegen herrscht Meinungsverschiedenheit über die sogen. Calliopius-Rezension und über den Ursprung und Wert der beiden Handschr.-Familien δ und γ , zu denen noch eine Mischklasse hinzukommt. Während bei uns in Deutschland die Meinung vorherrscht, daß δ im ganzen die bessere Überlieferung darstellt, suchen amerikanische Gelehrte den Nachweis zu führen, daß die Familie γ Anspruch auf höhere Wertschätzung habe. Hierher gehören die Arbeiten

von E. M. Pease (Transact. of the Amer. Phil. Assoc. 1887, 30 ff.), von H. R. Fairclough (das. 1899, 1 ff.) und nun auch die vorliegende Abhandlung, denn Watsons Untersuchung läuft darauf hinaus, daß die Familie δ jünger ist als der Archetyp der Bilderhandschr., die die Familie γ bilden.

An der Spitze der einzelnen Szenen der Terenzischen Komödien finden wir Überschriften, die ein Verzeichnis der in der betr. Szene auftretenden Personen geben und sich aus zwei Bestandteilen zusammensetzen, den Namen und der Rollenbezeichnung. Man hat schon früher bemerkt, daß in einer großen Anzahl dieser Szenenüberschriften die Namen in der Reihenfolge erscheinen, wie ihre Träger in den Dialog eingreifen, ferner daß häufig die Namen zweier Personen gleichen Charakters vereinigt werden, und zwar an der Stelle, wo die erste von ihnen nach dem vorher angegebenen Prinzip ihren Platz hat. Es fehlt aber bisher an einer ausreichenden und vor allem sämtliche Handschr. berücksichtigenden Erklärung der Abweichungen von diesen Regeln. Nach Watsons Meinung hat man dieselbe in den Illustrationen der Bilderhandschr. zu suchen. Die Anordnung der dargestellten Personen (die redenden stets vollzählig) hat mit der Einrichtung der Bühne nicht das geringste zu tun; es ist vielmehr im wesentlichen dieselbe, die wir in den Szenenüberschriften antreffen und demnach durch die für die letzteren geltenden Grundsätze bestimmt. Daneben aber befolgte der Illustrator noch ein anderes Prinzip; in den hierfür geeigneten Szenen suchte er einen besonders charakteristischen Punkt der Handlung darzustellen, und es ist, namentlich wo in einer Szene mehr als zwei Personen auftreten, nicht schwer den Vers oder die Verse zu bestimmen, die der Künstler im Auge hatte.

Dieses Prinzip läßt die Abweichungen der Figurenanordnung von dem 'usual order' leicht verstehen, während anderseits die Abweichungen der Szenenüberschriften von der gewöhnlichen Reihenfolge unerklärlich bleiben. Da nun offenbar bei der weitgehenden Übereinstimmung zwischen Miniatüren und Überschriften ein Zusammenhang zwischen beiden bestehen muß, so ist es klar, daß die letzteren von den ersteren abhängig sind. Allerdings gibt es zwischen beiden auch öfter Differenzen, indessen läßt sich nachweisen oder doch wahrscheinlich machen, daß auch in diesen Fällen ursprünglich Übereinstimmung herrschte; da nun die Bilder schwerlich eine Änderung erfahren haben, müssen in den Überschriften Umstellungen vorgenommen worden sein, hervorgegangen aus dem Bestreben in möglichst allen Überschriften den 'usual order' herzustellen. Reste der ursprünglichen

Anordnung sind hie und da in den Rollenbezeichnungen zu finden, die ebenfalls von den Miniaturen abhängig sind. Die Abweichungen finden sich hauptsächlich in δ , doch hatte der Archetyp dieser Familie aller Wahrscheinlichkeit nach eine mit den Bildern übereinstimmende Namenordnung. Daraus folgt, daß erstens die Szenenüberschriften sämtlicher Handschr. gemeinsamen Ursprungs sind und daß der Ursprung der Überschriften in den Illustrationen einer alten Bilderhandschrift zu suchen ist.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich des weiteren, daß ursprünglich die Verteilung der Bilder und der Überschriften auf den Text der Komödie identisch gewesen, mithin von Haus aus die Szeneneinteilung in allen Handschr. dieselbe gewesen sein muß; wo sich Abweichungen zeigen, müssen im Laufe der Zeit Änderungen eingetreten sein. Hierbei handelt es sich nicht um eine geschlossene Absonderung einer ganzen Familie, vielmehr variieren die einzelnen Glieder einer solchen untereinander, in δ 16 mal, dagegen in γ nur 2 mal. Es ist also nötig, die Szeneneinteilung der Archetype von δ und γ festzustellen, und dabei ergibt sich, daß die Differenzen erheblich geringer sind, als man bei einer Vergleichung der einzelnen Handschr. anzunehmen geneigt ist. Die ursprüngliche Einteilung ist am besten bewahrt im Bembinus (wegen seines Alters) und in der Familie γ (weil hier die Miniaturen eine Änderung sehr erschwerten); die Differenzen finden sich meist im letzten Akt, wo die Abschreiber, um Raum zu sparen, gelegentlich ein Bild wegließen, namentlich wenn zwischen zwei Bildern nur wenig Verse standen. Watson sucht nun noch weiter zurück zu der älteren erreichbaren Szeneneinteilung zu gelangen und verwendet dabei einmal das Zeugnis des Donatkommentars, in dem sich Spuren einer von unseren Handschr. gelegentlich abweichenden Szeneneinteilung finden, sodann aber macht er sich die *Explanatio praeambulae* des von Schlee veröffentlichten Terenzkommentars zu nutze. Wölfflin hatte bereits bemerkt, daß diese Einleitungen ursprünglich einer anderen Anordnung der Komödien folgen als der Kommentar jetzt aufweist, und Watson erklärt, daß die Quelle eine alte Bilderhandschrift war. Da nun die Einteilung der Szenen aufs engste mit der Illustration des Textes zusammenhängt und Donat bereits die Szeneneinteilung kannte, so müssen die Bilder älter sein als Donat; da ferner bereits der Archetyp von δ Szeneneinteilung und Überschriften hatte, die letzteren aber ebenso von den Miniaturen abhängig sind (wenngleich sie nicht von dem Künstler selbst herrühren, sondern von einem Späteren

beigeschrieben worden sind), so müssen diese noch älter sein als die Überschriften, für die wir durch den Archetyp von δ , der wohl ins 3. Jahrh. gehört, bis zum 2. Jahrh. kommen, so daß der Ursprung der Bilder vielleicht im 1. Jahrh. zu suchen ist. Aus alledem ergibt sich, daß die Familie γ am besten die Handschr. repräsentiert, die der Illustinator benutzte, und daß ihr Ursprung somit ziemlich weit hinaufreicht.

Übrigens haben die Bilder und die Überschriften in γ nicht die gleiche Überlieferung gehabt. Nachdem eine Zeitlang beide vereint waren, müssen einmal die Überschriften weggelassen worden sein, und sind dann später aus einem dem Bembinus nahestehenden Kodex ergänzt (S. 163 ff.). Bei einer anderen Rezension des Terenztexes wurden die Miniaturen weggelassen, und daraus ging die Familie δ hervor. Welche Stellung der Bembinus in dieser Überlieferungsgeschichte einnehmen soll, geht aus Watsons Darlegungen nicht klar hervor; er könnte entweder ein Abkömmling jener alten Bilderhandschr. sein, auf die γ zurückgeht, nur daß die Bilder wie im Archetyp von δ weggelassen wurden, oder aber man könnte annehmen, daß in einen von der Bilderhandschr. unabhängigen Zweig der Überlieferung die Szeneneinteilung und -überschriften übertragen wurden. Auch sonst lassen die Ausführungen Watsons noch für manchen Zweifel Raum, doch ist hier eine Lösung nur von anderen Ausgangspunkten aus möglich. Immerhin hat sich der Verf. durch seine gründlichen Untersuchungen ein großes Verdienst erworben und von seinem Standpunkte aus einen recht wesentlichen Beitrag zur Aufhellung der Textgeschichte des Terenz geliefert.

In gewissem Zusammenhange mit Watsons Arbeit steht die vorausgehende Abhandlung von Karl E. Weston, betitelt *The Illustrated Terence Manuscripts*, nämlich *C* (Vatic.), *P* (Paris. 7899), *F* (Ambros.) *O* (Dunelmensis). Das Verhältnis dieser vier Handschr. zueinander wird festgestellt; *C* ist der beste Repräsentant der gemeinschaftlichen, wenn auch nicht direkten Vorlage, *P* zeigt besonders lebendige Bewegung der einzelnen Figuren; in *F* sind die Zeichnungen wenig sorgfältig und von geradezu kindlicher Ausführung, während *O* eine, allerdings nicht ursprüngliche, reichere Ausgestaltung der Details aufweist. Nach gut beglaubigter Überlieferung wurde in Ciceros Zeit die Maske durch Roscius auf die römische Bühne gebracht; das hatte zur Folge, daß an die Stelle des *vultus* nunmehr der *gestus* trat, dessen Einzelheiten Quintilian, wenn auch

in anderem Zusammenhange, eingehend geschildert hat. Nun zeigt sich, wie man schon früher bemerkt hat, eine auffällige Übereinstimmung zwischen Quintilians Angaben und den Bildern der Terenzhandschr., die ihrerseits wieder Ähnlichkeit mit den entsprechenden pompejanischen Gemälden aufweisen. Aus alledem folgert Weston, daß die Illustrationen zu Terenz auf eine sehr alte Handschr. zurückgehen und uns vielleicht ein Bild geben von der szenischen Darstellung zur Zeit des Roscius; auf jeden Fall gingen die Miniaturen bis auf die Zeit vor Quintilian zurück. Eine besonders wertvolle Zugabe bilden die Tafeln am Schlusse des Bandes, welche die Illustrationen zum Phormio nach den vier oben erwähnten Handschr. enthalten.

Die dritte Arbeit, die den beiden besprochenen vorausgeht, bringt *Observations on the fourth Eclogue of Virgil* von W. Warde Fowler. Derselbe bekämpft die von Ramsay (in den Proceedings of the Franco-Scottish Society 1898) und von Reinach (in der Revue de l'histoire des Religions, Nov. 1900) gegebenen Auslegungen des Gedichtes; er meint, daß es sich in den letzten vier Versen tatsächlich um die Geburt eines Kindes von Fleisch und Blut handelt, daß Vergil das Gedicht schrieb vor der Geburt des Kindes, das Octavian im Jahre 40 von Scribonia erwartete, und daß es der Dichter, als dem Herrscher kein Sohn, sondern eine Tochter geboren wurde, zurücklegte, um es erst mit den übrigen Eclogen zu veröffentlichen. Fowler verteidigt ferner die durch Quintilian überlieferte Lesart *qui non risere parentes*, indem er unter Hinweis auf Catull 61, 216 *ridere* im Sinne von *arridere* nimmt und in *parentes* das Objekt dazu erblickt, wobei er sich in Übereinstimmung befindet mit einer Note Scaligers zu Catull; für den letzten Vers schließt er sich der Erklärung des Philargyrius an (bei Hagen Servius III 2 p. 88; auch in den Schol. Bern.), daß Vergil anspiele auf einen Gebrauch in vornehmen römischen Familien, eine Ansicht, die ebenfalls schon Scaliger vertreten hat.

Bremerhaven.

P. Wessner.

- 304) **Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache**
 Dritter Band: Zur Grammatik und Logik. Stuttgart und
 Berlin, J. G. Cotta's Buchhandlung Nachf., 1902. 666 S. 8. M 12.—
 (Schluß.)

Wenn aber die Definition schon eine Null ist, so ist nach M. das Urteil noch weniger als Null, denn es sagt wenigstens in seiner ein-

fachsten Form nur ein Prädikat aus, während die Definition doch mindestens zwei aussagt. Das Urteil ist nun freilich das Urphänomen des Denkens. Aber da auch jedes Tier z. B. in der Erkennung seiner Nahrung Urteile fällt, so ist das Urteil der Menschen, das mit dem Satz identisch ist, eine offensichtliche Luxusfunktion. Das Urteil hat überhaupt „auszuscheiden aus der logischen Disziplin“, es ist „fremd in der toten Logik“. Es enthält niemals etwas, das nicht schon im Subjekt enthalten wäre. Nachdem so die Existenzberechtigung schon des Urteils in der Logik angefochten ist, bleibt selbstverständlich auch vom Schlufsverfahren nichts Brauchbares übrig.

Auch die allgemeinen Denkgesetze finden bei M. keine Gnade. Gegen den Satz der Identität werden allerlei interessante Beispiele ins Feld geführt, daß z. B. Brot nicht Brot, Käse nicht Käse sei, wenn etwa ein Feinschmecker von schlechtem Brot sage, das sei überhaupt kein Brot. Somit ist Brot zugleich Brot und nicht Brot! Aber bei allen den witzigen und saloppen Ausfällen gegen dieses Denkgesetz wird seine Bedeutung für die in Leben und Wissenschaft so oft vorkommende Quaternio terminorum auch nicht mit einem Worte in Betracht gezogen. Das normative Element der Logik existiert eben für M. nicht. Großen Raum nimmt die Behandlung des Satzes vom zureichenden Grunde und die Untersuchung der Kausalität überhaupt ein. In der metaphysischen Frage des Verhältnisses von post hoc zu propter hoc kommt er auf eigentümlichem Wege zur Aufstellung einer Art von Identität der beiden Auffassungen. Für einen Gott, sagt er, der alles Geschehen im ganzen Weltall bis ins kleinste gleichzeitig wahrnehme, bestände kein Unterschied zwischen Wirkung und bloßer Zeitfolge (propter hoc = post hoc). Notwendigkeit bestände zwar auch für diese allwissende Betrachtungsweise des Weltgeschehens, aber M. wüßte als allwissendes Wesen nicht zu sagen, ob das Weltbild im zweiten Augenblick aus dem ersten als Zeitfolge oder als Wirkung hervorginge. Wir dächten, ein wirklich allwissendes Wesen wüßte dies. Aber sei dem wie ihm wolle, wir beschränkten Menschen kommen damit über den Kausalitätsbegriff doch nicht hinaus, selbst dann nicht, wenn wir den Begriff der Notwendigkeit im Bewußtsein des allwissenden Wesens von dem Kausalitätsbegriff zu trennen vermöchten. Überraschend aber ist, wenn M. fortfährt, in dieser undurchbrechlichen Kette der Notwendigkeit habe weder die menschliche Sprache, noch die Erscheinung einer logischen Folge irgend welchen Platz. Es ist gewiß

richtig, „die phantastische Allwissenheit, die alle Dinge zugleich wüßte“, hätte unmöglich daneben noch „Begriffe oder Worte von ihnen“, „also auch keine Klassifikation, die sogen. Naturgesetze“. Die Allwissenheit braucht freilich für ihren Bedarf keine Worte, aber der Mensch mit allen seinen Bewegungen, also auch mit seinem Sprechen und Denken gehört doch auch in die Allnotwendigkeit hinein, und die Allwissenheit konnte somit alle Worte der Welt samt dem Walten des Kausalitätsbegriffes im geistigen Leben des Menschen. Wir aber in unserem beschränkten Erdenkreis vermögen das Allnotwendige nur in den kleinen Notwendigkeiten zu begreifen, die wir Gesetze nennen und kausal verstehen, und die uns u. a. zu Klassifikationen und Begriffsbildungen führen. Und dabei ist es ohne Belang, ob wir die Kausalität als Anschauungsform der menschlichen Vernunft ansehen oder als immanente Eigenschaft alles Wirklichen; und jenseits dieser Kausalität ist für uns Macht oder Phantastik religiöser oder irreligiöser Art.

Darum wird auch der Erkenntnisgrund, den M. konsequenterweise als bloße indirekte Wahrnehmung ansehen und aus allem Denken eliminieren möchte, — denn im Intellekt kann ja nichts sein, außer was in der Empfindung ist und war —, auch fernerhin noch zu Recht bestehen bleiben im Denken und in der Lehre vom Denken, und die Merkmale „alt und stinkend“ beim Käse werden uns nicht ohne weiteres „Synonyma“ sein, sondern wir werden aus dem Duft auf Alter und Qualität schließen oder eben allerdings indirekt zu diesen Erkenntnissen kommen. Diesen Umweg — was doch wohl der Sinn vom „indirekt“ ist — nennt die Logik bisher eine schließende Tätigkeit aus Erkenntnisgrund. Ist der Umweg schon sehr eingeübt, dann mag man von indirekter Wahrnehmung reden. Die Beispiele, die M. gibt, sind meist von dieser eingeübten Art. Wenn wir aber z. B. morgens im Freien Eisbildung beobachten und alle Thermometer als tiefsten Temperaturstand der Nacht 5 Grad R über Null angeben, so werden wir auf starke lokalisierte Verdunstungskälte schließen und weiterhin auf starke Strömung trockener Luft während der Nacht, und wir haben vielleicht, wenn uns der Zusammenhang noch nicht bekannt war, uns hin und her besonnen, wie Eis im Freien sich bilden könnte bei 5 Grad Wärme. Das läßt sich doch wohl nicht als indirekte Wahrnehmung bezeichnen. Und die Beispiele für Erkenntnisgründe dieser Art sind in der Wissenschaft Legion. Ist freilich die Erschließung solcher Ursachen eingeübt, dann wird aus der ursprünglichen

logischen Tätigkeit eine einfache indirekte Wahrnehmung. Ähnlich hat sich die Sache sicher auch bei der Bildung von Klassifikationen und Begriffen verhalten.

Unseren Glauben an Naturgesetze sucht M. in ähnlich phantastischer Weise zu erschüttern. Wenn wir uns einen Geist vorstellten, dem Millionen Jahre wären wie ein Tag, so sähe dieser Geist die Erde in wenigen Stunden aus dem Feuerball der Sonne hinausfliegen, erkalten, Schimmel — d. h. Vegetation und Tierwelt — erzeugen, dann erstarren zu Stein und Eis und Tod und wieder in die mächtig aufglühende Sonne zurückstürzen. Einem solchen Geist sei die ganze Erde nichts mehr als eine Seifenblase, nichts weiter als die „Hypothese eines Übergangszustandes der Urstoffe“. Damit wäre natürlich alles auf Erden, auch Tier und Mensch, „noch weit mehr Hypothese“. Dies aber doch wohl nur, wenn dieser seltsame Geist nur die eine Seifenblase Erde und nicht auch alle anderen Planeten und Sonnensysteme des Kosmos in ähnlicher Zeitverkürzung schauen könnte. Sonst müßte die Hypothese als solche weichen und zwar der beobachteten Notwendigkeit oder dem erkannten bei M. so scharf bekämpften Gesetz des Übergangs der Urstoffe. Natürlich wird mit solcher Phantastik die Notwendigkeit auch aller kleinsten Veränderungen auf Erden nicht eliminiert und ebensowenig für uns die Notwendigkeit, — nicht etwa den Dingen Gesetze ihrer Bewegung und Veränderung vorzuschreiben, sondern zu beobachten, nach welchen immanenten Notwendigkeiten oder Gesetzen diese Bewegungen sich vollziehen.

Es ist hier wohl nicht der Ort, auf weitere Einzelheiten des geistreichen Buches einzugehen. Wer Lust hat, an einzelnen Sätzen des Buches Kritik zu üben, der hat reichliche Gelegenheit. Denn der Phantasie reichthum und die souveräne Beherrschung des Wortes reißen den Verf. nicht selten zu Übertreibungen und halbweisen Sätzen hin, wo die sprachliche Pointe der Vater des Gedankens war, oder wo ein gewisses saloppes Sichgehenlassen auf scharfen Gedankenausdruck überhaupt verzichtet, oder wo er einen witzigen Einfall, wie sie ihm in Menge zuströmen, nicht unterdrückt. Im ganzen darf man wohl annehmen, daß auch nach M.s Vernichtung der Grammatik und Logik kein Grammatiker und kein Logiker seine Disziplin als beseitigt oder auch nur als noch mehr entwertet ansehen wird, als sie es bisher schon waren. Aber niemand wird ohne die mannigfaltigste Anregung die Bände M.s aus der Hand legen. Er reizt und treibt durch seine so sieghaft sich geberdende Skeptik, alle Fragen

und Probleme wieder und wieder zu prüfen, und doch wird er in den Grundgedanken, von denen er ausgeht, und in den Hauptzielen, denen er zustrebt, schwerlich nachhaltigen Beifall finden. Wenn er z. B., das letzte Ergebnis seiner Arbeit andeutend, sagt, die Philosophie gelange nur bis zum Atheismus, erst die Sprachkritik führe die völlige Befreiung vom Religionsbegriff überhaupt herbei, so scheint uns dies gerade bei den Ergebnissen der M.schen Sprachkritik ein gründlicher Irrtum. Seine Weltanschauung müßte konsequenterweise zu pessimistischem Quietismus oder zu bloßem Sinnengenuss als letztem Ziel des Lebens führen, und Nationen mit seinen Anschauungen wären völliger Dekadenz verfallen, sterbende Nationen. Dem gesunden Menschen und Volk genügt eben die bloße Negation nicht, und sei sie noch so geistreich „bewiesen“. Sie werden doch, unbekümmert um den Vorhalt anthropomorphistischer Denkweise, nach dem Endzweck des ganzen Treibens fragen, sie werden doch in der Entwicklung des Lebensprozesses vom Protisten bis zu unserer Kultur in Wissenschaft und Kunst, Religion und Ethik nicht ein Spiel des Zufalls auf dem verlorenen Posten eines einzigen kleinen Planeten sehen, sondern etwa im Sinne R. Euckens ein Hineinwachsen des Organischen in immer höhere Daseinsformen, und werden gerade aus dem M.schen Jammertal des Daseins heraus erst recht im Glauben zu erfassen und zu erleben suchen, was das bloße Denken nicht zu bieten vermag. Und nur auf dieser Basis werden sie die Menschheit auch fernerhin zu höheren Daseinsformen führen, während der Glaube an Mauthner nur zu Stillstand der Entwicklung und zum Untergang zu führen vermöchte. Die ernstesten Töne der Entsagung, die M. kurz vor Schluß des ganzen Werkes vorübergehend anschlägt, kann man nach allem Vorausgehenden kaum mehr als echt empfinden, man glaubt vielmehr hinter ihnen ein „leises Kichern“ zu vernehmen, wie es M. selbst zu vernehmen glaubt, wenn er das Wort Tugend hört.

Lörrach.

J. Keller.

305) **Curtius - v. Hartel, Griechische Schulgrammatik.** 24. Aufl.
bearbeitet von **Fl. Weigel.** Wien, F. Tempsky, 1902. IV u.
310 S. 8. geb. M 3.10.

Die meisten Herausgeber von griechischen Schulgrammatiken in den letzten Jahren gingen darauf aus, in ihren Büchern den Schülern nur den für sie notwendigen Lernstoff zu bieten; ja, es fehlte sogar nicht an sol-

chen, die hierin entschieden zu weit gingen. Fl. Weigel, der die neue Auflage der Curtius-Hartelschen Schulgrammatik bearbeitete, gehört nicht zu diesen; er beschränkt sich nicht auf den Lernstoff, sondern fügt auch bei, was zu dessen Verständnis und Erklärung nötig ist. So kommt es, daß das Buch in seiner Bearbeitung 310 Seiten hat, während die von R. Meister besorgte 23. Auflage nur 266 Seiten aufwies.

Wer die griechischen Formen verstehen will, muß mit den Ergebnissen der Sprachwissenschaft vertraut sein, und deshalb baute Curtius seine Grammatik auf dieser Grundlage auf. Der neue Herausg. hat diesen Teil der Grammatik einer gründlichen Durchsicht unterzogen und nach dem jetzigen Stand der Forschung berichtigt und ergänzt. Dies gilt nicht nur von einzelnen Erklärungen, die da und dort eingestreut sind, sondern vor allem von der Ersatzdehnung, der Stammabstufung und der damit in Verbindung stehenden Vokalentwicklung aus den Liquidā. Allerdings hätte der Verf. dabei nicht übersehen sollen, daß der Periode der Ersatzdehnung eine solche ohne Ersatzdehnung vorherging, der *σαλπίζω* & usw. angehören. Auch erscheint es als unhaltbar, die starken Stämme als die ursprünglichen hinstellen, aus denen sich die schwachen entwickelten. Die Form *τριακοστός* zeigt nicht Unterlassung der Ersatzdehnung, wie der Verf. meint, der sie auf *τριακοστ-τος* zurückführt, sondern Vokalentwicklung aus der Liquida; denn *τριακοστός* steht infolge der Einwirkung der Formen auf *κοντα* für *τριακαστός* = *τριακατ-τος*, vgl. böot. *λικαστός* = att. *ελικαστός*.

Neben der wissenschaftlichen Grundlage hat der neue Herausg. auch der Anordnung in der Formenlehre sowohl als in der Syntax seine Aufmerksamkeit gewidmet. Die sogen. att. Deklination ist unter die Unregelmäßigkeiten der Deklination eingereiht, die Bildung des Futurums ist getrennt von der des Aorists behandelt, die abweichende Tempusbildung einiger Verba pura ist unter die ergänzenden Bemerkungen über die Flexion der Verba auf *ω* verwiesen und ebenda wird auch das Fut. att. und dor. besprochen. In der Syntax ist der Abschnitt über die Pronomina unmittelbar hinter die Lehre von dem Artikel, die Konsekutivsätze sind gleich nach den Kausalsätzen und die Paragraphen über die Modalpartikel *ἄν* und die Fragepartikeln sind in das Kapitel von den Partikeln gestellt worden. Keine Billigung kann es finden, daß die Deklination des Komparativs *βελτίων βέλτιον* schon in § 57 gelehrt wird, während die Bildung dieser Komparative erst in § 60 folgt. Möglich, daß sich der Verf. in

einer neuen Auflage auch noch dazu entschließt, jede Verbalklasse (non contracta, contracta, muta, liquida) besonders für sich zu behandeln; einen bedeutenden Schritt nach dieser Richtung hat er schon gemacht, und vom pädagogischen Standpunkt aus würde sich dies sehr empfehlen.

Wie in der Anlage, so zeigt sich auch im einzelnen überall die bessernde Hand; besonders nimmt man diese auch in den Beispielen zu den Regeln der Syntax wahr. Um so auffallender ist es, daß als Paradigma für das Verbum wieder *λέων* erscheint, das R. Meister in der 23. Auflage durch *παιδεύειν* ersetzt hat. Manches kann auch jetzt noch vereinfacht und berichtigt werden, besonders in § 117, der ein umfangreiches Verbalverzeichnis bringt. Die Bemerkung in § 132, daß das Fut. pass. von allen diesen Verben nicht gebräuchlich sei, ist nur dann zutreffend, wenn noch der Zusatz „in der klassischen Sprache“ gemacht wird; denn im Spätgriechischen findet es sich. In § 160, 2 ist *ἐκλίπειν* entbehrlich, während in § 161 *συλάν* fehlt; in § 164, 2 wäre ein Hinweis auf *ἐμὸν, σὸν ἔστι* usw. angebracht; 166, 3 sollte das poet. *λαμβάνω σε τῆς χειρὸς* durch *λαμβάνεσθαι* oder *ἐπιλαμβάνεσθαι σου τῆς χειρὸς* ersetzt sein; § 167 ist das seltene und auch mit dem Akkus. verbundene *ὑπερρερεῖν* zu streichen, während § 222 der Genet. des substantivierten Infin. zum Ausdruck des Zweckes nicht hätte gestrichen werden sollen.

Im ganzen kann man die neue Bearbeitung als eine wesentlich verbesserte aufs beste empfehlen. Neben ihr gibt es aber noch eine zweite 24. Auflage, die die Jahreszahl 1903 trägt und infolge engeren Druckes und mannigfacher Kürzungen nur 299 Seiten umfaßt; alle in dieser vorgenommenen Streichungen und sonstige Änderungen, wie § 49, 2 die Hinzufügung der Worte „durch Ablaut“, sind zu billigen. β.

306) **M. Asmus**, Cours abrégé de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. Ouvrage rédigé d'après Bougeault, Paris, Albert, Demogeot. Treizième édition. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1903. X u. 174 S. 8. M 1.80; geb. M 2.80.

Wenn Zahlen wirklich beweisen, müßte eigentlich vorliegender Grundriß der französischen Literaturgeschichte etwas ganz Ausgezeichnetes sein: hat er doch schon die 13. Auflage erlebt. Da es sich um ein Schulbuch handelt, ist natürlich nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern auch ein pädagogischer Maßstab anzulegen, und man versteht deshalb, wenn ein solcher „Cours abrégé“ wirklich nur das Wesentliche berücksichtigt

und vor allem das ausscheidet, was jugendlichen Lesern und Leserinnen aus sittlichen Gründen vorenthalten werden muß. Nur darf bei aller Beschränkung des Stoffes das wissenschaftliche Moment nicht außer acht gelassen werden: ein „Abrifs“ muß trotz des Fehlens vieler Einzelheiten immer noch ein richtiges Gesamtbild des betreffenden Gegenstandes geben. Eine Kollision zwischen pädagogischen und sachlichen Rücksichten darf also auf keinen Fall stattfinden. Diese Klippe zu vermeiden, ist dem Verfasser (der Verfasserin?) nicht gelungen. Er gibt Bilder aus der französischen Literatur, aber nicht das, was er im Titel verspricht. Die Darstellung der altfranzösischen Zeit halte ich für besonders verzeichnet und lückenhaft, aber auch im Mittelfranzösischen fehlen Namen wie Villon, Pathelin und d'Aubigné. In der Behandlung der klassischen Epoche vermisze ich Cyrano de Bergerac und Perrault. Aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. ist manches aus Gründen der Sittlichkeit fortgelassen. Doch bin ich der Ansicht, daß Realismus und Naturalismus auch in einer Literaturgeschichte für Schüler und Schülerinnen höherer Klassen nicht fehlen dürfen. Eine geschickte Darstellung dieser bedeutungsvollen Richtungen wird das Seelenheil der jungen Leser nicht gefährden. Dafür könnte aus dem 19. Jahrh., speziell auf den S. 147—164 mancherlei Überflüssiges fortbleiben. Um nun aber von dem, was nicht vorhanden ist, auch auf das zu kommen, was den Inhalt des Buches tatsächlich ausmacht, so erkenne ich an, daß die Darstellung der vom Verf. behandelten Partien der französischen Literaturgeschichte sich recht glatt liest und in sehr verständiger Weise den richtigen Ton zu treffen weiß. In dieser Richtung kann ich also dem Buch durchaus weitere Verbreitung wünschen. Die oben gekennzeichneten Mängel zu beseitigen, wird unter Zuhilfenahme der vorzüglichen neueren Fachliteratur auch nicht schwer fallen.

Peine.

Carl Friesland.

- 307) **H. Roguive, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch.** Leipzig, Otto Holtzes Nachfolger, 1903. I. Français-allemand, 448 S. 8. II. Deutsch-französisch, 484 S. 8.

Zusammen geb. M 3. 75.

In handlicher Form bietet hier die durch ihre zahlreichen Wörterbücher bekannte Verlagsbuchhandlung ein französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, das infolge eines einfachen Abkürzungssystems auf engem Raume eine Fülle von Wörtern und Bedeutungen vereinigt.

Auch die wichtigsten Wendungen sind mit aufgenommen, und in besonderen Listen sind die unregelmäßigen französischen und deutschen Verbalformen sowie die wichtigeren Abweichungen der beiden Sprachen in Personennamen und geographischen Namen aufgeführt. Auf Aussprachebezeichnung ist dagegen verzichtet. Trotz des gedrängten Druckes ist der Satz klar und deutlich, die Ausstattung ganz auf der Höhe. Zum Nachschlagen bei der Lektüre von Zeitungen und Romanen kann das auch im Format bequeme Werk gute Dienste leisten.

Bremen.

W. Röhrs.

- 308) **J. B. Peters, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische.** Für Oberklassen höherer Lehranstalten. 3. Auflage. Leipzig, August Neumanns Verlag (Fr. Lucas), 1903. VII u. 128 S. 8.

Ich freue mich, die dritte Auflage des empfehlenswerten Buches hier anzeigen zu können. Waren die „Materialien“ ursprünglich in erster Linie für Klassenarbeiten bestimmt, so haben sie in der Praxis doch vorzugsweise als Übersetzungsübungen Verwendung gefunden, und dem hat der Verf. schon in der zweiten Auflage Rechnung getragen. Die jetzt vorliegende dritte Auflage enthält 70 Nummern und gibt damit eine Reihe von geschichtlichen, literarhistorischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Texten, denen sich einige allgemeinere Themata, eine Inhaltsangabe der *Confessions d'un ouvrier* (Souvestre) und 9 Briefe anschließen. Die Stücke sind vorzüglich gewählt und verarbeitet, unter jedem Abschnitt gibt der Verf. die nötigen Vokabeln und Ausdrücke und weist auf die Synonyma hin, die bei der Übersetzung in Frage kommen. Es war mir eine rechte Freude, mich in die deutschen Texte zu vertiefen und mir dabei die Vorteile zu vergegenwärtigen, die unsere Schüler von einer gründlichen Durcharbeitung der ihrem Gesichtskreis durchaus angepaßten Stücke haben müssen. Ich begrüße das Buch aber mit ganz besonderer Genugtuung, weil es die Schüler zu ernstem Arbeiten und scharfem Denken zwingt und durch seine Existenz allein schon beweist, daß Übersetzungen in die fremde Sprache glücklicherweise noch lange kein überwundener Standpunkt sind. Wenn in der hoffentlich recht bald notwendig werdenden vierten Auflage an einzelnen wenigen Stellen der Tempuswechsel vermieden wird, gibt mir das Buch zu Ausstellungen überhaupt keinen Anlaß mehr.

Nauen.

Fries.

- 309) **Friedrich Theodor Vischer, Shakespeare-Vorträge.**
 Fünfter Band: Heinrich VI. Richard III. Heinrich VIII.
 Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger,
 1903. XII u. 404 S. 8. M 8. —.

Im vorliegenden Bande wird die glänzende Charakteristik und Erklärung der Königsdramen, die im vierten Bande begonnen wurde (siehe diese Zeitschr. 1902, S. 259 ff.), ebenso vorzüglich weiter und zu Ende geführt. Den Höhepunkt des Buches, zugleich einen der hervorragendsten Abschnitte der ganzen trefflichen Reihe bilden die Ausführungen über Richard III. Nach einer kurzen Einleitung, die vor allem der historischen und literargeschichtlichen Einordnung des Stückes in den ganzen Zyklus gewidmet ist, folgt eine vollständige Übersetzung, die wieder viel Eigenes von Vischer enthält, und dann kommen die Erläuterungen, die ich schlechthin als die beste der mir bekannten Erklärungen der vielumstrittenen Tragödie bezeichnen möchte. Die Feinheit und Schärfe der psychologischen Betrachtung dieses blutgierigsten und vollkommensten Bösewichts ist ganz ausgezeichnet. Ihr größter Vorzug beruht darin, daß sie uns den Mann überhaupt erklärlich erscheinen läßt, daß sie ihn und seine Laster und Verbrechen historisch und seelisch begründet; sie macht ihn uns so, wie er ist, in höchstem Grade wahrscheinlich, sie erweist ihn uns als eine natürliche, ja notwendige Gestalt und zwingt uns, ihm eben deswegen auch noch unser Mitgefühl angedeihen zu lassen, weil wir ihn begreifen können. Wie bei der Hamleterklärung im ersten Bande halte ich es auch bei diesem Meisterstücke nicht für angebracht, Vischers Gedankengängen und Darlegungen hier in Kürze nachzugehen. Dabei würden sie nur verlieren, sie müssen selbst gelesen werden. — Nicht minder anziehend und treffend wie der Hauptheld sind auch die Nebengestalten, seine Opfer und seine Kreaturen, gezeichnet. Man lese nur etwa die Ausführungen über Richards Werbung um Anna oder über seine Seelenqualen vor dem Hereinbrechen der Katastrophe! Am Schlusse der Einzelerläuterung erhalten wir dann noch einen eben wegen seiner Kürze wertvollen zusammenfassenden Rückblick über diese „Tragödie der Angst, der Klage und allgemeinen Sichverfluchens“, in dem auch ihre Mängel, vor allem ihre Maflosigkeit, natürlich nicht verschwiegen werden.

Weniger eingehend als dieses Stück ist das sachlich wie dichterisch viel tiefer stehende Expositions-drama dazu, die drei Teile Heinrichs VI., behandelt. Schon äußerlich ist das Verfahren anders. Vischer zerlegt das

ausgedehnte Werk immer in kurze Abschnitte, die auch nicht vollständig in der Übersetzung vorgeführt werden, und knüpft daran unmittelbar seine Erläuterungen an. Auch hier ist sein Geschick und die Eigenart seiner Behandlung immer bewundernswert, aber es liegt in der Natur der Sache, daß man ihm hier nicht ganz so gespannt folgt wie bei den großen Meisterwerken des Dichters. Wer sich aber gründlich in das Verständnis der Königsdramen und insbesondere Richards III. einführen lassen will, dem kann das Studium auch dieses Teiles der „Vorträge“ nicht dringend genug empfohlen werden.

Ganz kurz (S. 349—373) ist dann die Besprechung des Schlusstückes von Shakespeares gewaltigem Geschichts- und Kulturbild, von Heinrich VIII., der aber auch, allerdings ohne näheres Eingehen auf die Verfasserfrage, treffend charakterisiert ist. Einige der poetisch wirklich wertvollen Stellen sind herausgegriffen und noch besonders mit kurzen Erläuterungen versehen.

Den Schluß des Bandes bilden noch einige Nachträge zum vierten Bande, Anmerkungen in der schon von früher bekannten knappen Art zum fünften und endlich eine genaue, zahlenmäßige Übersicht über Vischers Anteil an den Übersetzungen im vierten und fünften Bande, der doch noch erheblich größer ist als der Herausg. selbst anfangs vermutet hatte. — Mit Spannung sehen wir dem Schlußbande des trefflichen Werkes entgegen, der die Römerdramen und ein Gesamtinhaltsverzeichnis bringen soll.

Breslau.

Hermann Jantzen.

- 310) **Martin Wolf, Walter Scotts Kenilworth.** Eine Untersuchung über sein Verhältnis zur Geschichte und zu seinen Quellen. (Diss. Würzburg 1902.) Leipzig, G. Fock, 1903. 77 S. 8.

Die literarische Verwendung der Amy-Robsart-Legende findet sich bis in unsere Tage. Es ist ein Verdienst der vorliegenden Arbeit, auf das Interesse, das der Stoff verdient, neuerdings hingewiesen zu haben. Dieses Interesse ist nicht nur ein literarisches oder historisches, sondern ein allgemeines. Es ist jedoch zu loben, daß sich der Verf. gerade nur auf die Scottsche Bearbeitung beschränkt hat; seine Darstellung ist dadurch für den Literaturhistoriker und den Historiker gleich wertvoll geworden. Vor allem ist der geführte Nachweis über die Art des Scottschen Schaffens für die ästhetische und literarhistorische Beurteilung aller Waverley Novels von

aufserordentlichem Werte. Es liefs sich dieser Nachweis zweifelsohne an einem einzigen Romane exakter führen, als wenn die ganze Reihe der Waverley Novels oder eine Anzahl von ihnen zur Statuierung des Exempels herangezogen worden wären. Das Verdienst der Arbeit wird gehoben durch eine festgefügte, übersichtliche Darstellung, die zwar nicht versäumt auf abseits liegende Ziele hinzuweisen, sich je doch nicht auf ablenkende Nebenwege führen läfst.

Die Tatsache, dafs Scott gewohnt war, seine Erzählung auf Grund irgend welcher Berichte aufzubauen, ist ja keineswegs etwas Neues. Interessant ist es nur, an dem bestimmten Beispiel des Kenilworth zu sehen, wie weit diese Anlehnung ging und wie weit der Dichter sich Freiheiten erlaubte; ferner ist wichtig der neugeführte Nachweis, dafs Ungenauigkeiten in bezug auf historische Daten nicht immer Scott, sondern häufig seinen ungenauen Quellen zuzuschreiben sind. Diese Ungenauigkeiten betreffen nicht nur Jahreszahlen, sie finden sich selbstverständlich noch häufiger bei der Konzeption der einzelnen Gestalten.

In Kenilworth stimmt, wie wir erfahren, nicht eine Jahreszahl; nicht eine der Gestalten ist vollständig und enganschliessend auf Grund der Überlieferung konzipiert.

Es ist alles umgestürzt. Immer von neuem zu bewundern ist dabei welch grofsartige Rekonstruktion aus den Ruinen hervorgegangen ist, eine Rekonstruktion, die in wunderbarster Weise den Schein des Altertümlichen erweckt. Darin liegt ja die grofse ästhetische Kraft der Scottschen Erzählungen, die sie veralten nicht liefsen bis auf den heutigen Tag. Bei Kenilworth kommt noch dazu die Macht des Stoffes, der so allgemein menschlich, allgemein gültig, ewig neu ist.

Solche Kraft wie Scott, Altes neu zu bauen, hat keiner vor ihm, keiner nach ihm gezeigt.

Inzwischen ist aber der historische Roman durch den ästhetischen Realismus auf ganz andere Wege geführt worden. Durch Wolfs Arbeit aber wird die Frage angeregt, wo der gröfsere ästhetische Wert liege, beim historischen Roman Scottscher Schule oder beim realistisch-historischen Roman neuen Stils.

Der Arbeit Wolfs kann somit ein doppeltes Verdienst zugewiesen werden. Sie ist eine gute literarhistorische Leistung und sie gibt Anregung nach vielen Seiten hin. Beides hat sie mit wenig Diss. gemein, mit vielen gemein aber hat sie den Mangel an eigenem Text. Es hätte nicht ge-

schadet, wenn Zitate über Anthony Foster, Alasco u. a. (S. 42 ff.) gekürzt worden wären und wenn das Schlussergebnis etwas mehr eigenen Text dafür gezeigt hätte. Es handelt sich ja nicht darum durch eine Diss. nachzuweisen, daß der Verf. mehr oder minder geschickt zu zitieren versteht, sondern darum, daß er ein eigenes Urteil, ein Resultat aus seinen Forschungen bieten kann.

Dresden-Lochwitz.

L. Roesel.

- 311) **Norman Smith, Studies in the Cartesian Philosophy.**
London, Macmillan & Co. New York, The Macmillan Company.
1902. XIV u. 276 S. 8. geb. 5 s. net.

Die vorliegenden Studien haben den Zweck, nachzuweisen, daß Descartes, der für die Naturwissenschaften im großen und ganzen schon die Methoden und Ideale der modernen Forschung richtig erfaßt hat, auf dem Gebiete der Metaphysik noch fast gänzlich im Banne der Scholastik steht. Norman Smith untersucht zuerst die metaphysischen Grundsätze des Philosophen, wie sie sich aus seinen eigenen Schriften ergeben, und beschäftigt sich sodann mit der Frage, wie weit dieselben das Denken seiner Nachfolger beeinflusst haben, und welche Folgerungen sich überhaupt aus denselben ergeben. Die Abhandlung zerfällt dementsprechend in folgende Abschnitte: 1. The Problem of Descartes. 2. His Method. 3. His Metaphysics. 4. The Cartesian Principles in Spinoza and Leibniz. 5. The C. P. in Locke. 6. Hume's Criticism of the C. P. 7. The Transition to Kant. — Leider können wir hier auf die tüchtige und interessante Arbeit nicht näher eingehen; wir wollen aber nicht versäumen, das Studium derselben allen denen, die sich mit Descartes beschäftigen, nahezu legen. P.

- 312) **J. J. Sauer, Specimens of Commercial Correspondence**
collected (by J. J. S.). Wien, Alfred Hölder, 1903. XI u.
396 p. 8. Price, stitched 4 k. 40 h.; bound 5 k.

Auf etwa 370 S. hat der Verf. 274 Briefe zum Abdruck gebracht, welche die verschiedenen Geschäftsfälle behandeln und ihm von englischen sowie festländischen Firmen zur Verfügung gestellt worden sind. Nach Möglichkeit hat er gesucht, etwas Zusammenhängendes und in sich Abgeschlossenes zu bieten. Er führt, soweit es geht, die einzelnen Geschäftsfälle durch. Da manche Firmen ihm nur die von ihnen ausgehenden Briefe zur Benutzung überlassen haben, die Gegenschreiben ihrer

Geschäftsfreunde aber nicht aus der Hand geben zu dürfen glaubten, so entstanden Lücken, die durch Übungen mit kurzen Angaben ausgefüllt sind. Durch den Grundsatz, die Geschäftsfälle möglichst durchzuführen, ist die Anordnung des Stoffes beeinflusst und weicht von der meist üblichen ab. Vorweggenommen ist der Abschnitt über die Bezahlung (Schecks, Wechsel und das damit verbundene Bankgeschäft.) Dann kommen die Aufträge (Angebot, Anfrage, Bestellung), ferner Beschwerde- und Mahnbriefe, Erkundigungen und Auskunftserteilungen sowie Empfehlungsschreiben und Stellenbewerbungen. Weitere Kapitel behandeln den Versand, die Seeversicherung und das Kommissionsgeschäft. Daran schliessen sich Briefe über Börsengeschäfte und einige Rundschreiben. Den Schluss bilden ein Verzeichnis der englischen Masse, Gewichte und Münzen sowie der gebräuchlichsten Abkürzungen und eine Reihe von Geschäftsformularen. Die Angaben zu den Übungen wie auch die allgemeinen Bemerkungen zu Anfang einiger Kapitel sind englisch abgefasst. Für solche Handelsschulen, die mehr als ein Jahr auf die englische Handelskorrespondenz verwenden können, wird sich das Buch als ein recht brauchbares Hilfsmittel beim Unterricht erweisen. Für sie ist auch wohl der Lehrstoff so reichlich bemessen.

Bochum.

M. Steffen.

- 313) **Ernst Regel, Gesenius-Regel.** Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Oberstufe für Knabenschulen. 2. Aufl. Halle, H. Gesenius, 1903. VIII u. 258 S. 8.

Durch die neuen Lehrpläne von 1901 hat sich Regel genötigt gesehen, die Oberstufe B seines Lehrbuches umzugestalten. Zunächst wurde sie in eine Ausgabe für Knaben und eine für Mädchen getrennt und die Lese- und Übungsstoffe in jedem der beiden Bücher ihrer Bestimmung entsprechend eingerichtet, eine Änderung, die gewiss allseitig als zweckmässig begrüßt werden wird. Als ebenso praktisch wird von vielen anerkannt werden, dass der Verf. der Grammatik insofern wieder zu ihrem guten Recht verholten hat, als er sie systematisch und nicht mehr wie früher eklektisch betreibt. Auch in einem anderen Punkte ist er zu älterer Praxis zurückgekehrt, nämlich zu den verpönten Einzelsätzen. Zu viel davon wäre allerdings auch meiner Ansicht nach vom Übel, aber ganz zu entbehren sind sie nicht, wenn anders man rasch zum Ziele kommen und auf die Dauer einüben will. Das Material an deutschen

Einzel­sätzen, die man wohl als ein notwendiges Übel bezeichnen kann, scheint freilich etwas groß, ist aber wohl wegen der Remanenten auf zwei Jahre berechnet. Die Auswahl der Stoffe für die Übungsstücke ist sehr umsichtig getroffen, da nicht nur die englischen, sondern auch die deutschen Stücke englische Verhältnisse betreffen.

Dafs der Verf. vier Hölzelbilder seinem Lehrbuch einverleibt hat, mag vielleicht nicht nach aller Geschmack sein. Doch scheint es, dafs er sie in mafsvoller Weise verwendet wissen will, und die Notwendigkeit, die Bearbeitung der übrigen Stoffe nicht zu vernachlässigen, sorgt ja schon für eine Vermeidung des Zuviel nach dieser Seite hin.

In Summa halten wir diese Neubearbeitung des Gesenius-Regel für eine sehr glückliche und glauben, dafs das Lehrbuch damit seine endgültige Gestalt erhalten hat.

Dessau.

Bahrs.

314) **Alfred Jeremias, Im Kampfe um Babel und Bibel.**

Leipzig, J. C. Hinrichs, 1903. 38 S. 8. geh. M —. 80.

Die vorliegende Schrift wendet sich hauptsächlich gegen eine Reihe von Irrtümern und schiefen Auffassungen, welche sich in Eduard Königs „Bibel und Babel“ und in der von demselben Gelehrten veröffentlichten Schrift „Babyloniens Kultur und die Weltgeschichte“ nachweisen lassen. Jeremias verteidigt mit guten Gründen die neuerdings namentlich von Fr. Delitzsch und H. Winckler vertretene Ansicht, dafs die israelitische Kultur im ausgedehntesten Mafse durch die babylonisch-assyrische beeinflusst worden sei. Andererseits teilt er durchaus Königs positiv-kirchlichen Standpunkt, der die höhere Gottesauffassung des alten Testaments als das Ergebnis einer direkten Offenbarung ansieht. Soweit dieser Standpunkt nicht in Frage kommt, urteilt Jeremias, der eine sehr gründliche Kenntnis des babylonisch-assyrischen Altertums an den Tag legt, mit grofser Klarheit und Objektivität. Und unter den augenblicklichen Verhältnissen ist gerade der Umstand mit besonderer Befriedigung zu begrüfsen, dafs Königs Polemik aus dem Lager der positiven Theologie eine Entgegnung gefunden hat.

Vakanzen.

Bautzen, Handelsschule. Zwei Obl. 1) Frz. u. Deutsch, 2) Gesch. u. Deutsch. Stadtrat.
Chemnitz, RG. L., N. Spr. Bürgermeister Gerber.
Essen, HMS. u. Ln. S. Obl. Lat. u. Frz. Dir. Dr. Fröchtling.
Flensburg, OR. Obl. Deutsch u. Gesch. Dir. Dr. Flebbe.
Gr. Lichterfelde, OR. Hilfs. Rel., Deutsch u. Gesch. Kuratorium.
Heide, RS. Obl. Deutsch, Gesch. u. Frz. Kuratorium.
Itzehoe, HMS. Zwei Obl. 1) Rel. u. Deutsch., 2) N. Spr. Dir. Koehler.
 — RS. u. RefRG. Zwei Obl. 1) Spr., 2) Nat. Kuratorium.
Lübeck, Katharineum. Hilfs. Klass. Phil. Dir. Schubring.
Wittenberge, RS. Obl. Rel. u. Deutsch. Magistrat.
Zoppot, Prg. Obl. Deutsch, Gesch. u. Frz. Magistrat.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von
 Professor Dr. R. Schnee.

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.

Für Quinta bis Prima.

Preis: M 1. —.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Für Sekunda und Prima.

Preis: M —. 80.

FIRST STEPS IN ENGLISH CONVERSATION.

For use in schools.

Ein Hilfsbuch
 für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts-
 und Schulverkehrssprache.

Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901
 bearbeitet von

Dr. phil. et jur. **M. Thamm**,
 Oberlehrer des Kadettenkorps.

Preis: M 0.80.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
 Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 26. Dezember.

Nr. 26, Jahrgang 1903.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt: Rezensionen: 315) L. Tretter, *Xenophontis Apologia Socratis* (M. Wiesenthal) p. 601. — 316) W. W. Goodwin, *Demosthenes on the crown* p. 602. — 317) C. de Boor, *Excerpta de legationibus* (J. Sitzler) p. 603. — 318) Edwin W. Fay, *Plauti Mostellaria* (W.) p. 604. — 319) F. Thümen, *Ciceronis oratio pro Sulla* (O. Wackermann) p. 605. — 320) Roy C. Flickinger, *The meaning of ἐν τῇ σκηνῇ in writers of the fourth century* (K. Weismann) p. 605. — 321) Joh. Kromayer, *Antike Schlachtfelder in Griechenland* (Aem. Pintschovius) p. 607. — 322) O. Bardenhewer, *Geschichte der altkirchlichen Literatur* (Eb. Nestle) p. 613. — 323) W. Freund-H. Deiter, *Wie studiert man klassische Philologie* (M. Hodermann) p. 615. — 324) Toreau de Marney, *Grammaire française idéographique* (H. Schmidt) p. 615. — 325) Fr. Lotsch et E. de Sauzé, *Journal des demoiselles* (Bahrs) p. 616. — 326) Fred. Harrison, *John Ruskin* (F. Wilkens) p. 618. — 327) M. Trautmann, *Bonner Beiträge zur Anglistik* (-tz-) p. 619. — 328) Otto, *German Conversation-Grammar*, revised by Fr. Lange (-i-) p. 621. — 329) A. Paz y Mélia, *Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache* (W. Röhrs) p. 622. — 330) K. Markschaffel, *Der Internationale Schülerbriefwechsel* (K. Engelke) p. 623. — Vakanzen. — Anzeigen.

315) L. Tretter, *Xenophontis quae fertur Apologia Socratis*.
Recensuit adparatu critico et verborum indice instruxit (L. T.).
Dissertatio e programme Gymnasii Graeciensis seorsum expressa,
1903, „Sumptibus Gymnasii“. XIV u. 14 S. 8.

Dem Herausg. ist es ergangen wie allen, die sich bei Xenophon mit Fragen der höheren Kritik beschäftigen; er vermifste für die „Apologie“ die Grundlage einer kritischen Ausgabe und hat sich darum selbst an die Arbeit gemacht. Ein Hauptverdienst dabei gebührt H. Schenkl, der für den Herausg. die drei Handschriften eingesehen hat, deren Beschaffenheit die Einleitung anschaulich macht. Das Ergebnis, daß cod. Vat. gr. 1335 (B) allein zugrunde gelegt werden darf, ist unanfechtbar. Im apparatus criticus ist, wie bei solchen Einzelarbeiten üblich, etwas reichlich charta consummiert, der index ist sorgfältig. Die Arbeit ist also ein willkommener

Beitrag zur Neufestsetzung des Xenophontextes, die unter Diels Ägide die Italiener bei Weidmann in Angriff genommen haben.

Barmen.

Max Wiesenthal.

- 316) **W. W. Goodwin, Demosthenes on the crown with critical and explanatory notes and historical sketches and essays.** Cambridge, the University press. London, J. C. Clay & Sons, 1901.
X u. 368 S. 8. geb. 12 sh. 6.

Vorliegende schön ausgestattete Ausgabe bietet in Text und Kommentar ein reiches Material, besonders in historischer Beziehung, indem der Herausgeber die Periode von dem Heranrücken Philipps von Makedonien bis zur Schlacht von Chäronea ausführlich behandelt, damit Leben, Politik und die einschlägigen Reden des Demosthenes verbindend. Dann folgen „essays“: 1) eine Inhaltsangabe der verschiedenen Teile der Rede mit Bemerkungen über das § 120 und 121 erwähnte Gesetz, 2) eine Darlegung über die *γραφὴ παρανόμων* mit interessanten Beziehungen auf ähnliche Verhältnisse moderner Staaten, 3) über den Prozeß gegen Ktesiphon, 4) über Äschines' und Philokrates' Verhalten beim Abschluß des Friedens vom Jahre 346, 5) über den Amphiktyonenbund, 6) über Hero den Physiker und Hero *καλαμῆτης* anlässlich der Stelle cor. § 129. Zum Schluss folgt eine allgemeine Darstellung der handschriftl. Verhältnisse mit den stichometrischen Angaben aus Σ bezüglich der Kranzrede und der dritten Philippischen. Was den Text selbst betrifft, so ist dieser mit sachgemäßen Erklärungen begleitet, auf die im einzelnen nicht eingegangen werden kann. Mit der Angabe von Einzellesarten jedoch zwischen Text und Kommentar ist nicht viel gewonnen, da sowohl eine Würdigung als auch eine nähere Begründung der aufgenommenen fehlt. Die Ausgabe kann aber aufs beste empfohlen werden, denn sie ruht durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage. Der Stichometrie freilich und den rhythmischen Beziehungen und Gesetzen, auf denen die stichometrischen Zahlen beruhen, müßte in Zukunft mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden; sicher bietet ein solch glänzendes Kunstprodukt wie die Kranzrede der Untersuchung auf rhetorisch-rhythmischen Gebiete noch viel Stoff.

317) **C. de Boor, Excerpta de legationibus.** Pars I: Excerpta de legationibus Romanorum ad gentes. XXI u. 227 S. 8.

ℳ 8. —

Pars II: Excerpta de legationibus gentium ad Romanos.

S. 229—559. 8. Berolini, apud Weidmannos, 1903. ℳ 12. —

Unter den auf Veranlassung des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos hergestellten großen Sammelwerken nehmen die historischen Exzerpte eine hervorragende Stelle ein, die nach bestimmten Gesichtspunkten angefertigte Auszüge aus früheren Geschichtschreibern enthalten. Einen Teil dieser bilden die Excerpta de legationibus, in denen Geschichtschreiber von Polybios an bis in die byzantinische Zeit herab vertreten sind; von älteren finden sich nur Herodot und Thukydides, jeder mit zwei Stellen, aus dem ersteren V 13 und IX 4, aus dem letzteren I 24 u. 27. Die Exzerpte zerfallen in zwei Abteilungen, von denen die erste die Gesandtschaften der Römer an auswärtige Nationen, die zweite die Gesandtschaften auswärtiger Nationen an die Römer enthält. Ihr Hauptwert für uns besteht darin, daß sie Bruchstücke von Schriftstellern mitteilen, deren Werke nicht auf uns gekommen sind, die wir also nur aus diesen Exzerpten kennen lernen.

Der Ausgabe schickt der Herausg. eine Praefatio voraus, in der wir erfahren, daß er außer den Exzerpten de legationibus auch noch die de insidiis herausgeben werde, während Th. Büttner-Wobst die Exzerpte de virtutibus und H. Ph. Boissevain die de sententiis zur Herausgabe übernommen haben. Über die Handschr. und ihr Verhältnis zueinander hat der Herausg. in den Verhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1902, S. 146 f., ausführlich gehandelt; daher teilt er hier nur soviel darüber mit, als zum richtigen Verständnis der Ausgabe notwendig ist. Außerdem stellt er noch eine besondere Abhandlung über die Sammelwerke des Konstantinos in Aussicht. Den Schluss der Praefatio macht die Aufzählung der früheren Ausgaben und die Angabe und die Rechtfertigung des Verfahrens, das er bei der Bearbeitung und Herausgabe der Exzerpte eingehalten hat.

Der Herausg. hat sich als Ziel gesteckt, den Text herzustellen, den der Exzerptor bei Anfertigung des Werkes selbst schrieb, und so einen Einblick in die von ihm dabei benutzten Handschr. zu geben. Die Entscheidung der Frage, wie sich der in den Exzerpten überlieferte Text zu dem des Schriftstellers selbst verhält, überläßt er den Herausgebern des

Schriftstellers, denen es auch obliegt, in jedem einzelnen Falle festzustellen, was der Schriftsteller geschrieben hat. Demnach beschränkt er sich darauf, nur offenbare Fehler und Versehen der Abschreiber zu verbessern, den Text des Exzerptors selbst aber unverändert zu lassen. Der Herausg. hat sein Ziel auch vollständig erreicht; überall liegt jetzt klar zutage, was in den Handschr. steht, und darin besteht das große Verdienst der neuen Ausgabe, die von jetzt ab die Grundlage aller weiteren Forschungen auf dem Gebiete dieser Exzerpte sein wird.

Tauberbischofsheim.

J. Sitzler.

318) **Edwin W. Fay, T. Macci Plauti Mostellaria.** With introduction and notes (by E. F.). Boston, Allyn and Bacon, 1902. XLVII u. 157 S. 8. § 1.

Der genannte Verlag läßt unter der Oberleitung der Professoren Bennet und Rolfe eine 'series of Latin Texts with especial reference to the requirements of university work' erscheinen; zu dieser Sammlung gehört auch die vorliegende Ausgabe der *Mostellaria*. Aus ihrer Bestimmung ergibt sich ihre Einrichtung. Die 'Introduction' behandelt übersichtlich 'Plautus, the man and the writer', 'The versification of Plautus' 'The dialect of Plautus'; es folgt auf 62 Seiten der Text der Komödie, dem sich 90 Seiten 'Notes' anschließen, worauf ein knapper Index, der alles Wichtige aus Einleitung und Anmerkungen berücksichtigt, den Schluß bildet. Der Herausg. hat, wie er im Vorwort sagt, die kleine Ausgabe von Goetz-Schöll als Grundlage benutzt, sich jedoch ihr gegenüber seine Selbständigkeit gewahrt, indem er gelegentlich gegen jene an der Überlieferung festgehalten, in anderen Fällen die Lesart der Handschr. durch Konjekturen ersetzt hat. Für die Erklärung haben ihm, wie er selbst dankbar hervorhebt, die Ausgaben von Sonnenschein, Lorenz, Ussing, Schöll und Leo gute Dienste geleistet. Jedoch haben wir keineswegs eine bloße Kompilation vor uns; vielmehr bietet F. viel eigenes, wie er denn u. a. häufig Parallelen aus der englischen Literatur zur Erläuterung des Textes heranzieht. Die Anmerkungen bringen dem jungen Studenten reiche Belehrung, allerdings auch soviel Übersetzungshilfen, wie sie selbst unseren Schülerkommentaren fremd sind. Doch das ist eine Eigentümlichkeit dieser englisch-amerikanischen Ausgaben überhaupt und wird jedenfalls durch die dortigen Unterrichtsbedürfnisse vollauf gerechtfertigt sein. Jeden-

falls macht die Ausgabe innerlich und äußerlich den Eindruck einer soliden Arbeit.

Br.

W.

- 319) **M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Cornelio Sulla.** Für den Schulgebrauch erklärt von F. Thümen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903. II u. 77 S. 8. (Auch in zwei nach Text und Kommentar getrennten Heften.)

1. 20.

Die Ausgabe ist nach den bekannten und bewährten Grundsätzen der „Bibliotheca Gothana“ bearbeitet, und danach ist das Bedürfnis des sich vorbereitenden Schülers leitender Gesichtspunkt. In einer übersichtlichen Einleitung wird in einer für das Verständnis der Rede ausreichenden Weise Sullas Person und politische Stellung und dabei der wesentliche Zweck der Rede besprochen. Die Anmerkungen beziehen sich, soweit sie sprachliche Dinge betreffen, weniger auf eigentlich Grammatisches, wenngleich dies nicht ausgeschlossen ist, als vielmehr auf Periodenbau, auf Stilistisches und Rhetorisches, sowie auf Lexikalisches und Sprachgeschichtliches; die große Mehrzahl der Anmerkungen aber dient dem sachlichen Inhalt und bringt deshalb außer zahlreichen geschichtlichen Notizen auch viel Juristisches. Die nicht seltenen Übersetzungshilfen zeigen sowohl geschmackvolle wie scharfe und erschöpfende Wiedergabe von Ausdrücken und Wendungen. Vornehmlich will die Erklärung aber einem vollkommenen, auch ins einzelne gehenden Verständnis des Gedankenzusammenhanges dienen; zu diesem Zwecke ist nicht nur am Schlusse der Einleitung eine kurze Disposition gegeben, sondern namentlich wird an zahlreichen einzelnen Stellen im Verlaufe der Rede auf den Gedankenaufbau aufmerksam gemacht. — Der Schüler, der sich mit ciceronianischem Sprachgebrauch bekannt machen und eine der wichtigeren Reden gründlich studieren will, wird diese Ausgabe mit Nutzen gebrauchen.

Hanau.

O. Wackermann.

- 320) **Roy C. Flickinger, The meaning of ἐπὶ τῆς σκηπῆς in writers of the fourth century.** Chicago, the university Chicago press 1902. 16 S. 8.

In unserer Zeit tritt man Untersuchungen über die Bedeutung bestimmter Bühnenausdrücke mit Mißtrauen entgegen; haben ja doch die bisherigen zahlreichen Abhandlungen, welche sich mit dergleichen Fragen befassen,

kaum ein unbestrittenes Ergebnis gezeitigt und in manchen Punkten noch größere Verwirrung hervorgerufen. Mit Recht erhebt Fl. gegen die meisten seiner Vorgänger den Vorwurf einer falschen Methodik; sie deuteten die ins Auge gefassten Beispiele von dem Standpunkte aus, den sie zur Bühnenfrage eingenommen, reihten sie dann in Rubriken ein und ordneten diese wieder nach ihrer vorgefassten Anschauung und — die Geschichte des Bedeutungswechsels eines szenischen Ausdruckes sei fertig. Die entgegengesetzte Methode Fl.s, voraussetzungslos an jedes Beispiel eines bestimmten Schriftstellers heranzutreten und die aus dem Zusammenhang hervorgehende Bedeutung ohne Rücksicht auf andere Fragen festzustellen, bewährt sich in der vorliegenden Abhandlung aufs trefflichste; seine unbefangene Untersuchung der vier Stellen bei Aristoteles (Poet. XIII, 6; XVII, 1; XXIV, 4; XXIV, 8), wo der Ausdruck *ἐπὶ τῆς σκηνῆς* vorkommt, und einer fünften demosthenischen Stelle (or. XIX, 337) ergibt, daß diese Schriftsteller des 4. Jahrh. — früher kommt der Ausdruck nicht vor — ihn in demselben Sinne verstanden wie wir den modernen „auf der Bühne“, d. h. im Theater. Diese Stellen sowie die aus späterer Zeit angeführten (S. 12 u. 13), wo die gleiche Bedeutung vorliegt, haben also bei der Frage, ob der Spielplatz der Schauspieler gegenüber dem Standort des Chores erhöht war, ganz auszuscheiden. Weniger befriedigt Fl.s Versuch, die spätere Gegenüberstellung der Ausdrücke *οἱ ἐπὶ* bzw. *ἀπὸ θυμέλης* und *οἱ ἐπὶ* bzw. *ἀπὸ σκηνῆς* zu erklären (S. 14). Der angekündigten Untersuchung über das griechische Theater zur Zeit Plutarchs — das ist doch wohl eine Untersuchung der bei Plutarch so zahlreichen Stellen, die sich auf das Theater beziehen — sieht der Ref. mit um so größerem Interesse entgegen, als er selbst schon in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1899, S. 304) eine Prüfung der einschläglichen Stellen besonders bei diesem Schriftsteller als notwendig bezeichnete; auch jetzt noch erscheint ihm ein solches Vorhaben nicht aussichtslos, doch möchte er noch einmal zur Vorsicht mahnen und auf die Notwendigkeit der Vorfrage hinweisen, ob Plutarch dem Wortlaut seiner Quellen zu folgen pflegt oder nicht.

Schweinfurt.

K. Wolfsmann.

321) Johannes Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. I. Band: Von Epaminondas bis zum Eingreifen der Römer. Mit sechs lithographischen Karten und vier Tafeln in Lichtdruck. Berlin, Weidmann, 1903. X u. 352 S gr. 8. M 12.—.

Der erste Band von „Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland“ knüpft an die Schlachten von Mantinea im Jahre 362. Chäroneia 338, an die von Sellasia und die von Mantinea 207 an und beschäftigt sich besonders mit den Schlachtfeldern, aber auch des weiteren mit dem Verlaufe der Schlachten und ihrem kriegerischen und politischen Hintergrunde. In einem Schlufswort stellt K. noch die theoretischen Ergebnisse der Einzeluntersuchungen zusammen.

In der mit Begeisterung für die Aufgabe geschriebenen Einleitung (S. 1—24) macht uns Verf. mit den Grundsätzen bekannt, die ihn bei der Behandlung des Stoffes geleitet haben. Die wichtigsten dieser Grundsätze sind: die Schlacht sei nicht vom Kriege und auch nicht von der Politik zu trennen, und zweitens: die „Sachkritik“ müßte sich auf sorgfältigste Quellenkritik stützen. Mit Delbrück geht der Verf. hier, wie auch in dem Abschnitt über die Schlacht von Sellasia und im Schlufswort ziemlich scharf ins Gericht, doch hat man dabei überall das Gefühl, daß sich seine Polemik nur von sachlichen Motiven leiten läßt. Auch bei der Feststellung des Schlachtfeldes soll die Quellenkritik die Leuchte sein, wie diese ihrerseits wieder durch jene Licht empfängt. Vorsicht sei hier geboten, aber „wer sich nicht getraut, hier den *circulus vitiosus* zu vermeiden, der lasse die Hand von diesen Zauberkreisen“. K. erinnert an Napoleon III. und Stoffel, an Grundy und andere, die, von lokalen Forschungen ausgehend, die Geschichte gefördert haben. Er selbst hat sich der Hilfe kundiger Offiziere und der Unterstützung des Generalstabes der deutschen Armee zu erfreuen gehabt.

Mit der Schlacht bei Mantinea im Jahre 362 beschäftigen sich, nach einem Rückblick auf den Feldzug, der zu dieser führte, die S. 25 bis 123. Dem Urteil des Verf. von der Einseitigkeit des Xenophontischen Berichtes und der Möglichkeit seiner Ergänzung in vielen und entscheidenden Punkten durch Diodors Darstellung möchte ich nicht ganz beistimmen. Xenophon gibt doch alles Wesentliche, wenn auch ungleich ausführlich, und gegen die Glaubwürdigkeit von Diodor-Ephoros spricht Polyb. XII, 25 f. 4, während der von K. angenommene athenische Augen-

zeuge weder als ein glaubwürdiger noch überhaupt erwiesen ist. Vermöge der genauen Erforschung des bereits von Loring und Fougères richtig bezeichneten Schlachtfeldes aber und der sorgfältigen Berücksichtigung der ganzen einschlägigen Materie trägt Verf. vieles zum Verständnis der Aufstellung der Verbündeten, der Heeresbewegungen des Epaminondas vor der Schlacht und des Verlaufes dieser bei. Auch die Aufstellungsänderungen auf dem rechten Flügel der Verbündeten unmittelbar beim Anmarsch des Epaminondas die K. (S. 70 u. 72) annimmt, sind sehr wahrscheinlich. Desgleichen gibt uns K. auf Grund ausführlicher Berechnungen die ungefähre Stärke der Heere an, in diesem Punkte die Richtigkeit der Überlieferung bei Diodor bestätigend. Dagegendürfte sich K.s Versuch, die Schwierigkeit, die sich mit der Datierung der Schlacht bei den Schriftstellern verbindet, zu heben, kaum allgemeiner Zustimmung erfreuen. — Im ganzen gewinnen wir ein klares Bild der Schlacht, wie man es nach den Bemerkungen von Delbrück (*Gesch. der Kriegskunst I*, S. 135) kaum für möglich hätte halten können, und ein helles Streiflicht fällt auf Epaminondas' Genie: er führte nicht nur in Strategie und Taktik die Niederwerfungstheorie als erster durch, sondern behandelte auch zuerst die Heeresmassen als einen lebendigen Organismus und paßte dessen Bewegungen dem Gelände an. Im allgemeinen hat seine geniale Art der Kriegführung für immer gewirkt; im einzelnen blieb sie vorbildlich bis zum Ende des 3. Jahrh. v. Chr., so auch in den drei anderen von K. besprochenen Schlachten.

Noch deutlicher erkennen wir aus der Behandlung der Schlacht von Chäronea (S. 124—195) die große Bedeutung der Erforschung des Schlachtfeldes. Diodors und Polyäns Schilderungen haben, wenn sie auch wirklich, wie K. (S. 10 u. 167 Anm. 3) annimmt, auf militärisch gute Quellen zurückgehen, doch nur einen untergeordneten Wert. Bezüglich des Feldzuges und seiner Chronologie sucht Verf. durch geschickte Verwertung und Kombinierung der vereinzeltten Bemerkungen bei den Schriftstellern, besonders auch in gleichzeitigen Reden, die für die Chronologie freilich nicht viel bieten, über die bisherigen Resultate hinauszukommen. Ein Hauptpunkt der Chronologie ist außer dem Datum der Schlacht die Zeit der Besetzung Elateas durch Philipp. Die Besetzung fällt in 339, aber kaum, wie K. (S. 172—176) annimmt, schon in Anfang September, sondern erst in den Spätherbst; von den beiden für die Schlacht möglichen Daten (2. August oder 1. September) wählt K. den 2. August 338. Über die militärischen Bewegungen beider Heere vor

der Schlacht erhalten wir von dem der Ortlichkeit vollständig kundigen Verf. vorzügliche Auskunft. So über die Stellung Philipps von Elatea bis Kytinion und die Besetzung der Linie von Parapotamioi bis zum Passe von Graviá seitens der Griechen, die, an sich eine gute, doch von den mannigfaltig zusammengesetzten und meist undisziplinierten Truppen der Verbündeten — K. ist hier wohl etwas zu optimistisch — kaum gehalten werden konnte. Gleich überzeugend ist die Schilderung der Einnahme des Passes von Graviá durch Philipp und der Aufstellung der Hellenen zur Schlacht, zu der sie durch die politische Lage gedrängt wurden. Der Raum, innerhalb dessen die Schlacht geschlagen sein muß, ist auf 2 bis 3 □ km eingeschränkt; nach des Verf. sehr annehmbarer Ansicht standen die Hellenen vom westlichsten der drei in der Gegend von Chäronea nach Norden in die Ebene fließenden Bäche (Haimon bei Plut. Demosth. 19) bis zum Westende des Akontiongebirges. Dafs Philipp mit seinem Flügel zunächst zurückging, stimmt gut zur Beschaffenheit des Geländes, da er dadurch die Athener aus einer sehr gedeckten Stellung in eine ungünstige lockte. — Für ein Urteil über die Stärke der Streitkräfte kann nach meiner Ansicht Justin kaum in Frage kommen, da Pompeius Trogus den Sieg Philipps vermutlich hat vergrößern wollen; Diodor kann mit seiner Angabe von mehr als 30 000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern auf seiten der Makedonier und einer geringeren Macht auf der anderen Seite das Richtige bieten. Die mühevollen und sorgfältigen Zusammenstellungen K.s, deren Resultat nur durch die schwierige Schätzung der Truppenmacht der kleinen hellenischen Staaten, auch der Böoter, etwas beeinträchtigt wird, kommen bei einem der Lage entsprechenden Abzuge auf der hellenischen Seite ungefähr auf dasselbe Resultat. Im ganzen führt K. durch seine sorgfältigen Zusammenstellungen, Untersuchungen und Kombinationen, durch die Berücksichtigung der politischen Lage, insbesondere aber mit Hilfe seiner genauen Kenntnis des Geländes die Lösung der mit dem Verständnis der Schlacht verknüpften Probleme erheblich weiter.

In der Studie über die Schlacht von Sellasia (S. 196—277) führt K., um das Verständnis zu fördern, in einem einleitenden Abschnitt auch in die Anfänge des Krieges. Von den Quellen, die über die Schlacht berichten, gibt er mit Recht dem Polybios den Vorzug. Selbst Delbrück, der anfangs behauptete, dafs des Polybios Darstellung kriegsgeschichtlich nicht zu verwerten sei, gibt im zweiten Bande seiner Geschichte der

Kriegskunst schon zu, daß „die Schlacht nunmehr in gewissen großen Zügen verständlich“ sei; vielleicht kommt Polybios noch ganz zu seinem Recht. Denn wir müssen annehmen, daß er selbst das Schlachtfeld genau gekannt hat und seine Darstellung, wie K. (S. 272—276) erweist, auf dem Originalbericht eines Augenzeugen der Schlacht, und zwar eines Megalopolitaners in höherer Stellung und aus der unmittelbaren Umgebung des Philopömen beruht. Übrigens zeigt K., daß Plutarchs Nachrichten in ihren besseren Teilen, so im Philopömen, auf des Polybios Biographie des Feldherrn zurückgehen und nur, was er im Kleomenes aus Phylarch hat, schon an sich im Werte zurücksteht. K.s Kritik der Quellen, wie auch seine Ausführungen über die Stärke der beiden Armeen, scheint mir in jeder Hinsicht stichhaltig.

Ganz besondere Verdienste haben sich K. und seine militärischen Mitarbeiter, in erster Linie Hauptmann Göppel, von dem eine selbständige, vorzügliche Aufnahme des Schlachtfeldes (Karte 5) herrührt, um die Bestimmung dieses erworben. Sie haben die Gegend genau untersucht und sich, durch die Darstellung des Polybios und militärische Gesichtspunkte geleitet, für das mittlere Kelephinatal, wohin schon Rofs die Schlacht verlegte, entschieden. Da die nach diesem in Betracht kommende Strecke von 3—4 km weiter eingeschränkt wird durch K.s Entdeckung eines antiken Weges, der schon 2 km südlich von der Vereinigung der drei von Norden kommenden Straßen das Kelephinatal in südwestlicher Richtung verläßt, braucht K. nur mit diesen beiden Kilometern des Tales zu rechnen. Seine Darstellung der Schlacht (S. 223—244) macht einen überzeugenden Eindruck.

Dennoch habe ich leise Zweifel daran, daß K. die alte Streitfrage endgültig entschieden hat. Zwar weist er in der Beilage I die Einwürfe Delbrücks (a. a. O. I, 208 ff. und besonders II, 11 ff.) im ganzen überzeugend zurück, aber es bleiben mir gegen seine Ansetzung des Schlachtfeldes einige Bedenken. Ist es nicht auffallend, daß Antigonos anfangs für sein ganzes Heer den Gorgylos zum *πρόβλημα* nimmt? Soll man der Nachricht, daß die Makedonier fünf Stadien zurückgedrängt seien, die zu dem von K. angenommenen Schlachtfelde nicht paßt (vgl. K. S. 244 Anm. 2 u. S. 272), jeden Glauben absprechen? Sie stammt aus Phylarch (Plut. Kleom. 28), tritt aber sehr bestimmt auf. Nicht ganz gelungen scheint mir auch K.s Rechtfertigung des Verhaltens des Kleomenes nach der Einnahme des Euas durch die Feinde (K. S. 261 f.; vgl. S. 242

und Delbr. I, 211). Die Erklärung liegt vielleicht in der Schwäche des Kleomenes dem Antigonos gegenüber, aber jedenfalls verdient die Stellung auf dem Euas überhaupt nicht das Lob, das ihr K. zollt. Es war der Schlüssel der ganzen Aufstellung der Spartaner, und dieser Schlüssel konnte genommen werden, ohne daß die Hauptmacht zur Verwendung kam. Entweder ist auch des Polybios (II, 65, 11 f.) Urteil von der Vorzüglichkeit der Position der Spartaner unrichtig, oder er hat ein anderes Terrain im Sinne gehabt. Schließlich ist auch wohl Zweifel angebracht, ob der Aufstieg der Feinde auf den Euas, wie K. ihn annimmt, überhaupt möglich war. — Leakes Ansicht, daß das Schlachtfeld an der unteren Kelephina zu suchen sei, ist von K. (S. 220 f.) widerlegt; für die Kiepertsche Ansetzung desselben am Vereinigungspunkte des Baches von Vresthena und der Kelephina ist nach K. (S. 219 Anm. 1) nicht jede Möglichkeit ausgeschlossen. Ich glaube, das Schlachtfeld ist noch nördlicher, und zwar etwa da, wo sich der von rechts kommende und mit dem obersten Laufe der Kelephina ziemlich parallel fließende Bach mit ihr vereinigt, zu suchen, in einer Gegend, die K. nicht mehr als in Betracht kommend angesehen hat. Daß Antigonos von Argos über Tegea kam, wußte Kleomenes nach Plut. Kleom. 26, einer Notiz, die doch wahrscheinlich auf Polybios zurückgeht, und durch die schwierige Klisura hat er nach meiner Ansicht schwerlich seinen Anmarsch erwartet, sondern über Karyai ¹⁾; aber auch für jenen Fall konnte er von der von mir oben bezeichneten Stellung aus leicht mit einem Detachement an der Klisura Fühlung behalten. Kleomenes mußte dann zwischen der Kelephina und dem nördlichen Ufer des Baches von Vresthena, Eukleidas unmittelbar gegenüber am westlichen Ufer der Kelephina, nach Nordosten durch den oben genannten, in die Kelephina fließenden Bach (= Gorgylos) gedeckt, gestanden haben. Diese nördlichere Ansetzung von Olym und Euas scheint mir wenigstens Polyb. II, 65, 8 (*ἐπ' αὐτῆς τῆς εἰσοόδου*) und V, 24, 9 f. im Zusammenhange von Kap. 22 an zu fordern. Auch scheint diese ganze Gegend des Parnon bis an die Kelephina Olympos geheißsen zu haben (vgl. Bursian, Geogr. v. Griechenland II, 135), und vielleicht ist die Gebirgsmasse auf der westlichen Seite dieses Flusses mit dem nord-

1) 369 gehen die von Mantinea nach Süden gegen Lakonien ziehenden Thebaner über Karyai nach Sellasia (Xenoph. Hell. VI, 5, 23–27; Diod. XV, 64, 1). Über Karyai marschiert auch T. Quintius Flamininus aus der Gegend von Tegea nach Sellasia (Liv. XXXIV, 26, 9; 28, 1).

östlich davon gelegenen Orte Eua (vgl. Bursian a. a. O., S. 71 f. und E. Curtius Pelop. II, 383) gleichnamig gewesen. Dagegen dürfte die Bergmasse, die K., wie andere, mit dem Euas identifiziert, der Thornax bei Pausan. III, 10, 8 sein, an dessen Namen noch heute die Bezeichnung „Turla“ für Höhen in unmittelbarer Nähe derselben Bergmasse anklingt. Auch kann eine lautliche Erinnerung an den Gorgylos in dem nur zuerst so verschieden scheinenden Namen des heutigen Ortes Vourvoura (vgl. die Karte von Hellas zu Bäckers Griechenland) stecken, bei dem die Quelle des Baches liegt, den ich als den Gorgylos annehme; es gibt ja neugriechische Ortsnamen, in denen die labiale Spirans aus der gutturalen Media entstanden ist. Ob das von mir bezeichnete Terrain in militärischer Hinsicht dem Schlachtberichte des Polybios entspricht, müßte am Orte selbst festgestellt werden ¹⁾.

Über die Behandlung der Schlacht bei Mantinea vom Jahre 207 (S. 278—314) wenigstens noch einige Worte. Auch hier besteht der unlückenhaft und schlecht überlieferte Bericht des Polybios bei sorgfältiger Berücksichtigung der politisch-militärischen Lage vollständig vor der Kritik; ein Widerspruch ist weder in ihm selbst noch zwischen ihm und dem aus des Polybios Philopömen stammenden des Plutarch, der allerdings Flüchtigkeit zeigt. — Die Stellung Philopömens ist durch die Reste des Poseidon-Tempels am Fusse des Alesion lokalisiert. Der Graben, der im Süden stark zwei Drittel des achäischen Heeres deckte, begann im Westen bei der Katavothre von Milia und endete, wie schon Guischart angenommen hat, im Osten 7—800 Meter von dem genannten Tempel. Die Brücke, in deren Nähe Philopömen den Machanidas mit eigener Hand niedermachte, ist die der Strafe nach Pallantion. — Noch manche

1) Auch Sellasia hat, glaube ich, bedeutend nördlicher gelegen, als es jetzt allgemein, auch von K. (S. 212 Anm. 1), angesetzt wird. Xenophon (Hell. II, 2, 13 u. 19; VI, 5, 27; VII, 4, 12) und Polybios (XVI, 37 — nach dieser Stelle war es nordöstlich von Pellana —) müssen es sich als nördlicher liegend vorgestellt haben, und damit stimmt, was wir bei Livius (XXXIV, 28; vgl. XXVI, 9), bei Diodor (XV, 64, 1 u. 5) und bei Polyän (III, 11, 6 —!) lesen. Auch die Worte bei Paus. III, 10, 7, die nur durch Zusätze in der lateinischen Übersetzung (vgl. Ausg. von Schubarth und Walz) entstellt sind, passen durchaus dazu. Liv. XXXIV, 28 scheint in die Gegend von Arachova, auf das linke Ufer der Kelephina und vielleicht ein wenig südlicher zu weisen; auch die Artemis Sellasia deutet auf die Nähe Sellasias bei Karyai, wo die Festänze der spartanischen Jungfrauen stattfanden. — Die Frage verdient meines Erachtens, wie die nach der Lage des Olympos und Euas, noch einmal genau durchforscht zu werden.

Einzelheiten des Schlachtverlaufes werden durch K. in richtige Beleuchtung gerückt. Die Katapelten des Machanidas hatten eigentlich für eine Belagerung Mantineas dienen sollen. Als dessen rechter Flügel zwischen dem Graben und dem Poseidon-Tempel hindurchgebrochen war, liefs Philopömen die am weitesten nach links stehende Abteilung seines linken Phalanxflügels einfach „Linksum“ machen und sich im Laufschrift dorthin bewegen. Dafs Philopömen darauf nicht dort einen Hauptangriff unternahm, kommt daher — und dies meint auch Polybios tatsächlich —, dafs die spartanische Phalanx dem Angriffe des Philopömen zuvorkam. Durch eine Reihe von solchen Klärungen erhalten wir bei K. zum ersten Male ein wirklich lichtvolles und verständliches Bild des ganzen Verlaufes dieser Schlacht bei Mantinea.

Auch das Schlusswort, auf dessen theoretische Ergebnisse ich nicht mehr eingehen kann, ist sehr lesenswert. Mit Recht wird in ihm u. a. auch besonders der enge Zusammenhang zwischen Schlacht und Schlachtgelände betont.

Erwähnen muß ich noch die schöne Ausstattung des gut und fesselnd geschriebenen Buches, dem vorzügliche Karten und Skizzen sowie hübsche Lichtdrucke beigegeben sind.

Hadersleben.

Aem. Pintschovius.

- 322) **Otto Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Literatur.** Zweiter Band: Vom Ende des zweiten Jahrhunderts bis zum Beginn des vierten Jahrhunderts. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1903. XVI u. 665 S. 8. M 11.40; geb. M 14.—.

Der erste Band dieses groß angelegten, auf sechs Bände berechneten Unternehmens ist in Nr. 14 des Jahrg. 1902 der Rundschau angezeigt und empfohlen worden. Aus Versehen war dort gesagt, dafs der zweite Band bis zum Ende des 4. Jahrh. reichen solle; in Wirklichkeit war auch schon in der Vorrede des ersten Bandes, wie jetzt auf dem Titel, nur der Beginn, nicht das Ende dieses Jahrhunderts genannt. In zwei Teilen behandelt der Band die kirchliche Literatur des 3. Jahrh., das als 'das Zeitalter der Entstehung einer theologischen Wissenschaft' bezeichnet wird, und zwar in einem ersten Teil die Schriftsteller des Orients, im zweiten die des Okzidents. Ein Nachtrag gilt den ältesten Märtyrerakten von der Mitte des 2. Jahrh. an, und ein Anhang den jüdischen und heidnischen Schriften, welche von den Christen übernommen und

überarbeitet worden sind. Dieser Anhang (S. 90) ist etwas kürzer als die übrige Literatur behandelt. Für die selbständige christliche Literatur haben wir hier, wie aus der Anzeige des ersten Bandes wiederholt werden darf, einen durchaus zuverlässigen Führer. Selbst auf den Gebieten, auf denen ich genauer zu Hause bin, wüßte ich nur wenig nachzutragen. Clemens von Alexandria ist auf 50, Origenes auf 90 Seiten behandelt. Von den Lateinern erhält Tertullian 62, Cyprian 70, der griechisch schreibende Römer Hippolytus 60 Seiten. An Wiederholungen fehlt es allerdings nicht ganz, namentlich in den voraus- oder nachgeschickten allgemeinen Überblicken, vgl. S. 365 u. 381, 327 mit 392 u. 455, 341 u. 493, 396 u. 457. Der Druck ist sehr korrekt. Einzig auffallend ist die Schärfe gegen Harnack in Anmerkungen wie S. 362. 388. Der katholische Standpunkt des Verf. verrät sich, abgesehen von dem Titel, den er im Vorwort zu rechtfertigen sucht, nur leise, z. B. in der Tatsache, daß aus Cyprian wohl das im Wortlaut angeführt wird, was er zum Preise von Rom sagt, während von den ebenso bezeichnenden Worten gegen Rom kein einziges im Original zitiert ist. Unter den Literaturangaben vermiße ich da und dort die Artikel der Protestantischen Realenzyklopädie, z. B. von Bonwetsch bei Clemens und Hippolytus, von Preuschen bei Laktanz. Die Aufsätze von Harnack zu Theognost und Theonas waren offenbar noch nicht erschienen, als die betreffenden Bogen gedruckt wurden, ebenso der dritte Band der Oxyrhynchus Papyri mit dem interessanten Bruchstück aus Julius Africanus. Von dem Reichtum des Inhalts mögen die Paragraphenüberschriften 45—60 zeugen: Pantänus, Klemens, Judas, Origenes, Demetrius von Alexandrien und Herakles von Alexandrien, Ambrosius und Tryphon, Ammonius, Dionysius von Alexandrien, Anatolius, Theognostus, Pierius, Petrus von Alexandrien, Phileas von Thmuis, Hesychius, Hierakas, der sogen. Theonasbrief und der Brief des Presbyters Psenosiris. Dies die im ersten Kapitel behandelten Alexandriner; dann kommen die Syro-Palästinenser (§ 60—70) und die Kleinasiaten (§ 71—74), und ähnlich im zweiten Teil bei den Schriftstellern des Okzidents zuerst die Afrikaner (§ 77—80), dann die Römer (§ 81—84) und die übrigen Okzidentalern (§ 85—88). Als kleine Berichtigung noch, daß S. 149, Anm. 4, auf eine Schrift von Krusch verwiesen ist, als „a. a. O.“, die, soweit ich gesehen, mit ihrem vollen Titel erst S. 193 genannt ist. Möge das Werk fröhlich weiterschreiten.

Maulbronn.

Eb. Nestle.

- 323) **Wilhelm Freund, Wie studiert man klassische Philologie?** Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von **H. Deiter**. Stuttgart, Wilhelm Violet, 1903. 212 S. 8.

Wie Wilhelm Freunds Triennium philologicum von den Studierenden der klassischen Philologie, jüngeren und älteren Semestern, als Repetitorium und Repertorium geschätzt wird, so erfreut sich auch sein Werkchen: *Wie studiert man klassische Philologie?* seit einer langen Reihe von Jahren im Kreise derer, die sich dieser Wissenschaft widmen, der größten Beliebtheit.

Die zur Besprechung vorliegende sechste Auflage ist, den Erfordernissen der Neuzeit entsprechend, von H. Deiter bearbeitet. Vergleicht man sie mit früheren Auflagen, so muß man anerkennen, daß die aus jenen übernommenen Partien (zweites Kapitel: Name, Begriff und Umfang der klassischen Philologie; drittes Kapitel: Die einzelnen Disziplinen der klassischen Philologie; fünftes Kapitel: Die Meister der klassischen Philologie in alter und neuer Zeit; sechstes Kapitel: Die Bibliothek des Studierenden der klassischen Philologie) in vorteilhaftester Weise gekürzt bzw. erweitert und berichtigt worden sind. Neu hinzugekommen sind das erste Kapitel: Die Universität und ihre Einrichtungen, das vierte Kapitel: Das Studium der klassischen Philologie nebst Verteilung der Arbeit auf acht Semester; wie diese, so tragen auch die beiden letzten Kapitel (die Staatsprüfung und die Promotion) nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der praktischen Seite des Studiums Rechnung, indem sie dem angehenden Philologen eine Fülle schätzenswerter, auf reiflicher Erwägung beruhender Ratschläge an die Hand geben. Nicht ohne Interesse ist auch, von den übrigen Zutaten abgesehen, die im Anhang mitgeteilte Zusammenstellung der jetzigen Lehrer der klassischen Philologie und ihrer hauptsächlichsten Vorlesungen im Sommersemester 1903.

Da die vorliegende Auflage also mit vollem Rechte als eine vermehrte und verbesserte bezeichnet werden darf, sei sie allen, die ihre Schritte dem Studium der klassischen Philologie zulenken, als zuverlässiger, zeit- und sachgemäßer Mentor aufs beste empfohlen!

Wernigerode a. H.

Max Hedermann.

- 324) **Toreau de Marney, Grammaire française idéographique.** Französische Grammatik mit suggestierenden (ideographischen) Zeichen. Leipzig, E. Haberland, 1903. VII u. 134 S. 8. M. 2.50.

Der Verf. dieses Buches will mit Hilfe der Ideographie, d. i. einer Methode, Begriffe und Gedanken durch kurze und einfache Zeichen dar-

zustellen und dem Gedächtnis einzuprägen, den Lernenden befähigen, sich alle Einzelheiten der französischen Grammatik schnell und sicher anzueignen. Ein ungeahnter Erfolg soll der Lohn dieser neuen Lehrweise sein.

Ich muß gestehen, daß ich nicht einzusehen vermag, inwiefern die aus geraden und krummen Linien bestehenden Diagramme dazu beitragen könnten, die Übermittlung der Formen und Gesetze der fremden Sprache zu erleichtern. Insbesondere scheint mir die Einübung der Konjugation an der Hand der symbolischen Zeichen durchaus nicht vereinfacht. Denn eine Vereinfachung liegt doch nicht darin, wenn z. B. verlangt wird, daß 21 unregelmäßige Imperfektformen besonders gelernt werden. Bisher leitete man dieses Tempus von der *nous*-Form des Präsens ab, und es ergab sich dabei, daß die französische Sprache keine einzige unregelmäßige Imperfektform hat. An anderer Stelle wird der Nutzen der Verallgemeinerung besonders lebhaft betont. Es wird gesagt, daß man alle Verben der ersten Konjugation zu handhaben versteht, sobald man ein Verb dieser Konjugation gründlich gelernt hat. Glaubt denn der Verf., daß das bei den bisherigen Methoden anders war? Welchen Zweck hat es, Infinitive wie *ester*, *quérir*, *florir*, *chaloir*, *duire*, *tistre* u. a. zu verzeichnen? Wozu ist es nötig, die Paradigmen der vier Konjugationen an drei verschiedenen Stellen aufzuführen und fragende, verneinte und passive Formen durch ganze Tempora hindurch zur Anschauung zu bringen? Die Folge davon ist, daß die Behandlung des Verbs einen unverhältnismäßig großen Raum einnimmt, drei Viertel des ganzen Buches. Wird sich der Schüler das Geschlecht der Substantive besser merken, wenn man ihm, wie es S. 102 geschieht, 25 weibliche Endungen mit zahlreichen Ausnahmen bietet? Der lautliche Teil ist im allgemeinen korrekt, doch sollte man nicht französische Laute, z. B. *p*, *t* und *k* den entsprechenden deutschen Lauten gleichsetzen. Ebenso wenig ist der dumpfe französische *e*-Laut gleich deutschem *e* in Gabe. Noch auffälliger ist S. 15 die Behauptung, daß die Verbalendung *ai* wie *ä* ausgesprochen wird.

Der Fleiß, den der Verf. auf sein Werk verwandt hat, verdient alles Lob; aber die Methode, die er empfiehlt, wird schwerlich Anhänger finden.

Altona-Ottensen.

H. Schmidt.

325) Fr. Lotsch et E. de Sauzé, Journal des demoiselles.

Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1903. 8. Jährlich 6. —.

Dem bei Renger erscheinenden und von Imker herausgegebenen Französisch-englischen Lern- und Übungsblatt (English-Journal-Français),

welches hauptsächlich für die männliche Jugend bestimmt ist, hat sich neuerdings in gleichem Verlage als Gegenstück für die weibliche — zunächst freilich nur für die französische Sprache — oben genannte Zeitschrift zugesellt.

Die bisher vom April bis September erschienenen elf Nummern lassen erkennen, daß es den Herausgebern mit ihrer Absicht den jungen Leserinnen ein Mittel zu liefern zur Erhaltung ihrer sprachlichen Kenntnisse und zur Einführung in das literarische Leben Frankreichs, durchaus ernst ist. Der Inhalt setzt sich in bunter Abwechselung aus kleinen Erzählungen, literarischen, wissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Mitteilungen, Gedichten, Anekdoten, Rätseln u. a. zusammen, und überall merkt man, daß bei der Auswahl mit peinlicher Sorgfalt verfahren wird und in stetem Hinblick auf das Ziel den Leserinnen Anregendes und Belehrendes in angenehmer Form zu bieten.

Von Artikeln literaturgeschichtlichen Inhalts heben wir hervor V. Hugo, prosateur, worin neben einer gerechten Würdigung des Dichters auch hübsche Episoden aus seinen beiden bedeutendsten Romanen *Notre Dame de Paris* und *Les Misérables* geboten werden, ferner Legouvé, *l'art de bien lire*, Gaston Paris und *Chansons populaires*. Auch eine der neuesten Gestalten auf dramatischem Gebiete wird vorgeführt, der vielgefeierte Verfasser des *Cyrano de Bergerac*, Edmond Rostand, und in der letzten Nummer wird auch mit dem Abdruck eines amüsanten dramatischen Schwanks der älteren Zeit, der bekannten Farce *Patelin*, begonnen.

Über Sitten und Gebräuche handeln u. a. die Artikel *Mai*, *les Rosières*, *Feux de la Saint-Jean*, *Une étrange coutume*. Von Erzählungen nenne ich *Mateo Falcone* von Mérimée, eine korsische Geschichte; *Jean Reboul*, eine Probe von A. Dumas' Erzählungskunst, außerdem ein Stück aus *Poum*, dem reizenden Werkchen von Paul et Victor Margueritte, den schon berühmt gewordenen Söhnen des im Todesritt von Sedan gefallenen tapferen Reitergenerals. Etwas zu rührselig ist nach meinem Geschmack *L'Orgue enchanté* von Bouchez; doch mag das ja für manche jugendliche Leserinnen gerade das Richtige sein.

Wir können nicht umhin, die Verfasser zu diesem Anfang ihres Unternehmens zu beglückwünschen und glauben ihnen einen guten Erfolg davon voraussagen zu dürfen.

Dessau.

Bahrs.

326) **English Men of Letters. Frederic Harrison, John Ruskin.**

London, Macmillan & Co., 1902. VIII u. 216 S. 8. geb. 2 s.

Die früher erschienenen Biographien Ruskins sind entweder sehr umfangreich oder einseitig und lückenhaft und darum kritisch nicht zuverlässig. Die vorliegende hat nun jenen gegenüber unleugbare Vorzüge. Sie ist von hoher Warte geschrieben, das Werk eines feinsinnigen, weitherzigen Literaten, eines Meisters der englischen Prosa, und bietet auf 216 Seiten eine vollständige aber zusammengedrückte, eine sympathische aber durchaus unparteiische Darstellung des Lebens und der Werke John Ruskins. Die 'English Men of Letters' Series hat durch die vorliegende Monographie also eine wertvolle Bereicherung erfahren. Harrisons Darstellung beruht auf persönlichen Erinnerungen an gemeinsames Streben, auf einer genauen Kenntnis der vorhandenen Literatur und vor allem auf einem vorurteilslosen Studium der Ideen Ruskins. Er hat es verstanden, die günstigen und ungünstigen Einflüsse, welche auf Ruskin von Kindheit an einwirkten und sein späteres Wesen bestimmten, so einzuordnen, daß dem Leser das schließliche tragische Geschick nicht nur verständlich, sondern folgerichtig erscheint. Ruskins Ideen aber hat er nicht nur nachgedacht, sondern auch prüfend weitergedacht. Und hier setzt dann seine Kritik ein, die bei allem Wohlwollen Ruskins Schwächen nicht übergeht und seine Schlusfolgerungen nicht teilt. In dieser unparteiischen, Punkt für Punkt geübten Kritik scheint mir der Hauptwert des Buches zu liegen, während ich den andern in der kondensierten Vollständigkeit seines Inhalts finden möchte. Alle bedeutenderen Werke Ruskins sind charakterisiert, doch ohne lange Exkurse oder Inhaltsangaben. Nur 'Fors', das neben vielem Unbrauchbaren Ruskins typische Gedanken enthält, ist mehr Raum gewidmet. Jeder menschlich Fühlende wird nicht ohne Ergriffenheit die Kapitel über Ruskins persönliches Leid, seine Enttäuschungen und selbstquälerischen Gedanken lesen. Interessant sind die Partien, wo Harrison die Punkte hervorhebt, in denen sich Ruskin mit A. Comte berührt, ohne Sympathie für ihn zu haben oder ihn auch nur zu kennen. Auf die sozialen Schriften legt Harrison indes mit Recht das größere Gewicht und nennt Ruskin bezeichnend: 'a pioneer of the things which to-day the best spirits of our time yearn to see'. Ruskins Kunstphilosophie mag hinter uns liegen — seine Verdienste um neue Ideale kann niemand schmälern —, und wenn wir auch heute vielerlei von seinen sozialen Forderungen erfüllt sehen — in Deutschland z. B. Unfall-, Alters- und

Invalidenversicherung —, so muß doch unser soziales Gewissen noch eine bedeutende Schärfung erfahren. Und nach dieser Richtung hin wird auch das vorliegende Buch wirken, dessen Lektüre ich warm empfehlen kann. Denn es handelt sich schließlic um die Darstellung des Versuchs eines bedeutenden Mannes, ernste Kulturfragen zu lösen, durch einen Mitkämpfer von klarem Blick und warmem Herzen.

Bremen.

F. Wilkens.

327) Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von **M. Trautmann**. Heft VII: Trautmann, Finn und Hildebrand. Zwei Beiträge zur Kenntnis der altgermanischen Heldendichtung. Heft VIII: E. Krämer, Die altenglischen Metren des Boetius. Herausgegeben und mit vollständigem Wörterbuch versehen. Heft XII: Sammelheft. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1903. 1902. 131, 150, 182 S. 8. M 4.50; M 4.50; M 5.—.

Von dieser schönen Bonner Sammlung, deren letzte Heftgruppe (IX—XI) wir auf S. 597 ff. im Jahrg. 1902 dieser Zeitschr. kurz besprochen haben, zeichnet sich das uns nunmehr vorliegende XII. Heft durch einen sehr merkwürdigen Inhalt aus. Zwar der erste Aufsatz *Finn* fällt aus dem Rahmen des Gewohnten nur dadurch äußerlich heraus, daß Trautmann die altenglischen Buchstaben, so wie sie in den Handschriften geschrieben sind, nachbilden liefs und nun in dieser historisch getreuen, uns zunächst zwar etwas auffällig erscheinenden, aber im Grunde doch anerkennenswerten Form die altenglischen Worte abdruckt, ein Verfahren, das zweifellos für die Beurteilung textkritischer Fragen viel für sich hat. Inhaltlich bietet der Aufsatz eine dankenswerte, von einigen Fehlgriffen allerdings nicht freie, aber scharfsinnige und sachliche kritische Erläuterung der beiden bekannten Finntexte, Beowulf V. 1069—1159 und des Finnbruchstückes. Auf diese „Berichtigung und Erklärung“ der Texte folgen dann einige Bemerkungen über die uns nur recht dürftig bekannte Finnsage, darauf ein Abdruck der von Trautmann neu hergestellten Texte in den altenglischen Typen und eine von ihm angefertigte neuhochdeutsche Übersetzung davon. — Der zweite Beitrag aber, *Hildebrand*, ist fast revolutionär zu nennen, denn er stellt die gänzlich neue, kühne Behauptung auf, daß das bekannte althochdeutsche *Hildebrandslied* nicht deutschen, sondern altenglischen Ursprunges sei und daß die uns erhaltene Fassung nichts als eine Übersetzung aus dem Altenglischen ist. Auf sechs Gründe

stützt er diese Thesen: 1) kommen in der Handschrift mehrere altenglische Buchstaben vor, 2) enthält sie einige altenglische Worte, 3) stimmen ganze Wendungen mit solchen überein, die wir aus der Sprache der altenglischen Dichter kennen, 4) ergeben richtige althochdeutsche Verse bei wörtlicher Übersetzung ins Altenglische richtige altenglische Verse, 5) werden fehlerhafte althochdeutsche Verse bei wörtlicher Übersetzung zu richtigen altenglischen Versen und 6) entstehen beim Übersetzen tadellose altenglische Verse, wenn man unnötige und der Sprache der altenglischen Dichter ungemäße Worte tilgt! Dem Beweise dieser Behauptungen gilt die gesamte umfangreiche „Berichtigung und Erklärung“ des Textes, bei der es an Gewalttätigkeit und Willkür gegenüber der Überlieferung keineswegs fehlt, wenn auch ein paar glückliche Erklärungsversuche nicht abgelehnt werden sollen. Im einzelnen auf eine Widerlegung dieser seltsamen Hypothese einzugehen, die dem Germanisten nicht schwer fallen dürfte, ist hier nicht der Ort, und es sei nur auf H. Jantzens Aufsatz in Nr. 209 der Beilage zur Allg. Ztg. (München) hingewiesen, der ausführlich dagegen zu Felde zieht und an dem altniederdeutschen Ursprung des Liedes festhält.

Heft VIII bringt dagegen mit der schönen neuen Ausgabe der *Metra* des Boetius von Krämer wieder eine sehr ernsthafte und anerkennenswerte Leistung, die sich durch besondere Sorgfalt und Besonnenheit in der Textbesorgung auszeichnet. Die Einleitung handelt ausführlich über Überlieferung und Quellen, über Versbau und Sprache und vor allem über die Verfasserfrage. Krämer bleibt auf Grund eingehender Prüfung des Materials und der bisher geäußerten Meinungen bei der Ansicht beharren, daß König Alfred ihr Verfasser sei. Zwar könne man das nicht unzweideutig beweisen, aber man könne noch weniger stichhaltige Gründe dagegen anführen. Es folgt dann nach einer Übersicht über die bisherige Literatur die kritische Ausgabe selbst und, was besonders wertvoll ist, ein vollständiges Wörterbuch zu den Gedichten mit Angabe aller Belegstellen.

Das Sammelheft XII enthält vier größere Arbeiten. In der ersten legt H. Forstmann etwas weitschweifige „Untersuchungen zur Guthlac-Legende“ vor (S. 1—40). Ihr erster Abschnitt erörtert sehr breit das Verhältnis des altenglischen Guthlac zur Vita S. Guthlaci von Felix von Croyland und gelangt nur zur Bestätigung der längst festgestellten Tatsache, daß beide Werke voneinander unabhängig sind. Wich-

tiger ist der zweite Abschnitt, der eine Ausgabe der mittenglischen Guthlac-Legende nach den beiden vollständigen Handschr. gibt und die Vita als Quelle des Dichters erweist. Ein Schlufsabschnitt endlich stellt eine Bibliographie der in England erschienenen Guthlac-Biographien zusammen. — In der zweiten Abhandlung legt L. Ostermann „Untersuchungen zu Ratis Raving und dem Gedicht the Thewis of Gud Women“ vor (S. 41—102), die zunächst eine Laut- und Flexionslehre enthalten; danach werden die Gedichte in den Süden Schottlands und in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. eingeordnet. Auch die metrischen Verhältnisse und die Verfasserfrage werden erörtert; als wichtigstes Ergebnis ist dabei hervorzuheben, das Browns im V. Hefte der *Beiträge* aufgestellte Behauptung, die Gedichte stammten von einem Geistlichen am Hofe Jakobs I., namens David Rate, als hinfällig erwiesen wird. — Rein metrischen Fragen ist die dritte Arbeit von A. Schneider gewidmet, „Die mittenglische Stabzeile im 15. und 16. Jahrhundert“. Auf Grund fleissiger und sorgfältiger Beobachtungen an einer Reihe datierbarer, meist schottischer Gedichte wird nachgewiesen, — alles nach Trautmannscher Methode und ganz in seinem Sinne — dafs die in Frage kommenden Verse, die teils mit, teils ohne Endreim sind, ebenso wie die gleichartigen des 14. und 15. Jahrh. als Siebentakter aufzufassen seien. — Der letzte Aufsatz von W. Heuser, „Festländische Einflüsse im Mittenglischen“, wirft eine sehr wichtige und noch wenig geklärte Frage auf, indem er einen Teil des Einflusses zu erweisen versucht, den die niederländische (vlämische) Sprache auf die englische ausgeübt haben kann. Mehrfache Schreibungen und Formen in mittenglischen Romanzen deuten ziemlich sicher darauf hin, dafs ein solcher stattgefunden hat; ob dem wirklich so ist, und in welchem Mafse er vorhanden ist, das genauer zu ermitteln, mufs noch weiterer Forschung vorbehalten bleiben, aber schon die Anregung Heusers ist jedenfalls mit Dank und Anerkennung zu begrüfsen. —tz—.

- 328) **Otto, German Conversation-Grammar.** (Method Gaspey-Otto-Sauer.) 28th Edition, revised by **Franz Lange.** Heidelberg, London, etc., Julius Groos. VIII u. 418 S. 8. geb. M 5.—.

Die vorliegende neueste Auflage des altbekannten und in der Praxis gut bewährten Ottoschen Lehrbuches unterscheidet sich von der vorhergehenden Ausgabe, abgesehen von Verbesserungen, die der Herausgeber

auf Grund seiner Erfahrungen als ehemaliger Examinator der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Manchester im einzelnen eingeführt hat, namentlich dadurch, daß jetzt im zweiten Teil für die früheren Übungsstücke zusammenhängende Leseabschnitte eingesetzt worden sind, und daß ein ausführliches alphabetisches Wörterverzeichnis zu den englisch-deutschen Stücken hinzugekommen ist. Wir haben das Buch in einer früheren Auflage längere Zeit hindurch beim Privatunterricht benutzt und mit diesem recht befriedigende Erfolge erzielt. Die Änderungen in der neuen Ausgabe werden die Brauchbarkeit der Sprachlehre jedenfalls nur erhöhen. Vielleicht wäre es kein Fehler, wenn später einmal etwas mehr Hilfen für die Aussprachen hinzugefügt würden, namentlich da, wo die Quantität eines Vokals zweifelhaft sein kann (läch^{en}, erwä^{chen}, Sä^{che}, nä^{ch} und nā^{ch}, brā^{ch}, stā^{ch}, Kū^{ste}, Wū^{ste} u. dgl.), Etwas „bookish“ ist teilweise noch die Anwendung des Konjunktivs Praesentis, wie sie auf S. 268 ff. gelehrt wird. Der Indikativ, welcher hier in manchen Fällen als erlaubt hingestellt wird, mußte zumeist soweit wenigstens die ungezwungene Umgangssprache und auch der nicht rhetorisch gefärbte Schreibstil in Frage kommt, als das jetzt fast einzig Gebräuchliche bezeichnet werden. Wir meinen Sätze wie z. B. die folgenden (S. 269): „Sagen Sie es ihm, damit er es wisse“, „Verstecken Sie sich, damit man Sie hier nicht finde.“ (S. 271): „Bitten Sie Ihren Vater, daß er Ihnen Geld gebe.“ „Ich erlaube (oder: rate) nicht, daß er nach Paris gehe.“ Auch die feinen Unterschiede zwischen Indikativ und Konjunktiv, welche auf S. 272 unter (d) gelehrt werden, kommen für die ungezwungene Sprech- und Schreibweise jetzt nicht mehr in Frage: man setzt überall beim Präsens (bzw. Futur) in den betreffenden Fällen ruhig den Indikativ. Der Konjunktiv des Praeteritums (würde) ist besser als der des Präsens in dem auf S. 269 gegebenen Beispiele: „Sie begleiteten ihn, damit er nicht mutlos werde.“ Noch idiomatischer allerdings wäre „damit er nicht mutlos werden sollte“. —

- 329) **A. Paz y Mélia, Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache.** Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (o. J.). XV u. 525 u. 486 S. 8. Beide Teile in einem Bande. geb. M 3. 50.

Das vorliegende, von dem Oberbibliothekar an der Madrider Nationalbibliothek Paz y Mélia zusammengestellte Taschenwörterbuch zeichnet

sich wie alle Veröffentlichungen der Verlagsfirma durch vorzüglich klaren Druck und schöne, übersichtliche Anordnung vorteilhaft aus. Gerade bei Taschenwörterbüchern, bei denen es in erster Linie auf bequeme Benutzung ankommt, ist dies immer das Hauptfordernis. Alles andere erscheint dagegen nebensächlich. Aber das vorliegende Wörterbuch vereinigt hiermit auch noch einige andere Vorzüge. Es bietet in der bekannten, aber hier etwas vereinfachten phonetischen Umschreibung der Methode Toussaint-Langenscheidt die genaue Aussprachebezeichnung. Auffallen ist mir jedoch, daß die Qualität der offenen und geschlossenen e und o nicht angegeben ist. Dies müßte für die betonten Silben wenigstens durchgeführt werden. Ein Hauptgewicht ist ferner darauf gelegt, daß nur echt kastilianische und wirklich gebräuchliche Wörter, castellano castizo, aufgenommen sind; dafür bürgt die Autorität des Verfassers. Bei einer neuen Auflage dürfte es zweckmäßig sein, bei den spanischen Verben Abweichungen in Betreff der Konjugation anzugeben.

Das in bequemen Format gedruckte Werk wird allen denen, die eines Wörterbuches zu praktischen Zwecken, auf Reisen, beim Lesen und im Geschäft bedürfen, sehr willkommen sein.

Bremen.

W. Röhrs.

330) **K. Markscheffel, Der Internationale Schülerbriefwechsel.**

Marburg, Elwert, 1903. 44 S. 8.

N — 80.

Die Schrift gibt eine knappe Darstellung von der Entwicklung dieser Einrichtung und hebt die Verdienste ihrer hauptsächlichlichen Förderer: Mieille, Stead und Hartmann gebührend hervor. Unter den Zeitschriften, welche für diese Institution eintreten, wäre auch die *Nonyse Les Quatre Langues* zu erwähnen; auch sie vermittelt Korrespondenten und wendet sich mit ihrem Inhalt an Schüler. Der Verf. legt ferner den vielseitigen Nutzen des internationalen Schülerbriefwechsels dar, ohne ihre Mängel zu verschweigen, mit Ausnahme eines und eines sehr gewichtigen: ich meine die durch den brieflichen Verkehr übertragenen moralischen Schäden, deren Möglichkeit meines Erachtens bei dem in Frankreich vorherrschenden System von Internaten und bei der oft bedenklichen Orientierung der Neigungen ihrer Zöglinge nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Und eine strenge Überwachung, an sich schon dem Wesen des Briefwechsels widerstreitend, ist unmöglich und das um so mehr, als die Adressen-

vermittlung sehr oft nicht durch die Zentrale, sondern durch andere, schon korrespondierende Schüler geschieht.

Zum Schluß gibt M. einige Briefproben aus seinem Weimarer Erfahrungskreise und im Anhang die Regeln für den internationalen Schülerbriefwechsel.

Flensburg.

K. Engelke.

Vakanzen.

Gr.-Lichterfelde, G. Obl. Deutsch u. N. Spr. Kuratorium.

Guben, HMS. Direktor (N. Spr.). Magistrat.

Hagen i. W., G. u. RG. Obl. Math. u. Phys. Direktor Dr. Braun.

Kiel, Ref.-G. Obl. Gesch. Magistrat.

Limburg, G. u. RG. Obl. Math. u. Phys. Kuratorium.

Lippstadt, RG. Obl. Gesch. Direktor.

Montabaur, G. Obl. Deutsch. Kuratorium.

M.-Gladbach, OR. Obl. N. Spr. Oberbürgermeister.

Neunkirchen, RG. Obl. N. Spr. Kuratorium.

Remscheid, Reform-Sch. Obl. Lat. Direktor.

Schweidnitz, G. Obl. Deutsch, Lat., Griech. Magistrat.

Viersen, G. Obl. Gesch. u. Deutsch. Bürgermeister.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Deutsch-lateinisches Übungsbuch für Quarta

im Anschluß an die Lektüre des
Cornelius Nepos.

Von

Netzker und Rademann.

Preis \mathcal{M} 2.—

Platons Phädon.

Für den Schulgebrauch

erklärt von

Dr. Karl Linde,

Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Preis: \mathcal{M} 1.20.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Hierzu als Beilagen: 1) Titel und Register zu Jahrgang 1903 der „Neuen Philologischen Rundschau“; 2) Prospekt der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW., betr. Cauer, Grammatica militans, u. a. Verlagswerke.



